



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

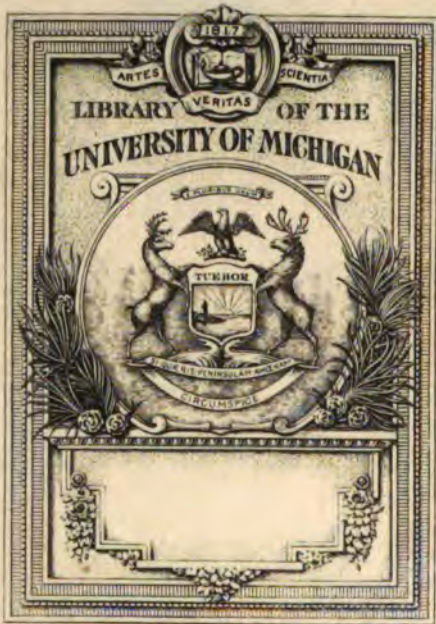
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





830.6

294

100

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfter Band.



Berlin.

Verlag von D. Hering.

1898.

10

Das. Nat.

Passage.

4-22-01

55211

## Inhalt.

Abeschlußegamen, das . . . . .	564	Dreiundneunziger, dem. Gedicht . . . . .	92
Akademie f. Maltechnik.		Duncans Kämmerlinge . . . . .	577
— — f. a. Kunstakademie.		Duse, die . . . . .	576
Alterszulagen, die, der Beamten . . . . .	161	Egypten . . . . .	597
Angst, die, vor der Börsensteuer . . . . .	285	Ei, das, des Caprivi . . . . .	385
Antisemitismus f. Freiland.		Elephant, der, und der Maulesel . . . . .	230
Aschermittwoch im Rothen Hause . . . . .	421	Eloquenz im Heere . . . . .	450
Bacchus f. Steuerträger.		Entwurf, der, eines eidgenössischen Strafgesetzbuches . . . . .	12
Bank Ziemski . . . . .	141	Experimentalpsychologie, die, der Zukunft . . . . .	119
Baugeschäft f. Wie man u. f. w.		Export-Politik . . . . .	97
Baum, der, der Erkenntniß . . . . .	331	Fall, der, Moll und die Schwur- gerichte . . . . .	478
Bedeutung, die, moderner Reiterei . . . . .	371	Fall, der, Toberenz . . . . .	143
Beim russischen Finanzminister . . . . .	49	Finanzminister, russischer f. Beim russischen F.	
Berlin in New-York . . . . .	473	Folgen, die, der Geldwerthände- rung . . . . .	398
Berufsgeheimniß, das, des Arztes . . . . .	455	Frage, die kunstwirthschaftliche . . . . .	608
Berufung, die, in Strafsachen . . . . .	405	Fraktion Pleite . . . . .	240
Befuhrsteuer, eine . . . . .	441	Freiland und Antisemitismus . . . . .	505
Bibliothek, die königliche . . . . .	467	Geldwerthänderung f. Folgen.	
Bilanz, die, von Chicago . . . . .	612	Genies, moderne. Gedicht . . . . .	324
Bismarck, Otto von . . . . .	129	Gott- Natur. Gedicht . . . . .	370
Bismarcks Arzt . . . . .	35	Haberfeldtreiben . . . . .	241
Bodenbesitzreform, die . . . . .	165	Harben f. Neptil.	
Bomben-Reklame . . . . .	481	Hazardspiel in der Armee . . . . .	298
Börsenjahr, das, 1893 . . . . .	614	Heinemann, Herr Staatsanwalt, und die Willensfreiheit . . . . .	497
Börsenjammer . . . . .	188	Hintertreppe, die neue . . . . .	278
Börsensteuer f. Angst.		Ibsenmausoleum, das . . . . .	174
Brown, Forb Madox . . . . .	274	Jesuiten in Sicht. Gedicht . . . . .	552
Bruckner, Anton . . . . .	135	Interessen, deutsche, in Central- amerika . . . . .	559
Bürgerkrieg, der chilenische . . . . .	353	Kampf, der, um die Währung . . . . .	248
Caprivi f. Ei.		Kohlenmarkt, der . . . . .	238
Caprivi-Witte . . . . .	289	Kommanditgesellschaft Hugo Voewy . . . . .	433
Capriviński und Marschallski . . . . .	529	Romödie, der portugiesischen, letz- ter Theil . . . . .	425
Charleys Tante im Neuen Palais . . . . .	337		
Chicago f. Bilanz.			
Chile f. Bürgerkrieg.			
Crispi, Francesco . . . . .	487		
Chon, Monsieur de . . . . .	479		
Deuththum, das, in Oesterreich . . . . .	109		
Differentialzoll, der, gegen Ruß- land . . . . .	105		

Aufzugsinsel, die . . . . .	233
Kultusministerium, aus dem Gebicht . . . . .	232
Kunstakademien . . . . .	219
Kunstschriststeller, zwei . . . . .	514
Laiengedanken über Steuern . . . . .	207
Leitartikel, zwei . . . . .	288
Leo XIII. als Papst . . . . .	199
— — f. a. Papst.	
Lombroso's Weib . . . . .	407
London f. Ostlondon.	
Loewy, Hugo f. Kommandit- gesellschaft.	
Mahnruf, ein . . . . .	549
Maltechnik und Akademien . . . . .	214
Marshall's Geschoß . . . . .	528
Mauleisel, der, f. Elephant.	
Metaphysik, die, als Wissenschaft	500
Mexiko in der Presse . . . . .	523
Meyerinck und Genossen . . . . .	282
Millionenerben . . . . .	38
Roll f. Fall.	
Monarchie, die vierte . . . . .	1
Mythologie, vergleichende . . . . .	224
Neurose bei Dante und Michel- angelo . . . . .	553
Nichtthun, das . . . . .	360
Nolitzbuch . . . . . 191.	431
Oper, eine neue . . . . .	470
Ostlondon als Nationalheilstatt.	268
Panama-Enquête, die . . . . .	79
Papst Leo XIII. . . . .	152
— — f. a. Leo XIII.	
Polizei und Prostitution . . . . .	88
Portugal f. Komödie.	
Prostitution f. Polizei.	
Psychologie des Weibes . . . . . 26.	72
Reiterei, moderne, f. Bedeutung.	
Reptil, das, Garden . . . . .	429
Revolte, eine, in der Kunstgeschichte	315
Rouge et Noir . . . . .	235

Russen, die, in Paris . . . . .	138
Saar, die, gegen Rhein und Ruhr	93
Sappho . . . . .	618
Schauspiel, ein vaterländisches . . . . .	521
Schule, die, von Athen . . . . .	574
Schule, die französische, nach Napoleon . . . . .	341
Schulen, kriminalistische . . . . .	603
Schulwesen, das heutige fran- zösische . . . . .	583
Sozialpolitik in Bosnien und der Herzegowina . . . . .	65
Sterben . . . . .	130
Steuern f. Laiengedanken.	
Steuerträger Bacchus . . . . .	376
Stimmung, die, in Württemberg	592
Strafgesetzbuch, eibgenössisches, f. Entwurf.	
Taafe, Graf, und seine Erben . . . . .	303
Tabakmonopol, ein kapitalistisches	321
Theater-Manchesterthum . . . . .	462
Theophrano . . . . .	145
Tobertenz f. Fall.	
Uebungen und Werke . . . . .	568
Unterrichtswesen, das napoleo- nische . . . . .	19
— — f. a. Schule, die fran- zösische.	
Vatikan f. Zukunft.	
Wahlreform, die österreichische . . . . .	260
Währung f. Kampf.	
Weberhimmel, der . . . . .	380
Wechselreitschule, die . . . . .	193
Weihnachten . . . . .	538
Weihnachtgruß, ein, in den Sachsenwald. Gebicht . . . . .	573
Wetterfahne, die. Gebicht . . . . .	86
Wie man ein Daugegeschäft wird . . . . .	45
Ziemski f. Dank Z. . . . .	145
Zukunft, die, des Vatikan's . . . . .	312





Berlin, den 7. Oktober 1893.

## Die vierte Monarchie.

**I**m ersten Jahre Belsazars, des Königs zu Babel, hatte Daniel, der dreiste Deuter der Träume Nebucadnezers, selbst einen seltsamen Traum. Vier große Thiere stiegen herauf aus dem Meer, eins je anders denn das andere: ein Löwe zuerst, der hatte Flügel wie ein Abler, doch ihm wurden die Flügel ausgerauft, er stand auf der Erde wie ein Mensch und ein menschliches Herz ward ihm gegeben; ein Bär dann, der hatte drei lange Zähne und fraß viel Fleisch; ein Panther danach mit vier Köpfen und vier Flügeln; endlich ein viertes Thier, das war anders denn die vorigen, gräulich und schrecklich und sehr stark, und hatte große eiserne Zähne, fraß um sich und zermalnte und das Uebrige zertrat es mit seinen Füßen, und das elste von seinen Hörnern hatte Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete große Dinge und war größer, denn die neben ihm waren, und stritt wider die Heiligen und behielt den Sieg über sie. Solchen merkwürdigen Traum zeichnete Daniel auf, und da er ihn nicht zu deuten wußte und von dem vierten Thier doch gern die Bedeutung erfahren hätte, ging er und holte sich Rath und hörte also: Das vierte Thier wird das vierte Reich auf Erden sein, welches wird mächtiger sein denn alle Reiche; es wird alle Reiche fressen, zertreten und zermalmen; das elste Horn aber, vor dem drei andere ausgerissen wurden, wird ein König sein, mächtiger denn keiner der vorigen, und der wird drei Könige demüthigen, den Höchsten lästern, die Heiligen des Höchsten verstören und sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern. Sie werden aber in seine Hand gegeben werden eine Zeit und etliche Zeiten und

eine halbe Zeit. Danach wird das Gericht gehalten werden, da wird dann seine Gewalt weggenommen werden, daß er zu Grunde vertilget und umgebracht werde.

So berichtet uns das Buch des Propheten Daniel und in der Offenbarung Johannis wird dieses Traumes Deutung im christlichen Sinne versucht. Seit aber Johannes lebte und lehrte, sind zwei Jahrtausende fast wieder verstrichen; drei Monarchien hat die Erde gesehen, den Caesar, den Basileus und den konstitutionellen König kennen gelernt, der mit dem eigenen Kopf nach drei anderen Köpfen noch, nach denen des Ministeriums und der Parlamente, sich richten muß, und die vierte Monarchie nur, die gräulichste und schrecklichste von allen, ist ihr immer noch unbekannt geblieben. Da kam, gerade zur rechten Zeit, aus einem neuen Babel eben ein neuer Daniel des Weges. Er heißt Emile Zola, er ist mit apokalyptischen Gesichten fürchtbar geplagt, hat mit der babylonischen Dame, so da gekleidet ist in Scharlach und Rosinfarbe, viel und oftermalen verkehrt und verkündet nun, als das neueste von seinen Traumgesichten, endlich das vierte Reich, da nicht mehr die Mächtigen dieser Welt dann, die Kaiser und Könige, die Geschicke der Völker leiten und lenken werden, sondern Zwist und Streitigkeit vor einen neuen und feierlichen Gerichtshof gebracht werden wird: vor die Gerichtsbarkeit der Weltkongresse der Presse. Und viele Leute entsetzten sich über dieses Gesicht und erkannten darin die wahre Deutung des vierten symbolischen Thieres, dessen mit den eisernen Zähnen und dem Maul, das redete große Dinge und war größer, denn die neben ihm waren, und stritt wider die Heiligen und behielt den Sieg über sie. Und Das auch erkannten sie, daß eigentlich das Zeitalter der vierten Monarchie schon angebrochen sei; und wenn die Entsetzten Deutsche waren und im Lande sich umsahen, wo Privatdepeschen veröffentlicht und Gesetze und Verordnungen ohne Scheu und Scham zurückgenommen werden, weil so die öffentliche Meinung es verlangt, dann beschlich ernste Kummerniß sie und die Weiseren unter ihnen traten zusammen und hielten Rath, ob denn wirklich durch die Jahrhunderte gegen alle Formen des Aberglaubens der große Krieg geführt worden sei, um der gräulichsten und schrecklichsten von allen hilflos am Ende die Welt auszuliefern.

Als neulich die Presse einen Kongreß veranstaltet hatte — noch

war es, der Welt zum Heile, kein Weltkongreß —, da mischte ein bayerischer Prinz sich unter die Schaaren und sprach zum Lobe der Presse höchst schwungvolle Worte und ermahnte sie nur, zu lügen nie und nie zu verleumben. Großer Jubel empfing diese Rede — denn immer, auch wenn sie sonst noch so demokratisch sich gebenden, sind die Landsknechte der siebenten Großmacht entzückt, so oft ein wirklich Großmächtiger wohlwollend sie auf die Schulter klopft — und ein Spezialist für Bezeigerung pries in noch schwungvolleren Worten den Fürstensohn, der von modernem Geist so sich erleuchtet zeigte, daß er die hehren und hohen Aufgaben der Presse begriff. Von einem Prinzen kann man nun nicht verlangen, daß er mit dem wahren Wesen der Presse vertraut sein soll, und ihn darf man entschuldigen, wenn er im Verleumben und Lügen — wogegen das Strafgesetz doch die Mittel bereit stellt — die einzigen Schäden der Presse sieht. Was hülfte es ihm auch, wenn er's besser wüßte? Spräche er diese bessere Erkenntniß aus, er hätte fortan bei jedem Vollbringen und Unterlassen das Thier mit den eisernen Zähnen gegen sich, während er nun, was er auch vollbringen und unterlassen mag, bis ans Ende seiner Tage aus dem Maul, das da große Dinge redet, nur freundliche Worte vernehmen wird. Metternich und Bismarck, der verschlagenste und der aufrichtigste unter den großen Staatsmännern, Lagarde und Vassalle, der radikalste Konervative und der radikalste Sozialaristokrat —: sie Alle haben ihren entschlossenen Kampf gegen die Presse bitter zu hüten gehabt und die Miquels nur und die Caprivis, die mit warmen Toasten und kaltem Abendbrot rechtzeitig das große Maul zu stopfen verstanden, nur die schreiten gehegt und gehätschelt einher und funkelnde Raketen und strahlende Schwärmer steigen, ihnen zur Ehre, hoch in die Lüfte empor. Die Zeit der Herrschaft des vierten Thieres scheint erfüllt und da ist es denn nicht weiter wunderbar, daß die Prinzen, die ethischen Sterngucker, die Sammler menschlicher Dokumente, und was sonst sich bemüht, mit weißer Salbe und schwarzer Prophezeiung die Menschheit zu bessern und zu bekehren, vor dem furchtbaren Ungethüm ergebenst sich entblößt und daß eher ein antisemitisches Drama auf eine Berliner Bühne kommt, als daß ein Kriegsruf gegen die Presse an das Ohr der Geknechteten gelangt, die in stolzer Anmaßung sich das Publikum nennen und die doch nur erfahren, was ihre Vormünder ihnen mitzutheilen für geschäftlich klug und vortheilhaft halten. Nicht ohne Grund hat

ein scharfsichtiger Franzose die Presse, längst bevor sie in den Sümpfen von Panama ihren guten Magen bewährt hatte, die Erbin der katholischen Kirche genannt: sie ist wirklich, als ein Kind der Reformation, das mit den *acta diurna* der Römer kaum noch den Namen gemein hatte, mit ihrem Gesinde an die Stelle der Priesterherrschaft getreten, sie hat auch die unwürdigsten Diener zu werthvollen Ziffern gemacht, mit denen man rechnen muß, und sie zeigt sich bestrebt, wie schlaue Weichtiger immer thaten, jedem gefährlichen, jedem kezerischen Geräusch das Ohr ihrer Gemeinde zu versperren. Von Haß und Verachtung, das ist wahr, sieht sie sich umgeben; aber sie herrscht und thront und die Hasser und die Verächter selbst eilen, wenn sie ihre Feste begehrt, pflichtschuldigst herbei, um der Thronenden eine Kerze zu opfern. Wer das für Uebertreibung hält, der mag lesen, wie das Jubiläum des Berliner Börsen-Couriers von den Aeltesten der Kaufmannschaft, vom Börsen-Kommissariat, vom Verein Berliner Kaufleute und Industrieller, von der General-Intendantz der Königlichen Schauspiele und vom Wiener Burgtheater gefeiert wurde und wie Herr Davidsohn in die angenehme Lage kam, die Glückwünsche des Grafen Hochberg, der Herren Bleichroeder, Mendelssohn, Goldberg und unzähliger Mimen und Mimenhalter entgegenzunehmen. Diese Huldigung galt nicht dem untergeordneten Tempeldiener, dessen Aufführung und Gemeinschaft sich wohl kaum des Beifalls aller Gratulanten erfreut — Einer davon wollte vor sechs Monaten in diesen Blättern Herrn Davidsohn vernichten und wurde mit Mühe nur von diesem posthumen Totschlag zurückgehalten — : die Huldigung galt der Gottheit selbst, dem mystischen Ungethüm, das auch in seinem niedrigsten Organ noch die Mühe des Schmeicheln und Streichelns reichlich belohnt.

In den Kreisen der Tempeldienerschaft, wo man aus eigner Erfahrung die Unsauberkeit des Handwerkes am Besten kennt, ist über die Ausdauer der gläubigen Anhänglichkeit bei der profanen Menge das Staunen oft groß und häufig vernimmt man die Frage, wie lange denn wohl noch das Publikum den dummen Unfug sich gefallen lassen wird. Solche Kezeraanficht aber hält man ängstlich verborgen, spricht sie im sicheren Gehege der Kamradtschaft höchstens aus, pflegt öffentlich mit edlem Eifer das schöne Gefühl der Kollegialität und der Solidarität und ist seelenvergnügt, wenn ein bayerischer Prinz oder ein französischer Romancier den aufdämmernden Bedenken eine be-

schwichtigende Morphiumeinspritzung giebt und wenn in aller Behaglichkeit man, schwarz auf weiß, wieder einmal lesen kann, welcher über alle Maßen herrlichen Institution man zu dienen berufen ist und wie die Presse heute den Verstand und die Macht in der Welt bedeutet. Freudiger glänzen dann jedem Kuli die Augen und der kleinste Reporter sogar, der erbärmlichste, der im Sommer, da er den Turf gründlich kennt und die Coulißen, vom Buchmachen und von leichter Kuppelerei mühsam sich ernährt, der sogar trägt das Haupt höher und sucht, durch ein stolzeres Schlenkern der langen Arme, den Begegnenden zu zeigen: Seht mich an, auch ich gehöre dazu, auch ich bin ein Großmachtwürdenträger. Und er hat Recht und ist gar nicht lächerlich; denn nicht auf die literarische Leistung: auf die Macht, Doffentlichkeit zu gewähren, kommt es an und deshalb ist in dem neuen Orden der Zeilenbrüder auch der Bettelmönch Schmod, der in zwanzig hauptstädtische Zeitungen einer Nachricht den Eintritt verschafft, oft der gefürchtetste und der wichtigste Mann.

Der alte Schmod, wie in philistrisch stillen Tagen Gustab Freitag ihn sah, war ein Kerlchen, so jammervoll wie harmlos, das sein Berichtchen schrieb, nach rechts oder nach links, wie es eben verlangt wurde, und das nur einen Herzenswunsch kannte: Raas aus der Literatur und rein in ein ruhiges Geschäftchen, wo man sein Bißchen Essen verdienen kann, ohne Brillanten schreiben zu müssen, die Einem der Blumenberg am Ende dann doch noch streicht, weil er nur Thatsachen haben will, für fünf Pfennige die kleine Zeile. Ein neuer Schmod hätte für den Obersten und für seinen Gegenkandidaten zugleich die Wahlreklame besorgt, den Gutschreiber angepumpt, das Debut der französischen Tänzerin wirksam in Szene gesetzt und über den Verkauf der „Union“ eine Notiz lancirt, worin der lustige Bolz unser allseitig beliebter Feuilletonist und der Justizrath Schwarz mindestens die gefeiertste Zierde des Berliner Barreau genannt worden wäre. Das hätte ihm ein schönes Stück Geld eingebracht und um ein Semmelchen mit Lachs brauchte er dann gewiß keinen Finger zu rühren. Mit verächtlich gerümpfter Lippe nur spricht der Zeitungsleser das Wort Reporter aus; er weiß eben nicht, wie gut es heute dem Reporter geht, — dem einzigen Arbeiter, der, weil er auf seinem Fleckchen nicht leicht einen ernstlichen Konkurrenten hat, auf der großen Verlagsplantage anständig bezahlt und behandelt wird.

Unständig bezahlt wird gewöhnlich auch der Chefredakteur; aber mit seiner Behandlung ist es manchmal recht übel bestellt. Er ist zwar nicht, wie der Unteroffizier, der Stellvertreter Gottes auf Erden, doch der Landpfleger des Kapitalisten oder der Kapitalistengenossenschaft, der oder die den Verlag bezahlt und für die Druckerrchnung aufkommt, und um seine gebeugten Schultern knallt zuerst des unbarmherzigen Aufsehers Peitsche. Er muß dafür sorgen, daß die Zeitung immer genau wie das Abonnentenpublikum denkt und um Pollesbreite nicht von der Meinunglinie des öffentlichen Unverstandes irrt, daß berechnigte Wünsche zahlungsfähiger Inserenten nicht verleßt werden, daß früher als andere Blätter oder mindestens doch mit ihnen zugleich das Blatt die letzten Nachrichten und die neuesten Telegramme hat, daß für Verwandte und Bekannte immer zwei gute Logenplätze bereit liegen und daß namentlich zum Füllen der Annoncenbeilagen der nöthige Text niemals fehlt. So ein moderner Verleger ist eben aus ganz anderem Stoffe als Freytags guter Herr Henning, der bänglich nur fragt, was nun wohl richtiger sei, Konditor oder Kandidator zu drucken, und der mit boshaften Scherzen von seinem Redakteur sich hinauskomplimentiren läßt. So ein moderner Zeitungverleger ist auf dem weiten Rund der von seinen Abonnenten bewohnten Erde einfach der mächtigste und ein schlechtweg allmächtiger Mann: er bestimmt die politische Richtung, er giebt durch den Mund seines Beauftragten dem Theaterkritiker seine Wünsche kund, er ächtet oder bevorzugt neue Erscheinungen der Kunst oder Literatur und bezeichnet die Leute, die in seinem Blatte nicht genannt werden dürfen und die für so und so viel tausend oder hunderttausend Leser deshalb nicht existiren. Er zwingt die Politiker der aus Geschäftsrücksichten von ihm bevorzugten Partei in seinen Dienst und übt, wenn seine Auflage groß genug ist, auf die Geschicke des Vaterlandes den entscheidenden Einfluß. Oder wäre das Pronunciamento Derer gegen Richter möglich gewesen und wäre die Militärvorlage in den bergenden Hafen gelangt, wenn Herr Rudolf Mosse es nicht für angezeigt gehalten hätte, mit Tageblatt und Morgenzeitung von der Jerusalemstr. zur Wilhelmstraße den Anschluß zu erreichen und, gegen frühzeitige Benachrichtigungen aus dem Holsteinischen, in der „gelesensten“ und in der „verbreitetsten“ Zeitung den Ruhm des großen Caprivi auszuposaunen? Der erfahrene Eugen weiß ganz genau, warum er gegen Herrn Mosse immer jetzt so wüthet:

die verfrachte Fraktion der Willard-Werthe war mit ihren Hilbesheimer, Barth und Klausner niemals auch nur für eine Stunde lebensfähig, nahm Rudolf Wosse nicht, der Ueberwinder der Haafenstein und Bogler, sie in seinen Ehrfurcht gebietenden Schutz.

Dieser Wosse nun, der mitunter ganz arisch auch Müller oder Lessing heißt, gebietet seinem Haufen, wie kaum ein Caesar oder Basileus seinem Volke gebot, denn er kann, wann es ihm beliebt, jedem Einzelnen — zwar nicht das Leben, aber die Mittel nehmen, wovon er lebt. Der Haufe besteht aus Proletariern, aus Leuten also, denen die materiellen Mittel fehlen, um jemals selbständig werden zu können, und denen oft auch der Fleiß und die Fähigkeit fehlt, ohne materielle Mittel den Kampf um die Selbständigkeit zu wagen. Und wie es legitime Monarchen giebt, denen verschuldete Minister die liebsten sind, weil die eine eigene Meinung sich niemals gestatten dürfen, so giebt es im Bereiche des Holzpapiers auch Selbstherrscher, denen der ärmste und verrufenste Redakteur der willkommenste ist, weil der anderswo nirgends mehr einen Unterschlupf findet und knirschend und stöhnend doch in das Joch immer wieder sich fügen muß. Der „freie“ Schriftsteller, der darauf angewiesen ist, da und dort einen Artikel unterzubringen, muß sich heutzutage, wo von den Korrespondenzen Leitartikel zu fünf und Feuilletons zu drei und zwei Mark zu beziehen sind, die Haut von den Fingern schreiben, um nur des Lebens Nothdurft zu erjagen. Hat er industrielle Talente oder mehr als zwei Kinder, dann gründet er selbst eine Korrespondenz und versorgt von Berlin aus acht oder mehr Provinzzeitungen mit Leitartikeln oder hauptstädtischen Briefen, die er sorgfältig aus der Fülle der vorhandenen Parteiblätter zusammensstellt und pünktlich vor Abgang der Züge auf die Bahn befördert. Hat er keine industrielle Talente, aber Glück, dann wird er in Paris, in London oder in Petersburg Korrespondent und schindet sich, auf daß er nur ja keinen Unsinn, den in Paris, in London oder in Petersburg die Presse zu Tage fördert, deutschen Lesern unterschlage; er meldet prompt, was irgend ein Winkelblatt der Boulangé über die franco-russischen Feste faselt, und sofort heißt es am nächsten Morgen bei uns dann: Welche Wogen jetzt in Frankreich die poffenhafte Begeisterung schlägt, darüber belehrt uns ein eigener Drahtbericht; oder, wenn Balfour in Belfast eine zweistündige Rede gehalten hat, nimmt der Korrespondent den vierzigseitigen



Auszug der „Times“, telegraphirt daraus hundertundzwanzig Worte seinem Blatt und nach diesem Extrakt eines Extrakts heißt es dann bei uns wiederum: Mit welchen Mitteln die konservativen Obstruktionisten gegen Gladstones genialen Plan jetzt zu Felde ziehen, davon erhält man ein lehrreiches Pröbchen aus dem folgenden eigenen Drahtbericht. Der Redner hat zwei Stunden gesprochen, der erste Reporter hat ihn vielleicht falsch verstanden, der Telegraphist kennt vielleicht die Nuancen der englischen Sprache nicht — einerlei: das Blatt ist liberal, Gladstone muß verherrlicht werden und die Obstruktionisten werden verbrannt. So ist aus dem Montenegriner der „einzige Freund“ des Zaren geworden und dem Munde Humberts war das landesübliche *carissimo amico* kaum entfahren, da war der Deutsche Kaiser auch schon durch eigenen Drahtbericht nicht im Superlativ romanischer Höflichkeit sein sehr lieber, sondern sein bester Freund.

Wer weder industrielle Talente noch Glück und doch mehr als zwei Kinder hat, der sucht um jeden Preis als Redakteur unterzutriecken, weil er für eine Weile da wenigstens in sicherem Brote sitzt und von gefälligen Kassirern Vorschüsse erheben kann. Um jeden Preis, und der erste, der selbstverständlichste ist: die Selbständigkeit. Der Proletarier muß kapitalistische Unternehmerpolitik machen; er muß gegen die Strikes wettern und die Sozialisten vernichten und er ist doch selbst in seines Herzens Schrein Sozialist und machte so gern doch selbst einen Strike; er glaubt an Flürscheim und Henry George, aber der Verleger hat große Terrains und von Bodenbesitzreform darf in seinem Blatte nur verächtlich tabelnd die Rede sein; er verachtet die fraktionellen Schwäger, die er in ihrer rathlosen Eitelkeit von der Stenographentribüne aus allzu sehr in der Nähe gesehen hat, aber der Verleger giebt große Dinners, wo ein Landesdirektor a. D. Rickert oder ein früherer Major a. D. Hinzge als Tafelauffatz nicht fehlen darf, und Rickert und Hinzge müssen herzlich und nachdrücklich deshalb gelobt werden. Er weiß, wie der auswärtige Korrespondent, ganz genau, was er schreiben und was er nicht schreiben darf, was man ihm gern druckt und was man ihm unter allen Umständen streicht; und da er doch umsonst sich nicht plagen, da er leben will und vielleicht das Programm von vier hungrigen Mäulern immer im Hause hat, so wird er eine Maschine, schluckt seine Ideen und Ansichten herunter und schreibt, was er schreiben darf und was man ihm gern

druckt. Thut er etwa Unrecht? Il faut vivre, parbleu! Und zu Hause die Frau meint, daß er jetzt erst ganz auf dem richtigen Wege ist.

Diese Zustände sind nicht vom vorigen Donnerstag: 1840 schon hat sie Heine in seinen Pariser Briefen geschildert. „Es sind gewöhnlich Kapitalisten oder sonstige Industrielle“, schreibt er da an die Augsburger Allgemeine, „die das Geld herschießen zur Stiftung eines Journals; sie spekuliren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden, oder sie hegen den Hintergedanken, das Journal späterhin, sobald es eine hinlängliche Anzahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Der Redakteur en chef eines französischen Journals ist ein Kondottiere, der durch seine Kolonnen die Interessen und Passionen der Partei, die ihn durch Absatz oder Subvention gebungen hat, vertritt und vertheidigt. Seine Unterredakteure, seine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militärischer Subordination, sie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präzision, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hat irgend ein unachtsamer Mitarbeiter das Kommando überhört, hat er nicht ganz so geschrieben, wie die Konsigne lautete, so schneidet der Redakteur en chef ins Fleisch seines Aufsatzes mit einer militärischen Unbarmherzigkeit, wie sie bei keinem deutschen Censor zu finden wäre. Sobald man sich entfernt von der Diskussion der Tagesinteressen, der sogenannten Aktualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redakteure der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit ironischer Höflichkeit zurückweisen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncirende Vermittelung mit dem Publikum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und faktisch existirt für diese durchaus keine Pressfreiheit —: Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal.“ — Das ist geschrieben, als Thiers schon, um sie finanziell unabhängig zu machen, die Zeitungen auf den Weg der Annoncen verwiesen hatte und als, wie Balzac erzählt, das Gewimmel der kleinen Journalisten längst schon vorhanden war, die unmittelbar vor dem Schluß des

Blattes nur darüber zu wachen hatten, daß ihre Notiz noch ein Plätzchen fand, die mit Gewalt oder List diesen Platz reklamirten und der Reklame damit, dem wichtigsten Leitwort des modernen Journalismus, den Namen gaben. Von César Birotteau bis zu Ferdinand Lesseps und von Thiers bis zu Rouvier ist der Weg eben gar nicht so weit, wie mancher Mann manchmal sich ihn denkt.

Und nun kommt Herr Zola, überfieht, der doch der Mann der Dokumente sein will, diese ganze langgestreckte Entwicklung und zerbricht sich den Kopf darüber, ob die Artikel unterzeichnet oder anonym in die Welt wandern sollen. Was er an der englischen Presse rühmt — die unpersönliche, die mystische Macht —, das hat die französische Presse schon überwunden. Die Franzosen sind, mit allen ihren Fehlern, auch darin wieder den übrigen Völkern voraus: sie glauben längst nicht mehr an den Parlamentarismus und den Journalismus, der die herrliche Ernte von 1793 ihnen bescheert hat, sie wundern sich nicht erst wer weiß wie sehr, wenn ein in Wort oder Schrift Tagelöhnerndes sich als ein bestochenes Lümppchen entpuppt, denn das trauen sie von vornherein jedem Parlamentarier und jedem Journalisten zu, und sie hören nicht auf den Journalisten, der in einer geheimnißvollen Maschine nur ein Rädchen und in einer Riesenspekulation nur eine winzige Ziffer ist, sondern sie fordern eine deutlich sichtbare Persönlichkeit, die sie kontroliren können, die sie interessirt und amüsirt, solange in dem Gehirnen Interessantes oder Amusantes nach außen drängt. Deshalb sind sie Gegner der Anonymität und nehmen den Kampf der entfesselten Eitelkeiten mit in den Kauf und fragen, was Francis Magnard und Henry Drummont gesagt hat, und nicht, was der Figaro oder die Libre Parole ihnen zu denken vorschreibt, weil das royalistische oder das antisemitische Geschäft es gerade so verlangt. Sie wollen den Hans Cade wenigstens kennen, der heute noch wie in Shakespeares Heinrich dem Sechsten, und heute lauter als damals, durch die Gassen schreit: „Der stolzeste Peer im Reich soll keinen Kopf auf den Schultern tragen, wenn er mir nicht Tribut zahlt; kein Mädchen soll sich verheirathen, ohne daß sie mir ihre Jungferschaft bezahlt, ehe ihr Liebster sie kriegt, und alle Menschen sollen unter mir in capite stehen“.

In England und namentlich in Deutschland ist man noch nicht so weit; da ist Hans Cade noch eine geheimnißvolle, eine mystisch

ragende Macht und Wenige erst fangen an, morgens und abends sich zu überlegen, warum ihr Spezial-Gabe gerade so und nicht anders über die neuesten, die heute wichtigsten und morgen vergessenen Ereignisse schreibt: erstens, weil ihm so befohlen ist, und zweitens, weil es wenig Hirnschmalz kostet, die Fraktionwalze zu drehen und auf das Wort Bismarck mit „Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel“ und auf jedes Steuerprojekt mit der „Liebesgabe an die Großbrenner“ zu antworten. Allmählich aber bringt doch die Ueberzeugung durch, daß da ein geistiges Gift verabreicht wird, das auf die Länge die Volksgesundheit völlig vernichten muß. Und allmählich kommen die Verständigen, die von der dümmsten Regierung, weil die aus öffentlichen Mitteln bezahlt und durch öffentlichen Unwillen beseitigt werden kann, noch zehnmal lieber als von Weltkongressen der Presse sich leiten und lenken lassen wollen, auch dahinter, daß nur die Beseitigung der Anonymität die furchtbar drohende vierte Monarchie aufhalten kann. Wenn man weiß, wer Etwas schreibt, dann kann man die Meinung auch wägen; und wenn Daniel vor den eisernen Letternzähnen sich nicht entsetzt, sondern weislich bedacht hätte, daß ein Maul, mag es noch so große Dinge auch reden, mit dem Horn, das es trägt, doch ausgebrochen werden kann, dann wäre er vor dem apokalyptischen Ungethüm nicht erbleicht und er hätte sich in aller Ruhe gesagt, daß die Welt, die mit dem Caesar fertig geworden ist und mit dem Basileus, die den geflügelten Löwen und den freßsüchtigen Bären überdauert und mit dem vierköpfigen Parber ganz behaglich sich eingerichtet hat, am Ende auch noch erleben wird, daß, wie es die Schrift verheißt, über das vierte Thier das Gericht gehalten und seine Macht weggenommen und es zu Grunde getilget und umgebracht werde.



## Der Entwurf eines eidgenössischen Strafgesetzbuches

### Sachliche und persönliche Anmerkungen.

Seit den ersten Septembertagen etwa ist dieser jüngste und zweifellos eigenartigste aller Strafgesetz-Entwürfe in meinen Händen. Seither trug ich mich mit dem Gedanken, ihn an dieser Stelle zu besprechen und, ohne Erörterung juristischer Einzelheiten, in großen Zügen zu zeigen, was wir im Deutschen Reiche aus ihm lernen könnten. Aber die Ausführung dieses Gedankens scheiterte an der Besorgniß, daß Das, was mir, dem Kriminalisten, am Herzen liegt, den Lesern der „Zukunft“ zu sachlich und sachlich erscheinen könnte; daß meinen Ausführungen das persönliche Gepräge, die Beziehung auf einzelne, bestimmte Menschen mangeln müßte, die allein der Fachtritt Leben und Wärme zu geben vermag. Inzwischen ist das anders geworden. Die Tagesblätter haben die Nachricht gebracht, daß der eidgenössische Staatsmann, der der einheitlichen Gesetzgebung seines Vaterlandes auf allen Gebieten die Bahn gebrochen hat, daß der Bundesrath Louis Ruchonnet, unbestritten einer der einflußreichsten und angesehensten Politiker der Schweiz und bis zu seinem Tode Chef des Justizdepartements, in Folge eines Schlaganfalles, 59 Jahre alt, am vierzehnten September verschieden ist. Und mit einem Male tritt das ganze, vielverschlungene Gewirre menschlichen Treibens, der Widerstreit individueller Meinungen und Interessen, mir vor die Seele; die Arbeit des Berner Kollegen und Freundes, dessen Feder der Entwurf entstammt, erscheint mir als ein Stück nicht nur aus der Geschichte der Schweiz, sondern aus der geistigen Bewegung unserer Tage. In dieser Gestalt muß er wohl auch dem Nicht-Juristen von Bedeutung sein. Mir selbst aber genügt es, wenn diese Zeilen als der Ausdruck der dankbaren Hochachtung erscheinen, die ich dem Andenken Ruchonnets bewahre, und als ein Beweis der lebhaften Theilnahme, mit der ich das Bemühen der Schweiz verfolge, sich die Rechtseinheit zu gewinnen.

Ich lernte Ruchonnet im Sommer 1890 kennen. Damals war er Präsident der Eidgenossenschaft. Unsere junge „Internationale Kriminalistische Vereinigung“ hatte sich zum ersten Male hinausgewagt in die Öffentlichkeit; vom 12. bis 14. August hielten wir unsere allgemeine Versammlung in Bern ab und Ruchonnet hatte den Vorsitz bei unseren Verhandlungen übernommen. In meisterhafter, staatsmännischer Rede begrüßte er die fremden Gäste; klar und bestimmt, mit staunenswerther Sachkenntniß und unverwundbarem Urtheil, alle glänzenden Lebensarten peinlich vermeidend, schilderte er unsere von der Parteien Gunst und Haß verzerrten Bestrebungen. Die ganze Wärme der schweizerischen Gastfreundschaft sprach aus seinen Worten, eben so wie die opferwillige Hingebung an alle gemeinnützigen, auf dem festen Boden der Wirklichkeit stehenden Bestrebungen; zugleich aber auch die Scheu vor hochfliegenden Zukunftsträumen, das Mißtrauen gegen unerprobte und unversittete Vorschläge, die Besorgniß, daß seine Theilnahme an den Arbeiten der Vereinigung als Billigung unserer sämtlichen „Grundsätze“ ausgelegt werden könnte. Wir haben in anderen Ländern, vor wie nach 1890, wärmeren Empfang von Seiten der leitenden Staatsmänner gefunden, die ja zum Theil, wie in Belgien und Norwegen, zu unsern thätigsten Mitgliefern gehören; aber die vornehm-sachliche, ruhig-liebenswürdige Haltung Ruchonnets verfehlte schon damals ihre Wirkung auf uns nicht, und noch heute denke ich in dankbarer Erinnerung an sie zurück. Sie gab uns die Ueberzeugung, daß unseren Berathungen die vorurtheilslose Prüfung eines klugen und erfahrenen Staatsmannes nicht fehlen werde; sie ließ uns hoffen, durch die Kraft unserer Beweisführung die Voreingenommenheit zu zerstreuen, auf die unsere Bestrebungen bei einem Theile der schweizerischen Juristen gestoßen waren. Und in der That: als Ruchonnet nach dreitägiger Berathung die Versammlung schloß, waren seine Besorgnisse geschwunden, war sein Mißtrauen verflogen, und in ungezwungener Herzlichkeit klang seine Rede aus. Dann folgte das Festmahl in Thun. Beim Klange der Gläser wurde die Herzlichkeit zur Begeisterung; in dem vorsichtigen Staatsmann kam der heißblütige Waadtländer zum Durchbruch; und als Ruchonnet in seiner Tischrede von den großen Aufgaben der Zukunft sprach, wie sie durch unser Programm vorgezeichnet waren, rollten ihm die Thränen über die Wangen. Und die Rede zündete, wie wohl kaum jemals die Tischrede eines unserer deutschen Würdenträger. Unvergesslich bleibt mir das Bild, wie einer der jüngsten Beamten des Justizdepartements auf den Bundespräsidenten zueilte und in heller Begeisterung ihn auf beide Wangen küßte. Wenn das einem preussischen Landrath von einem seiner Referendare geboten würde! Aber freilich — in diese Gefahr kommt er

nicht. Damals meinte gar Mancher von uns — und ich war unvorsichtig genug, es öffentlich auszusprechen —, daß der eben vorbereitete Strafgesetzentwurf für die Eidgenossenschaft Geist von unserm Geist und Fleisch von unserm Fleisch sein müsse und sein werde, daß auf dem Boden der Schweiz das erste, unseren Anschauungen völlig entsprechende Strafgesetzbuch entstehen werde.

Heute ist die Begeisterung längst verrauscht. Und Ruchonnet ist gestorben, wenige Tage nachdem der Vorentwurf in seinem ersten, allgemeinen Theil in den Buchhandel gebracht worden ist. Die ruhige Kritik hat das Wort. Sie fragt, was aus jenen Erwartungen und Hoffnungen geworden ist. Und sie muß sich gestehen, daß der Verfasser des Entwurfes zwar Vorzügliches geleistet, aber nicht daran gedacht hat, das Programm der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung zu verwirklichen. Ich will gleich hinzufügen, daß ich ihm daraus keinen Vorwurf mache. Um Das zu erklären, muß ich aber etwas weiter ausholen.

\* \* \*

Für die Schweiz handelt es sich vor Allem darum, die Rechtseinheit auf strafrechtlichem Gebiete herzustellen, die mehr als zwanzig kantonalen Strafgesetzbücher durch Ein eidgenössisches Strafgesetzbuch zu ersetzen. Die Anregung ist im Jahre 1887 von dem schweizerischen Juristenverein ausgegangen; sie fand beim Bundesrath wie beim Nationalrath günstige Aufnahme. Ruchonnets bleibendes Verdienst war es, ruhig und des Zieles sich bewußt, hier wie in andern Fällen die Angelegenheit in die richtigen Bahnen geleitet zu haben. Mit dem Vorsitzenden des schweizerischen Juristenvereines, Professor Zeerleder in Bern, vereinbarte er den Gegenstand der Vorarbeiten. Diese wurden, in glücklicher Wahl, dem Berner Professor Dr. Karl Stooß übertragen. Im August 1890, gerade als wir in Bern tagten, veröffentlichte Stooß die erste Vorarbeit: „Die schweizerischen Strafgesetzbücher, zur Vergleichung zusammengestellt und im Auftrage des Bundesrathes herausgegeben.“ 1892 und 1893 folgten die beiden weiteren Bände: „Grundzüge des schweizerischen Strafrechts.“ Vor wenigen Wochen wurde der erste (allgemeine) Theil des Vorentwurfes ausgegeben (mit der vom Professor Gautier in Genf gearbeiteten, trefflich gelungenen; französischen Uebersetzung). Der besondere Theil und die Motive werden bald nachfolgen. Der Entwurf ist als Privatarbeit von Stooß zu betrachten; erst aus den Beratungen der noch in diesem Monate zusammengetretenen Kommission wird der amtliche Entwurf selbst hervorgehen.

Beachtenswerth und recht lehrreich für uns ist zunächst die Art, wie man in der Schweiz die Ausarbeitung großer einheitlicher Gesetzbücher in



Angriff nimmt. Der praktische Schweizer ist sich darüber klar, daß ein brauchbarer Entwurf, als erste Grundlage aller weiteren Beratungen, immer nur von einem Einzelnen, niemals von einer Kommission gearbeitet werden kann; und daß dieser Einzelne ein Mann sein muß, der den ganzen zu verarbeitenden Stoff wissenschaftlich völlig beherrscht und überdies auf Jahre hinaus Zeit erhält, sich seiner großen Aufgabe ganz zu widmen. Der praktische Schweizer weiß sich aber auch, bei der Auswahl der geeigneten Persönlichkeiten, frei zu halten von der Abneigung gegen die „gelehrten“ Professoren, die bei uns, in Preußen wenigstens, den alten wie den neuen Kurs kennzeichnet. Auch für die Vorarbeiten zu ihrem einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuch hat sie Das so gemacht. Sie hat diese dem Manne übertragen, der durch sein vierbändiges Werk „System und Geschichte des schweizerischen Privatrechts“ den Ruhm deutscher Gelehrtenarbeit wieder einmal in ferne Länder getragen hat: dem feinsinnigen Eugen Huber, bis zum Herbst 1892 Mitglied unserer Hallischen Juristenfakultät, die den Freund und Kollegen eben so ungern in seine Heimath ziehen ließ wie die juristische Studentenschaft den mit Begeisterung verehrten Lehrer. Es kommt mir nicht in den Sinn, behaupten zu wollen, daß jeder gelehrte Jurist ein guter Gesetzgeber sein müsse; aber das scheint mir unzweifelhaft, daß nur ein solcher es sein könne. Und daß die vortragenden Räte unserer Ministerien es ganz regelmäßig nicht sind, dafür haben wir nachgerade wohl ausreichende Beläge.

Diese den freien Schweizer auszeichnende Achtung vor sachmännischer Tüchtigkeit ist nicht etwa an die vaterländischen Grenzen gebunden. Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren der Entwurf eines norddeutschen Strafgesetzbuchs aufgestellt werden sollte, hat man die Vertreter der deutschen Strafrechtswissenschaft links liegen lassen. Mit Zustimmung Ruchonnets war Stoos bei seinen Vorarbeiten in steter Fühlung mit deutschen Fachkollegen. Und wer einen Blick in seine Arbeitsstätte geworfen hat, der weiß, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Verständniß, mit welcher Selbsterleugnung er unsere Bedenken und Einwendungen geprüft hat, ohne jemals die Selbständigkeit seines Urtheils preiszugeben.

Aber der Einzelne, dem die große Aufgabe übertragen ist (und für den Mann, der sein Land und sein Volk liebt, kann es keine größere Aufgabe geben als die des Gesetzgebers), muß auch in steter Wechselbeziehung mit der Öffentlichkeit stehen. Nichts ist für den Gesetzgeber unheilvoller als bureaukratische Geheimnißkrämerei. In seine Studirstube eingeschlossen, verliert er während der jahrelangen Arbeit die Fühlung mit dem Volke, für das er arbeiten soll. Wir haben es ja erlebt an dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich; wir wissen, durch eigene

traurige Erfahrung belehrt, wohin der ängstliche Ausschluß jedes frischeren Luftzuges führt. Hoffentlich vergißt das deutsche Volk die ihm gegebene Lehre nicht so bald! In der Schweiz hat die Kritik gesprochen, noch ehe der erste Paragraph gearbeitet war; die Grundfragen wurden von Vereinen und Fachleuten berathen und von der Presse erörtert; der Verfasser schrieb sozusagen mitten im dichtesten Kugelregen der wogenden Schlacht. Das hat für schwache Nerven (und mitunter wohl auch für starke) sein Unangenehmes. Aber man weiß dann wenigstens, wo die Gegner stehen und auf Was sie ihre Angriffe richten. Und man kann berechtigten Einwendungen Rechnung tragen, noch ehe es zu spät ist. Will man den Grundriß ändern, so thut man das doch am Besten vor Beginn des Baues.

Mir scheint es, als habe Stoß den Grundriß geändert. Wenn ich dem Entwurf einen Vorwurf mache, so wäre es der einer übergroßen Vorsicht. Aber ich gebe gern zu, daß, wie die Dinge heute in der Schweiz liegen, ein kühneres Vorgehen für die Vereinheitlichung des Strafrechts selbst hätte gefährlich werden können.

\* \* \*

Wie das einheitliche italienische Strafgesetzbuch mit dem Regionalismus zu kämpfen hatte, so tritt dem Stoßschen Entwurf der Kantönligeist entgegen. Das Schicksal dieser Professoren-Arbeit wird daher wie eine Windfahne die Richtung angeben, in der das schweizerische Staatsschiff im nächsten Jahrzehnt sich bewegen dürfte. Professor Pfenninger in Zürich ist der wissenschaftliche Vorkämpfer der partikularistischen Gegner des Entwurfs. Als Fachmann herzlich unbedeutend, aber ein gewandter Agitator, versteht er es, die Schlagwörter zu finden, denen die blinde Menge folgt.

Neben der Erregung kantonaler Sonderströmungen, neben der Aufreizung des Volkes gegen fremden, insbesondere auch deutschen Einfluß auf schweizerisches Recht, muß die Internationale Kriminalistische Vereinigung als Schreckruf im Kampf herhalten, so gut es eben gehen mag. Das sind die Deterministen, sagt Pfenninger dem gruselnden Volke; sie leugnen die Willensfreiheit, sie untergraben Recht und Sitte und sägen den Ast ab, auf dem sie, als Kriminalisten, selber sitzen. Der Entwurf aber soll nach ihren Lehren gearbeitet werden; Euer gutes, altes, heimisches Recht will man Euch nehmen zu Gunsten der fremdländischen Neuerungen der „neudeutschen Schule Liszts, welche sich nennt Internationale Kriminalistische Vereinigung“ (Pfenninger 1890); habt Ihr Muchonnetts Auftreten für die Vereinigung vergessen? Ergreift die Waffen zum Kampf für Eure Schweizerische Eigenart! — Und es giebt Leute genug, die Das glauben, wenn es ihnen oft genug vorgefagt wird. Ist es zu verwundern, wenn der

Verfasser des Entwurfs mit verdoppelter Vorsicht den Schein vermeidet, als segle er im Fahrwasser keizerlicher Irrlehren?

\* \* \*

Ich habe es schon oben angedeutet: der Entwurf bleibt zurück hinter den Erwartungen, die der August 1890 gezeitigt hatte. Damals meinten wir, er werde völlig neue Bahnen gehen, im Ganzen wie im Einzelnen die Züge des kommenden Jahrhunderts tragen. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Der Entwurf ist eine hervorragend tüchtige und selbständige Arbeit. Aber er knüpft überall an Bestehendes an; er will weiterbauen auf der durch seine Vorgänger gewonnenen Grundlage. Die Gegner der Vereinigung müßten die Thatsachen fälschen, wollten sie dem gedruckt vorliegenden Entwurfe gegenüber ihre Vorwürfe wiederholen.

Um die Vorzüge des Entwurfs zu würdigen, dürfen wir uns also nicht auf den Standpunkt einer bestimmten wissenschaftlichen Richtung stellen. Wir müssen die Aufgabe fassen, wie sie dem Verfasser gestellt war: der schweizerischen Eidgenossenschaft ein Strafgesetzbuch zu schaffen, das, einfach und klar in der Anlage, der Rechtsordnung genügende Waffen im Kampfe gegen das Verbrecherthum zur Verfügung stellt. Und diese Aufgabe hat Karl Stooß in ausgezeichnete Weise gelöst.

Einfach und klar ist die Anlage des Entwurfs. Man kann sich keinen schärferen Gegensatz denken als die Sprache, die Stooß spricht, und das unerträgliche Juristendeutsch in dem Entwurf unseres bürgerlichen Gesetzbuchs. Seit der peinlichen Gerichtsordnung Karls des Fünften hat kein Strafgesetzgeber so schlicht, so gemeinverständlich, so volksthümlich gesprochen. Das kann an dieser Stelle nicht im Einzelnen nachgewiesen werden. Ein Beispiel für viele. Alle Gesetzgebungen der alten wie der neuen Welt wetteifern in langathmigen Bestimmungen der Begriffe Thäterschaft und Theilnahme; eine kaum überschaubare Literatur, in allen Kultursprachen und solchen, die es werden wollen, sucht die Beihilfe von der Mitthäterschaft, die Anstiftung von der mittelbaren Verursachung und Andres von Anderm abzugrenzen; „objektive“, „subjektive“ und „gemischte“ Theorien, denen jedes Jahr eine neue Schwester zugesellt, halten die Rechtsprechung in fortwährender Aufregung. Selbst der Fachmann findet nicht immer den Faden, der ihn aus dem Labyrinth herausführt. Und ganz das Selbe gilt von der vielumstrittenen Versuchslehre. Schlingen und Fußangeln in jedem Worte der gesetzlichen Bestimmungen, obwohl (oder — weil?) Generationen von Juristen an ihnen gearbeitet haben. Stooß gibt uns zwei Paragraphen von verblüffender Kürze: Art. 15. „Der Versuch wird milder bestraft. Ist der Thäter aus eigenem Antriebe von dem Verbrechen abgestanden, so

wird er straflos. Vorbereitungshandlungen bleiben straflos.“ — Art. 16. „Der Thäter, der das Verbrechen begeht und der Anstifter, der ihn dazu bestimmt, unterliegen als Urheber der Strafe, die das Gesetz auf das Verbrechen androht. Wer dem Urheber zu seinem Verbrechen Hilfe leistet, wird milder bestraft.“

Wer sich näher davon überzeugen will, der nehme den Entwurf zur Hand: er spricht für sich selbst. Wird er zum Gesetz, so ist das Strafrecht keine Geheimlehre mehr. Die Kunst der klassischen Kriminalisten freilich wird sich bekreuzigen; denn viele ihrer gelehrtesten und umfangreichsten Werke wie ihre schönsten „Konstruktionen“ werden werthlos werden wie außer Kurs gesetzte Scheidemünze. Aber das Rechtsleben des Volkes wird gewinnen, wenn es wieder weiß, was Recht und was Unrecht ist.

Aber auch den andern Theil seiner Aufgabe hat Stooß glänzend gelöst: der Rechtsordnung die Waffen zu schärfen im Kampfe gegen das Verbrechen. Man lese statt aller andern den 40. Artikel des Entwurfs über die Unschädlichmachung der rückfälligen Verbrecher oder Art. 24 über die „Verwahrung“ von Lieberlichen und Arbeitscheuen —: das ist ernste, rücksichtslose Sicherung der Gesellschaft gegen ihre berufs- und gewerbsmäßigen Gegner, martige Manneskraft gegenüber der greisenhaften Weichheit unseres deutschen Strafgesetzbuchs Friedberg'schen Andenkens.

\* \* \*

Die Zeiten sind nicht fern, wo die Gebildeten unseres Volkes einsehen werden, daß der entschlossene und bewußte Kampf gegen das Verbrechertum wichtiger und aussichtreicher ist als die Absperrung gegen die asiatische Cholera. Unsere deutschen „leitenden“ Staatsmänner werden der zur Selbsterkenntniß gelangten öffentlichen Meinung allmählich, wenn auch langsam, folgen. Eine führende Rolle, auf strafrechtlichem Gebiete, verlangt von ihnen ja Niemand mehr, der die Geschichte der letzten Jahrzehnte und die selbstzufriedene Genügsamkeit kennt, die in unseren Justizministerien herrscht. Aber wenn einmal das deutsche Volk sich sein deutsches Strafgesetzbuch zu erzwingen reif und stark genug geworden sein wird, dann kann es aus der Arbeit von Stooß mehr lernen als aus allen andern Gesetzen und Entwürfen. Und mag der Kantönligeist in der Schweiz siegen oder unterliegen —: der Kampf für den Entwurf wird weder für die Schweiz noch für uns vergeblich sein, und die Erinnerung an Ruchonnet, der den rechten Mann an die rechte Stelle gestellt hat, wird fortleben und fortwirken in der Geschichte der Strafgesetzgebung.

Halle a. S.

Professor Franz von Liszt.



## Das napoleonische Unterrichtswesen.

Welchen Zweck hat das öffentliche Unterrichtswesen? Vor der Revolution, unter kirchlicher Ueberwachung oder Leitung, war es sein höchstes Ziel, in den Gemüthern der Jugend den Glauben zu erhalten und zu kräftigen. Der neue Monarch, der Nachfolger der alten Könige, stellt an die Spitze der „Grundlagen des Unterrichts“ die Vorschriften der katholischen Religion. Dieses Wort rührt von seiner eigenen Hand her und er wählte es mit Vorbedacht. Der Staatsrath hat im Gesekentwurf von der „Christlichen Religion“ gesprochen und Napoleon hat dieses weitere Wort durch das engere ersetzt, wobei es denn auch in dem endgiltigen Dekret (vom 17. März 1808) geblieben ist. Der Kaiser nimmt diese kleine Abänderung vor, um dem Papst und der französischen Geistlichkeit zu schmeicheln. Er geht auf dem Wege, den er mit dem Konkordat betreten hat, einen Schritt weiter und giebt sich den Anschein, die Religion obenan zu stellen. In Wirklichkeit aber ist dieser Ehrenplatz nur ein Paradeplatz, wie der, den man den Kirchenwürdenträgern bei öffentlichen Feierlichkeiten und in der Vorrangordnung anweist. Es ist dem Herrscher durchaus nicht um die Neubelebung oder auch nur Erhaltung der Frömmigkeit zu thun; weit hiervon entfernt, sagt er: „Man muß dafür sorgen, daß die Jünglinge weder zu bigott noch zu ungläubig werden; vielmehr sollen sie in diesem Punkt den Verhältnissen der Nation und der Gesellschaft angepaßt werden“. Man wird von ihnen lediglich verlangen, daß sie die Religion äußerlich ehren, dem Gottesdienste beiwohnen, vor Beginn und nach Schluß der Unterrichtsstunden ein kurzes lateinisches Gebet murmeln, kurz: blos mechanische Verrichtungen, Höflichkeitbezeugungen, etwa wie das Salutiren beim Militär, das Hutziehen und Verneigen beim Civil. Alle diese Dinge sind ganz nebensächlich; was Napoleon hauptsächlich bezweckt, ist die Heranbildung eines staatsstreuen Personals für alle Dienstzweige.

Ja, nur für sich allein arbeitet er und keineswegs für die Kirche. Das Wachsen ihres Ansehens würde ihm schaden und in vertrauten Kreisen erklärt er ausdrücklich, er habe sie ausstechen wollen. Durch die Einführung seines Staatsschulsystems wollte er vor Allem „den Priestern das Unterrichtswesen aus den Händen nehmen,\*) denn sie betrachten diese Welt nur als einen Stellwagen, der uns ins Jenseits führt“, und er wünscht, „daß

\*) Diese Worte sprach Napoleon einem seiner Staatsräthe gegenüber. In einer Staatsrathssitzung sagte er: „Ich wünsche nicht, daß die Priester sich in das Schulwesen mengen“; in einer andern: „Die Errichtung eines Lehrkörpers wird eine Gewähr bilden gegen die Wiederkehr der Mönche, die anderenfalls sehr bald wieder auf der Bildfläche erscheinen würden“.

der Stellwagen gefüllt werde mit guten Soldaten für seine Armee“, mit guten Beamten für seinen Verwaltungsdienst, mit guten Unterthanen überhaupt. Darum läßt er in jenem Gesezentwurf auf die unwahre Phrase von dem an der Spitze stehenden Katholizismus den nachstehenden, vollkommen wahren und zutreffenden Satz folgen: „Alle Staatschulen sollen zur Grundlage ihres Unterrichts machen die Anhänglichkeit an den Kaiser, an die kaiserliche Monarchie als Trägerin des Glückes der Völker, an das napoleonische Herrscherhaus als Träger der Einheit Frankreichs und aller in den Verfassungen verkündeten freiheitlichen Ideen“. Mit anderen Worten: es handelt sich darum, die Kinder, Knaben und Jünglinge, nicht so sehr im kirchlichen als vielmehr im bürgerlichen Glauben zu erziehen, ihnen den Glauben an die Schönheit, Güte und Vortrefflichkeit der neuen Ordnung der Dinge beizubringen, ihren Geist und ihr Herz von vornherein dem bestehenden System günstig zu stimmen. Man trachtet, die Schüler an die Centralisirung der Obrikeiten und Verwaltungszweige, an die Gleichmäßigkeit und den Gehorsam, an den Wettstreit und die Begeisterung zu gewöhnen; man will sie dem ganzen System anpassen\*) — den Kombinationen des umfassenden und berechnenden Gedankens, der das gesammte Gebiet menschlicher Thätigkeit als Eigenthum in Anspruch nimmt, auf der Rennbahn des Lebens überall seine Pfähle, Schranken und gerablinigten Scheidewände aufstellt, die Ziele bestimmt und vertheilt, die Renner zusammenruft, einführt, antreibt und aufmuntert, ihnen den festen Willen einflößt, möglichst rasch vorwärts zu kommen, und dem Individuum keinen anderen Lebensgrund läßt als die Sehnsucht nach den besten Plätzen.

Um diese Wirkung zu erreichen, ist bei den Erwachsenen, und folglich auch bei den Kindern, Zweierlei erforderlich: vor Allem die gebulbige Hinnahme aufgezwungener Vorschriften; und diese sind nirgends so sehr wie im

\*) Fabry theilt eine von einem Jögling, der in zwei Lyceen mehrere Jahre verbracht hatte, entworfene Schilderung von Lycealzuständen mit, der ich einige Daten entnehme. Trotz des Pensionpreises von 900 Fr. ungenügende Nahrung und Kleidung, beschränkte Schlafräume und Höfe, überfüllte Schultuben. Großen Gewinn erzielt der Vorsteher, der allwöchentlich dreißig Freunden ein glänzendes Diner giebt, von den ohnehin engen Schlafsälen noch ein Billardzimmer abzwackt und sich eine mit schönen Bäumen bepflanzte Terrasse aneignet. Ähnlich, wenngleich etwas bescheidener, treiben es der Inspektor, der Verwalter, der Prediger und der zweite Direktor. Die Studienaufseher sind eben so schlecht genährt wie die Schüler. Harte Strafen, keine Spur von väterlichen Vorstellungen oder Anleitungen. Die Lehrer werden, wenn sie die Befolgung der Schulregeln erzwingen wollen, durchgeprügelt; sie sind seitens der Vorgesetzten mißachtet und bei den Jöglingen ohne Einfluß. „Alles war zügellos, träge, eigennützig; keine freundschaftlichen Bande einten die Lehrer mit den Schülern oder die Schüler miteinander“.

napoleonischen Schulsystem bestrebt, die gesammte Lebensweise mit solcher Genauigkeit zu umfassen und zu gängeln. Das Schülerleben ist für alle Collegien und Lyceen des Reichs mit vollkommener Einheitlichkeit nach einem strengen Plan bis in die geringfügigsten Einzelheiten verzeichnet und geregelt. Nichts hat man übersehen, weder die Arbeit noch die Ruhe des Geistes und des Körpers, weder den Lehrstoff noch die Unterrichtsmethode. Nicht nur jedes Schulbuch ist vorgegeschrieben, sondern auch jedes zur Uebersetzung oder zum Vortrag bestimmte Lesebüd. Sämmtliche Bibliotheken müssen die gleichen 150 Bände der amilichen Liste haben und keine darf ohne Erlaubniß des Großmeisters auch nur ein Buch mehr anschaffen. Die Gängelung erstreckt sich so sehr auf alle Punkte des Studiums und der Erholung, bei den Lehrern wie bei den Schülern wird jede Wißbegierde, jede selbständige Forschung, jedes eigene Denken so sehr und mit solchem Vorbedacht ertötet, daß es einem Minister des zweiten Kaiserthums eines Tages möglich sein wird, seine Uhr zu ziehen und mit Befriedigung zu sagen: „Zu dieser Stunde lesen sämmtliche Schüler im ganzen Reich in dieser Klasse diese Seite des Virgil.“

Wenn das Reglement die Zöglinge auf diesen vollständig vorgezeichneten Weg verweist, so ist es der Wetteifer, der sie darauf vorwärts drängt. Der neue Lehrkörper, der nach Napoleons Ansicht eine weltliche Jesuitengesellschaft sein sollte, setzt das doppelte Verfahren fort, das seine Vorgänger, die geistlichen Jesuiten, im Erziehungswesen so erfolgreich angewendet haben: einerseits die unablässige Gängelung und Ueberwachung, andererseits die Aufstachelung der Eigenliebe und die Aufregungen öffentlicher Produktionen. Wenn der Schüler arbeitet, so geschieht es nicht, um zu lernen und Kenntnisse zu erwerben, sondern in der Absicht, in der Klasse der Erste zu werden. Man fördert bei ihm nicht die Wahrheitliebe und den Wissensdurst, sondern das Gedächtniß, den Geschmack, die literarische Begabung, höchstens noch die Fähigkeit logischer Anordnung und Anleitung, vor Allem aber den Wunsch, seine Mitschüler zu übertreffen, sich auszuzeichnen, zu glänzen, — vorerst in dem kleinen Kreis seiner Schulgenossen und dann, am Schluß des Jahres, vor den Augen eines erwachsenen Publikums. Daher die allwöchentlichen Ausarbeitungen, daher die Rang- und Namensreihenfolge, die Numerirung und Verkündigung der Plätze, die jährlichen feierlichen Preisvertheilungen an jedem Lyceum, unter Musikklängen, bei Entfaltung von Pomp, mit Ansprachen und in Anwesenheit hoher Persönlichkeiten. Hermann Niemeyer betont die gewaltige Wirkung einer solchen Festlichkeit, fügt hinzu, daß „man sich in einem Schauspielhaus glauben könnte, — so theatralisch ist die Ceremonie“ und erwähnt den pathetischen Ton der Redner, „das Feuer ihres Vortrags,“ ihre ansteckende Aufregung, das Bei-



fallstattschen des Publikums, die häufigen Zurufe, die glühenden Wangen und funkelnden Augen der preisgekrönten Jünglinge oder Knaben, die Freude und die Thränen der Eltern.

Dieses System hat zweifellos seine Schattenseiten, zunächst die, daß nur sehr wenige Zöglinge die ersten Plätze erhoffen können und daß alle übrigen des Ansporns ermangeln und von den Lehrern vernachlässigt werden. Mit der Elite jedoch erzielt man Erfolge, denn sie macht außerordentliche Anstrengungen. „In Kriegszeiten“, schreibt Niemeier\*), „habe ich viele französische Offiziere beherbergt, die Virgil und Horaz zur Hälfte auswendig wußten.“ Und die achtzehnjährigen Hörer des Polytechnikums sind nach dem Zeugniß eines Engländers — des anonymen Verfassers der „Reisen in Frankreich 1814—15“ — in der Differential- und der Integralrechnung „besser beschlagen als viele britische Professoren der Mathematik.“

Diese allgemeine Vorbereitung wird von Napoleon im Sinne seiner Politik geregelt und gelenkt. Da er vor Allem viele Soldaten braucht, verwandelt sich die Schule unter ihm in das Vorzimmer der Kaserne. Dem neuen Schulwesen ist vom Beginn an ein militärischer Stempel aufgeprägt worden und dieser erweist sich immer deutlicher als sein Hauptmerkmal. Im Jahre 1805 inspiziert Fourcroy auf Befehl des Kaisers vier Monate hindurch die neuen Lyceen „in Begleitung eines Intendanturrathes und eines Hauptmanns oder eines Bataillons-Adjutanten, die überall im Exerciren und in der Disziplin Unterweisungen geben“, wie es der Monarch fordert. Bei seiner Rückkehr berichtet Fourcroy, daß die Jugend sich bereits in die neue Ordnung der Dinge gefügt habe. „Fast allerorten sah ich die jungen Leute ohne Murren und Bedenken jüngeren und schwächeren Korporalen und Feldwebeln gehorchen, die durch ihre Verdienste vorwärts gekommen waren“. Der Berichterstatter selbst, obgleich fortschrittlich gesinnt, findet im gesetzgebenden Körper Gründe zur Rechtfertigung des beim Publikum mißliebigen Schulmilitarismus, da er den Einwendungen der beunruhigten Eltern gegenüber geltend macht, diese Zucht „sei der Ordnungsliebe günstig, ohne die es kein richtiges Studiren geben könne“, und hinzufügt, daß er „die Schüler an das Tragen und die Handhabung der Waffen

\*) Niemeier war ein Augenzeuge und sein Werk bildet eine reiche Fundgrube der Belehrung über das Wesen, die Vorzüge und Nachteile des napoleonischen Unterrichtssystems. Der Lehrstoff beschränkte sich hauptsächlich auf die lateinischen und die mathematischen Fächer. Das Griechische wurde arg vernachlässigt, Philologie und moderne Sprachen trieb man überhaupt nicht, die Geschichte und die Naturwissenschaften fanden nur eine sehr oberflächliche Behandlung. Von den Klassikern brauchten die Schüler bloß „den Geist und Inhalt“ zu kennen. — Vgl. auch Guizots „Essai über die Geschichte und den jetzigen Stand des Schulwesens.“ (1816).

gewöhne, was ihnen bei Ableistung ihres gesetzlichen Heeresdienstes die Mühsal und das Aufsteigen erleichtere“.

1811 wird die militärische Haltung, das Trommeln, die Uniform mit Treffen, das Defiliren obligatorisch, und zwar nicht nur für die Lyceen und Kollegien, sondern auch — bei Strafe der Schließung — für die Privatschulen.\*) In den Departements des engeren Frankreichs allein zählte man beim Zusammenbruch des Ersten Kaiserthums 76 000 Zöglinge, die unter diesem Zwangssystem studiren. „Unsere Lehrer“, wird einer von ihnen\*\*) später schreiben, „glichen Exercirmeistern, unsere Lehrsäle Wachtstuben, unsere Erholungstunden Manövern und unsere Prüfungen Reuen“. Das ganze Schulwesen zielt auf die Armee ab und führt nach Beendigung des Lehrganges auch direct in das Heer.

Zuweilen geschieht Dies sogar früher. Schon 1806 werden Zöglinge von der philosophischen und selbst von der rhetorischen Schulbank weg konstriktirt. Von 1808 an verlangt die Regierung von den Lyceen achtzehn- bis neunzehnjährige Schüler, „militärisch geschulte, dienstfertige Kinder“, die dann auch ohne Umstände zu Hunderten abmarschiren, um unverzüglich Feldwebel oder Second-Lieutenants zu werden. Die bartlosen Freiwilligen, die so vorzeitig ins Heer eintreten, avanciren entsprechend rascher. Die Folge ist, daß — wie ein Kollegienvorsteher zu Niemeyer sagt, „die ganze französische Jugend nur die militärische Laufbahn im Kopf hat; von der Wissenschaft hat sie unter den obwaltenden Verhältnissen ohnehin nicht viel zu erhoffen.“ Ein anderer Zeitgenosse\*\*\*) erzählt, daß in den Schulen „die jungen Leute sich weigern, etwas Anderes zu lernen als die mathematischen und die militärwissenschaftlichen Fächer. Ich entsinne mich, daß viele zehn-

\*) Aus den Protokollen des obersten Schulrathes geht hervor, daß in der Sitzung vom 12. März 1811 der Großmeister einen Brief verlas, in welchem der Kaiser von ihm verlangte, „er möge anordnen, daß in den Pensionaten und anderen Privatschulen die Zöglinge die Uniform tragen und daß, wie in den Lyceen, in allen die militärische Zucht Geltung erlange“. Im Dekret vom 15. November 1811 wurde das Wort „militärisch“ — wahrscheinlich als allzu scharf — weggelassen; aber daß Napoleon es ursprünglich gebrauchte, zeigte seinen wirklichen Willen. Nach Quicherat wurde das soeben erwähnte einschlägige Dekret „selbst in den kleinsten Pensionaten durchgeführt“.

\*\*) Alfred de Vigny in seinem Werk „Militärische Größe und Knechtschaft“. Die gleichen Eindrücke hat Alfred de Wisset in seinem „Bekanntniß eines Kindes unseres Jahrhunderts“ niedergelegt.

\*\*\*) Aussage eines französischen Edelmannes: „Die rasche Abnahme der Bevölkerung Frankreichs machte fortwährend Beförderungen nothwendig und so wurde der Heeresdienst zur meistversprechenden Laufbahn. Dieser Beruf, für den man keiner Bildung bedurfte, war Jedermann zugänglich und Bonaparte ließ militärische Verdienste nie unbelohnt.“

bis zwölfjährige Knaben ihre Eltern täglich hüten, sich Napoleon anschließen zu dürfen“.

Ueberhaupt gilt um diese Zeit der Soldatenberuf in allzu deutlicher Weise für den ersten unter allen. Jeder Civilist wird als „pékin“ — d. h. als ein untergeordnetes Wesen — betrachtet und behandelt. Vor der Theaterkasse durchbricht der Offizier die Reihenfolge der Wartenden und löst seine Eintrittskarte früher als diese; im Kaffeehaus schnappt er den gebulbigen Bürgern die Zeitungen vor der Nase weg. Und man läßt sich Das ganz ruhig gefallen.

Die Bevorzugung der Armee beruht hauptsächlich auf der Verehrung für Napoleon, den obersten, einzigen, unumschränkten Herrn des Heeres und des Reiches. Der Glanz seines Namens gilt in der Schule für eben so groß und sein Kultus wird dort eben so sehr gepflegt wie in der Armee. Sofort bei Einführung des neuen Unterrichtssystems schickt er auf die Lyceen und Kollegien ungefähr dreitausend Stipendiaten und Freischüler, die er auf Staatskosten zu seinem und des Staates Nutzen ausbilden läßt. Sie haben die Bestimmung, seine Kreaturen zu werden und die erste Schicht der Schulbevölkerung zu sein. Auf jedes Lyceum entfallen etwa 150 Freischüler und Stipendiaten als erste Insassen und sie sind oft lange Zeit in größerer Anzahl als ihre zahlenden Genossen; sie sind durchweg aus mehr oder minder unbemittelten Familien, Söhne von Militärs oder Staatsbeamten, die vom Kaiser leben und nur auf ihn bauen; man hat sie — die Zöglinge — daher von Kindheit auf daran gewöhnt, im Kaiser den Herrn ihres künftigen Geschickes zu sehen, den allmächtigen, milbherzigen Schutzgeist zu erblicken, der sich ihrer, wie bisher, auch künftig annehmen werde. Seine Gestalt erfüllt ihre ganze Einbildungskraft, der sie immer größer und herrlicher erscheint, bis sie schließlich übermenschlich wird. Ihre Begeisterung giebt im Kreise ihrer zahlenden Mitschüler den Ton an, den dann der Mechanismus des Unterrichtssystems verstärkt, und die Lehrer oder die Verwalter sorgen auf Befehl oder aus Dienstfeier dafür, daß der laute Accord immer höher anschwellt. Selbst in Privatanstalten bilden, wie Quicherat darlegt, von 1811 ab „die Siege des Kaisers fast den einzigen Gegenstand, mit dem man die Phantasie der Zöglinge beschäftigen darf“. Am Kollegium Louis-le-Grand werden schon 1807 Aufsätze über den Sieg von Jena mit Preisen gekrönt. Alfred de Vigny erzählt: „Unsere Lehrer selber lasen uns stets die Berichte von der Großen Armee vor und der Ruf: ‚Es lebe der Kaiser!‘ pflegte das Studium Virgils und Platos zu unterbrechen“. Nach Fabrys richtiger Ansicht wollte Bonaparte der französischen Jugend „die Organisation der Mameluken“ geben und das gelang ihm beinahe. Seine eigenen Worte — er schrieb sie am 24. März 1808 an

den Großmeister de Fontanes — lauteten: „Seine Majestät wünschten, in einem Staate von vierzig Millionen Menschen das Selbe zu verwirklichen, was Sparta und Athen gethan haben.“

Später (1816) wird er zugeben, daß ihm dieser Plan, den er selbst als „einen seiner schönsten“ bezeichnet, nur zur Hälfte gelungen ist, und zwar theils, weil die Hauptträger des neuen Schulsystems, de Fontanes an der Spitze, ihn entweder falsch verstanden oder ihn nicht verstehen gewollt hatten, theils weil er selber von seinen Feldjügen viel zu sehr in Anspruch genommen war, um dem Schulwesen viel Zeit und Aufmerksamkeit widmen zu können. In seiner Abwesenheit „verdarb man ihm seine schönsten Ideen“ und seine Vertreter „führten seine Absichten niemals gut aus“. Wenn er schalt — und er ließ es daran nicht fehlen —, so „krümmten sie sich unter dem Sturm, nachher aber verblieben sie trotzdem bei ihrem gewohnten Schlenbrian“. Fourcroy hatte die Revolution, Fontanes die vorrevolutionäre Zeit noch zu wenig vergessen; Jener besaß allzu wissenschaftliche, Dieser allzu literarische Neigungen. Daher sahen Beide mehr auf die Geistesbildung als auf die Gemüthszucht, während Napoleon meinte, daß bei der Erziehung Wissenschaft und Literatur „nebensächlich“, die Abrihtung aber die Hauptsache sei — eine frühzeitig beginnende, planmäßige, lange fortgesetzte, unwiderstehliche Abrihtung, die durch das Zusammenwirken aller ihrer Mittel — Lehrstoff, Beispiel, Uebungen — den jungen Leuten „die Prinzipien“ einprägt und „die nationale Doktrin“ beibringt, d. h. Etwas wie einen gesellschaftlichen und politischen Katechismus, dessen erster Artikel fanatische Gefügigkeit, leidenschaftliche Ergebenheit und die vollständige Hingabe der eigenen Person an den Kaiser vorschreibt. \*) Hippolyte Taine.

\*) Man vergleiche im „Mémorial de Sainte-Hélène“ die Eintragung vom 17. Juni 1816. Die von mir geschilderte Auffassung Napoleons vom Schulwesen deckt sich mit einer anderen, weitergreifenden, die er an diesem Tage darlegt und die seinen Gesamtplan deutlich verräth. Was er beabsichtigt hatte, war „die militärische Eintheilung der ganzen Nation“, d. h. fünf Konfektionen: erstens die der Kinder und Jünglinge durch die Schule; zweitens die gewöhnliche jährliche Rekrutirung mittels Ausloosung; drittens, viertens und fünftens drei Aufgebote von Nationalgarde. Das erste dieser Aufgebote sollte die Unverheiratheten umfassen, die bis an die Grenze hätten gehen müssen, das zweite die Verheiratheten mittleren Alters zum Dienst im eigenen Departement, das dritte die älteren Männer behufs Vertheidigung der eigenen Stadt. Im Falle einer Invasion würden die drei Aufgebote zwei Millionen gehörig eingetheilter, eingereihter und bewaffneter Männer mit zugewiesenen Posten ergeben haben. Selbst die Halbuntauglichen sollten mit herangezogen werden, z. B. der dicke, schwächliche, höchst „unmilitärische“ Erzkanzler, von dem Napoleon sagt: „Cambacérés muß in der Lage sein, zur Flinte zu greifen, falls die Gefahr es erfordert. . . Dann werden wir eine Nation von echtem Schrot und Korn haben, die fähig wäre, den Jahrhunderten und der Menschheit zu trotzen.“

## Psychologie des Weibes.\*)

### I. Grausamkeit und Mutterschaft.

**W**enn uns die Frage vorgelegt wird: Ist das Weib mitleidig oder grausam? so müssen wir darauf antworten: In ihm wohnt Grausamkeit und Mitleid nebeneinander, und der Grund dafür liegt in seiner Schwäche. Die Schwäche macht die Frau grausam, weil die Grausamkeit die einzige Angriffs- und Vertheidigungswaffe eines schwachen Wesens dem stärkeren gegenüber bildet. Hierzu kommt dann noch die geringere Sensibilität, größere Impulsivität und geringere Hemmungsfähigkeit, die bedingt, daß sie ihre üblen Impulse weniger zu zügeln im Stande ist. Auf der anderen Seite macht die Schwäche sie mitleidig, denn sie zwingt sie, durch sanftes Wesen sich die Zuneigung der Stärkeren zu erwerben, und zärtliche, sanfte Gefühle sind mit intensiver geistiger und muskulärer Aktivität und energischer Betätigung der Kräfte unvereinbar.

Ferner ist sie durch ihre Schwäche von dem Gebrauch der Waffen, vom Kanibalismus und vom Alkoholgenuß fern geblieben, da der Mann als der Stärkere diese Rechte für sich allein in Anspruch nahm.

Vor Allem aber sind es die sanften Pflichten der Mutterschaft und des Familienlebens, die, als fast ausschließlich weibliche Privilegien, dazu beigetragen haben, das Mitleid im Weibe großzuziehen; Beweise hierfür finden wir schon im Thierreich, wo die übrigen, vorhin erwähnten Motive wegfallen und wo das Weibchen immer das sanftere ist.

Nun ist aber diese Schwäche eine Quelle gesteigerter Impulsivität und die Frau befindet sich daher so zu sagen in einem Zustande labilen Gleichgewichts; sie kann mit Leichtigkeit im Laufe des Tages aus einem Extrem ins andere übergehen und auf Alles, was ihr feindlich entgegen tritt, grausam, auf Das, was ihr in der Gestalt von Schwäche begegnet, mitleidig reagieren. Auch heutzutage kann jede, auch die mitleidigste Frau, sobald

\*) Im Laufe dieses Monats erscheint das neue Werk „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte“ von E. Lombroso und G. Ferrero (Deutsch vom Oberarzt Dr. H. Kurella, Hamburg, Verlagsgesellschaft und Druckerei A.-G.) Aus diesem ungewöhnlich interessanten und anregenden Werk — das freilich den Beifall der verehrten Damen nicht immer und überall finden wird — hat die Liebesswürdigkeit des Uebersetzers und der Verleger schon jetzt der „Zukunft“ einige Fragmente zur Verfügung gestellt.

irgend welche speziellen, geschlechtlichen oder mütterlichen, Rivalitäten ins Spiel kommen, grausam werden, und zwar je nach der Höhe ihrer Kultur in mehr oder weniger extremem Maße; sie wird immer ihre Nebenbuhlerin zu verleumben, zu demüthigen suchen und sich über ihr Mißgeschick freuen, — was sie aber nicht zu hindern braucht, Tausenden von Unglücklichen, die ihr nicht feindlich gegenüberstehen, in ihren Leiden beizustehen.

Wahrscheinlich wird mit der zunehmenden Entwicklung dieser Zustand labilen Gleichgewichts allmählich verschwinden und die mitleidigen Gefühle werden sich auf Kosten der Grausamkeit mehr und mehr konsolidiren und ausbreiten. Bei den wilden Völkern ist das Weib mehr grausam als mitleidig, denn da sie in Unterdrückung lebt, dabei rachfüchtig ist und verhältnißmäßig große Körperkraft besitzt, so fehlt es ihr nicht an Gelegenheit und Mitteln, den Haß, der sich aus so vielen Gründen in ihr anhäuft, in Akten der Grausamkeit auszulassen.

Bei dem civilisirten Weibe dagegen werden allmählich die mitleidigen Regungen immer stärker und häufiger, was auf eine Fülle von zusammenwirkenden Ursachen zurückzuführen ist. Vor Allem spielt die progressive Abnahme ihrer Kräfte eine Rolle dabei. Wenn das Weib bei den Wilden nicht so stark ist wie der Mann, so ist das civilisirte Weib jedenfalls noch schwächer als die Wilde, die oft, wenn auch indirekt, am Kriege theilnimmt und die schwersten, mühsamsten Feldarbeiten verrichtet, die später ganz dem Manne zugefallen sind. Ihre zunehmende Schwäche hat sie allmählich ganz und gar von der Betheiligung am Kriege entfernt und dadurch ihre Grausamkeit gemildert, — denn wenn auch, wie schon erwähnt, die Grausamkeit die Angriffs- und Vertheidigungsform eines schwächeren Wesens dem stärkeren gegenüber ist, so erfordert sie immerhin einen beträchtlichen Aufwand von Muskelkraft, wenigstens in ihren wildesten Manifestationen. So tritt beim normalen Weibe die Grausamkeit mehr in moralischer als in physischer Form auf (Verleumdung, Hohn, Spott u. c.), und die Verbrecherin ist in der That kräftiger als das normale Weib.

Eben so trägt die größere Ausdehnung ihrer mütterlichen Pflichten, das immer wachsende Zusammenschließen der Familie, ihre immer mehr seßhaft werdende Lebensweise zur allmählichen Verstärkung der sympathischen Gefühle bei, die bei den Wilden nur fragmentarisch auftreten, bei den civilisirten Völkern jedoch sich bis zur Organisation großartiger und umfassender Einrichtungen entwickelt haben.

Dazu kommt nun noch das wichtige Moment der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl. Beim Manne sind die gefährlichen Instinkte erst spät, in wohlorganisirten Gemeinwesen, energisch bekämpft worden, beim Weibe dagegen von jeher; denn bei allen Urvölkern, die das Töten als eine

Bagatelle ansehen, hing das Weib mit seinem Leben von der Gnade des Mannes ab, — und man kann sich leicht denken, daß hier böse Weiber ohne Weiteres vom Leben zum Tode befördert wurden.

Auch in der geschlechtlichen Zuchtwahl ist von jeher, seit nur die Zeiten der schlimmsten Barbarei überwunden sind, nicht den kräftigsten Frauen der Vorzug gegeben worden, sondern den sanftesten, — denjenigen, bei welchen die Anmuth und die durch Assoziation damit verbundenen moralischen Eigenschaften am Besten entwickelt waren. Daher hat sich das Weib in der Sanftmuth, der Anmuth, immer mehr vervollkommenet und sich dabei von allen kräftigen, energischen, grausamen Lebensäußerungen mehr und mehr fern gehalten. Auch heutzutage, wie gesagt, sucht sich der verderbte, bosshafte Mann immer ein sanftes Weib, der Lasterhafte eine Tugendhafte, — das verdorbene Weib ist dem Verbrecher nur als Mitschuldige willkommen. Und so ist es natürlich, daß, da die Grausamkeit einen Grund der männlichen Abneigung bildete, ein sanftes, mitleidiges Wesen dagegen anziehend wirkte, das Weib oft seine bösen Instinkte unterdrücken und Mitleid heucheln mußte. Wie häufig kommt es nicht heute noch vor, daß Frauen Liebenswürdigeit und Sanftmuth heucheln, lediglich um die Männer anzuziehen. Dagegen begründet die Verbindung eines Verbrechers mit einer Verbrecherin etwas mehr als eine Ehe, sie schafft eine Verbrecherbande, ein Gebilde, das vielleicht dem normalen Zustande der Familie in der Urzeit entspricht. Kurz, die Grausamkeit beim weiblichen Geschlecht zeigt immer stärker eine Tendenz zur Abnahme, während das Mitleid mehr und mehr ein normaler Zustand wird. Es bleibt indessen auf dem Grunde jeder Frauenseele ein Nest von Grausamkeit, der zum Ausbruch kommt, entweder wenn ihr Charakter schlecht ist, oder wenn sie in den Gefühlen verletzt wird, die am Stärksten und Intensivsten in ihr sind: in ihren Gattens- und Muttergefühlen. So sagt auch ein Sprichwort, daß das Weib, an deren Kindern man sich vergreift, zur Löwin, zur Tigerin wird.

Der psychologische Zustand des Weibes hinsichtlich der Grausamkeit und des Mitleids enthält einen Widerspruch, der sich aber mit der fortschreitenden Civilisation zu Gunsten der sympathischen Gefühle auflösen wird; es ist Dies keine verwunderliche, vereinzelt dastehende Thatfache, denn in der psychologischen Welt und speziell in der der Gefühle, ist der Widerspruch die Regel, nicht die Ausnahme, so daß Ardigó den Ausdruck thun konnte: der Mensch sei kein logisches Wesen. Im Allgemeinen kann man den Menschen wohl ein widerspruchsvolles Wesen nennen, und nur wenigen höher entwickelten Persönlichkeiten ist es gegeben, in allen Handlungen und Gefühlen konsequent ihrem eigentlichen Selbst treu zu bleiben.

## II. Die Liebe.

Auch im psychischen Leben des Weibes wird das Geschlechtsbedürfniß von dem Gattungsbedürfniß der Mutterliebe überwuchert.

Eben so wie bei vielen Vögeln, und besonders bei den Hymenopteren, steht auch beim Menschen die Mutter über der Gattin. Bei vielen Vögeln und auch bei einigen Säugethieren können wir sehen, daß sich das Weibchen mehr für die Jungen als für den Gatten opfert. Von den Wittwen sagt ein Sprichwort: *Dolor di vedova, dolor di cubito* (Wittwenschmerz, Ellbogenschmerz, d. h. von so kurzer Dauer wie dieser). Und Algarotti sagt (Ricard, *L'amour des femmes*. 1877.), daß auch die betrübtesten Wittwen nicht ohne Hintergedanken ihre Thränen vergießen; sie wollen durch ihre lebhaften Schmerzensäußerungen beweisen, daß sie werth sind, getrübet zu werden. Ricard sagt, daß selbst die verzweifeltste Wittwe, wenn sie jung ist, bald einen Tröster findet. Auch Dante spielt in einem Verse darauf an, und Boccaccio erzählt im Decamerone von einer Wittwe, die tief trauernd am Grabe ihres Gatten saß, sich aber nichtsdestoweniger von einem unversehens dazukommenden Liebhaber trösten ließ und sogar einwilligte, um dem neuen Anbeter Unannehmlichkeiten zu ersparen, den Leichnam ihres vielbeweinten Mannes an Stelle des Delinquenten an einen nahen Galgen zu hängen. In Richard III. schildert Shakespeare die Leichtigkeit, mit der eine Wittwe sich entschließt, den Mörder ihres geliebten Mannes zu heirathen, den sie vorher verflucht und leidenschaftlich gehaßt hat, und Daubet läßt im „Immortel“ eine untrüßliche Wittwe auf dem Grabe des Gatten Trost bei einem neuen Geliebten finden. La Fontaine sagt also mit Recht:

*La perte d'un époux ne va point sans soupirs,  
On fait beaucoup de bruit, — et puis, on se console.*

Die mütterliche Liebe dagegen bleibt unverändert die selbe, auch für das tote oder verschollene Kind. Wie oft sieht man Frauen noch zwanzig Jahre nach dem Tode eines Sohnes bei der Erinnerung an ihn weinen, während sehr wenige nach einem Jahre noch um den gestorbenen Gatten Thränen vergießen werden.

Tacitus schrieb von der deutschen Frau: „In dem Manne, mit dem sie sich vereinigt, ist es nicht sowohl der Gatte, den sie liebt, als die Ehe selber.“

Es kommen auch Fälle vor, wo das Vergnügen des Säugens — das, wie wir wissen, sexuellen Ursprungs ist — stärker ist als die Genüsse des sexuellen Verkehrs. So berichtet Ricard von einer Frau, die sich nur befruchten ließ, um sich den Genuß des Säugens zu verschaffen.

Solche Fälle beweisen, daß nicht nur die Mutterliebe über die Gattensliebe, sondern so zu sagen die mütterliche Sensibilität über die sexuelle den Sieg davon trägt.



Daher ist das Weib, organisch genommen, mehr zur Mutter als zur Geliebten geschaffen. Wenn sie trotzdem oft die zärtlichste, hingebendste Liebe zum Manne verräth, so ist das nicht auf sexuelle Sympathie, sondern auf andere, indirekte Ursachen zurückzuführen. Neben dem Muttertriebe ist es noch das Schutzbedürfniß, das das Weib zum Manne hinzieht.

„In der weiblichen Natur“, sagt Goncourt, „liegt das Bedürfniß, sich an einen Stärkeren anzulehnen; sie ist nur glücklich, wenn sie einem Manne angehört, dem sie dann, vermöge jener spezifisch weiblichen Gefühlsweichheit, dankbar dafür ist wie einem Wohltäter.“

Und Dieses um so mehr, darf man hinzufügen, als bei vielen Völkern die Ehe für das Weib eine Verbesserung der Lebensbedingungen, größere Freiheit, gewissermaßen ihre Mündigkeitserklärung bedeutet. Jedenfalls steht fest, daß überall da, wo das Weib durch die Ehe in noch schlimmere Sklaverei geräth als vorher, der Hochzeittag ein Trauertag ist, wie in Australien, wo das selbe Wort „Hochzeit“ und „Thänen“ bedeutet. Als Rest dieser uralten Gebräuche sind auch vielleicht die gewissermaßen konventionellen Thänen zu betrachten, die bei uns noch heutzutage von den Bräuten und Müttern am Hochzeitstage vergossen werden und die zu der Glückseligkeit Aller, ganz besonders der Weinenden selbst, in so lebhaftem Widerspruch stehen.

Aber vor Allem besteht die Liebe des Weibes zu dem Manne aus den Ergebenheitsgefühlen, wie sie sich zwischen einem höher und einem tiefer stehenden Wesen immer entwickeln.

„Die Liebe“, sagt George Sand, „ist eine freiwillige Sklaverei, nach der die Natur des Weibes sich sehnt.“

So sehen wir beim Hunde, der im Naturzustande ein unabhängiges Thier ist, im Zusammenleben mit dem Menschen in Folge von Erziehung und Zuchtwahl die Instinkte der Treue, der Unterwürfigkeit, der Zuneigung in einem Grade entwickelt, daß Darwin mit Recht die Worte eines alten Autors citiren konnte: „Der Hund ist das einzige Wesen, das uns mehr liebt als sich selbst. Ja, dieser Zustand der Abhängigkeit ist für den Abkömmling des Wolfs ein Lebensbedürfniß geworden. Ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ist wie verrathen und verkauft, und er ist das einzige Geschöpf, das im Stande ist, am Grabe eines Menschen, den es geliebt hat, vor Kummer zu sterben.“

Alles Dies ist ein — wenn auch indirekter — Beweis für die Inferiorität des Weibes; denn nur in Folge der geringeren Variabilität der weiblichen Persönlichkeit konnten sich diese Gefühle entwickeln. Wo heftige, lebensschaffliche Wünsche, originelle Neigungen bestehen, ist dieses Verlangen nach Verschmelzen der eigenen Persönlichkeit mit einer anderen unmöglich und

es kann sich nicht die absolute Selbstaufgebung entwickeln, wie sie sich in höchster Entwicklung in den krankhaften, eine inferiore Form des Seelenlebens verrathenden hypnotischen Phänomenen darstellt. Das Weib empfindet wirklichen sexuellen Genuß nur da, wo es sich dem Manne hingiebt, den es liebt, und selbst dann noch ist der Genuß, den es durch seine Hingabe dem Manne bereitet, der größere. Nach Alledem läßt sich schon begreifen, besonders wenn man die heute einmal gegebenen Bedingungen der Ehe in Betracht zieht, daß eine so enorme Anzahl von Frauen, wie Dumas angiebt, sich von der Ehe angewidert fühlen.

Die Thatsache, daß bei der Frau das Gattungbedürfniß über dem individuellen Bedürfniß steht, giebt auch für viele sekundäre Erscheinungen eine Erklärung ab.

Die Wahl des Mannes hängt von einer Fülle von Einzelheiten ab, — er achtet auf Schönheit des Gesichts und der Figur, Farbe und Feinheit der Haut, Fülle des Fleisches, auf Stimme, Bewegungen u. u., während das Weib nur auf einige psychische Eigenschaften Werth legt und darauf, daß die äußere Erscheinung des Betreffenden nicht gerade etwas Abschreckendes hat. Deshalb hat auch das Wort „schön“ für beide Geschlechter eine ganz verschiedene, und zwar für den weiblichen Theil eine weniger spezifische Bedeutung.

„Die Frauen“, schrieb Madame de Scudery, „lieben die Tapferkeit und sind oft ungerecht gegen andere gute Eigenschaften, da sie einem bloß Muthigen den Vorzug vor anderen, mit den verschiedensten Tugenden begabten Männern geben.“ Und Madame de Coicy sagt: „Den Frauen gefällt der Pli, die Uniform, die Haltung des Soldaten.“ So ziehen auch die Hennen einen starken, wenn auch alten Hahn dem jüngeren, weniger kräftigen vor.

„Die Frauen“, sagt Schopenhauer, „geben wenig auf ein schönes Gesicht. Was sie verführt, ist im Allgemeinen die Kraft und — ihr natürlicher Begleiter — der Muth. Intellektuelle Eigenschaften üben keinen unmittelbaren Einfluß auf sie aus; Dummheit ist durchaus kein Hinderniß in der Erlangung der Weibergunst, wohl aber höhere Intelligenz oder gar Genie.“

Das eheliche Mißgeschick so vieler Männer von Genie ist ja bekannt. Mancher Sokrates hatte seine Kantippe gefunden, würde Schopenhauer sagen.

Die Ursache dafür, daß die Frauen männliche Schönheit so wenig zu schätzen verstehen, liegt wieder in ihrer größeren sexuellen Stumpfheit. Beim Manne mit seiner feineren geschlechtlichen Sensibilität nimmt eine größere Anzahl von Sinnen (Gesicht, Geruch, vor Allem aber Tastgefühl) am Geschlechtsakte theil, und deshalb ist der weibliche Schönheitstypus, der alle

diese Sinne befriedigen muß, ein komplizirterer, und das weibliche Geschlecht hat der Auslese eine geringere Auswahl von Varietäten zu bieten.

Was die Bevorzugung der Stärkeren anbetrifft, so hat sie ihren Grund darin, daß das Weib im Manne eine Stütze sucht. „Die Bewunderung der Kraft,“ schreibt Spencer, „entspringt aus der Thatsache, daß Frauen, die kräftige Männer heirathen, mit größerer Wahrscheinlichkeit darauf rechnen können, Kinder zu hinterlassen, weshalb sich das Weib mehr zu einem starken und brutalen Manne hingezogen fühlt als zu einem schwächeren, wenn sie auch von diesem bessere Behandlung erfährt.“

Die geringere sexuelle Sensibilität, die schwächere Impulse bebingt, bringt es auch mit sich, daß andere Motive, wie die Sucht nach Reichthum und die Eitelkeit, so leicht über die spontane Neigung siegen.

Die Liebe des Weibes ist im Grunde nichts als ein sekundärer Charakter der Mutterchaft; und alle Gefühle der Zuneigung, die die Frau an den Mann fesseln, entstehen nicht aus sexuellen Impulsen, sondern aus den durch Anpassung erworbenen Instinkten der Unterwerfung und Hingabe.

\*

\*

\*

### III. Wahrhaftigkeit und Lüge.

Es wäre überflüssig, nachzuweisen, wie die Verlogenheit zur Gewohnheit, ja ich möchte sagen, zu einer physiologischen Eigenthümlichkeit des Weibes geworden ist, — denn es ist dies eine Thatsache, die sich sogar schon im Volksbewußtsein eingebürgert hat und die durch unzählige Sprichwörter in allen Sprachen bestätigt wird.

Man braucht übrigens, um sich hiervon zu überzeugen, nur die erste Unterhaltung zwischen zwei Frauen zu beobachten, — die Komplimente, die herzlichen Worte, die bei jeder Gelegenheit mit der größten Unbefangenheit zwischen Frauen ausgetauscht werden, die einander gleichgiltig oder gar feindlich gesinnt sind, — die Küsse, die ohne Unterschied an flüchtige Tagesbekanntschaften und an Busenfreundinnen verabreicht werden, — die Gewandtheit, mit der sie Alles zu verbergen wissen, was sie in den Augen der Männer herabsehen könnte, wie ihr Alter u. s. w.

Man könnte hier an eine Szene aus Molière zwischen Gelimène und Arsinoë erinnern, eine Szene, die ganz eben so von unseren Frauen heutzutage unzähligemal aufgeführt wird. Gelimène spricht eben über Arsinoë.

„Elle est impertinente au suprême degré

Et . . . “

(entre Arsinoë)

„Ah! quel heureux sort en ce lieu vous amène,  
Madame? Sans mentir, j'étais de vous en peine.“

„Es giebt Frauen,“ sagt Seneca, „die immer irgend eine Bosheit auf der Zunge haben, die sie mit großer Geschicklichkeit unter ihre Zärtlichkeiten mischen, — die Freundschaft heucheln, wo sie nichts weniger als freundschaftlich empfinden, und die ihren Haß unter dem Schleier der Schmeichelei verbergen; da, wo sie am Wenigsten treu sind, heucheln sie gewöhnlich die größte Anhänglichkeit und sind immer bereit, dem betrogenen Ehemann oder Geliebten die Wünsche an den Augen abzusehen.“

Das Weib empfindet auch beim Lügen keine Scham; es spricht die Unwahrheit aus, ohne zu erröthen, und selbst die geistig noch so hochstehende Frau bedient sich ihrer zu guten Zwecken mit der größten Sicherheit.

„Im weiblichen Dictionär ist,“ wie Frau Mayo schreibt, „Verfälschung gleichbedeutend mit Lüge; die Lüge erscheint dem Weibe gewissermaßen von einem Hauch der Tugend umflossen; eine Unwahrheit, die dazu bestimmt ist, irgend etwas Schweres, Bitteres zu erleichtern, heißt 'fromme Lüge', und man spricht von Delikatesse, wenn der Ehebruch einen Affront zu vermeiden weiß.“

Neben dieser bewußten besitzen die Frauen noch eine so zu sagen instinktive Verlogenheit. Jeder wird wohl schon Gelegenheit gehabt haben zu beobachten, wie schnell die Frauen, wenn man sie einmal unversehens bei Etwas ertappt, mit einer mehr oder weniger geschickten Lüge bei der Hand sind; ihr erster Impuls, selbst wenn sie gar nicht schuldig sind, ist, sich durch eine Lüge zu decken. Ja, die Unwahrhaftigkeit ist so sehr ein organischer Bestandteil des weiblichen Charakters geworden, daß ein Weib fast niemals ganz aufrichtig sein kann; ein wenig, wenn auch unbewußte Verlogenheit, steckt in ihnen allen. „Daher,“ sagt Stendhal, „erreichen schriftstellernde Frauen niemals das Erhabene, daher sind ihre Briefe, auch die kleinsten Billets, immer von einem gewissen Etwas der Anmuth durchweht, daher können sie aber niemals ganz aufrichtig sein. Aufrichtig sein würde einer Frau vorkommen, als solle sie ohne Kleider ausgehen.“

Ein neuer Beweis für unsere Behauptungen findet sich in einer Sitte, die man fast bei allen Völkern antrifft, nämlich der, die Zeugenaussagen einer Frau gar nicht oder nur in sehr beschränktem Maße gelten zu lassen. Wenn man selbst zugiebt, daß hierin auch die Verachtung, die der Mann auf primitiven Gestaltungsstufen gegen die weibliche Schwäche hegt, einen Antheil hat, so muß doch auch die allgemeine Erfahrung der geringen Wahrhaftigkeit des Weibes eine Rolle dabei spielen. In Birma dürfen Frauen den Gerichtssaal gar nicht betreten, sondern müssen ihr Zeugniß, auf das sowieso wenig Werth gelegt wird, auf der Schwelle ablegen. Im Gesetzbuch des Manu heißt es: „In gewissen Fällen genügt

das bloße Zeugniß einen unbescholtenen Mannes; die Aussage einer ganzen Schaar von Weibern dagegen, und wären es selbst die ehrbarsten, ist nicht zulässig, denn der Wankelmuth des Weibes ist größer als der eines Verbrechers."

Dazu kommt die eigenartige Anschauung der Frauen von Gerechtigkeit und Moral.

„Das Gewissen der Frauen," schreibt Prudhomme, „ist um so viel schwächer als das des Mannes, als ihre Intelligenz geringer ist; ihre Moral ist von anderer Art, ihre Begriffe von Recht und Unrecht sind verschieden von denen des Mannes, so daß man sie im Vergleich mit uns als unmoralische Wesen bezeichnen muß. Sie stehen immer diesseits und jenseits von der Gerechtigkeit und haben kein Verlangen nach jenem Ausgleich zwischen Rechten und Pflichten, der für den Mann zum qualvollen Bedürfniß wird. Wie ihr Geist antiphilosophisch ist, so kann ihr Gewissen antijuridisch genannt werden. Ihre moralische Minderwertigkeit folgt als natürliche Konsequenz aus ihrer physischen und intellektuellen Inferiorität."

„Die Frauen," sagt Schopenhauer, „sind wohl mitleidig, aber in Allem, was Gerechtigkeit, Redlichkeit, skrupulöse Gewissenhaftigkeit anbetrifft, stehen sie hinter dem Manne zurück. Ungerechtigkeit ist der Hauptfehler des Weibes. Die Ursache dafür liegt in der Schwäche ihrer Urtheilskraft, und was diesen Mangel noch verschlimmert, ist, daß die Natur sie an Stelle der Kraft mit Schläuheit ausgestattet hat; daher ihre instinktive Heimtücke, ihre unüberwindliche Neigung zur Lüge, ihre Falschheit, Unbankbarkeit, Untreue und Verrätherei."

„Wenn man die Verbrecher den Frauen überließe," schreibt Leroux, „so würden sie sie in der ersten Aufwallung des Zornes alle töden, und wenn man so lange wartete, bis diese Aufwallung sich gelegt hat, so würden sie sie alle freilassen."

Es ist daneben übrigens eine Thatsache, die schon allgemein beobachtet worden ist, daß die Frauen, abgesehen von schweren Bluthaten, keinen besonders großen Abscheu gegen Verbrechen haben, besonders gegen Diebstahl und Betrug, wenn sie selbst oder ihnen nahe stehende Personen dadurch nicht geschädigt werden, und daß, wenn ein Urtheil gefällt wird, ihr erster mitleidiger Gedanke sich mit der Schwere der Strafe beschäftigt oder sich der Familie des Verbrechers zuwendet.

Aus ähnlichen Gründen sind auch wahrscheinlich in den westlichen Staaten Nordamerikas die Frauen wieder aus den Gerichtshöfen, in denen sie eine Zeit lang zugelassen waren, verbannt worden.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



## Bismarck's Arzt.

So vor drei Wochen, als aus Kissingen die Nachrichten immer bängerlicher lauteten und in den Redaktionen für die Trauerbowle schon die vier Elemente bereit gehalten wurden, gab es doch einen angstvollen Moment, wo man befürchten mußte, aus der deutschen Geschichte den vorläufig letzten Einer verschwinden zu sehen. Auch für die Bekannten des Hauses Bismarck war es schwer, über das Befinden des Fürsten Zuverlässiges zu erfahren, denn die Zeitungen bevorzugten offenbar den sensationellen Schrecken und dem immer freundlichen Dr. Chrysanter, der in kritischen Zeiten von Anfragen und Bitten um Auskunft ohnehin schon über Gebühr zu leiden hat, mochte man ohne drängende Noth doch nicht neue Belästigung aufbürden. Da erhielt ich, als in der Presse gerade ein ansehnlicher Grabhügel geschichtet war, aus Hohenschwangau ein Telegramm: Schweningen war dort, hatte im Gebirge für einen Augenblick Athem geschöpft und sandte einen Gruß, aus dem heitere Zuversicht sprach. Von der Stunde an war ich ganz ruhig: der Professor war mit einer schweren Lungenentzündung im vorigen März von der Riviera spornstreichs nach Friedrichsruh gereist, um bei den Strapazen der Geburtstagsfeier nicht an der Seite des Fürsten zu fehlen; er würde ihn jetzt nicht eine Minute allein lassen, wenn ernste Gefahr auch von fern nur zu fürchten wäre. Es hat symbolische Bedeutung, daß über dem Bette des Fürsten das Bild Schweningers und über dem Schreibtisch des Professors das Bild Bismarck's hängt — zwei prächtvoll empfundene Schöpfungen des Meisters Franz Lenbach —: der erste und der letzte Gedanke des Arztes gehört eben an jedem Tage dem alten Kanzler, und wenn er nicht bei ihm sein kann, meldet ihm pünktlich der getreue Schüler Chrysanter, wie „sein Fürst“ geschlafen, und wie er den Tag verbracht hat. Vielleicht denkt von den fanatischen Bismarckhassern doch der Eine oder der Andere gelegentlich einmal darüber nach, durch welche Eigenschaften man solche Liebe erwirbt.

Es war, als ich aus Hohenschwangau die Depesche erhielt, gerade ein Jahr vergangen, seit ich in Barzin Schweningen kennen gelernt hatte.

Er kam wie ein Sturmwind, aber ein lustiger, so einer aus hellen Herbsttagen, der die Nebel zerstreut und muffige Blätter munter vor sich herjagt; kein langweiliges „Guten Tag“ und „Wie geht es Ihnen?“ oder gar die berüchtigte „Freude, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen“; er war eben da, sprach vernünftige Sachen und sah aus klugen Augen, so von unten herauf, sich den neuen Mann an. Ich hatte ihn mir, und später haben wir herzlich darüber gelacht, ungefähr so als eine Art von Schäfer Thomas vorgestellt, einen höheren und besonders weltlicheren Pfarrer Kneipp: halb Charlatan und halb geschickter Naturheilkünstler, der den Leuten die Suppe entzieht, sie beim Essen nicht trinken läßt und mit allerlei Hokus-pokus ihnen das Fett abgewöhnt. Von ernster Wissenschaft keine Spur; ein Kind der Gunst und der Laune, dem, zur Beschämung des hohen Professorates, von dem wüsten und nun, Gott und dem Kaiser sei Dank, endlich abgeschüttelten Tyrannen in Berlin — horribile dictu! — ein Lehrstuhl eingeräumt worden war. So hatte ichs immer gehört — und warum sollte ichs nicht glauben? Wenn Napoleon erst, als Corvisart durch ein Zugpflaster ihm die Brustschmerzen vertrieben hatte, an die Aerzte zu glauben begann, wie uns Chaptal berichtet, — weshalb sollte Bismarck dann nicht die wirkliche, die echte, die Rezepte verschreibende Medizin verachten und am Narrenseil eines schlauen Windmachers sich herumzerren lassen? Lenbach selbst, der den Professor doch zärtlich liebt, pflegt von dem schwarzbraunen Freund mit den heißen Augen gern zu sagen: „Wenn der einmal in die Hölle kommt, braucht er nicht erst Toilette zu machen!“

Seitdem habe ich Schweningen nun besser kennen gelernt, seine Aufsätze gelesen, seiner Geschichte nachgeforscht, hundertmal mit ihm das ganze Werden der Medizin, von Paracelsus his auf Frerichs und Koch, durchgesprochen und — was das Wichtigste ist — ihn an der Arbeit gesehen, mit seinen Schülern und mit seinen Patienten. Und weil gerade jetzt wieder so viel von ihm gesprochen wird und weil die Leute, deren faulender Leib, nachdem sie sich als Charakterkrüppel erwiesen hatten, ihm des Ausflüdens nicht mehr würdig erschien, nun zu glauben scheinen, ein Dermatologe müsse gegen alle Gemeinheit und Dummheit, wenn sie nur tüchtig mit Rönischem Wasser bespritzt ist, durch seine Dickfelligkeit schon gewappnet sein, deshalb will ich von ihm, was mir gerade so einfällt, hier erzählen.

Er war neun und zwanzig Jahre alt, hatte bisher nur streng wissenschaftlich gearbeitet, als Militärarzt daneben unzählige Untersuchungen und als Buhls Assistent fast eben so viele Sektionen gemacht, bei der Münchener Choleraepidemie tüchtige Arbeit gethan und war dem unbekanntem X des Choleragiftes beinahe schon auf die Spur gerückt, als ein Zufall ihn aus den Bahnen der pathologischen Anatomie warf und in eine Praxis riß,

deren Umfang und Ausdehnung heute vielleicht kaum die eines anderen Arztes verglichen werden kann. Ein schlimmer Prozeß hatte seinen Namen sehr unangenehm bekannt gemacht; er war mit der in Bayern nöthigen knappen Mehrheit — nach preußischem Recht wäre Freisprechung erfolgt — verurtheilt worden, wegen eines Vergehens, das einem Arzt, der in aller Bequemlichkeit doch zu Hause auch die verfänglichsten Besuche empfangen kann, nur, wenn er ganz ausbündig dumm und geschmacklos ist, eigentlich zuzutrauen wäre. Zwar kommt es nun vor, daß Zeugen falsch schwören; zwar wurde die mitangeklagte Frau nach der Verhandlung die Gattin des Rechtsanwaltes, der sie vertheidigt hatte und der ihre Schuld oder Unschuld deshalb besser als Andere kennen mußte; zwar haben später der alte Kaiser und der alte Kanzler, die beide in solchen Dingen keinen Spaß verstanden, nachdem sie die Akten des Prozesses gelesen hatten, dem Verurtheilten gern und dankbar die Hand gereicht und die Gnade des alten Herrn hat ihn mit dem Rothem Adler geschmückt —: aber die Welt läßt sich einen pikanten Klatsch nicht gern rauben, namentlich, wenn er einen durch hohe Gunst Ausgezeichneten betrifft, und so kann man noch heute in den Blättern der Sozialdemokratie, auf deren Programm doch, wenn ich nicht ganz irre, einmal Etwas von freier Liebe stand, empörte Ausrufe darüber lesen, daß „die alte Raketenkiste“, der „alkoholistische Mümmelgreis“, der „standalsüchtige Skandalirfuchs“ — und wie sonst Liebknechts liebliche Kosenamen lauten — einen notorisch unsittlichen Menschen den armen keuschen Studenten als akademischen Lehrer aufgeschwätzt habe, — aus purer, klarer Seelengemeinheit natürlich, aus dem selben Gefühl, das ihn den Steuerverweigerer Bucher in Grund und Boden verderben und zum strupellosen Empfehler der grauenhaftesten Schutzöllnerei machen hieß.

Der bayerische Adel benahm sich, zu seiner Ehre sei es gesagt, wesentlich anständiger: er zog den jungen Doktor, dem so hartes Ungemach in sein lustiges Leben gebrochen war, in seine Kreise, erschloß ihm eine lohnende Praxis und bald war Schweningers Ruf als praktischer Arzt so weit verbreitet, daß der Gesandte in Rom den noch nicht dreißigjährigen Bayern dem zweiten Sohne des Reichskanzlers als letzte Zuflucht empfehlen konnte. Graf Wilhelm Bismarck litt seit Jahren an hochgradiger Sicht und sein Leibesumfang hatte dabei so zugenommen, daß dem blutjungen Manne die freie Bewegung fast unmöglich geworden war. Alle Aerzte, Hebigen, Bäber hatten nichts geholfen, ein letzter Versuch mit Mehabia war wieder erfolglos geblieben und es mag Mühe genug wohl gekostet haben, zu einem allerletzten Versuch den Grafen zu überreden. Eines schönen oder auch schlimmen Tages setzte er sich aber doch hin und schrieb an Schweninge einen viele Folioseiten langen Brief, eine Art von curriculum vitae, und



bat um seinen ärztlichen Rath. Die Antwort blieb lange aus, denn der Doktor hatte gerade ein Augenleiden, endlich aber kam sie doch, und was darin über Gesundheit und Krankheit im Allgemeinen und über Sicht im Besonderen gesagt war, das gefiel so sehr, das klang so ganz anders als sonst die Rede der Rezeptkünstler, daß man sich sofort entschloß, diesen merkwürdig energischen und lakonischen Mann einmal in der Nähe zu sehen. Schweningen kam: vierundzwanzigstündige Konferenz mit dem Kranken und dessen Umgebung, Aussprache und Belehrung, — aber Ablehnung jeder detaillirten Behandlung, bis der Patient fest entschlossen sein würde, ohne auf Geschwäh und Verdächtigungen zu hören, ein Jahr lang zunächst blind sich dem Arzte anzuvertrauen und an dessen Vorschriften, die er allein sich vorbehält, je nach dem Verlauf der Krankheit zu variiren und zu modifiziren, eigenmächtig nicht ein Jota zu ändern. Diese Bedingung war schon durch die weithin sichtbare Stellung des Patienten geboten; aber anders ist Schweningen überhaupt nicht zu haben und einer seiner Lieblingsprüche ist: „Sie müssen lieber zu Grunde gehen, als daß sie von meinen Vorschriften auch nur um Fingersbreite abweichen!“ Er hat ein außerordentlich starkes Gefühl seiner Verantwortlichkeit, aber er kann die nur tragen, wenn er sicher ist, daß nicht alte Weiber beiderlei Geschlechtes etwa ihm ins Handwerk pfeuschen. Mit dem Grafen hatte er leichtes Spiel: der folgte zehn Monate lang mit erstaunlicher Energie der ärztlichen Leitung, und als ihn der Arzt, der inzwischen nur schriftlich mit ihm verkehrt hatte, zum ersten Male in München wieder sah, da erkannte er den völlig Veränderten kaum mehr, der schlank geworden war und an die Gichtnoten nur noch die Erinnerung bewahrte. Gebirgstouren wurden unternommen, in allen Seen und Klammen wurde gebadet und das erste erlaubte Beefsteak wurde telegraphisch den Eltern avisirt. Große Freude überall, — nur nicht bei allen lieben Kollegen natürlich, von denen Manche meinten, die bösen Folgen solcher „Gewaltkur“ könnten nicht auf sich warten lassen. Und richtig; im nächsten Winter bekam der Graf denn auch den Typhus und mußte im Süden Erholung suchen; an so einfache Dinge aber glaubt die Kollegenschaft nicht gern und so raunte und murmelte es denn gleich an allen Ecken: Da haben wir die Bescheerung; er hat dem jungen Bismarck die Schwindsucht an den Hals kurirt und muß ihn nun durch Italien schleppen. Pünktlich zum ersten April stellte der „Schwindfüchtige“ sich dann kerngesund im Sachsenwald vor und die Lästerung mußte wohl oder übel verstummen; ihre Rache aber nahm sie dadurch, daß sie die Haupterfolge der Behandlung ignorirte und nur den Nebenerfolg, der als reife Frucht gleichsam mit abgefallen war: die Entfernung des Fettes, achselzuckend zugab. Seitdem war und blieb Schweningen der Entfetter, der Wasserentzieher, der Milchkurdoctor, der Suppen-Kaspar.

Mittlerweile hatten die Beziehungen des Arztes zu der Familie des Fürsten sich herzlicher gestaltet, und als er im Jahre 1881 mit dem Grafen Wilhelm nach Bargin kam, war er im Pommerischen natürlich ein hoch willkommenener Gast. Man sprach über Dies und Das, auch über Krankheiten und Ärzte, und heimlich wurde Schweningen von der Fürstin im Interesse des Fürsten, und vom Fürsten im Interesse der Fürstin konsultirt. Ueber Allgemeinheiten aber kam man nicht hinaus und schließlich erklärte der fremde Herr aus Bayern, er sei „nebenbei auch Arzt“ und müsse einmal nun doch wieder heimwärts wandern. Ungern nur ließ man ihn scheiden und vorher schüttete der Fürst ihm erst noch sein bekümmertes Herz aus: kein Schlaf, Schmerzen in Nerven und Venen, gestörte Verdauung, — und nirgends Hilfe, bei keinem Arzt und von keinem Rezept. Die Ärzte sagten ihm, er sei ein verbrauchter Mann, müsse viel liegen, wenig an die Luft gehen, jede Aufregung meiden und in Beschaulichkeit allgemach so den Tod erwarten; höchstens trösteten sie ihn mit Palliativmittelchen, mit Schlafpulvern und Morphinum, das — zum Glück — sein Magen aber nicht annahm. Schweningen blieb seinem Prinzip getreu: er lehnte im Rahmen der bisherigen untüchtigen Behandlung jeden Rath und jeden Einfluß ab und sprach Eines nur als seine feste Ueberzeugung aus: daß nämlich der Kanzler, wenn nicht eine durchgreifende Aenderung der ganzen Lebensweise, eine strenge Selbstkontrolle und die peinlichste Ueberwachung der Ernährung, Bewegung, Ruhe, Verdauung u. eintrete, vielleicht so ein halbes Jahr noch fortwurschteln könne, daß dann aber die Natur sehr vernehmlich ihre Rechte geltend machen würde. Damit schied man denn von einander.

Ein halbes Jahr später kam Schweningen auf dem Wege nach Danzig über Berlin. Fürst Bismarck war ein gänzlich aufgegebener Mann. Die Diagnose schwankte höchstens noch zwischen Magen- und Leber-Krebs, die Schmerzen waren unerträglich und Kräfte und Gewicht nahmen mit jedem Tage ab. Auch da gab der junge Doktor nur allgemeine Belehrung; kaum aber war er in Danzig angelangt, so rief ihn auch schon ein Telegramm zurück. Er fand die Familie in heller Verzweiflung, den Fürsten halb entschlossen, rückhaltlos sich ihm anzuvertrauen, wenn er sofort bleiben wolle. Die Szene soll recht dramatisch gewesen sein: kurze, aber entschiedene Bourparlers, die Umgebung in Aengsten, plötzlich ein Ruck an der Klingel — sollte er ihn etwa hinauswerfen? — nein: „Holen Sie die Sachen des Herrn Doktors von der Bahn!“ Und der Herr Doktor zog ins Reichskanzlerpalais, wie er ging und stand, im hellen Reiseanzug, und die erste Vervollständigung seiner Toilette wurde — ich wills getrost nur verrathen — später erst aus der goldenen Hundertundzehn bezogen.

Also Leibarzt des Fürsten Bismarck und in der langen Reihe der

Ärzte, die an diesem mächtigen Körper sich auf gut Glück und ohne Erfolg versucht hatten, gerade Nummer 101. Aber — eine ganz andere Nummer. Noch jetzt pflegt der Fürst zu sagen: „Der Unterschied zwischen Schweninger und meinen früheren Ärzten besteht darin, daß ich die Anderen behandelte, während er mich behandelt.“ So war es vom ersten Tage an. Mit unglaublicher Energie wurden diätetische und therapeutische Verordnungen gegeben und befolgt, alle Organe mußten prompt funktionieren und der Schlaf sich einstellen, ohne daß mit künstlichen Mitteln nachgeholfen wurde. Vierzehn Tage und Nächte wach der Arzt nicht von des Patienten Seite und wie durch Zauberei rief er den Schlaf, den Appetit, den Humor und das Vertrauen wieder herbei. Am fünfzehnten Tage aber, da der Arzt zum ersten Male wieder an die frische Luft gekommen war, gestattete der Kranke in seiner wieder erwachten Lebenslust sich einen Exceß, der nicht auf der Liste der Verordnungen stand: er löffelte behaglich einen tiefen Teller voll Buttermilch aus. Entsetzen des Arztes, Erbrechen des Kranken, ein Anfall von Selbstucht, die ganze Wirkung der vierzehn Tage zerstört. Das war natürlich Wasser auf die Mühlen der Neider und Kläffer: „Er hat ihm den Rest gegeben.“ Um den Kranken solchen Einflüsterungen zu entziehen und um vor lockender Buttermilch ihn besser bewahren zu können, entführte Schweninger ihn nach Friedrichsruh, dann nach Gastein, wo überall unter strengster Kontrolle an der Hebung der Kräfte und der Besserung aller Funktionen tapfer gearbeitet wurde, und geleitete ihn erst im nächsten Frühjahr wieder nach Berlin. Das gab denn ein großes Staunen: der Fürst, der sonst die Nacht durch gewacht und am Tage geschlafen hatte, der die Geheimräthe manömal noch um drei Uhr morgens zu sich beschied, der erschien nun um acht Uhr früh bei Herrn von Puttkamer, frisch, schlank und gesund, elastisch, um fünfzehn Jahre jünger geworden und fest entschlossen, nicht mehr, wie früher, um zwölf oder gar um zwei Uhr mittags das weiche Bett zu verlassen.

Und wie waren die Folgen für den Arzt? Er hatte, was vor ihm keiner vermochte, vollbracht; er hatte, was damals noch nicht ganz wenig galt, dem alten Kanzler das Leben gerettet; aber es durfte nicht zugegeben werden und darum hieß es: Er hat ihn eben durch seine bekannte „Kur“ dünner gemacht — den Fürsten Bismarck der achtziger Jahre, der abgemagert und heruntergekommen war in der bedenklichsten Art, dessen Körper gerade wieder reichlicher genährt, dessen Kräfte gehoben, dessen zerrüttete Nerven wieder belebt werden mußten! Und so wurden aus einigen ganz individuell gegebenen Verordnungen Schweningers gewisse Lehren, Schablonen, Prinzipien erdichtet, diese dann zusammengestellt oder auch mit der Dertel-Kur kombinirt und daraus die famose „Scheninger-Kur“ gebraut, die ihr angeblicher Vater selbst hier einen

„in jeder Beziehung raffinirten Betrug“ genannt hat. Das waren die sozusagen wissenschaftlichen Folgen. Und die anderen? Titel und Orden waren dem glücklichen Doktor angetragen, und als er sie ausschlug und nur in seiner neuen Heimath die Möglichkeit forderte, für seine reformatorischen Gedanken auf der Hochschule ein Plätzchen zu finden, da erhob sich ein bestäubendes Geschrei und man fand einen Akt unerhörter Willkür darin, daß ein Arzt, der in Bayern schon nicht vor einer Professur gestanden hatte, in Berlin nun, wo bekanntlich ausschließlich „Kapazitäten“ wirken, außerordentlicher Professor werden sollte. Um die Ernennung gegen alle Zettelungen durchzusetzen, mußte der Kanzler erst erklären, er sei genöthigt, nach München überzusebeln, wenn der einzige Arzt, der ihm helfen könne, nicht in Berlin eine ihm genehme Thätigkeit fände. Heute, wo man für eine Broschüre, die eine Militärvorlage empfiehlt, schon Geheimrath werden und für eine pflichtgemäße Abstimmung einen Orden erhalten kann, klingt das fabelhaft; aber so ging es unter Bismarcks despotischer Hausmeierschaft im armen deutschen Vaterland eben zu. Wie die lieben Kollegen und die noch lieberen Zeitungen den Neuankömmling empfingen, das ist noch in Aller Gedächtniß. Bei den lieben Kollegen wenigstens konnte er sich später dadurch bedanken, daß er, als der Madenzie umging, den er als Spezialisten schätzte, dessen medizinische Politik ihm aber nicht einleuchten wollte, mit ganzer Kraft auf die Seite der deutschen Aerzte trat und an der Leiche des Kaisers Friedrich für die Sektion den Ausschlag gab, die dann die — wirkliche oder vorgebliche — Diagnose des Engländers für immer zu Schanden machte. Und auch die noch lieberen Zeitungen mußten am Ende schweigen, als sie sahen, daß der neue Professor höchst wissenschaftlich zu Werke ging, daß er sein dermatologisches Fach gründlich verstand und von den Studenten, die er in seine Kolloquien zog, als ein Liebling bald enthusiastisch bevorzugt wurde.

In unglaublicher Seelenruhe hatte Ernst Schweminger aus Neumarkt in Bayern das ganze Treiben und Loben mitangesehen, in der selben unglaublichen Ruhe, die den kleinen Ernst, weil er studiren wollte, für kurze Zeit aus dem Vaterhause vertrieben hatte, die den größeren Ernst in die Wilhelmstraße, in den Wildiz-Kiosk und zu allen Finanzpotentaten der Erde geleitete und die den ganz großen Ernst heute alle unberechtigten Zumuthungen, von wo sie auch kommen mögen, rundweg und mit dem gehörigen Nachdruck ablehnen läßt. Noch nie habe ich einen Menschen gesehen, der so wenig Talent dazu hat, sich zu ärgern; wüthend, — ja, das wird er manchmal, nicht ganz selten sogar, und dann ist er ein wahrer Virtuose der unmöglichsten Kraftausbrüche, dann schwelgt er in „Dummheit, Engherzigkeit, Gemeinheit, Scheuflappigkeit und Niederträchtigkeit“; aber das geht bald, wie ein

wohlthätiges Gewitter, vorüber und immer bleibt Etwas wie das Gefühl des Steinklopferhannes zurück: 's kann Dir nir g'schehn! Eine Bauernnatur, die fest in sich selbst beruht, die ganz genau weiß, was sie will, und die sich von Keinem, auch von dem Mächtigsten nicht, jemals beirren läßt. Aber eine Bauernnatur von der feinen Art, die mit dem Maßtrug und mit drei berben Flüchen noch lange nicht erschöpfend charakterisirt ist, die sehr stille und vornehme Bedürfnisse hat und, bei allem Wohlwollen für den ganzen Troß der Mühsäligen und Beladenen, doch nur schwer sich hingiebt, nach langem Zögern und Lasten, dann aber auch ohne Rückhalt, für alle Zeit, und mit einer zuverlässigen Treue, die eigentlich nur in alten Balladen noch fortleben sollte. Man hat wunderhübsche Anekdoten erfunden, die zwischen Bismarck und seinem Arzt sich zugetragen haben sollen, etwa wie diese: als bei der ersten Konsultation Schweningen für die Ungebuld des Fürsten gar zu viel Fragen stellte, sei der endlich aufgebraust mit dem Wort: „Fragen Sie doch nicht so viel!“ und der Doktor habe entgegnet: „Dann wenden Sie sich gefälligst an einen Thierarzt, der fragt gar nicht.“ Wunderhübsch, nicht wahr? So etwa im Batty-Stil, wie mit einem bössartigen Löwen ein brutaler Bändiger umgeht. Wer solche Geschichten erfindet, der muß von der rücksichtvollen Zartheit, die beide Männer mit ungebändigter Kraft vereinen, nicht einmal die dunkelste Vorstellung haben und der kann nicht ahnen, wie auf bejden Seiten ein sicherer Takt hier alle Konflikte und berben Deutlichkeiten unmöglich macht. Es ist beinahe zu bedauern, daß Schweningen selbst durch allzu kraftvolle bajuvarische Humore manchmal zu solchem Meinen den Anlaß giebt; es kleidet ihn gut, aber den fernern Stehenden entstellt es doch sein wahres Gesicht und nur Wenige wissen, daß dieser robuste Mann, der von der Bahn in die Klinik, von der Klinik in die Sprechstunde und ins Kolloquium, von da zu bettlägerigen Kranken und endlich wieder auf die Bahn hastet und rast, ohne etwas Anderes zu sich zu nehmen als etwa ein Stück Brot und Wurst und mehrere Halbe, der immer sibel scheint und, um seine Patienten aufzuheitern, zum derbsten Spaß stets geneigt, — daß der im Grunde doch eine höchst elegante Seele hat und eine stille Sicherheit im Erkennen und Werthen von Menschen und Dingen, die im Hause Bismarck seinen Urtheilen längst das Merkwort schon eingetragen hat: „Unheimliche Diagnose!“

Was er als Arzt ist? Ich bin nicht vom Handwerk und kann eigentlich also darüber nicht mitreden. Nur Das weiß ich, daß er von dem Archeus, dem geistigen Urprinzip der Paracelsus und Helmont, eben so weit wie von dem Glauben an das allein selig machende Rezept entfernt ist; daß er der von der Theorie längst überwundenen veralteten Schulmedizin so entschlossenen Krieg erklärt hat wie Liszt der verstaubten Schul-

juristerei; daß ihn aber auch die Naturheilkünstler vergebens einzufangen versuchen werden. Er steht auf dem festen Boden der Wissenschaft, zu deren Bau er auch inmitten der härtesten Arbeit immer noch einen Stein, einen Aufsatz, eine klinische Betrachtung, herbeibringt; aber er nützt diese Wissenschaft als ein praktischer Künstler, für Alles des Dankes und der Anerkennung voll, was Andere leisten, doch zu bitterstem Tadel gegen jede Puscherei auch bereit. Gegen jede, — auch gegen die im wissenschaftlichen Prachtgewand, die uns die letzten Reste des mittelalterlichen Wunderglaubens bewahren und aufspeichern möchte, so gut wie gegen die andere, die, ohne von der Natur eine tiefer reichende Erkenntniß zu haben, als Naturheilkunde sich aufbläht und spreizt. Immer Wasser — gilt ihm nicht mehr als: immer Quecksilber, und in dem Prießniß'schen Umschlag, meint er, steckt am Ende auch nicht mehr „Natur“ als in der Amputation eines Beines. Er glaubt nicht, daß er „heilen“, sondern nur, daß er durch sorgfältige Beobachtung und Pflege der Heilung die Wege bereiten kann; er hat nicht für jede Krankheit ein Mittel zur Hand, sondern erkennt in Gesundheit und Krankheit nur verschiedene Gradformen des Lebens; er geht nicht ber Krankheit, mit Thablonenhafteu Allheilmitteln, zu Leibe, sondern sieht sich den Kranken an, der doch das Produkt seiner ererbten oder angeborenen Verhältnisse und seiner Lebensweise ist und der das Resultat deshalb auch nur ändern kann, wenn er, je nach der individuellen Nothwendigkeit, diese Lebensweise verändert und regelt; er sieht nicht nur darauf, daß der Mensch ißt und trinkt, sondern darauf auch, wie er das Geessene und Getrunkene am Besten ausnützen kann, als ein diätetischer Nationalökonom, der mit Ein- und Ausgaben ordentlich wirtschaften lernt und der sich dann nicht mehr von wissenschaftlichen und laienhaften Puschern einreden läßt, das Glas Sekt oder das Stückchen Käse, das er zuguterlezt noch in den vorher schon überfüllten Leib befördert hat, sei an allem Unheil schuldig und Sekt und Käse müsse er künftig darum streng vermeiden. Er hat, zum blassen Schrecken mancher Mütter, bleichsüchtigen Komtessen schon empfohlen, zum ersten Frühstück mitunter, das ihm die Hauptsache ist, weil mans — ich glaube wegen des Magensaftes — am Besten ausnützt, ein tüchtiges Stück Käse zu essen, und er hat starken Essern oder zur Sicht Reigenden die Suppe entzogen, weil die doch keine Kraft giebt und im Magen nur Raum einnimmt, der zur Wegstauung nützlicherer Dinge zu brauchen ist. Er hat —, aber mir fällt gerade noch ein, daß er das Alles hier eigentlich viel besser selbst sagen kann und daß ich vielleicht schon allerlei medizinischen Unsinn geredet habe. Deshalb will ich ganz rasch nur noch erzählen, was ein gelehrter Professor, den ich neulich nach ihm

fragte, über ihn mir gesagt hat: „Ich kenne ihn nicht persönlich; nach Allem aber, was ich von ihm weiß — er kriegt thatsächlich fast nur die verzweifeltsten Fälle, die von den Anderen schon aufgegeben sind, und erzielt da noch ganz erstaunliche Erfolge —, muß ich sagen: Ein praktischer Arzt von Gottes Gnaden und der berufenste Anwärter auf den Lehrstuhl für Therapie, den wir wies liebe Brot nachgerade brauchen!“

Daß er gerade an Bismarck kam, dem vor dreißig und etlichen Jahren in Petersburg schon ein Medicinmann das Bein abnehmen wollte und der von seinen übrigen neunundneunzig Aerzten seitdem so Manches noch erlitten hat, das war ein Glück, und beide Theile wissen es zu schätzen. Als der Fürst entlassen war und die ernste Gefahr bestand, durch die jähe Unterbrechung einer langjährigen angestregten Thätigkeit könnte sein rastloser Organismus rosten, da war Schweningen sofort bereit — der Andere, der so die Treue hielt, steht als Minister jetzt im mittelstaatlichen Dienst —, sein Amt und seine riesigen Praxis aufzugeben und als Leibarzt und Privatsekretär dem gestürzten Titanen in die Verbannung zu folgen. Der Fürst nahm solches Opfer nicht an und an die Stelle des Meisters trat der gehorsame Schüler. Was aber Schweningen in der dazwischen liegenden Zeit geleistet hat, an frohem Opferruth und Unermüdblichkeit, wie er jede mögliche Erregung oder Verstimmung vorausgesehen und ihr, wenn sie nicht zu vermeiden war, doch zu begegnen versucht hat —: Das muß man wissen, um ganz zu begreifen, was er dem Hause und was ihm das Haus ist, und um auch zu verstehen, daß er am Bette dieses Kranken zu feierlichen Berichten im hohen Kurialstil nicht die Muße und namentlich nicht die Seelenruhe fand.

Wenn wir wieder zusammensitzen, so von zwölf bis drei, nämlich morgens, und Kolloquien pflegen, dann soll er mir davon erzählen. Dann will ich ihm auch berichten, wie Leute, die ohne getheilte Verantwortlichkeit, ohne Parlamentarismus, die Welt sich nun einmal nicht vorstellen können, die weisen Köpfe geschüttelt haben, weil er an das Lager des Kranken, den er wie kein Anderer in allen Funktionen kennt, nicht „eine zweite Autorität hinzugezogen hat“. Dann wollen wir lachen; danach aber will ich sehr ernsthaft ihn daran erinnern, daß er vor der Reise nach Kissingen auf seinen frisch gefirnigten Lenbach geendet mit muthiger Hoffnung mir gesagt hat: „So alt wie sein alter Kaiser kann und muß mein Fürst mindestens werden!“

M. S.



## Wie man ein Baugeschäft wird.

Die Welt spricht so viel von der Tüchtigkeit großer Direktoren und mächtiger Geschäftsleute, aber von Dem, was ein Arbeiter zu leisten vermag, schweigt die Unterhaltung, schweigen die Romane. Hinter unseren stolzen Bobenkreditinstituten und unserm Riesenumlauf von Pfandbriefen bewegt sich in letzter Linie doch die fleißige Hand, die handgreiflich schafft. Fast alle großen Bauunternehmer, selbst diejenigen, welche heute in großen Aktiengesellschaften als Fettaußen obenauf schwimmen, sind früher einfache Arbeiter gewesen und Alles, was darüber hier absonderlich werden soll, ist nicht allein buchstäblich passiert, sondern stellt auch typische Vorgänge dar, die sich in zahlreichen deutschen Mittelstädten und Großstädten oft genug ungefähr wiederholt haben.

Zunächst: Ein einfacher Bauarbeiter, wenn er fähig ist, kann das Dreifache Dessen leisten, was gewöhnlich geschieht. Geschicklichkeit bei An- und Abfuhr der Materialien ist dabei Alles. Wenn ein Mensch von Ueberlegung dafür sorgt, daß die Dinge nur ein mal und dann recht placirt werden, wenn er bezüglich des Raumes, da, wo z. B. ein Pfahl in ein Loch zu rammen ist, genau disponirt, wird eine ungeheure Zeit gespart und es geht auch vom Material selbst nichts verloren. Große Bauunternehmer, die einst selbst gearbeitet haben, behaupten, sie würden heute sogar noch das Achtefache ihrer Untergebenen leisten, so gewaltig sei der Unterschied zwischen Dem, was Interesse zur Sache, und was ein einfaches Lohnverhältniß ausmache. Im Allgemeinen behauptet man, und zwar keineswegs von übelwollender Seite, daß die Arbeiter gerade um so viel weniger leisten, als ihre Löhne gestiegen seien. Sie hätten früher praktisch mehr gelernt; aber die späteren hohen Löhne setzten die Maurer in den Stand, die Sache oft selbst im Accord zu übernehmen. In diesem Falle erhalten sie die hohen Löhne, mischen sodann aber unter ihre Gesellen Tagelöhner, die natürlich geringer zu bezahlen sind. Wären die Tagelöhner nun geschickt, so könnten sie allerdings in vier Wochen Erkleckliches erfahren haben. Ueberhaupt ist der Maurer auf seine Schulung nur noch schwer zu kontrolliren. Hat er als Lehrling zwei Jahre Kaffee getocht, so gilt er eines Tages als Maurer und — geberdet sich danach. Diese Zustände ergeben sich auch schon aus der Haltung des Bauaufsehers, der sonst ganz zur Kompagnie gehörte, nur ihr Vorreiter war, während er heute kaum mitarbeitet. Geht doch sogar schon der Polirer gepuzt einher.

Den Bauaufseher sucht sich der Prinzipal unter seinen Arbeitern aus; es ergiebt sich dies sehr bald aus einer gewissen Geschicklichkeit und vor Allem aus dem Interesse, das auch der simpelste Tagelöhner am Ganzen zeigen kann. Vertrauen erwacht eben ungesucht, wie es denn auch zu den häufigeren Erscheinungen gehört, daß man einzelnen Arbeitern Beträge bis zu tausend Mark in Beforgung giebt, was man vielleicht manchen Technikern, deren Fähigkeit auf schwerere Proben gesetzt wird, nicht anthun mag.



Was das Laienauge schwer zu fassen vermag, sieht der Mann vom Fach sofort, nämlich sobald er über einen Bauplatz kommt: ob der Bauaufseher im Accord steht. Ist das der Fall, so wird Alles sauber fein und die Einzelnen werden ungleich präzisier angehalten und geleitet werden. Daher kommt der Bauherr sehr oft seinem Aufseher mit dem Antrage, doch lieber vielleicht die Maurerarbeiten in Accord zu nehmen. Er erhält per Kubikmeter etwa fünf Mark und davon bezahlt er wieder die Arbeiter. Dabei kommt nun vielleicht ein Verdienst von M. 3—4000 heraus, dann arbeitet er noch nebenher, und hat er weitere M. 4000 in der Tasche, so übernimmt er kleine Aufträge von den Baubehörden, Erdbarbeiten bei den Eisenbahnen zc. Zu derartigen nicht beträchtlichen Ausführungen bedarf es keiner Kauttionen, und ist so ein Mann nicht in der Lage, sie im Accord zu übernehmen, so giebt man sie ihm auch zunächst in Regie.

Wie haben solche Bauaufseher gearbeitet! Mit der Zeit geizten sie auf Minuten. Das Mittagessen wurde gleich morgens mitgenommen und dann saßen sie mit ihren Leuten auf einem Brett zusammen und tranken, in nahezu völliger Unkenntniß von Bier, ihren schwarzen Kaffee. Allerdings gestehen sie heute, daß ihr Schlaf damals fester war; wie Augustus das Rissen des leichtfertigen Bankrottirers, so wünschen sie sich ihren harten Pfühl von früher zurück, auf dem sie sofort einschlafen konnten.

Der Herr Bauaufseher hat sich von seinen Ersparnissen endlich einen Bauplatz gekauft. M. 2000 sind daran gewendet worden. Und nun errichtet er darauf ein Miethshaus, an dem er selbst der Billigkeit halber nach Kräften hilft. Selbst die Frau, ohne die es in derartigen Lebenslagen wohl kaum ein Emporkommen giebt, legt mit Hand an. Sie trocknet den Sand, trägt die Kalkbröckchen für die Backsteine zusammen zc. Notabene: das Haus wird aus eigenen Mitteln gebaut. M. 12 000 stecken bereits darin, da merkt sein junger Eigenthümer, daß er um M. 500 zu kurz kommt; er selbst nennt das etwas hart: sich verrechnet haben.

Was thun? der von Europens Zinsfuß noch nicht Uebertünchte hat lediglich seine Dorfsancen im Kopfe, wonach man Hypotheken nur auf Häuser aufnehmen kann, die noch freien Grund und Boden haben. In seiner Heimath besitzt er zwar Acker, aber würde er diese beleihen lassen, so giebt dies einen so feierlichen, weitläufigen Vorgang, bei dem alle zwölf Gemeinderäthe zugegen sind, daß einige Stunden nachher seine Verhältnisse vom ganzen Dorfe diskutirt werden. Aus dem selben Grunde also, weshalb der Landbewohner sich seine Werthpapiere durchaus nicht schicken lassen will, da der Briefbote ihn sonst als Rothschild ausplaudert, scheut auch umgekehrt unser Mann eine Beleihung seiner Aecker.

Aber er ahnt gar nicht, welche Geister um ihn geschäftig sind! Da er eines Tages wieder höchst mißmuthig an seinem Bau steht, hört er sich von einem Herrn aus der Nachbarschaft angerebet. Nie bisher hat er mit diesem ein Wort gesprochen und doch scheint er gut gekannt zu sein. Die erste Frage schon gilt seinem bekümmerten Aussehen. Es erfolgt hierauf die prompte Auskunft wegen des Zukurzkommens mit den Baugelbern. — „Wie viel gebrauchen Sie denn?“ — „500 Mark“ — „Die sollen Sie haben,“ erwidert der Nachbar mit dem ihm angeborenen scharfen Accent. Die Männer begeben sich ins Comptoir und es wird ein Schriftstück aufgesetzt, wonach 500 M. zu 5 pCt. geliehen werden — allerdings unter Zugrundelegung der Aecker. Allein der Geld-

mann und Helfer hat auf eine hypothekarische Eintragung gar keinen Werth gelegt und das Hinwegfallen jener schrecklichen Formalität wälzt dem glücklichen Empfänger einen Stein vom Herzen.

Nun wird rüstig weiter gebaut, das Haus naht dem Fertigwerden. Unser Unternehmer bemerkt aber, daß ab und zu gerade seine Schöpfung von einem alten Herrn sehr eifrig von allen Seiten beschaut wird. Eines Tages kommt dieser Hausbeschauber an ihn heran und meint behaglich: „Ein schönes Haus haben Sie da! Schon eine Hypothek darauf?“ Der Bauunternehmer sagt natürlich der Wahrheit gemäß: Nein, mit dem Hinzufügen daß er, um weiter Geschäfte zu machen, wohl M. 6000 aufnehmen werde. „Ich geb' Ihnen M. 15 000“ wirft hierauf der Unbekannte ein und der Eigenthümer hält das für einen Scherz und für keinen guten. Inbessen es kam so! Der Mann, der dies anbot, stellte sich als Pastor So und So vor, von dem es bekannt war, daß er für zahlreiche Stiftungsgelder mit einer Art Leidenschaft persönlich die Hypotheken ausrichtete. Er war ein gewiegter Kenner des städtischen Bodenwerthes und hatte auch jenes neue Haus weit richtiger taxirt als dessen Erbauer selbst.

Dessen nächste That war nun das Abzahlen der 500 Mark-Schuld. Daß dann der Bezahle noch eine Provision von Mark 30 verlangte und hierüber der Schuldner in größte Wuth ausbrach, führe ich nur an, um die peinliche Sparsamkeit zu zeigen, in welcher der junge Selbständige noch steckte.

Die M. 15 000 nun wurden in eine Genossenschaftskasse gethan, um einen regelmäßigen Kredit zu bekommen. Mann und Frau erklärten einander: aus den 15 000 müßten 18 000 werden, und als sie nach weiterem Unternehmen so viel hatten, waren sie durchaus noch nicht zufrieden. Je mehr sie gewannen, desto unzufriedener wurden sie — unzufrieden im guten Sinne —, strebsam, aussehend, bis sie endlich so weit waren, daß ihnen die Leute von selbst kamen, was besonders geschieht, wenn die Leute im Verhältniß zu einem großen Unternehmer Etwas profitiren können.

Das ist die Stufe, die für einen tüchtigen Mann zur wirklichen Höhe führt. Ein potenter Firmeninhaber erscheint dann wohl auf dem Plan bei denen, die seines Scharfsinnes und seiner Ehrlichkeit bedürfen. Er wird Vertrauensmann und dann Antheilhaber in großen Geschäften, seine Erfahrung verbichtet sich derart, daß man seinem kurzen Urtheilswort über Alles, was die Stadt und Umgegend an Grundstücken birgt, gläubig folgt.

Schließlich ist eine ganz umfangreiche Transaktion in Aussicht, zu der Unsummen gehören. Es sind gerade gute Börsezeiten und ein Baufreund vermittelt gegen schöne Provision bei einer Bank — die Gründung. Inzwischen hat aber der ehemalige Arbeiter, Bauaufseher und Häuschenbauer Alles abgethan, was ihn in seiner leitenden Thätigkeit hemmen könnte. Er hat seinen einzelnen Branchen fähige Obere gesetzt und ist zum Kaufmann vorgeschritten. Das Kaufmännische bildet für heute noch den Abschluß aller praktischen Thätigkeit, ohne das die grandiosen internationalen Bauunternehmungen an allen Enden der Welt unmöglich wären; derart, daß man z. B. von Braunschweig aus (Butter) das Eiserne Thor sprengt und von Frankfurt aus (Holzmann) kleinasiatische Bahnen konstruirt.

Selten sind solche großen Unternehmer auch große Techniker, sie sind tüchtige Fachmänner und eben talentvolle Kaufleute. Hört man Einigen von ihnen zu, deren Schulunterricht sie jeden Augenblick über irgend einen eigen-

sinnigen Dativ oder Accusativ stolpern läßt, so staunt man über ihre Verstandesmächtigkeit, ihre geradfinnige Offenheit und ihren treffenden Ausdruck, der, abgesehen von Grammatik, die Dinge aufs Klarste und Feinste zu präzisieren versteht. Unwillkürlich geräth man in Beschämung über seine eigene, doch eigentlich ohnmächtige Bildung; wobei allerdings auch beobachtet werden kann, mit welcher Dreistigkeit zungenrauche Hohlköpfe solchen unschulmäßig Begabten so manches Mal dreist entgegenreten.

Das Gebiet der wirklichen Bauunternehmung ist aus deutschen Händen noch nicht herausgekommen und diese entfalten da eine Selbstherrlichkeit, die uns auch die Handelskraft unserer Nation, über allen Pessimismus hinweg, als ungebeugt giebt. Auch soll der große Bauherr noch gezeigt werden, der in allen Formen des Aktienwesens nicht die genügende Behendigkeit besitzt. Auch so eine Phrase: daß Raffinement speziell unserer Volksseele weltentfern läge.

Interessant ist noch, daß die Spezialitäten der einzelnen Firmen mit Nothwendigkeit aus dem Betriebsmaterial hervorgehen. Wer z. B. bei einem Kanal die Erarbeiten übernimmt, hat sich Trockenbagger, Rollwagen u. s. w. u. s. w. anzuschaffen (da gemietete wenig taugen), in denen viele Hunderttausende stecken. Diese Firma wird also an der Hand ihrer Maschinen, die doch Verwendung suchen, möglichst wieder Erarbeiten übernehmen.

Aber auch der Nachseite des Bauens sei hier eine kurze Schilderung gewidmet. Vornehmlich giebt es dabei zwei Sorten von Bucher. 1. Herr X. giebt einem Bauaufseher einen Hausbau in Accord. Aber wenn dieser, wie abgemacht, Samstag sein Geld für die Arbeiter braucht, so erhält er einen Wechsel. Der Bauunternehmer wandert nun herum, um den Wechsel anzubringen, was aber wegen der unbekannteten Unterschriften nicht gelingt. Spät nachmittags kehrt der Unglückliche zurück und Herr X. weist ihn an eine bestimmte Adresse. Dort muß er aber so viel Provision bezahlen, daß aus den M. 1500 deren 1400 werden, — und der Wechsel wandert dann halb wieder zu Herrn X., da dieser und der Adressat unter einer Decke stecken.

Noch würdiger benimmt sich der Bucherer Nr. 2. Herr Y. verkauft einem ehemaligen Bauaufseher einen Bauplatz nochmal so theuer als eigentlich nöthig. Er verzichtet auf jede Anzahlung und giebt noch Geld dazu, aber — nur  $\frac{1}{2}$  von Dem, was jeweilig fertig gebaut ist. Da nun die Arbeit wegen dieses raschen, nur nach Geld auslugenden Bauens schlecht wird und dem Unternehmer aus Mangel an Geld endlich der Athem ausgehen muß, so wird das Haus subhastirt. Herr Y., dessen Darlehen an erster Stelle steht, erhält das Haus zugeschlagen, und weil dabei die kleinen Handwerker ihre Rechnungen mit M. 10 000 (oder auch das Doppelte) verlieren, kann nunmehr Ehren-Y. natürlich das Haus billig ausbauen. Es ist das eine Methode, die besonders einzelne Gruppen von Handwerkern, die mit dem Bauen direkt nichts zu thun haben, wie man raunt, recht beharrlich betreiben sollen.

Wo wird überhaupt nicht gewuchert? Das gäbe eine Panama-Entsühnung, wenn einmal auch der deutsche Bucher von Dorf und Stadt ausführlich zusammengetragen würde in seiner verschlungenen Planmäßigkeit und mit allen seinen schrecklichen Härten!

Pluto.





Berlin, den 14. Oktober 1893.

### Beim russischen Finanzminister.

In Berlin war endlich die Politik so langweilig geworden, wie der General von Caprivi beim Einzug in die Wilhelmstraße es ihr vorausgesagt hatte. Die flott erfindende Berichterstattung über die Gesundheit des Fürsten Bismarck reizte nachgerade nicht einmal mehr zum Widerspruch; die Abschlichtung sämtlicher Steuerprojekte konnte höchstens heiter stimmen, weil sie fast überall von den selben tief-sinnigen Politikern besorgt wurde, die Millionen bewilligt hatten, ohne rechtzeitig vorher zu fragen, auf welchem Boden denn diese Millionen wachsen sollten; und die grimmigen Vossenreißereien über den in Toulon zu erwartenden unbeschreiblichen Jubel hinterließen einen bitteren Nachgeschmack, weil man leider sich sagen mußte, daß zu solchen illuminirten Ausstattungstücken von Berlin aus das Beispiel gegeben worden war. Beherrschend stand im Vordergrund nur eine Frage: der Zollkrieg mit Rußland, ob er noch lange dauern und wie er beendet werden würde. Aber auch darüber ließ aus dem blauen Dunst, den uns die Zeitungen vormachten, Zuverlässiges sich nicht erfahren; mit allem Aufwand von Scharfsinn wurde da erörtert, wer den größeren Schaden habe; was aber nun geschehen müsse, um einen für die Dauer doch immerhin bedenklichen Zustand zu beseitigen, das wußten weder die Freihändler, deren Unverstand doch jeden Handelsvertrag sonst, ohne engherzige Rücksicht auf seinen Inhalt, anbetet, noch die mit Recht um die Interessen der Werthe schaffenden Stände besorgten Schutzväter, die vor den homöopathischen Kurversuchen der Russen jetzt ziemlich rathlos standen, noch endlich die Offiziösen,

die den russischen Unterhändlern zwar sehr zierliche Komplimente dreckselten, denen aber bündig offenbar noch nicht eröffnet war, wofür sie sich augenblicklich prompt zu begeistern hätten. Ab und zu tauchte unter den politischen Nachrichten die hochwichtige Meldung auf, da oder dort hätten die deutschen und die russischen Bevollmächtigten sich zu einem — hoffentlich guten — Diner vereint; oder es wurde berichtet, die Verhandlungen seien schon deshalb ungemein schwierig, weil nicht alle Theiligten die französische Sprache verstanden; oder man vernahm auch, ein deutscher Delegirter hätte gesagt, um seinen guten Namen sei es jedenfalls nun geschehen, denn beschimpft würden die Unterhändler ganz sicher, entweder, weil sie keinen Vertrag fertig gebracht oder, weil die Russen nach allen Regeln der Kunst sie über den Böffel barbirt hätten. Ungefähr so erging es einstweilen wohl manchem Publizisten auch schon; wenigstens könnte ich von Briefen erzählen, worin ich beschworen wurde: „Gehen Sie für Ihre geliebten Agrarier nur nicht wieder so arg ins Zeug!“ Meine geliebten Agrarier —: der Ausdruck stammt von meinem hochverehrten Freunde Albert Schaeffle und ich lehne ihn gar nicht ab; zwar habe auch ich wenigstens eine neuerdings als für einen Reichskanzler unentbehrlich bezeichnete Eigenschaft: die, keinen Ur und keinen Halm zu besitzen; aber für den Bestand des preussischen Staates und des Deutschen Reiches in ihrer bisher recht gut bewährten Gestalt erscheint auch mir die Erhaltung und Kräftigung der Landwirtschaft unbedingt und in allererster Reihe nöthig, — aus Gründen, die hier oft genug erörtert worden sind und die mich veranlaßten, mit äußerstem Mißtrauen, ganz wie der treffliche Freiherr von Wangenheim, den Berathungen entgegenzusehen, deren Ausgang das Krypto-Freihändlerthum des Herrn von Huber und die taktischen Manöver des Centrums bestimmen sollten.

Ueber die Absichten und Wünsche der Russen aber ließ bei allem Bemühen Gewisses sich nicht herausbringen. Wollen sie sich durch eine chinesische Mauer absperrern? Steht ihre Landwirtschaft wirklich vor dem Bankerott? Soll die ganze Geschichte nur der Beginn eines ökonomischen Rachekrieges gegen Deutschland sein, eine Herausforderung und ein Versuch, zu Gunsten der fatten Kaufleute von Moskau und Lohz den deutschen Handel aus dem Zarenreiche zu vertreiben? Auf solche Fragen gab jede Zeitung eine andere Antwort und auch über die Persönlichkeit des russischen Finanzministers gingen die Meinungen

weit auseinander. Hier las man, er sei ein Deutscher, der, um sich beliebt zu machen, den wüthigen Panslavisten spiele; dort hieß er ein abenteuernder Streber, dessen brennende Eitelkeit von der Rücksicht auf den Wohlstand seines Landes sich niemals bestimmen lasse; und anderswo wieder war er ein verschlagener Kopf, den die Vortheile der berühmten österreichischen Konzessionen reizten, den man durch zähen Widerstand aber schon allmählich kuriren würde. Was ist Wahrheit? — Da lernte ich zufällig einen russischen Gutsbesitzer kennen, der auch journalistisch thätig ist und der, ich glaube vor drei Jahren, eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck veröffentlicht hatte. Er bewundert den Fürsten, er fragte nach seinem Befinden, wir kamen ins Gespräch, natürlich auch über den Zollkrieg, und ich sagte ihm, wie gern ich den viel besprochenen Herrn Witte, den er höchlich rühmte, einmal in der Nähe sehen möchte. Das, meinte er, würde gar keine Schwierigkeit haben, denn Herr Witte sei ein moderner Mensch, der die kleinen Pfiffe und Kniffe veralteter Diplomatie verschmähe und der seine Ansichten gewiß gern offen aussprechen würde. Und weil es in Berlin wirklich gerade sehr langweilig war und weil außer dem neuen Produkt der renommirten Firma Blumenthal & Sadelburg aufregende Vorgänge nicht zu erwarten standen, entschloß ich mich kurz, nach Petersburg zu fahren und zu versuchen, den Mann des Tages von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Sechsbunddreißig Stunden hin und vierunddreißig Stunden zurück —: angenehm ist das gerade nicht, namentlich nicht, wenn die Gegend so reizlos ist wie zwischen Berlin und der Stadt des großen Peters, wo obendrein noch die Cholera drohte. Aber die Strapazen kommen nicht in Betracht, wenn es gelingt, über die Absichten des russischen Finanzministers wenigstens einige Klarheit zu verbreiten und zu zeigen, was er eigentlich will. Was er als Russe will oder was er, als Russe, für sein Wollen auszugeben richtig findet, — was für uns aber selbstverständlich noch nicht die geringste bindende Beweiskraft hat, sondern nur als die einseitige Ansicht einer der am Zollkriege beteiligten Mächte gelten kann. Ich bitte die Redakteure, die etwa die Äußerungen des Herrn Witte durch einen Abdruck weiter verbreiten sollten, gefälligst nicht durch Entstellungen oder Verdrehungen den einzigen Zweck dieser Darstellung zu verdunkeln. Ob Herr Witte Recht oder Unrecht hat, darüber kann man in aller Freiheit sich

unterhalten; für mich handelt es sich zunächst nur darum, Das wiederzugeben, was er mir gesagt hat, und seinen Standpunkt deutlich zu bezeichnen. Jeder Kritik dieses Standpunktes werden diese Blätter offen stehen und ich hoffe, schon in den nächsten Wochen besonders berufene Kritiker hier erscheinen zu sehen. Schließlich giebt's ja kein anderes Mittel, um gefährliche internationale Mißverständnisse zu beseitigen; und wenn das Mittel diesmal dem Ziel uns auch nur um einen Schritt näher bringt, dann will ichs gern hinnehmen, daß man mich von oben herab wieder einmal einen Interviewer nennt.

Im Schlafwagen war mein Gefährte ein Russe. Er bot mir sehr freundlich abends und morgens einen Sherry-Brandy an, aber ich kann ihn trotzdem nicht gerade als einen angenehmen Genossen bezeichnen, denn durch fürchterliches Schnarchen, durch auffallend häufiges Verlassen des „Abtheils“, wie es amtlich ja wohl heißt, und durch andere unerfreuliche Lebensfunktionen störte er meinen Schlaf und am Tage hielt er Fenster und Thür hermetisch verschlossen, obwohl der Cigaretten dampf nahezu unerträglich war. Indessen, der Mann hatte zwei Plätze belegt, die übrigen Abtheile waren dicht besetzt, und so mußte ich wohl oder übel mich in seine Gesellschaft schicken. Und als wir, zwischen Eydtukhnen und Wirballen, den winzigen Wasserstreifen passirten, der zwischen Deutschland und Rußland die Grenze bildet — ein armsällig aussehender russischer Grenzsoldat, der mich an Wereschagins Bilder erinnerte, hielt ziemlich schlaff daneben die Wache —, da dachte ich bei mir: wie mit meinem Schlafkumpan mir, so etwa ergeht's mit den Russen in dem großen Schlafwagen Europa überhaupt den Deutschen; die Russen haben zwei Plätze belegt, und wenn sie mitunter sich auch sehr unangenehm bemerkbar machen und gegen das Oeffnen der Fenster, gegen Licht und Luft, aus ihrem kalten und dunkeln Lande eine für den Nachbarn oft sehr lästige Abneigung mitbringen, so müssen wir doch, so lange sie nicht unverschämte Zumuthungen an uns stellen, mit ihnen auszukommen versuchen. Was bleibt uns sonst übrig? Eine unabsehbare Schlägerei, die den in europäischer Kultur weiter vorgeschrittenen Staat sicher am Schwersten trifft, und schließlich, selbst wenn wir glücklicher als Napoleon sind, doch nur die Aussicht, zwischen zwei Feuern fortzuexistiren und weiter rüsten und wachen zu müssen. Gegen Frankreich haben wir eine natürliche Grenze und Frankreich allein ist uns und wird uns niemals gefähr-

lich. Ist es für beide Theile da nicht am Ende doch besser, die Brücke zu benutzen, über die, zwischen Cydikuhnen und Wirballen, eben unser Eisenbahnzug rollt? Eroberungen können doch keines der beiden Reiche verlocken: Rußland hat Land und Menschen mehr als genug und sein Streben geht nur auf ein sübliches Meer und nach Asien; und Deutschland? Die Ostseeprovinzen wären ohne das russische Hinterland wirthschaftlich ruinirt, die Esthen, Letten und Finen können uns auch nicht reizen und von den Polen gilt noch heute, trotz Koscielski und Komierowski, was der alte König Wilhelm zu Bismarck sagte, als der ihm berichtete, Alexander II. sei einer Abtretung des russischen Polens unter Umständen gar nicht so abgeneigt: „Ich danke — wir haben Polen genug!“

Zu einem erträglichen Verhältniß können wir aber nur dann kommen, wenn von beiden Seiten nicht mehr so lächerlich gelogen wird, aus Leichtfertigkeit oder aus Unkenntniß oder im Dienst irgend welcher Interessen, die jedenfalls nicht die deutschen und die russischen Interessen sind. Ich habe in Rußland eine stille Wuth gegen den Dreibund und eine wachsende Hoffnung auf sein Vergehen gefunden und verständige Leute haben mir gesagt, das Einzige, was sie Bismarck nicht verzeihen könnten, sei die Schöpfung dieses „unnatürlichen Gebildes“, das er der zuverlässigen Freundschaft Rußlands vorgezogen habe. Vergebens wies ich auf Gortschakows Mächenschaften, auf die hochmüthige Ueberhebung der russischen Diplomatie aus den letzten Zeiten der siebziger Jahre hin: sie hatten nun einmal die Antipathie und sie klagten auch, daß sie in Deutschland, wo an Argentiniern, an Northern-Pacific, an Mexikanern genug Geld verloren sei und wo man die Anleihen der obskuren Staaten willig aufnehme, kreditlos gemacht und gezwungen worden seien, mit ihrem Geldbedürfniß, das die deutschen Banken so gern doch befriedigt hätten, nach Frankreich zu gehen. Vernünftige Gründe halfen da nicht, so wenig wie sie in Deutschland helfen. Bei uns glauben noch immer die Massen, daß die Russen vorwiegend von Talglichten sich nähren — Kosakenspargel hat sie deshalb der sogenannte Volksmund getauft —; und auf allen russischen Bahnhöfen, wo ganz vorzügliche Buffets dem Reisenden winken, kann man doch sehen, daß selbst der Muschel aus einem sauberen Holzgefäß ganz sittig seine Grübe mit Fett löffelt. Bei uns erzählt man, alle Juden seien aus Rußland vertrieben; und



auf allen russischen Stationen — namentlich in Kowno — wimmelt es doch von unglaublich aussehenden Juden und man erfährt bald, daß angeblich die Hebräer nur aus bestimmten Distrikten vertrieben werden, wenn sie vom Schankgewerbe oder vom Bucher sich ausschließlich ernähren und weder ein Handwerk betreiben noch den Acker bestellen können. Bei uns wird täglich berichtet, die Russen warteten nur auf die Gelegenheit, mit den Franzosen vereint sich auf Deutschland zu stürzen; und in den mit Gold und Silber prunkenden Kirchen von Petersburg zeigt der Wächter doch mit leuchtenden Blicken die einst — sein Großvater war auch dabei — von den Franzosen erbeuteten Fahnen und alle ernsthaften Menschen lächeln, wenn man von der berühmten Verbrüderung spricht, und sagen: „Was wollen Sie? Man hat bei Ihnen so viele Feste gefeiert und so oft den Dreibund befestigt und neu gekräftigt, daß es uns nun auch einmal Spaß macht, zu zeigen, wie ein großes Land sich um unsere Freundschaft bewirbt — mais ce n'est pas une chose sérieuse, vous savez!“ Das ganze Gerede hinüber und herüber geht von telegraphirsüchtigen Korrespondenten aus, die gewöhnlich von den wirklichen Stimmungen und Absichten keine Ahnung haben und sehr oft nicht einmal die Sprache des Landes kennen, über das sie berichten sollen. So ist es gekommen, daß man in Rußland von den deutschen Verhältnissen ganz falsche Vorstellungen hat und daß man uns wiederum Räubergeschichten über Rußland erzählt und die wirklichen, die schweren und zahlreichen Schäden im Nachbarlande uns dabei doch nicht enthüllt.

Auch über den russischen Finanzminister hat man uns nicht gut unterrichtet und ich muß leider zugeben, daß auch hier falsche Angaben über ihn Aufnahme gefunden haben. Sergej Julitsch Witte ist kein Deutscher; er liest, mit einiger Mühe, unsere Zeitungen, aber er spricht kein Wort Deutsch; er ist im Kaukasus geboren und, wenn ich mich recht erinnere, eben vierundvierzig Jahre alt. Durch zähe Energie hat er sich bekannt gemacht; so ließ er, da er als Stationchef an einen Ort kam, wo man ihn nicht haben wollte und wo man ihm deshalb erklärte, eine Dienstwohnung sei für ihn nicht vorhanden, kurz entschlossen einen Waggon kommen und wohnte acht Wochen darin, bis ein Blockhaus für ihn aufgebaut worden war. Vor fünf Jahren hatte er noch keinen „Tschin“, keinen Rang; er wurde drei Jahre später dann Verkehrsminister, und als Wyschnegradsky, dem auch die Anlagenschrift des berühmten Herrn de Cyon geschadet hatte, unter der Arbeit buchstäblich zu-

sammenbruch und eine Theilung des Finanzministeriums vorschlug, die ihm die völlige Trennung von der leidenschaftlich geliebten Macht ersparen sollte, da versagte der Zar diesem Arrangement die Genehmigung und Herr Witte zog als Alleinherrscher in das wichtigste Ministerium ein. Man behauptet in Petersburg, er sei fremden Einflüssen nicht zugänglich; weber Herr Antonowitsch noch Herr Kowalewski, der frühere Nihilist, dessen nach englischem Muster gearbeitetes Invaliditätsgesetz Herr Bobedonoszew durch eine große Rede im Reichsrath zu Falle brachte, dürfen sich einer überragenden Stellung rühmen und auch Herr Timiriajew, der als der fähigste Beamte gilt und in Berlin jetzt als Unterhändler fungirt, soll nur eine beratthende Stimme haben. Thatsächlich scheint jede Entscheidung in Petersburg getroffen zu werden: ich fuhr hin und zurück mit einem Herrn, der sich auch im Wartesaal nie von seiner großen Aktenmappe trennte und der sich bei der Zollrevision denn auch richtig, wie ichs geahnt hatte, als ein russischer Courier zu erkennen gab.

Um elf Uhr war ich angekommen und schon um drei stieg ich die beiden Treppen im Finanzministerium hinauf. Ein mächtiger Steinlasten mit orangefarbigem Anstrich, die Front nach einem schmalen Wasserarm, die Einrichtung bureaukratisch einfach, aber — elektrisches Licht. Im Treppensflur wurde gearbeitet und der Minister sagte mir, als er mich nach zwei Stunden hinausbegleitete, die große eiserne Maschine habe er neulich erst aus Deutschland bezogen und sogar dafür schon den Marimalzoll bezahlt: Vouz voyez bien mon désintéressement! Dabei lächelte er wirklich sehr angenehm.

Er hat überhaupt ein sehr angenehmes Gesicht, was die Franzosen une bonne tête nennen. Sehr groß und schlank, Haar und Bart hellbraun, die Augen ruhig und sicher — die pupillarische Sicherheit, die Bismarck angeblich bei Miquel vermisst haben soll, ist hier vorhanden — frische Farben, und als besonderes Kennzeichen ungewöhnlich langgestreckte Hände mit schmalen Fingern — fast zu lang für einen Finanzminister —, die beim Sprechen merkwürdig berebt und behend sind und von der Unbeweglichkeit der Gestalt und des Gesichtes auffallend abstechen. Wäre nicht die echt russische Nase da, die in der Mitte einen kleinen Knick hat und leicht aufgestülpt ist, man könnte den tabellos ruhigen Mann im dunkelblauen Jacket ganz gut für einen Engländer halten.

Wir thaten, was man in Rußland eigentlich immer thut: Wir tranken Thee und rauchten Cigaretten. Herr Witte spricht gut und geläufig Französisch und selten nur, seltener jedenfalls als ich, sucht er nach dem Ausdruck.

Die Presse bot sich von selbst als erster Gesprächsgegenstand: „C'est sans doute une grande force, aber ich bin nicht recht sicher, ob sie im Grunde doch nicht mehr schadet als nützt. In den Ländern, wo sie ganz frei ist, hat sie sich in aufsteigender Linie bewegt, aber vielleicht auch schon den Punkt erreicht, wo der Weg abwärts führt. (Der Finger malte den Abstieg.) Sehen Sie Frankreich! Ich habe da z. B. jetzt diese Konversion — Sie wissen davon; einen Augenblick dachte ich daran, sie in Berlin zu machen — Ihre Finanzleute arbeiten sehr gern mit uns —, aber sie könnten mit der Regierung Schwierigkeiten haben, und so ging ich nach Paris. Es ist die einfachste Konversion von der Welt: wer nicht will, erhält sein Geld wieder und außergewöhnliche Anstrengungen der Presse sind absolut überflüssig. Sie glauben aber nicht, welche Ansprüche da von einzelnen Journalisten — und nicht immer von unbekanntem — an uns gestellt werden; man schickt mir Artikel gegen die Konversion und fordert mit dreifachster Offenheit die oder die Summe, um dann die Konversion zu empfehlen. Ich mache diese Sachen nicht. (Die Hand schien etwas Häßliches wegzuschieben.) Aus solchen Dingen sieht man aber doch, wie gefährlich diese Großmacht werden kann. Und es giebt auch noch andere Punkte. Ich lese, daß bei Ihnen jetzt viele Zeitungen von der Regierung beeinflusst werden, aber ich muß sagen, ich weiß nicht recht, wie man Das anstellt. Bei uns schreiben viele Leute, die nicht Journalisten sind, Professoren und Beamte, Artikel für Zeitungen und da kann man wohl ab und zu eine Ansicht lanciren, aber im Uebrigen —! Ja, wir haben die Verwarnungen und das Verbot; aber man kann ein Blatt wohl wegen persönlicher Angriffe, nicht aber wegen einer verkehrten Politik verbieten, die es vielleicht ganz ehrlich vertritt. Und bei Ihnen, — ich glaube nicht, daß die Regierung so viel Einfluß übt, wie man immer sagt. Ich kann für den Empfang, der unseren Unterhändlern in Berlin vom Herrn von Marshall und von den übrigen Herren bereitet worden ist, nur herzlich dankbar sein, on les a reçus d'une manière tout-à-fait gentilhomme, und ich bin überzeugt, daß Ihre Regierung den aufrichtigen Wunsch hat,

zu einem dauernden Frieden mit uns zu gelangen. Aber was lese ich in der Kreuzzeitung, Bossischen Zeitung, und gar im Börsen-Courier! Was wird da über uns an fürchterlichen Dingen erzählt, wie werden da die Verhältnisse falsch beleuchtet!“

„Sollte Das in Rußland nicht auch sehr häufig vorkommen? Ich verstehe das Russische nicht und kann deshalb Ihre Zeitungen nicht lesen, aber ich höre immerfort von sehr bössartigen Ausfällen gegen Deutschland, die russische Blätter bringen sollen.“

„Auch in unserer Presse werden genug Dummheiten gemacht, gewiß; aber die ganz überwiegende Mehrheit unserer Gesellschaft mißbilligt jeden Angriff auf Deutschland und ich kann Sie versichern, daß auf zehn Ausfälle von drüben bei uns immer erst ein solcher Artikel kommt. Und dann müssen Sie auch bedenken, daß bei uns Vergleichen nicht annähernd so schädlich wirkt wie bei Ihnen. Wer liest denn hier Zeitungen? Das Volk, unser Bauer, der Rußlands Stärke ausmacht, doch nicht, eben so wenig ein großer Theil der Kaufmannschaft, sondern nur die oberen Klassen, die meistens doch die Verhältnisse in anderen Ländern aus eigener Anschauung kennen und die fast immer so viel natürliche Intelligenz haben, um thörichte Artikel selbst beurtheilen und kontrolliren zu können. Bei Ihnen dagegen, wo man auf den Dörfern selbst Zeitungen liest, dringt jede falsche Darstellung sofort tief ins Volk und erregt da Vorurtheile, die für zwei schließlich doch auf einander angewiesene und seit Jahrhunderten mit einander befreundete Nationen auf die Dauer gefährlich werden müssen.

Diesen Unterschied übersieht man auch jetzt in den Betrachtungen über den Zollkrieg. Wir haben ungefähr — amtliche Statistiken darüber giebt es bei uns nicht — 120 Millionen Menschen in Rußland. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Höchstens fünf Millionen davon wissen überhaupt, was vorgeht, und spüren irgend eine Veränderung in ihren Lebensverhältnissen. Die übrigen 115 Millionen merken nicht das Geringste; unser Bauer verkauft sein Getreide nicht, er ißt es selbst auf, und wenn er einmal hinzukaufen muß, dann kann ihm ein billiger Getreidepreis nur erwünscht sein. Daß die Industriellen und die Kaufleute zufrieden sind, wissen Sie sogar aus Ihren Zeitungen. Es leiden also thatsächlich nur einige Grundbesitzer. Aber erst in diesen Tagen hat z. B. Graf Schuwalow, unser Botschafter in Berlin, von dem man fälschlich behauptet hat, er sei in der Zollfrage anderer Ansicht als ich,

mir gesagt, er habe alles Getreide und alles Holz von seinen großen Ländereien in Kurland diesmal zu besseren Preisen verkauft als in manchem früheren Jahr. So schlimm, wie es gemacht wird, sieht es also auch bei unseren Grundbesitzern nicht aus. Aber ich leugne gewiß nicht die Schädigung, nur muß man nicht sehr schlau nachrechnen wollen, wer von Beiden den größeren Schaden hat; Schaden haben Beide, aber der Vergleich ist so müßig wie etwa der Versuch, zwei Äpfel und zwei Birnen zu addiren oder darüber zu grübeln, was denn wohl schlimmer ist: ein gebrochener Arm oder ein gebrochenes Bein. Eben so unklug ist das Bemühen, die berechtigten Klagen zum Schweigen zu bringen; Viele halten Das für patriotisch, ich finde es einfach thöricht; denn wir wissen ganz genau, wie es in Deutschland aussieht, und ich bin überzeugt, daß auch Ihre Regierung über unsere Verhältnisse sehr gut unterrichtet ist. Da hat das Vertuschen und Färben gar keinen Zweck; wir müssen unsere Karten offen auf den Tisch legen und uns ehrlich bemühen, zu einem für beide Theile erträglichen Verhältniß zu kommen. Dieses Bemühen ist bei Ihrer Regierung so gut wie bei uns vorhanden und die Presse sollte Besseres zu thun haben als emsig nur bei dem Segner die empfangenen Wunden zu zählen.

Es sind auf beiden Seiten keine irgendwie lebensgefährlichen Wunden. Wir exportiren von unserem Roggen etwa  $\frac{1}{10}$ ; davon geht die Hälfte nach Deutschland und es ist sicher sehr unangenehm, wenn uns dieser Markt versperrt ist. Aber es giebt noch andere Absatzgebiete, es giebt die Möglichkeit, unseren Roggenbau einzuschränken und dafür — aber ich will davon nicht sprechen, weil ich zuversichtlich auf den Frieden hoffe — und es ist lächerlich, von einer Gefahr für Rußland zu erzählen. Allenfalls eine Gefahr für ein paar Duzend Grundbesitzer, und auch die würde in einigen Jahren überwunden sein. Rußland bleibt Rußland, mit oder ohne Handelsvertrag, genau wie Deutschland stets das große und starke Reich bleibt, auch wenn es mit uns im Zollkriege lebt. Ich glaube, daß mindestens zwei Provinzen und die meisten Seestädte bei Ihnen sehr leiden, daß einigen Industrien die jetzigen Schwierigkeiten äußerst fühlbar sind, — und ein enormer Theil unseres Handels war bis jetzt in deutschen Händen. Sie finden hier in Petersburg überall deutsche Namen. Deutsche importirten nicht nur ihre eigenen Waaren, sondern auch viele fremde Produkte und sehr große Gebiete des Handels wurden nur von Deutschen versorgt. Aber ich bin nicht so

verblendet, deshalb von einer ernstern Gefahr für Deutschland zu sprechen; Das wäre eine ganz unnütze Uebertreibung. Für mich ist die Frage überhaupt erst in zweiter Reihe eine ökonomische, in erster aber eine politische. Ich hatte vor einigen Tagen hier an der Spitze ein winziges Geschwür; es wäre albern gewesen, da von einer Gefahr zu reden; aber das Ding genirte mich doch und machte mich nervös. So ungefähr scheint mirs mit dem Zollkrieg zu sein: keine Spur von einer Lebensgefahr für eines der beiden Länder, wie er auch enden möge; aber kommen wir nicht zu einem Frieden, dann bleibt auf beiden Seiten eine nervöse Verstimmung, ein Gefühl des Unbehagens zurück, das mir politisch für beide Völker sehr bedenklich erscheint.“

Diese freihändlerische Auffassung von Handelsverträgen hatte ich bei dem Schöpfer des Maximaltarifs nicht zu finden erwartet. Ich sagte ihm Das und erinnerte ihn an die Worte des Fürsten Bismarck, daß die politischen Beziehungen von den wirtschaftlichen unabhängig seien und daß man nicht in die Mühlenbammunsitte verfallen dürfe, den Vorübergehenden nachzuschimpfen, weil sie nicht kaufen wollten.

„Ich kenne die Rede, die Sie meinen, sehr gut, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich sie immer mehr für ein parlamentarisches Dekorationsstück gehalten habe, für eine der Wendungen, die ein großer Diplomat mitunter gebrauchen muß, an die er aber selbst nicht immer allzu fest glaubt. Einem Staatsmanne von der Erfahrung und der hohen Einsicht des Fürsten Bismarck kann es doch nicht entgehen, welchen Einfluß ein reger Güteraustausch auf das politische Verhältniß zweier Völker ausübt und wie schädlich es besonders ist, wenn solcher Güteraustausch mit einem Schlage plötzlich aufhört. Und Fürst Bismarck hat ja auch selbst gesagt, daß er immer für solche Handelsverträge sein würde, die einen anderen Staat zwingen, mehr bei Deutschland zu kaufen, als Deutschland bei ihm kauft. Nun, ich glaube, das ist unser Fall: Rußland wird auf absehbare Zeit bei Deutschland sicher noch mehr zu kaufen haben als Deutschland bei uns.“

„Ja, Excellenz, aber Fürst Bismarck fügte damals auch hinzu: Wenn Das nicht ein großes Derangement in unsere inneren Angelegenheiten und in unsere jetzige Produktionlage bringt. Und gerade Das fürchtet man bei uns. Sie nannten die Kreuzzeitung; ja, die vertritt in diesem Falle die sehr berechtigten und für uns wichtigsten Interessen der Landwirthschaft; unsere Landwirththe meinen, daß sie eine Herabsetzung der

Getreidezölle nach der russischen Seite nicht ertragen können, und diese Ansicht ist jedenfalls bedeutsam genug, um alle anderen Erwägungen entscheidend zu beeinflussen.“

„Ich halte diese Ansicht nicht für richtig. Ungern nur gehe ich auf die inneren Verhältnisse Deutschlands ein, in die ich mich nicht zu mischen habe, aber für einen Augenblick muß ich es nun doch thun, da Sie mir von diesem Bedenken gesprochen haben. Ich habe Jahre lang Getreideankäufe für die Eisenbahn besorgt und weiß mit den Preisverhältnissen Bescheid. Sehr viele Leute, auch Das weiß ich, halten bei Ihnen den Abschluß der Handelsverträge vom Jahre 1891 für einen Fehler. Ich habe darüber nicht zu urtheilen, aber ich glaube, daß sich auch sehr Viel für diese Verträge sagen läßt. Die Ansichten über Schutzzoll und Freihandel und über deren verschiedene Nuancen gehen ja bei den hervorragendsten Nationalökonomien überhaupt sehr weit auseinander und sicher scheint mir nur, daß ein Volk sich noch niemals über niedrige Kornpreise beklagt hat und daß Unruhen und Aufstände seit den Tagen der Römer eigentlich immer nur bei hohen Getreidepreisen eingetreten sind. Aber das ist eine vollständig interne Frage, die bei Ihnen unglücklicher Weise ja die Parlamente zu entscheiden haben, — ich sage unglücklicher Weise, denn nach den Früchten, die ich überall sehe, halte ich es nicht für ein Glück. Gewiß und über allen Zweifel erhaben erscheint mir nur Eines: die deutschen Agrarier werden durch eine Verallgemeinerung des Konventionaltarifs nicht den allergeringsten Schaden haben — bitte: wirklich nicht den allergeringsten. Ist eine Schädigung da — worüber ich immer nicht urtheile —, dann stammt sie von den früheren Handelsverträgen; damals hat man die Zollschranken erniedrigt und die Möglichkeit der Getreideeinfuhr erleichtert. Ich begreife vollkommen, daß Ihre Landwirth, deren Interessen ich gewiß respektire, besorgt sind; aber ich begreife nicht, was sie von dem Vertrag mit uns fürchten können. Von den dreizehn Löchern in einem Glase hat man zwölf geöffnet; ob man das dreizehnte nun verstopft hält oder nicht: das Glas wird gefüllt — das fremde Getreide kommt auf den deutschen Markt. Darüber kann kein einsichtiger Landwirth sich täuschen, am Wenigsten ein Mann wie Fürst Bismarck; und wenn er trotzdem, wie man behauptet, ein Gegner jedes Vertrages sein sollte, der uns die Gleichberechtigung gewährt, dann müßte ich allerdings annehmen, daß

er dabei zunächst den Wunsch hat, die Regierung, die die Bahnen seiner Wirthschaftspolitik verlassen hat, zum offenen Eingeständniß eines nach seiner Meinung von ihr begangenen Fehlers zu bringen.

Ich muß immer wiederholen: Ich weiß nicht, ob es ein Fehler war. Hält man es aber dafür, schön, dann soll man nur dafür sorgen, daß er wieder gut gemacht wird. Wir werden uns nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Wir haben kein Wort gesagt, als Fürst Bismarck die Zölle erhöhte, wir werden kein Wort sagen, wenn man sie morgen verzehnfachen will. Das sind durchaus interne Fragen des Deutschen Reiches und es wird sie nach seinem Gutdünken und nach seinen Interessen erledigen. Uns aber kann man doch unmöglich die Kosten für wirklich oder angeblich begangene Fehler aufbürden. Wir haben nicht angefangen. Mein Vorgänger, Herr von Wyschnegradsky, hat eine Zolldifferenz für zu Land und zu Wasser eingeführte Produkte geschaffen, — aber nicht, um Deutschland zu benachtheiligen, sondern um Moskau vor der drohenden Konkurrenz von Lodz, das die Kohle näher hat, zu schützen; auch das war ein durchaus interner Vorgang. Ich habe eingesehen, daß auch der deutsche Handel darunter leidet, und ich habe mich sofort bereit erklärt, in einem neuen Handelsvertrag diesen Nachtheil zu beseitigen. Ich bin auch zu jeder weiteren Konzession, die überhaupt möglich ist, stets bereit; unsere Unterhändler sind sehr genau informirt, und wenn deutsche Industrielle und Kaufleute zu den Verhandlungen hinzugezogen werden, dann werden die überall die Auffassung unserer Unterhändler bestätigen müssen: da ist eine Konzession möglich und dort ist sie unmöglich, weil sie uns selbst zu sehr schädigen würde. Man darf doch den wichtigsten Unterschied nicht vergessen: Deutschland verlangt Konkurrenz mit unserer einheimischen Produktion, während wir nur das gleiche Recht verlangen wie die übrigen fremden Konkurrenten auf dem deutschen Markt. Da kann von absoluter Gleichheit der Konzessionen doch ernstlich nicht die Rede sein. Wenn ich, weil mirs Vergnügen macht oder weil mirs gut bekommt, hier auf den Tisch springe, so kann ich von Ihnen doch deshalb nicht verlangen, daß sie die ‚Konzession‘ machen, mir nun gleich nachzuspringen. Sie können vielleicht nicht springen, Sie haben auch gar kein Interesse daran, zu springen, und Sie antworten auf meine Zumuthung: Ich will Ihnen gern jeden Gefallen thun, aber springen kann ich nicht.

Deutschland ist auf den Tisch gesprungen. Es hat seinen



früheren Tarif, auf den wir uns eingerichtet hatten, herabgesetzt. Das ist sein gutes Recht und wir würden uns auch noch nicht einmal beklagen haben, wenn nur Oesterreich und Italien, mit denen ein politisches Bündniß besteht, Erleichterungen gewährt worden wären. Ich könnte Das begreifen und würde kein Wort dagegen gesagt haben. Aber die Balkanländer, aber die Vereinigten Staaten und Indien, die ohne jede Konzession den neuen Konventionaltarif erhalten haben? Warum die und nicht wir? Jeder Unbefangene muß doch unsere Lage und Stimmung begreifen. Wir haben den ernstesten und dringenden Wunsch, mit Deutschland in guten Beziehungen zu leben. Plötzlich aber sperrt man uns, uns ganz allein, den Markt, auf dem wir, ich wiederhole es, doch nur mit anderen Fremden konkurriren wollen. Das indische, das amerikanische, das rumänische und bulgarische Getreide soll billiger als unseres sein, der Markt soll uns, wie ein Theil Ihrer Presse — nicht Ihre Regierung wohl — wünscht, ganz verschlossen bleiben. Mussten wir da nicht zu den verfügbaren Repressalien greifen? Und habe ich nicht Recht, wenn ich sage, daß die politische Seite der Sache viel wichtiger als die ökonomische noch ist? Schon Napoleon, den ich sonst nicht gerade liebe, hat ja gesagt: Ein Handelsvertrag, der eine Nation oder mehrere auf Kosten einer anderen begünstigt, erregt bei dem schlechter behandelten Volk eine berechtigte Unzufriedenheit und erschwert dadurch die internationalen Beziehungen. Es ist einfach für ein großes Land unerträglich, daß es von einer befreundeten Nation plötzlich schlechter als alle anderen behandelt werden soll. Und ich bin mir unseres guten Rechtes so bewußt, daß ich bereit wäre, sofort den Deutschen Kaiser als Schiedsrichter in dieser Frage anzunehmen; ich bin überzeugt, daß er, wenn er erst Herrn von Caprivi und dann mich — oder auch umgekehrt — angehört hätte, für meine sachliche Darstellung sich entscheiden würde.

Eben so überzeugt bin ich von dem guten Willen Ihrer Regierung, den für beide Nachbarländer lästigen Zustand zu beenden, und von der Möglichkeit, allmählich zu einer Verständigung zu gelangen, wenn nur erst Ihre Agrarier einsehen, daß sie vom Vertrag nichts zu fürchten und vom Krieg nichts zu hoffen haben, und wenn die Presse es nicht mehr so darstellt, als ob wir die Angreifer wären. Wir sind nicht auf den Tisch gesprungen; aber wir wollen, da nun eine gemeinsame Basis wieder gesucht wird, gern uns bemühen, etwa im wirtschaftlichen Verkehr vorhandene Härten auszugleichen.

Nur soll man nicht verlangen, daß wir da springen, wo der Sprung uns gefährlich werden kann. Auch wir müssen an unsere Produktion denken und an unseren Handel. Es besteht ja heute, auch bei uns, nur in England nicht, aber sonst überall, gegen den Handel eine gewisse Antipathie, die durch manche Vorkommnisse in letzter Zeit, namentlich auch durch den immer wachsenden jüdischen Einfluß, der oft korrumpirend gewirkt hat, verständlich ist. Aber diese Antipathie geht viel zu weit; auch der Handel, ohne den wir nicht leben können, hat sehr berechtigte Interessen, die so gut berücksichtigt werden müssen wie die der Landwirtschaft und der Industrie. Was hat England so groß gemacht? Nicht die Armee und nicht die Flotte, sondern einzig und allein der Handel, der ihm in den fernsten Gebieten seinen Einfluß sichert. Da können wir viel lernen.

Also: Ich hoffe, daß eine Einigung möglich ist, wenn man sich in Deutschland entschließt, uns das gleiche Recht wie den übrigen Völkern zu gewähren und uns auch fernerhin als eine benachbarte und befreundete Nation zu behandeln, die ihre Zuverlässigkeit und ihre gute Gesinnung in kritischen Zeiten bewährt hat."

„Und darf man auch heute, in den Tagen von Toulon, noch an die Zuverlässigkeit dieser Gesinnung glauben?"

„Unbedingt. Ich weiß, man erzählt bei Ihnen oft von einer Panflavisten- und Kriegs-Partei. Wir haben überhaupt keine Parteien. Wir wollen Russen sein, das ist Alles, und das können uns die geeinigten Deutschen doch gewiß nicht verdenken, die selbst stolz und streng über ihre Nationalität wachen. Man darf zwei Fragen nicht vermengen: wir haben die deutschen Russen, von denen verlangen wir jetzt endlich, was auch bei Ihnen von Polen, Dänen und Lothringern verlangt wird, daß sie die Sprache des Landes sprechen, dem sie angehören; und wir haben die ganz andere Frage des Verhältnisses zu den Bürgern des Deutschen Reiches. Fragen Sie hier herum, ob die bei uns lebenden Deutschen sich zu beklagen haben, ob sie nicht genau wie die übrigen Untertanen behandelt werden, ob wir nicht in den höchsten civilen und militärischen Stellen Deutsche gehabt haben und noch haben. Wir wünschen aufrichtig ein gutes Verhältniß zum Deutschen Reich. Nur ein Wahnsinniger oder ein Abenteuerer à la Napoleon, der eigentlich nichts zu verlieren hat, kann heute, wo wir Alle im Innern so Viel zu thun haben und wo die Folgen jedes Krieges

unübersehbar sind, an eine aggressive Politik denken. Bei uns denkt kein ernsthafter Mensch daran, und so lange wir vollends das Glück haben, einen Herrscher zu besitzen, der jeder Ungerechtigkeit und Ueberhebung aus dem Grunde seines Herzens abgeneigt ist und in dem ein außerordentlich hohes Gefühl seiner ersten Verantwortlichkeit lebt, wird Rußland stets nur bestrebt sein, den Frieden zu bewahren. Sie sprechen von Frankreich? — Ja, sollen wir es nicht dankbar annehmen, wenn eine große Nation — und das sind die Franzosen, was man auch über manche Vorgänge dort denken mag — uns ihre Freundschaft anbietet? Irgend eine aggressive Spitze giebt es da nicht. Kommt es im Privatleben nicht auch häufig vor, daß Jemand zwei Freunde hat, die unter einander verfeindet sind? Warum sollen wir nicht mit Frankreich und Deutschland zugleich gute Beziehungen unterhalten? Wir wünschen uns gar nichts Anderes.“

\*

\*

Durch einen weiten Saal führte zum Ausgang der Weg. Da hingen an kahlen Wänden elf Portraits. „Sehen Sie“, sagte Herr Witte, „das sind die elf Finanzminister, die vor mir hier gearbeitet haben. Elf in fast hundert Jahren, — eigentlich ist das nicht viel“. Und er nannte mir die Namen, von denen ich einige kannte, Abasa, Bunge, und er führte mich vor das Bild seines Vorgängers, Swans Wyschnegradsky, von dessen faltigen und verkniffenen Diplomatenzügen das frische Gesicht Wittes sich so vortheilhaft unterscheidet. „Ein Platz ist noch frei; wer weiß, in einigen Monaten hänge ich vielleicht als Zwölfter da — oder auch erst in einigen Jahren!“

Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich: Wenn ich ein Russe wäre, dann würde ich wahrscheinlich wünschen, daß der zwölfte Platz noch recht lange frei bleibt. Denn der Mann da oben weiß offenbar wenigstens, was er will. Und mit solchen Männern kann man sich schließlich immer auseinandersetzen, selbst wenn man ihre Ansichten nicht theilt; man braucht dazu nur der Stärkere zu sein und der Klügere. Das ist freilich schwerer einem intelligenten und gemäßigten Praktiker als einem dummen Fanatiker gegenüber und — auf der ganzen vierunddreißigjährigen Fahrt ging mirs nicht aus dem Kopf, daß Herr Sergej Julitsch Witte die deutsche Regierung immer wieder mit gar so verdächtigem Eifer gelobt hatte.

M. S.



## Sozialpolitik in Bosnien und der Herzegowina.

Wir sind heute in allen Dingen, die den Staat betreffen, so sehr an die Herrschaft der Gesetze gewöhnt, daß wir uns eine staatliche Administration ohne so und so viel tausend Gesetzesparagraphe gar nicht vorzustellen vermögen. Um so seltsamer muß es uns anmühen, wenn wir von irgend einem staatlichen Gemeinwesen hören, in welchem nicht die toten Gesetzesparagraphe herrschen, sondern der lebendige gesunde Menschenverstand. In dieser beneidenswerten Lage befinden sich die österreichisch-ungarischen „Reichslande“: Bosnien und die Herzegowina. Die Gesetze, die aus der Zeit der türkischen Herrschaft herüber genommen wurden, waren nicht allzu zahlreich; mit den bestehenden österreichischen und ungarischen Gesetzen konnten die occupirten Länder nicht sofort übersättigt werden und so blieb denn nichts Anderes übrig als den gesunden Menschenverstand zu Hilfe zu rufen und die staatliche Administration nach seinen Vorschriften einzurichten. Und der oberste Chef der „Reichslande“, der gemeinsame Reichs-Finanzminister Herr von Kallay, hat bewiesen, daß er diese eble Gabe Gottes in reichstem Maße besitzt und zum Heile und zum Segen der seiner Leitung anvertrauten Provinzen anzuwenden versteht. Freilich befindet sich dieser ausgezeichnete Mann in einer Lage, um die ihn so mancher seiner zahlreichen Minister-Kollegen innerhalb und außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie beneiden dürfte. Die Delegationen der beiden Reichshälften kontrolliren zwar seine Führung der bosnisch-herzegowinischen Angelegenheiten, aber im Uebrigen ist Minister Kallay von den Segnungen des modernen Parlamentarismus verschont geblieben. In den occupirten Ländern besteht keine parlamentarische Körperschaft und so kann sich der oberste Leiter der staatlichen Verwaltung frei bewegen. Er steht keinen parlamentarischen Parteien gegenüber, die ihm seine Pläne durchkreuzen könnten und deren gute Laune er sich durch diverse Konzessionen und Konzessionschen erkaufen müßte, sondern er kann schlaunweg thun, was die Wohlfahrt des Landes fördert, auch wenn es den Interessen einzelner Gruppen oder einflußreicher Privatpersonen zuwider läuft.

Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe sein, das ganze Gebiet der staatlichen Verwaltung in den occupirten Ländern einer kritischen Erörterung zu unterziehen. Nur ein Punkt soll an der Hand einer kürzlich erschienenen ausgezeichneten kleinen Schrift\*) hervorgehoben werden, nämlich die Art und Weise, wie die Regierung es verstanden hat, dem Wucher, der an dem Marke der Landbevölkerung gehetzt hat, mit Erfolg entgegen zu treten.

Der Wucher fand in Bosnien und der Herzegowina einen überaus günstigen Nährboden in der Dürftigkeit der Landbevölkerung, welche eine Folge des dort ausschließlich vorherrschenden landwirtschaftlichen Kleinbetriebes ist; und dieser wieder hat seine Ursachen einerseits in dem vorwiegend gebirgigen Charakter des Landes (Karstgebirge) und andererseits in der dortigen uralten Agrarverfassung. In Bosnien und der Herzegowina herrscht nämlich neben freiem Grundeigenthum noch ein weit in das Mittelalter, in die vortürkische

\*) „Die Bezirks-Unterstützungsfonds in Bosnien und der Herzegowina“, Von Eduard Ritter v. Horowiz. Herausgegeben von der bosnisch-herzegowin. Landesregierung. Wien, Verlag von Wilhelm Fried. 1892.

Zeit, zurückreichendes Erbpachtssystem der Zinsbauern. Der Grund und Boden steht im Obereigenthum des Grundherrn (Bog oder Aga), der über dieses Obereigenthum sowohl inter vivos als mortis causa ziemlich frei verfügen darf. Das erbliche Unter- oder Nutzung-Eigenthum dagegen steht dem Kmeten oder richtiger der Kmetenfamilie (Zadruga) zu. So lange die Zadruga oder die erbberchtigte Familiengenossenschaft des Kmeten besteht, bleibt das Pachtverhältniß aufrecht, es wäre denn, daß es durch größte Pflichtversümmniß des Kmeten gebrochen wird. Der Kmet hat dem Grundherrn gegenüber die Pflicht, sein Bauerngut „ordnungsmäßig“, d. h. als guter Hausvater, zu bewirthschaften und ihm nach der Ernte einen aliquoten Theil der geernteten Gewächse, und zwar meist den dritten Theil, in natura zu übergeben. So lange der Kmet dieser Verpflichtung nachkommt, kann der Grundherr weder ihn noch seinen Rechtsnachfolger von dem Gute verdrängen. Eben so hat der Grundherr keinen Einfluß auf die Bewirthschaftung des Bauerngutes. Häufig ist auch das Haus Eigenthum des Kmeten, das aber in eben so zahlreichen Fällen dem Grundherrn gehört, ohne daß jedoch der Kmet hierfür eine Abgabe zu entrichten hätte. Die Bauernwirthschaft ist eine untheilbare; sie kann nur getheilt werden, wenn Kmet und Grundherr sich zur Theilung verstehen und die Behörde die Theilung bestätigt. Ohne beiderseitiges Einverständniß kann auch keine Einzelparcelle vom Bauerngut abgetrennt werden und bei Vernachlässigung der Wirthschaft kann nur die Behörde die Abstiftung des Kmeten verfügen und durchführen.

In Folge dieser eigenthümlichen Agrarverfassung — einerseits der Untheilbarkeit der Bauerngüter und andererseits des Umstandes, daß der Grundherr den Bauern nicht abstiften darf — ist die Bildung größerer Wirthschaften außerordentlich erschwert. Große Besitze sind allerdings keine Seltenheit, allein sie bestehen durchgehends aus einer Anzahl zinspflichtiger Bauerngüter, die wiederum nur kleine Wirthschaften repräsentiren. Neben diesen zinspflichtigen Bauern giebt es wohl auch Freibauern, allein auch deren Grundbesitz ist durchgehends Kleinbesitz. Mit anderen Worten, der böhmische und herzegowinische Bauer ist überaus dürftig. Ueberdies herrschte bis zur Uebernahme dieser beiden Länder durch Oesterreich, da insbeson dere auch die Grundsteuer (der Zehnt) in natura erhoben wurde, die Naturalwirthschaft vor, so daß das Geld außerordentlich selten war. Da nun der Bauer doch einiges Geld brauchte, um gewisse Waaren (Kolonialwaaren, Lächer, Glasgeschirr u. Dgl.) zu kaufen, und er zu diesem Behufe einige Nebenprodukte seiner Wirthschaft (namentlich Produkte der Viehzucht) zu verkaufen pflegte, so gerieth er häufig in Abhängigkeit vom Händler, der ihn dann wucherisch auszubeuten pflegte. Diese Gefahr der wucherischen Ausbeutung wurde seit der österreichischen Occupation noch größer, erstens, weil der Zehnt, der bis dahin in natura entrichtet worden war, nunmehr in eine Geldabgabe (allerdings unter möglichstem Anschluß an das Bestehende) umgewandelt wurde; dann, weil in Folge der Herstellung von Straßen und Eisenbahnen sich der Verkehr außerordentlich gehoben hat und mit ihm selbstverständlich die Geldwirthschaft immer mehr an Ausbreitung gewinnt.

Mit einem Worte, der Bauer braucht heute viel mehr Geld, als er früher brauchte, und wenn er keines hat, so holt er es sich dort, wo er es von früher her zu holen gewohnt war: beim befreundeten Kaufmann. Fast jeder Bauer hat einen derartigen Geschäftsfreund im nächsten Marktorthe. Er ist gewöhnt, bei ihm das ganze Jahr hindurch seine Einkäufe auf Borg zu machen; im Herbst nach der Ernte und dem Verkauf von Jungvieh wird abgerechnet und

die Schuld bis auf einen kleinen Saldo (zu Lasten des Bauern natürlich) getilgt. Gewöhnlich ist der Händler auch Abnehmer der Produkte, die sein Schuldner auf den Markt bringt, und streicht auf diese Weise einen doppelten Gewinn ein. Abgesehen von diesen Transaktionen pflegt aber der Landmann vielfach auch Naturalien, wie z. B. Saatkorn oder, wenn der Hausvorrath nicht langt, auch Brotfrucht von dem Händler zu entleihen und das Darlehen im Herbst in natura oder in Geld zurück zu erstatten.

Kommt es dann im Herbst zur Abrechnung, die sich gewöhnlich in der freundschaftlichsten Weise abspielt, so ist deren erstes Resultat für den Bauern immer die Erkenntniß, daß er außer Stande ist, seinen Gläubiger voll zu bezahlen. Nach langem Feilschen wird die Summe dieses ungedeckten Saldos endlich festgestellt und dieser ins nächste Jahr übertragen, natürlich nunmehr schon mit dem Zuschlag von Verzugszinsen, deren Höhe sich gewöhnlich in den bescheidenen Grenzen von 12 pCt. nominell bewegt, allein in der Kapitalsumme ist schon deren Ergänzung auf mindestens 30 bis 40 pCt. enthalten. Der Bauer, der meist nur zum Theile in Geld, im Uebrigen aber in Naturalien zahlt, ist bei der Berechnung immer auf das Schmächtigste geschädigt. Ohne Zahl sind die Chicanen, die hier angewendet werden, und nur mühsam vermag man den dunklen Schleichwegen dieses Geschäftsbetriebes überhaupt nachzugehen. Die Qualität des Getreides, das unzureichende Maß, der Tag der Ablieferung: Alles ist Anlaß zu Abzügen. Nebenleistungen, wie Zufuhr, Hilfeleistung beim Abladen, Wägen zc. werden gar nicht in Rechnung gestellt, kleinere Abzahlungen als pot-de-vin für den guten Willen des Händlers erklärt, und eben so werden Eier, Hühner oder Ferkel u. dgl., die der Bauer im Laufe des Jahres seinem Gläubiger und Geschäftsfreunde ins Haus bringt, nicht in das Konto aufgenommen. Im Frühjahr wird Jungvieh, besonders Lämmer, an Zahlungstatt auf Abschlag bei der Herbstabrechnung zu den denkbar niedrigsten Preisen angenommen, jedoch mit der Verpflichtung für den Schuldner, die Lämmer, die nicht mehr ihm gehören, bei seiner Heerde bis zum Herbst zu behalten und zu ernähren, zu welcher Zeit erst der Händler sie übernimmt, ohne aber für diese Nebenleistung eine Entschädigung zu berechnen, u. Dgl. m. Das der Branntwein bei allen diesen Geschäften eine nicht unwesentliche Rolle spielt, bedarf keiner weiteren Auseinanderlegung.

Hierzu kommt sodann ein furchtbar hoher Zinsfuß für Darlehen, der sich gleichfalls noch aus der türkischen Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Er beträgt für Baardarlehen an den Bauer auch heute noch mindestens 100 Prozent. Bei Darlehen in Getreide wird die Rückzahlung entweder in natura oder in Geld bedungen. Im ersten Falle muß sich der Bauer verpflichten, ein entsprechend größeres Quantum Getreide zurückzuerstatten, und zwar 50 bis 100 Prozent mehr als er erhielt. Im zweiten Falle wird der Geldwerth des zurückzuerstattenden Getreides möglichst hoch festgesetzt.

Unter solchen Umständen war ein Einschreiten der Regierung zweifellos geboten, und das konnte nur auf zweifache Weise erfolgen. Der scheinbar einfachste und nächstliegende Weg wäre es gewesen, wenn die Staatsgewalt befreit gewesen wäre, dem Wucher durch gesetzliche Maßregeln entgegen zu treten. Waren aber hier schon die technischen Schwierigkeiten der Formulirung und Anwendung solcher gesetzlicher Verfügungen im Hinblick auf die anormalen wirthschaftlichen und Rechtsverhältnisse beinahe unüberwindliche, so mußte — auch abgesehen hiervon — mit Recht die Frage aufgeworfen werden, welchen wirth-

schaftlichen Nutzen der kreditbedürftige böhmische Bauer aus solchen Gesetzesbestimmungen ziehen könne, da ihm außer der Kasse des Händlers überhaupt keine Geldquelle zur Verfügung stand. Ueberdies war zu berücksichtigen, daß der Kmet, der — wie erwähnt — kein freier, sondern nur erblicher Nutzungseigentümer seiner Grundstücke ist, nicht einmal im Stande ist, vom Hypothekarkredit Gebrauch zu machen. Man mußte daher befürchten, daß durch eine strenge Buchergeetzgebung die Lage des Bauern erst recht verschlimmert werde, weil es nahe lag, daß der Bucherer, der nunmehr der Gefahr ausgezsetzt war, in Strafe zu verfallen, sich neben dem hohen Zins noch eine Extraprämie für dieses Risiko ausbedingen würde.

Die Landesverwaltung entschied sich daher für den zweiten, viel empfehlenswertheren Weg, d. h., sie entschloß sich, von einer etwaigen Buchergeetzgebung ganz abzusehen, dafür aber Hilfsklassen zu schaffen, die dem Bauern ziemlich in der nämlichen Weise, wie es bisher der Bucherer gethan hatte, Personalkredit, aber zu billigen Bedingungen, gewähren sollten; und die Geldmittel dieser Hilfsklassen sollten einerseits von der Landesregierung und andererseits von der interessirten Bevölkerung selbst aufgebracht werden. Auf diese Weise entstanden die sogenannten „Bezirks-Unterstützungsfonds.“

Diese Unterstützungsfonds sollten sich — wie gesagt — zusammensetzen aus Beiträgen der Regierung und der Bevölkerung und hieraus ergab sich die erste Schwierigkeit, die sich ihrer Aktivirung entgegenstellte. Einerseits konnte und wollte die Regierung die Bevölkerung zur Zahlung von Beiträgen nicht zwingen und andererseits war es bei dem misstrauischen Charakter der Bevölkerung nicht leicht zu erwarten, daß diese sich freiwillig zur Zahlung irgend welcher Beiträge verstehen werde. Es mußte daher eine günstige Gelegenheit zur Realisirung dieser Idee abgewartet werden, und die ergab sich im Jahre 1886, als über den Bezirk Gacko ein Nothstand hereinbrach. Die Regierung hatte früher bei dergartigen Anlässen wiederholt schon der Bevölkerung mit Nothstandsdarlehen hilfreich unter die Arme gegriffen und hatte speziell im Jahre 1886 im Bezirke Gacko, der drei Jahre nach einander von Mißwachs zu leiden hatte, eine Summe von 5000 Gulden als Nothstandsdarlehen an die dortige Landbevölkerung ausgeliehen. Die Regierung machte damals dem Bezirke den Antrag, sie wolle diese ausstehenden 5000 Gulden dem Bezirke als Unterstützungsfonds belassen und noch weitere 5000 Gulden zuschießen, wenn die Bevölkerung sich anheischig machen wolle, durch fünf Jahre jährlich den Betrag von 1000 Gulden in den Unterstützungsfonds einzuzahlen. Dem Antrage war ein Entwurf der Statuten des zu errichtenden Unterstützungsfonds beigezschlossen. Eine Versammlung der Repräsentanten der Bevölkerung, d. h. der Ortsvorsteher des Bezirkes, wurde einberufen; sie beschloß, und zwar mit Stimmeneinhelligkeit, den Vorschlag anzunehmen, und der Bezirk verpflichtete sich, durch fünf Jahre jährlich 1000 Gulden (jedoch nicht in Geld, sondern in Getreide) im Wege einer freiwillig übernommenen Umlage beizusteuern. Als jedoch später die Regierung sich bereit erklärte, die zugesicherten 5000 Gulden auf einmal zu erlegen, wenn der Bezirk ein Gleiches thun wolle, erklärte die Bevölkerung, daß sie diesem Wunsche der Regierung nachkommen wolle, und steuerte noch im Laufe des Jahres 1886 1000 Oka Gerste im Werthe von 5000 Gulden bei, so daß der Unterstützungsfonds noch in diesem Jahre ins Leben treten konnte. Seither wurden eine Reihe dergartiger Fonds ins Leben gerufen, so daß deren im Mai 1892 bereits 32 bestanden. Die Höhe dieser einzelnen Fonds schwankte zwischen 11 000 bis

30 000 Gulden; das Gesamtkapital sämtlicher Fonds im angegebenen Zeitpunkt betrug nahezu 550 000 Gulden.

Als Grundsatz gilt einmal, daß ein Unterstützungsfonds der Bevölkerung nicht aufgenöthigt, sondern nur dann ins Leben gerufen wird, wenn die Bevölkerung des betreffenden Bezirkes durch ihre Vertreter, d. h. durch die Ortsvorsteher, bei dem Bezirksamte darum bittet. Zum Zweiten, daß der Fonds nicht nur aus Einnahmen der Regierung, sondern gleichzeitig auch aus Beiträgen der Bevölkerung gebildet werde. In der Regel setzen sich diese Fonds aus folgenden drei Theilen zusammen. Zunächst schießt die Regierung den sog. „einmaligen Landesbeitrag“ ein, der zumeist 5000 Gulden beträgt. Sodann verpflichtet sich die Bevölkerung, im Wege einer freiwilligen Umlage (einen Zuschlag zur Zehnt-Steuer) durch eine Reihe von Jahren (meist 5 Jahre, mitunter geschieht es jedoch, wie in Gacko, daß dieser ganze Beitrag in einem Jahre aufgebracht wird) einen Beitrag zu leisten, der in der Regel approximativ der Summe von 1000 Gulden jährlich gleich kommen soll. Endlich erklärt die Regierung, daß sie während dieser Zeit alljährlich die gleiche Summe zuschießen werde, die von der Bevölkerung aufgebracht wird. Die Höhe jedes einzelnen Unterstützungsfonds ist somit in der Regel oder so zu sagen „im Prinzip“ auf 15 000 Gulden präliminirt; da jedoch die Grundsteuer in der Form des Zehnten erhoben wird (der dann allerdings in Geld umgewandelt wird), so ist der Betrag der Steuer, den der einzelne Landwirth jährlich einzuzahlen hat, kein fest stehender. In Folge Dessen repräsentirt auch jener Zuschlag zur Grundsteuer, der in den Unterstützungsfonds einfließt, bald mehr, bald weniger als 1000 Gulden im Jahre, und da die Regierung eben so viel zuschießt, wie die Bevölkerung jährlich thatsächlich eingezahlt hat, so schwanken auch die Jahresbeiträge der Regierung um 1000 Gulden herum und demgemäß beträgt der einzelne Unterstützungsfonds nur ausnahmsweise genau 15 000 Gulden, sondern zumeist etwas mehr oder etwas weniger.

Außer diesen Beiträgen der Regierung und der Bevölkerung fließen in den Unterstützungsfonds noch folgende Gelder. Da, wo noch aus der türkischen Zeit Hilfsklassen existiren, wurde oder wird das Vermögen dieser Klassen dem betreffenden Fonds einverleibt. Zweitens reflektirt jedes Statut auf freiwillige Beiträge von Privatpersonen, und wenn auch diese Rubrik keine großen Einnahmeposten ausweist, so giebt es dennoch Unterstützungsfonds, denen derartige Geschenke zugeflossen sind. Endlich fließen dem Fonds die Zinsen zu, und zwar in folgender Weise: In erster Reihe dienen die Zinsen des Fondskapitales zur Schaffung eines Reservefonds, dessen Höhe von vornherein durch die Statuten bestimmt ist. Hat das Reservekapital seine statutengemäße Höhe erreicht, so dienen die Zinsen des Fonds zu dessen weiterer Erhöhung, bis zu dem Betrage, der gleichfalls durch das Statut bestimmt ist. Hat der Unterstützungsfonds auch diese Höhe erreicht, so fließen ihm zwar seine Zinsen noch weiter zu, jedoch darf von diesem Zeitpunkte ab ein Drittel des jährlichen Zinsertragnisses zu „wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken“ verwendet werden, während die restlichen zwei Drittel der Zinsen auch weiterhin zum Stammkapital geschlagen werden müssen.

Die Unterstützungsfonds werden von der Behörde (dem Bezirksamte und dem Steueramte) unentgeltlich verwaltet und speziell das Steueramt hat die Aufgabe, die Ausstände des Fonds erforderlichen Falles — eben wie die Steuern — im Wege der Exekution einzutreiben.



Der Zweck der Unterstützungsfonds ist somit ein dreifacher, sie sollen:

1. Darlehensklassen,
2. Nothstandsklassen sein, und sollen
3. wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken dienen.

Der eigentliche Unterstützungsfonds (mit Ausschluß des Reservefonds) hat den Zweck, der Landbevölkerung Darlehen zu gewähren, und zwar zerfallen diese Darlehen nach dem Statut in zwei Kategorien.

Die Darlehen „der Kategorie A“ werden gegeben:

1. zur Bestreitung des Lebensunterhaltes in Nothfällen,
2. zur Bezahlung von Wucherschulden,
3. zur Anschaffung von Saatforn und Viehfutter,
4. zur Anschaffung der unumgänglich nothwendigen Arbeitthiere und Wirthschaftsgeräthe, wenn diese gänzlich fehlen.

Der Zweck dieser Darlehen der „Kategorie A“ ist — wie man sieht —, den Bauern, der in Noth gerathen ist, vor dem gänzlichen Ruin zu retten, und demgemäß werden diese Darlehen zu dem geringsten Zinsfuße, d. h. zu 4 Prozent, gegeben. Die vorstehende Aufzählung ist eine tagative und rangirt die Darlehensbedürfnisse, vom dringendsten angefangen, in absteigender Reihenfolge.

Gaben die Darlehen der „Kategorie A“ den Bauern aus einer drückenden Nothlage herauszureißen, so geht der Zweck der Darlehen der „Kategorie B“ im Allgemeinen dahin, die Lage des Bauern (der sich in keiner drückenden Noth befindet) zu verbessern. Sie dienen — wie es im Statut heißt — „allen übrigen landwirthschaftlichen Bedürfnissen“, insbesondere „der Anschaffung von besseren Geräthschaften, von besseren oder mehr Arbeitthieren, der Meliorirung des Bodens durch Entwässerung, Urbarmachung oder dgl., der Verbesserung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, dem Zulauf von einzelnen Grundparzellen, jedoch nur dann, wenn durch diesen Zulauf die Wirthschaft arrondirt wird“, u. s. w.

Dem Charakter dieser beiden Arten von Darlehen entsprechend, geführt den Darlehen der „Kategorie A“ der Vorrang vor denen der „Kategorie B“; das Nothwendige geht eben dem bloß Nützlichen vor. Dieser Vorrang gelangt nach dem Statute in zweifacher Weise zum Ausdruck.

Zunächst dürfen, so lange der Fonds seine statutenmäßige Höhe noch nicht erreicht hat, nur Darlehen der „Kategorie A“ verabfolgt werden, und nur ausnahmsweise, d. h. falls alle Darlehensbewerber der „Kategorie A“ befriedigt und disponibele Geldmittel vorhanden sind, dürfen Darlehen der „Kategorie B“ bewilligt werden. Allein auch wenn der Fonds seine statutengemäße Höhe erreicht hat, behalten die Darlehen der „Kategorie A“ das gleiche Vorrecht gegenüber denen der „Kategorie B“.

Zum Zweiten ist der Zinsfuß für die Darlehen der „Kategorie B“ ein höherer; während er für die Darlehen der „Kategorie A“ — wie erwähnt — nur 4 Prozent beträgt, ist er für die der „Kategorie B“ auf 6 Prozent festgesetzt.

Ist der eigentliche Unterstützungsfonds also eine Darlehenskasse, so soll der Reservefonds als Nothstandskasse und zu gemeinnützigen Zwecken dienen.

In erster Beziehung bestimmt das Statut, daß, wenn im Bezirke ein größerer Nothstand allgemeiner Natur eintritt (wie beispielsweise eine Mißernte, Thierseuchen, Ueberschwemmungen oder dgl.), aus dem Reservefonds Nothstandsdarlehen — und zwar in der selben Weise wie die Darlehen der „Kategorie A“, d. h. zu 4 Prozent — gewährt werden sollen. Eine Erleichterung tritt jedoch insofern ein, als ausnahmsweise, d. h. „in außerordentlichen Fällen, bei nach-

gewiesener dringender Nothlage“ bei derartigen Nothstandsdarlehen bis zum Maximalbetrage von 20 Gulden auf die Bestellung der sonst von den Statuten geforderten Sicherheit verzichtet werden darf.

In zweiter Richtung verfügt das Statut, daß ein Drittel der jährlichen Zinsen des Reservefonds mit Genehmigung der Landesregierung wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken (wie für die Armenpflege, für die Krankenpflege, für Schulen, Wasserleitungen u. Dgl.) zugewendet werden darf. Derartige Zuwendungen dürfen jedoch nur dann bewilligt werden, wenn der eigentliche Unterstützungsfonds und der Reservefonds die statutengemäße Höhe erreicht haben.

Kann der Unterstützungsfonds nicht vollständig zur stiftungsmäßigen Verwendung gelangen, d. h. als Darlehen vergeben werden, so können die übrig bleibenden Beträge mit Genehmigung der Landesregierung zeitweilig oder dauernd anderweitig fruchtbringend angelegt werden. Dieser Fall tritt in der Regel ein in der Zeit von ungefähr Ende Oktober bis Anfang Februar, wenn die alten Darlehen zurückgezahlt sind und die neuen noch nicht gewährt wurden. Die gleiche Bestimmung gilt für den Reservefonds.

Die Unterstützungsfonds werden — wie schon erwähnt — von der Behörde (also vom Bezirksamte unter Mitwirkung des Steueramtes) unentgeltlich verwaltet. Die eigentliche Gebahrung mit dem Fondsvermögen, die Bewilligung der Darlehen und Vergleichen, liegt in den Händen des Bezirksvorstehers, dem ein von den Ortsvorstehern gewählter Ausschuß zur Seite steht. Der Vorgang ist der denkbar einfachste, so daß der Bauer in der Regel im Verlaufe eines Vormittags das gewünschte Darlehen erhält. Die Darlehen werden gegen Sicherstellung (in der Regel Bürgschaft, ausnahmsweise Bestellung eines Pfandes oder einer Hypothek) gewährt, und zwar erfolgt die Bewilligung in der Regel im Frühjahr und die Rückzahlung nach acht Monaten, also im Herbst; ausnahmsweise kann die Frist zur Rückzahlung (eventuell auch in Raten) auf  $1\frac{1}{2}$  Jahre verlängert werden. Die Darlehen, deren Höhe sich zumeist zwischen 2 und 25 Gulden bewegt, werden entweder in Geld oder in natura (in diesem Falle meist in Saatkorn, Viehfutter, Ackergeräthen, Zugvieh und Vergleichen) gewährt. Die Rückzahlung der in natura gegebenen Darlehen geschieht in der Regel in Geld (Ersatz des Anschaffungspreises der betreffenden Artikel sammt Zinsen). Mit Rücksicht auf diese in natura zu gewährenden Darlehen und behufs Hebung der Landwirthschaft bezieht die Regierung — wie mir ein höherer bosnischer Verwaltungsbeamter gesprächsweise mittheilte — von renommirten Fabriken bessere Ackergeräthschaften im Großen und überläßt sie in der geschilberten Weise den Bauern; in der letzten Zeit hat die Regierung sogar angefangen, Ackergeräthschaften in eigenen Fabriken zu diesem Zwecke anfertigen zu lassen. In ähnlicher Weise läßt sich die Regierung angelegen sein, bessere Vieharten anzuschaffen, um die Thiere sodann der Landbevölkerung unter dem Titel „Naturaldarlehen“ oder direkt zu verkaufen.

Der knapp zugemessene Raum gestattet es nicht, hier auf die gesammte staatliche Verwaltung der österreichisch-ungarischen „Reichslande“ näher einzugehen. Das Mitgetheilte genügt aber, um zu zeigen, daß die Regierung nicht nur von dem redlichen Bestreben erfüllt ist, den Wohlstand der Bevölkerung zu heben, sondern daß sie es auch verstanden hat, die richtigen Mittel in Anwendung zu bringen, auch wenn diese ziemlich stark „staatssozialistisch“ gefärbt sind.

Cjernowiz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.



## Psychologie des Weibes. \*)

### IV. Moralische Gefühle.

Ohne Zweifel hängt der latente Haß der Frauen gegen einander von dem Zustande des Kampfes ab, in dem sie sich bei der Eroberung des andern Geschlechts beständig befinden, aber zu gleicher Zeit ist er auch ein Zeichen ihrer Inferiorität, denn auch die Männer befinden sich ja oft im Kampf mit einander, ohne dabei in solche Wuth und Erbitterung zu gerathen. Der Mann mit seinem höher entwickelten Gerechtigkeitgefühl giebt sich zufrieden, wenn er sieht, daß der Sieg, den der Nebenbuhler errungen hat, wohl erworben ist, — die Frau jedoch nicht!

Die Eifersucht unter den Frauen zeigt sich ganz besonders in dem Bedürfniß jedes Weibes, durch irgend Etwas über ihresgleichen hervorzuragen. „Auszeichnungen, Bevorzugungen, Privilegien gehen den Frauen über Alles“, sagt Prudhomme. „Wenn in einer Werkstätte für Frauen der Prinzipal oder der Werkmeister für eine von ihnen eine Vorliebe hat, so wird sie als Liebeweis immer Begünstigungen verlangen, ohne die Ungerechtigkeit zu empfinden, die darin liegt; geht man mit einer Frau ins Theater, zu einem öffentlichen Fest: woran liegt ihr am Meisten? An der Darstellung? Nein, an einem bevorzugten Platz.“

Das Weib wird barmherzige Schwester, Krankenpflegerin, Dienerin, Alles, was man will, — aber der Gedanke der Gleichheit kommt ihm niemals in den Sinn, — es hat eher eine gewisse Abneigung dagegen. Es träumt davon, einmal, und wäre es nur einen Tag, eine Stunde lang — große Dame, Fürstin, Fee oder Königin zu sein. Die Gerechtigkeit, die ohne Ansehen der Person die Geschicke ausgleicht, ist dem Weib unerträglich. Auch Dies ist ein Gefühl, das in der Sklaverei, in den Beziehungen zwischen Wesen höherer und niederer Gattung zur Entwicklung kommt; sehr häufig kommt es bei den Hausthieren vor; so hat es Brehm bei den Ziegen, Romanes bei Hunden und Affen beobachtet. Für diese Thiere ist es, genau so wie für die in knechtischen Verhältnissen lebenden Menschen, der größte Stolz, von dem Herrn bevorzugt zu werden, sei es auch nur, um ihre Gefährten der Sklaverei damit zu ärgern.

Aus Alledem kann man schließen, daß die Frauen eines wahren Freundschaftsgefühls, bei dem das sexuelle Element ganz ausgeschlossen ist, nicht fähig sind; es fehlt ihnen also eines der höchsten, erst auf den letzten Stufen der Entwicklung zu erwerbenden Gefühle.

Hand in Hand mit Neid und Eifersucht geht das Gefühl der Rache,

\*) S. Nr. 54 der „Zukunft“.

das ebenfalls im Weibe stärker ist als im Manne. Ich habe schon früher einmal gesagt, daß die Frauen gemeinhin als unverföhlich gelten.

Macé theilt uns mit, daß bei der Polizei täglich eine enorme Zahl von anonymen Briefen, fast durchweg von Frauen abgefaßt, einlaufen, die weniger von Besorgniß um die öffentliche Sicherheit eingegeben sind als von Racheburst.

„Niemand findet mehr Freude an der Rache als Frauen,“ sagt Juvenal. „Man muß ein Weib sein“, schrieb Madame de Mieux, „um sich auf die Rache zu verstehen“, und eine Andere, Frau Mayo, sagt: „Im Haß sind die Frauen von einer wahren Wildheit; die Demüthigung Anderer ist eine Wonne für sie.“ Es ist sicher, daß Männer ihnen zugefügte Beleidigungen schneller vergessen als Frauen, und wenn sie nicht auf frischer That fürchterliche Rache nehmen, bald nicht mehr an die Sache denken; die Frauen dagegen erinnern sich an erlittene Kränkungen noch lange Zeit.

Es erscheint auf den ersten Blick seltsam, daß das Weib, das schwächer und, wie wir bald sehen werden, weniger intelligent ist als der Mann, rachsüchtiger sein sollte als dieser, da doch die Rache eines der am Spätesten zur Entwicklung gekommenen Gefühle ist, das man nur bei den intelligentesten Thiergattungen (Hunden, Affen, Elephanten) antrifft, nämlich bei denjenigen, die zugefügte Beleidigungen als solche zu empfinden und sich ihrer auch nach dem Aufhören des Reizes noch längere Zeit zu erinnern vermögen. In der That ist bei den Wilden und halbkultivirten Völkern, und selbst noch im Beginn der Civilisation, der Mann der rachsüchtigere Theil, der mit größter Leichtigkeit irgend eine, vielleicht geringfügige Beleidigung mit Mord, Blünderung und Vergleichen vergilt. Aber gerade die außerordentliche Wildheit in den Aeußerungen der Rache, die zu einer Zerstörerin des sozialen Lebens wurde, hat dazu beigetragen, sie zurückzudrängen, und damit, daß die Rache diese Wildheit verloren hat, die dem männlichen Geschlecht besonders eigen war, ist sie für den Mann eigentlich ganz unmöglich geworden, da sich bisher für andere Formen der Rache, die mit unserem sozialen Leben mehr im Einklang stehen, noch keine hereditären Tendenzen gebildet haben. Auch heute noch empfindet der normale Mann bei jeder schweren Beleidigung die atavistische Neigung, handgreiflich zu werden, doch legt sich dieser Grimm für gewöhnlich sehr bald, und nur die zähesten Naturen unter ihnen suchen ihm auf irgend eine Weise Luft zu machen. Beim weiblichen Geschlecht bestanden dagegen schon auf primitiven Kulturstufen neben den gewaltsamen, die unterdrückt werden, auch andere, weniger heftige Formen der Rache, wie Verleumdung, Demüthigung und Vergleichen, die sich, als weniger gefährlich, erhalten haben und noch auf uns gekommen sind.

So erklärt es sich, daß unter den Männern im Allgemeinen nur die

Verbrecher, und zwar aus atavistischen Gründen, rachsüchtig sind, während die Rachsucht beim weiblichen Geschlecht, auch bei den normalen Individuen, die Regel ist, allerdings in ihren mildereren Formen, die schon vom Anbeginn der Entwicklung neben den grausamen existirt und diese überlebt haben.

Alles, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, läßt sich in die Behauptung zusammenfassen, daß das Weib, eben so wie das Kind, in Bezug auf den Sinn für Moral inferior ist. Man wird mir entgegenhalten, daß in einem ausgesprochen kommerziellen Zeitalter Ehre und Rectlichkeit auch für das männliche Geschlecht im Werthe sinken und daß das falsche Börsen-Telegramm ein würdiges Seitenstück zu der anonymen Denunziation einer Frau abgibt; darauf antworte ich jedoch, daß zwischen diesen Weiden immer der selbe Unterschied bestehen wird wie zwischen einem Soldaten, der den Feind erschießt, von dem er sich bedroht sieht, und einem Andern, der einen wehrlosen Gefangenen wegen irgend einer Beleidigung nieder macht.

Die Unehrllichkeit eines Bankiers ist für ihn eine durch den kommerziellen Kampf verursachte Nothwendigkeit, denn wenn er nicht heute einem Andern die Schlinge legt, fällt er morgen selber; sie ist ein Produkt der Anspannung an die, wenn auch vorübergehenden, Lebensbedingungen, und daher etwas verhältnißmäßig Normales. Dagegen ist die Wuth und Rache einer Frau gegenüber einer Rivalin, die bei irgend einem Feste schöner gekleidet war als sie selbst, etwas Unmoralisches, denn sie besteht in einer übermäßigen Steigerung des Egoismus, der sich davon verlezt fühlt, was für Andere ganz einfach die Ausübung eines Rechtes bildet. Es erinnert Dies lebhaft an den Wilden, der, stolz darauf, daß sein buntemaltes Gesicht Aller Aufmerksamkeit auf sich zieht, rachsüchtig ist in einem solchen Grade, daß für ihn die Rache sogar zu einer religiösen Pflicht wird; und eben so an das Kind, das weint, als ob ihm das größte Unrecht geschehen wäre, wenn ein anderes Kind durch irgend eine Kleinigkeit vor ihm bevorzugt wird. Man kann nicht sagen, daß das Weib, ganz wie das normale Kind, dauernd Spuren moralischer Ibiotie zeigt, denn es unterscheidet sich von ihm durch Mutterliebe und Mitleid; deshalb sucht es nicht, wie das Kind, das Böse um des Bösen willen (Thierquälereien u. s. w.), sondern es bedarf, wo es bössartig wird, eines Erregungszustandes oder einer Charakterabnormität, und damit immer eines exceptionellen Moments.

Im Grunde aber bleibt das Weib eigentlich immer unmoralisch, und zwar oft gerade wegen seines Mitgefühls. So müssen wir z. B. jene Rathschläge, welche die Weiber der Wilden vielen europäischen Reisenden gaben: vor den Anschlägen ihrer Männer und Brüder auf ihrer Hut zu sein, entschieden unmoralisch nennen, weil sie den Interessen der sozialen Gruppe

widerstreiten, wenn wir auch andererseits die ersten Spuren der Civilisation an ihnen begrüßen müssen. Und verhältnismäßig unmoralisch sind auch die Denunziationen der Mitschulbigen, die bei Verbrecherinnen so häufig sind und auch im Verbrechen ihre geringere Anpassungsfähigkeit an das soziale Leben beweisen.

Das normale Weib besitzt viele Charakterzüge, durch die es sich dem Wilden, dem Kinde und somit auch dem Verbrecher nähert (Zorn, Rachsucht, Eifersucht, Eitelkeit), und daneben andere, diametral entgegengesetzte, die jene neutralisieren, die es aber gleichzeitig verhindern, daß das Weib sich in seiner Lebensführung in dem selben Maße wie der Mann jenem Gleichgewicht zwischen Rechten und Pflichten, zwischen Egoismus und Altruismus, nähert, das doch das Endziel aller moralischen Entwicklung bildet.

\* \* \*

#### V. Das Weib in Wort und Schrift.

Die Redegabe, und ganz besonders die Rede in ihrer primitivsten Form, als Geschwätz, ist beim Weibe in hohem Maße entwickelt. „Wie die Hündin mehr bellt als der Hund“, sagt Delaunay, „so ist auch das Weib geschwätziger als der Mann.“ Man hat beobachtet, daß kleine Mädchen früher sprechen lernen als Knaben, daß die Greisin länger ihre Geschwätzigkeit behält und später einsilbig wird als der Greis. Diese Seite der weiblichen Psychologie ist, weil sie so sehr deutlich zu Tage tritt, Gegenstand der allgemeinen Erfahrung geworden und hat sich in unzähligen Sprichwörtern kristallisiert. Bekannt ist der Ausruf des griechischen Philosophen Xenarch „Wie glücklich sind die Grillen, denn sie haben stumme Weiber!“

Dagegen schreibt bekanntlich die Frau weniger als der Mann; und daß Dies nicht eine Folge der Umstände, sondern durch die geringere Entwicklung ihrer graphischen Centren bedingt ist, beweist die Thatsache, daß man die bei Knaben und jungen Männern so häufige und so instinktive Neigung, sich überall einzuschreiben, Alles vollzutrickeln, bei Mädchen sehr viel seltener findet. Auch in den Verbrecherinschriften sind die Männer mit einem ungleich höheren Prozentsatz vertreten (Lombroso, Polinsesti del Carcere. 1891).

Nur im Briesschreiben — in dieser Art von geschriebener Konversation, die als solche ganz zu dem Wesen des Weibes paßt — werden die Männer vielleicht von den Frauen übertroffen, die ihrem Unterhaltungsbedürfnis gern auf diese Weise Lust machen. Daher die Anmuth, aber auch die Weitschweifigkeit der Briefe aus der Feder auch nur einigermaßen gebildeter Frauen.

„Niemand wird bestreiten“, sagt Lafitte, „daß die Frauen uns im Briessstil überlegen sind. Wie kommt Das? Wir Männer schreiben einen Brief mit kaltem Blut, wie man eine Denkschrift, einen Bericht abfaßt,

während die Frauen immer unter dem Eindruck der Thatsachen stehen und Allem, was sie schreiben, den Stempel ihrer eigenen Persönlichkeit aufprägen; so treffen sie immer ohne große Mühe und ohne rhetorischen Aufwand den Kern einer Sache.“

In der Sphäre der Intelligenz zeigt sich die selbe Frühreife dem Manne gegenüber wie in der körperlichen Entwicklung. In den Elementar- und höheren Schulen haben die Mädchen eine Zeitlang einen Vorsprung vor den Knaben, den sie jedoch sehr bald wieder verlieren.

„In Schulen für beide Geschlechter“, schreibt Delaunay, „beobachteten die Lehrer, daß bis zum zwölften Jahre die Mädchen bessere Schüler sind, von da an die Knaben.“

Die Frau besitzt mehr Geduld als der Mann, Das beweisen die Arbeiten, denen sie sich besonders zugewandt hat.

Seit den ersten Anfängen der Civilisation lag die Weberei fast überall (außer in Egypten) in den Händen der Frauen und es ist ja bekannt, wieviel Geduld vor der Erfindung des mechanischen Webstuhls zu dieser Arbeit nöthig war. Die Arbeiten an Perlen und Diamanten sowie die Fabrikation einzelner musikalischer und chirurgischer Instrumente, die sehr viel Geduld und höchst sorgfältige Arbeit erfordern, werden ausschließlich von Frauen besorgt.

Leroy-Beaulieu hörte von einem großen Industriellen, daß es viele Frauen giebt, die gleichzeitig zwei bis drei Webstühle versorgen können, wozu ein Mann nie im Stande ist. Die so sehr mühsamen Arbeiten des Stickens und Spitzenklöppelns sind ja zu einem Emblem der Weiblichkeit geworden, und in den französischen Fabriken, wo Gobelins und Spitzen gearbeitet werden, sind ausschließlich Frauen beschäftigt.

Hieraus erklärt sich auch, warum in unserer Zeit die Frauen so viele Gebiete der Industrie für sich erobert haben: weil es heutzutage bei der vorwiegend maschinellen Arbeit weniger auf die Muskelkraft des Arbeiters ankommt als vielmehr auf immer rege Aufmerksamkeit, Ueberwachung, Geschicklichkeit und Geduld. Hierin laufen die Frauen den Männern oft den Rang ab und da, wo „auf Stücklohn“ gearbeitet wird, bringen die Frau und die Töchter oft mehr Geld mit nach Hause als die männlichen Mitglieder.

Auch unter den höheren Berufsarten zeichnet sich das Weib in allen denjenigen vor dem Manne aus, die größere Geduld erfordern, z. B. im Elementarunterricht, für den man in England, Amerika und Mailand Frauen besser geeignet fand als Männer. Schon bei den Wilden zeigt sich in dieser Hinsicht eine Verschiedenheit der Geschlechter, und zwar zu Gunsten des Weibes.

Spencer sagt: „Man hat in vielen Fällen in Bezug auf Ausdauer

einen Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Charakter konstatirt; bei den Bihl sollen die Männer jede Arbeit hassen, die Frauen dagegen theilweise recht fleißig sein, eben so sind die Weiber der Kufi und der Naga und einiger afrikanischen Stämme unermüdblich thätig, während sich ihre Männer durch Faulheit auszeichnen. In Loango und an der Goldküste treiben die Frauen mit größtem Fleiß den Ackerbau, während die Männer sich dem Nichtsthun hingeben.“ (Principles of Sociology. vol. I.)

Darwin schreibt dem Manne größere Geduld zu, aber die weibliche Geduld, von der wir hier sprechen, ist nicht jene Ausdauer, die in einer hohen Entwicklung der Hemmungcentren ihren Grund hat, wie sie z. B. Darwin selbst bewies, als er jahrelang die Beweise für seine wunderbaren Entdeckungen zusammentrug, sondern sie ist nur eine Wirkung ihrer geringen Sensibilität und kortikalen Erregbarkeit, durch die das Weib weniger das Bedürfnis nach vielfacher und mannichfaltiger Bethätigung hat als der Mann. Vogt bemerkte bei seinen Studentinnen, daß sie mit großer Aufmerksamkeit den Vorlesungen folgten, jedoch im höchsten Grade unfähig zur Anfertigung von Präparaten waren. Mit einem Wort: der Mann besitzt Ausdauer, das Weib Geduld, aber seine Geduld läßt sich eher mit der des Kameels vergleichen als mit der eines genialen Mannes.

\*

\*

## VI. Intelligenz.

Ohne Zweifel ist die Unthätigkeit der Organe, zu der das Weib vom Manne gezwungen worden ist, eine der Mitursachen für seine geringer entwickelte Intelligenz; man würde indessen irren, wollte man Dies eine künstlich geschaffene Ursache nennen, während es doch nur ein Moment in dem allgemeinen Phänomen der größeren Theilnahme des Mannes am Kampfe ums Dasein bildet. Das männliche Geschlecht hat nicht nur bei der Vertheidigung der Seinen zu kämpfen, sondern auch bei der Eroberung des anderen Geschlechts; und zwar in der zoologischen Welt noch weniger als später in der der Menschen, wo der Koeffizient der Wahl durch das Weib ganz oder doch fast ganz fortfällt und der Mann vollkommen freie Wahl hat, aber unter der Bedingung, daß er seinen Gegner gänzlich aus dem Felde schlägt; bei den Thieren kommt es noch manchmal vor, daß, während zwei Männchen mit einander um ein Weibchen ringen, dieses unterdessen mit einem dritten, sympathischeren, wenn auch weniger starken, entflieht. Daß es übrigens nicht die Arbeit an sich ist, welche die höhere Intelligenz des Mannes entwickelt hat, sondern die Nothwendigkeit, seine Rivalen an Aktivität zu übertreffen, wird durch die Thatfache bewiesen, daß bei vielen Wilden die wirklichen Arbeiten: Wohnungsbau, Weberei u., von den Frauen verrichtet werden, während die



Männer der Jagd und dem Kriege obliegen, und daß trotzdem die Weiber bei ihnen weniger intelligent sind.

Hierzu kommt, als andere natürliche Ursache, der Umstand, daß der Mann fortwährend Lebens- und Thätigkeitsbedingungen wechselt, da nur selten der Sohn den selben Beruf, unter gleichen Bedingungen, wie der Vater ausübt; das Weib hingegen muß einen großen Theil seiner Zeit den Sorgen der Mutterschaft widmen, die, weil immer die gleichen, nicht im Stande sind, die Intelligenz so zu entwickeln, wie die mannichfachen Beschäftigungen des Mannes; so sind im Alterthum wie in der Gegenwart vorzugsweise Männer ausgewandert.

Allen diesen hier erwähnten Ursachen liegt eine Reihe biologischer Momente zu Grunde. Wie der Mann in seiner organischen Struktur und seiner Intelligenz über dem Weibe steht, so besitzt er auch, Dank dem geringeren Antheil, den er am Fortpflanzungsgeschäft zu tragen hat, eine höhere primitive Entwicklung-Potentialität. Im ganzen Thierreiche steht, wie ich früher nachgewiesen habe, die Intelligenz in umgekehrtem Verhältniß zur Fruchtbarkeit; zwischen den intellektuellen und den Geschlechtsfunktionen besteht der selbe Unterschied wie zwischen Wachsthum und Struktur. Da nun das Fortpflanzungsgeschäft zum größten Theil dem weiblichen Geschlecht zufällt, so mußte dieses aus biologischen Gründen in der intellektuellen Entwicklung hinter dem Manne zurückbleiben.

In der That haben die Weibchen der Ameisen, Termiten und Bienen auf Kosten ihrer Geschlechtlichkeit höhere Intelligenz erworben, während die einzig fortpflanzungsfähige Bienenkönigin ein ganz stupides Geschöpf ist allmählich, mit fortschreitender Civilisation, wird das weibliche Geschlecht immer weniger fruchtbar. Bei den Vögeln singen die Weibchen nur, wenn sie vom Männchen getrennt sind, und hochintelligente Frauen sind, wie Wirey bemerkt, oft steril.

Alle diese zahlreichen Ursachen zugegeben, ist es nur zu verwundern, daß die Frauen nicht noch mehr an Intelligenz hinter dem Manne zurückstehen, was sich nur erklären läßt, wenn man mit Darwin annimmt, daß ein Theil der vom Manne erworbenen Intelligenz sich erblich auf die Frau überträgt, — andernfalls wäre die Kluft zwischen beiden Geschlechtern offenbar eine noch größere.

Sicherlich wird eine ausgedehntere Antheilnahme am sozialen Leben die Intelligenz des Weibes allmählich heben, und in der That zeigen sich bei manchen höher entwickelten Rassen schon die segensreichen Folgen hiervon, wie in England und Amerika, wo z. B. der größte Theil der künstlerischen und literarischen Journalistik in weiblichen Händen liegt.

Turin.

Professor Cesare Lombroso.

## Die Panama-Enquête.

Die in drei starken Bänden vorliegenden Ergebnisse der parlamentarischen Untersuchung-Kommission über die Panama-Affaire\*) haben wesentliches Licht über diese ganze Angelegenheit verbreitet, obgleich noch immer viele Punkte dunkel geblieben sind. Wir wissen jetzt genau, in welcher Weise die Gelder verausgabte, d. h. vergeudet sind, wer die Hauptschuldigen und die Hauptempfänger waren. Auf S. 274 bis 401 des dritten Bandes der Enquête de Panama findet sich als Anhang 7—9 die Liste aller Personen, Zeitungen und Banken, die durch „publicité“ Kommissionen oder Beteiligung an Syndikaten, Geld aus den Panamafonds bezogen haben, mit Angabe der betreffenden Summen. Dunkel ist aber geblieben und wird auch wohl für immer bleiben, welche Senatoren und Deputirte (die nicht zugleich Besitzer oder Redakteure von Zeitungen sind), Panamageld erhalten, dafür mit ihrem Schweigen oder mit ihrer Stimme gezahlt haben. Wenn hier nicht Licht geschaffen worden ist, so liegt die Schuld — wie der Berichterstatter der Kommission, Herr Deputirter Vallé, mit Recht sagt — nicht an dem Willen dieser Kommission. Die Regierung und die Justiz lähmten die Wirksamkeit der Kommission, waren eifrig bestrebt (vom Februar 1893 an), den Skandal zu begrenzen und zu beenden.

Der Bericht des Herrn Vallé basirt auf dem des Herrn Bücherrevisors Florj, der als musterhaft anerkannt und von keiner Seite ernsthaft angefochten worden ist. Ich kann hier nur kurz auf einige Resultate dieser Prüfung aller vorgefundenen Papiere und Bücher eingehen und außerdem einige für den Politiker besonders interessante Momente aus den Verhandlungen, Protokollen und Kontrakten hervorheben.

Ich will den eigentlichen Panama-Schmutz nicht aufrühren, auf die spezielle Geschichte des Betruges nicht eingehen. Um aber dem Leser einen Begriff von der schamlosen Vergeudung der Ersparnisse der ärmeren und mittleren Klassen Frankreichs zu geben, will ich nur in großen Zügen schildern, wie es bei der Gründung der Gesellschaft zugeht, wie deren erste Einnahmen „verbraucht“ wurden. Ich folge dem Generalberichte des Herrn Vallé, der mit großem Fleiße und unleugbarer Objektivität (die bei einigen anderen Spezialberichten mangelt) ein ungeheures Material kritisch verarbeitet hat. Im Jahre 1879 wurden 800 000 Aktien (à 500 Francs) zur Zeichnung aufgelegt. Die Gründer bildeten mit ihren Freunden ein Syndikat, das 2 Millionen Francs behufs Deckung der Publikationskosten vorstreckte. Im Falle des Gelingens der Ausgabe sollten die Mitglieder dieses Syndikats eine Prämie erhalten, im Falle des Mißlingens aber, d. h., wenn nicht alle Aktien gezeichnet würden, das eingezahlte Geld verloren sein. Gegen einen solchen, auf gegenseitiges Risiko basirten Vertrag, mit Pflichten und Rechten nach beiden Seiten, war nichts einzuwenden. Jedes der 400 Mitglieder dieses Syndikates zahlte 5000 Francs ein, welche die Publikationskosten für 2000 Aktien repräsentiren sollten. Die Mitglieder des Syndikates verpflichteten sich aber nicht zur Zeichnung einer einzigen Aktie. Das Unternehmen mißlang vollständig, es

\*) No. 2921. Chambre des Députés. 5<sup>ème</sup> Légiſlat. Sess. de 1893. Annexe au procès-verbal de la séance du 4 juillet 1893. — Enquête de Panama.

wurden nur 60 000 Aktien gezeichnet, das Syndikat hatte also nach dem Vertrage die eingezahlten zwei Millionen verloren. Aber Herr von Lefseps sorgte für sich und seine Freunde.

Im Jahre 1880 wurden 590 000 Aktien (à 500 Francs) aufgelegt. Die öffentliche Meinung war durch phantastische Berechnungen und unwahre Angaben bearbeitet und die Ausgabe gelang vollständig. Ein Syndikat von 59 Mitgliedern hatte pro Aktie 4 Francs (zur Bestreitung der Publikationkosten) eingezahlt und die Mitglieder erhielten laut Vertrag (Enq. de Pan. T. III pag. 259) im Falle des Gelingens diese 4 Francs und außerdem eine Prämie von 20 Francs pro Aktie aus dem Erlöse der Anleihe sofort ausgezahlt. Jedes Mitglied des Syndikates erhielt also die eingezahlten 40 000 Francs zurück und außerdem 200 000 Francs. Dann wurden die zwei Millionen an das Syndikat von 1879 (400 Mitglieder) zurückgezahlt. Aber hiermit war die Selbstgier der Lefseps und ihrer Freunde nicht befriedigt. Art. 60 der Statuten der Compagnie bestimmte 15 Prozent aller Einnahmen der Gesellschaft für deren Gründer. Art. 7 bestimmte, daß Herr Ferdinand v. Lefseps allein die Vertheilung dieser Gründeranteile nach Uebereinkommen zwischen ihm und seinen Helfern (auxiliaires) zustehe.\*) Sehen wir nun, wie diese „Hierbe Frankreichs“ hierbei operirte. Die Anzahl der „parts de fondateur“ war auf 900 festgesetzt. Es erhielten:

die Mitglieder des Syndikates von 1879 je 1 Gründerantheil	400	Stück
„ „ „ „ „ 1880 „ 1 „ „	59	„
Herr Ferdinand von Lefseps . . . . .	90	„
Charles v. Lefseps**) . . . . .	10	„
Banquier Levy-Crémeur***) . . . . .	320	„
Im Bureau des Herrn v. Lefseps wurden noch mit Beschlag belegt . . . . .	21	„
	900	Stück

Es bleibt nur noch zu bemerken, daß diese „parts de fondat.“ an der Börse zu 75 000 Frs. gehandelt und zu dem Zwecke in je 10 Antheile getheilt wurden. — 12 Mill. Frs. erhielt ein amerikanisches Comité (Bankiers), welches die amerikanische Presse informiren und bearbeiten, d. h. zur Verbreitung von Lügen mißbrauchen mußte. Die Kosten der Aktien-Ausgabe betrugten also außer der Zurückzahlung der Einlagen der zwei französischen Syndikate:

Für das französische Syndikat (von 1880) . . . . .	11 800 000	Fr.
Für das amerikanische Syndikat . . . . .	12 000 000	„
Publikationkosten . . . . .	1 595 573	„
Kommissionengebühren für gezeichnete Aktien . . . . .	4 224 958	„
Remuneration an Kreditinstitute für ihre Hilfe . . . . .	1 865 046	„
Verschiedene Gründungskosten . . . . .	756 202	„

Summa: 32 241 779 Frs.

\*) Von allen diesen Thatfachen erzählt das Bullet. du Canal Inter. kein Wort!

\*\*) Dabei waren dieser Mensch und seine Frau zugleich Mitglieder der Syndikate von 1879 und 1880.

\*\*\*) L.:C. hatte beide Syndikate organisirt und mußte einen großen, nicht ermittelten Theil dieser „parts de fondat.“ an Banken, Preßpiraten und sonstige „einflußreiche Personen“ abgeben.

Außerdem wurden 5 Millionen für die Bau-Konzession an die alte Gesellschaft (Türr) gegeben und 750 000 Frs. Caution (an die Regierung von Columbia gezahlt) dieser Gesellschaft erstattet. In Summa kostete die „Gründung“ 40 Millionen Frs.! Bis zum 30. Juni 1882 waren 107 294 025 Frs. „verausgabte“ d. h. in der bezeichneten Weise vergeudet und geraubt. Davon kommen ganze 1 481 474 auf ausgeführte Arbeit! (Enq. de Panama I, pg. 55). Diese Daten und Zahlen bedürfen keines Kommentars.

Diebstahl oder direkte Unterschlagung konnte Herr Florj nicht konstatiren, da alle Zahlungen durch Anweisungen und Quittungen belegt sind. Aber Folgendes ist zu bemerken. Den Gründern und Organisatoren sind unter dem Titel Emissionkosten 21 845 375 Frs. an Prämien und zurückerstatteten Vorschußen gezahlt worden, außer den durch die Statuten für diese Herren vorgesehenen enormen Vortheilen (parts de fondateur). Daneben wurden für Syndikate, Kommissionen und für die Presse zusammen 83 077 736 Frs. gezahlt. Diese Zahlungen werden als nicht gerechtfertigt weder durch die reelle Bedeutung noch durch die Natur der geleisteten Dienste, noch durch eine klare Definition der Art der Hilfeleistung der Empfänger bezeichnet. Die Verwaltungskosten, 100 991 482 Frs., stehen in keinem Verhältnisse zu den wirklichen Bedürfnissen einer guten Verwaltung der Compagnie. Das Personal auf dem Isthmus, das nur Kontrolle auszuüben hatte, war viel zu zahlreich und verschlang allein über 85 Mill. Die Unternehmer erhielten 462 620 641 Frs. Davon kommen auf die eigentlichen Arbeiten aber nur 298 320 369, der Rest auf Nebenausgaben und (sämmtlich ungerechtfertigte) Entschädigungen der verschiedensten Art. Die Profite, welche die Unternehmer eingestrichen haben, beziffern sich nach Florj allein bei 4 der großen Unternehmer auf 77 747 504 Frs. Davon kommen 23 453 401 Frs. auf Herrn Giffel persönlich.

Herr Florj klagt zum Schluß auf Grund der „loi pénale“ die Direktoren und Administratoren der Compagnie der Vergeudung öffentlicher Gelder in ihrem persönlichen Interesse oder in dem der Personen und Gesellschaften, die sie begünstigen wollten, an und bezeichnet als die Hauptschuldigen: In erster Linie Herrn Grafen Ferdinand de Lesseps; in zweiter Linie Herrn Charles de Lesseps, Vize-Präsidenten der Conseil d'administration und der Comité de direction, Herrn M. Fontane, Mitglied des Comité de direction seit Dezember 1880, Herrn Cottu, Administrator seit September 1886, die übrigen Mitglieder des Comité de direction, nämlich die Herren Dauprat, J. de Lesseps, Motet-Bay, Mourette, Mag Hellmann, B. de Lesseps. In dritter Linie werden angeklagt: Houette-Deforme, Th. Motet, Baron Poisson. In vierter Linie die Administratoren General Allavène, Graf v. Circourt, Emm. Daubrée, Graf v. Montbésir, Brévoist, W. Séligmann, Ch. Cousin, Harel, Oberst Graf v. Moucheron, Rabatel, General Allat, Peghour, Fiat, Delagarde, Graf v. Gontaut-Biron, Harjès, Tourneuz, Herbette, Léon Renault.

Ich führe die Namen dieser Hauptschuldigen, lauter französische „Notable“, an dieser Stelle an, weil das Gericht nur gegen die 4 zuerst genannten Personen eingeschritten ist und man in Deutschland nur diese für schuldig hält. Da mir die vollständige Liste der Administratoren bisher nicht vorgelegen hat, so konnte ich an anderer Stelle schreiben, daß kein „Deutscher Jude“ darunter sei. Jetzt konstatire ich die Anwesenheit des Herrn W. Seligmann. Dieser „verdiente“ (nach Florj's Liste) durch Syndikate 528 670 Frs., außerdem „Seligmann frères à Paris“ 683 786 Frs.

Ein Mangel der vorliegenden Sammlung von Berichten ist die Schonung, die alle (mit Ausnahme Floths) dem Grafen Ferdinand de Lesseps angedeihen lassen. Er tritt nur einmal redend auf, aber in höchst charakteristischer Weise. Da auch Herr Carnot hierbei zu Worte kommt, will ich die Episode schildern. — Am 9. Januar 1893 berichtete der Deputirte Vicomte de Villebois-Marcueil im Namen einer Sous-Kommission über die Thätigkeit der parlamentarischen Kommission von 1876. Jenes Jahr war das „kritische“ für die Compagnie. Der Bericht des Ingenieurs Rousseau war eingegangen und die Regierung sollte sich entscheiden, ob sie den Gesekentwurf behufs Ausgabe der Obligationen à lots vorlegen solle. Im Jahre 1885, als Demôle Minister der öffentlichen Arbeiten war, suchte Herr von Lesseps zuerst die Obligationen à lots nach. Es war dies im Mai. Minister des Innern war Herr Allain-Cargé. Vor dem Kassengerichte als Zeuge vernommen, sagte dieser Herr Folgendes aus: „Die erste Unterredung, die ich mit Herrn de Lesseps hatte, regte ihn sehr auf, trotz meiner Nachgiebigkeit. Ich drückte Mißtrauen gegen das Unternehmen aus . . . . Gleich nach einer sehr herzlichen Begrüßung sagte mir Herr de Lesseps: „Nun Herr Minister, Sie wissen, daß die Panama-Gesellschaft sich des Beistandes einer großen Anzahl von Zeitungen versichern mußte, man kann sagen der ganzen Presse. Dieser Beistand kann auch Ihnen wohlwollend sein. Sie stehen kurz vor den Wahlen, er kann Ihnen sehr nützlich sein“. Trotz dieser schönen Worte beharrte ich bei meiner Ansicht. Ich sagte Herrn von Lesseps Dinge, die mir selbst peinlich waren. Ich zeigte mein persönliches Mißtrauen, das ich in das Unternehmen setzte. Ich gab ihm Gründe an, die ihn außer sich brachten. Ich sagte ihm: das Unternehmen sei übrigens international und nicht allein französisch, es interessire besonders Amerika und da solle er sich mehr an die amerikanischen als französischen Kapitalisten wenden. Hierdurch wurde er wüthend und schrie mich an: „Hüten Sie sich; wenn die Republik verweigert, was das Kaiserreich bewilligt hat (beim Suez-Kanal), so werde ich die Pflicht haben, die Verantwortung auf Die fallen zu lassen, denen sie zukommt. Ich habe wichtige und mächtige Interessen hinter mir (siehe die obige Clique von Notabeln, das Rudel Söhne des de Lesseps und ca. zwei Duzend „Deutsche Juden“), ich habe die ganze Presse hinter mir. Hüten Sie sich, daß ich nicht statt des Beistandes, den ich Ihnen anbot, gezwungen werde; Sie für den Zusammenbruch der Compagnie verantwortlich zu machen“. Ich schalte hier nur ein, daß dieser Glende noch immer Großoffizier der Ehrenlegion, Mitglied des Instituts, Ehren-Präsident der Geographischen Gesellschaft zu Paris zc. ist. Doch hören wir die eibliche Aussage der Minister weiter.

„Ich antwortete Herrn von Lesseps nicht so, wie ich einem Andern geantwortet hätte, aber ich blieb bei meinem Widerstand“. Der „grand français“ ließ kurz darauf seinen schmadvollen Einschüchterungs- und Bestechungsversuch durch einen seiner würdigen Vertrauten und Gesandten, den Gründerpatriarchen Levh-Grémeux, wiederholen. Ohne das „Talent“ dieses Mannes, dessen Stelle nach seinem Tode (1886) Herr von Reinach einnahm, wäre das „glorreiche Unternehmen“ schon viel früher zusammengebrochen, d. h. hätte der ganze Schwindel die Franzosen viel weniger gekostet. Der Minister sagte über jenen denkwürdigen Besuch vor Gericht aus: „Er begann über die Angelegenheit vom technischen und finanziellen Standpunkte zu sprechen. Ich hörte ihn an, er konnte mich aber nicht überzeugen. Dann sagte er mir: „Aber Sie sind weder

der Minister der öffentlichen Arbeiten noch der Finanzminister; Sie sind der Minister des Innern, der politische Minister, und die Wahlen stehen bevor. Sie haben schon eine sehr schlechte Presse und Herr Brisson und Sie können unsere Compagnie nicht übersehen. Wir haben die ganze Presse, wir werden eine campagne à la Girardin machen; bedenken Sie dies Alles wohl. Die Wahlen rücken heran, Sie gebrauchen geheime Fonds\*. Herr Levy-Grémieure glaubt, daß man die Wahlen mit geheimen Fonds mache, ich hatte dies nie angenommen; sicherlich giebt es keine geheimen Fonds, die hierzu genügen. „Wenn Ihre geheimen Fonds nicht genügen, so würde die Compagnie mit Vergnügen bereit sein, Ihnen eine Unterstützung zu gewähren, etwa einige hunderttausend Francs“. Auch diesen Menschen ließ der Minister leider nicht hinauswerfen, sondern antwortete ihm: „Herr Levy-Grémieure, mischen Sie sich in Dinge, die Sie angeden, sprechen Sie mir von Finanzen, aber sprechen Sie mir nicht von Politik“. Levy steckte diesen fürchterlichen Wadenstreich ruhig ein (wieviel er dafür von den unglücklichen Aktionären liquidirte\*) steht leider nicht im Protokolle) und fuhr fort „Sie müssen aber antworten, Sie werden ein offizielles Gesuch erhalten, das Sie in Verlegenheit setzen wird, Sie müssen eine offizielle Antwort ertheilen und Sie werden sehen, welchen Gebrauch man davon in der Presse, die sich der Sache bemächtigen wird, macht“. Hier brach ich die Unterredung kurz ab und sagte Herrn Levy-Grémieure: „Wenn Sie mir von der Compagnie geschickt sind, so können Sie ihr sagen, daß ich schon geantwortet habe, daß ich eine offizielle Antwort gegeben habe, daß ich sie vielleicht mündlich wiederholen werde, aber nicht schriftlich, um keinen Grund zur Polemik zu geben“.

Als Herr von Lesseps sein Gesuch im November 1885 erneuerte, beschloß der Ministerrath „einstimmig“, den Ingenieur Rousseau nach dem Itinmus zu schicken. Damals war Herr Sadi Carnot Finanzminister. Er protestirte vor der Kommission (v. 1886) zunächst energisch gegen die Aussage Demoles und erklärte, daß er sich gegen die Mission des Herrn Rousseau ausgesprochen habe. Und als der Deputirte Le Guay Herrn Carnot fragte, ob er das Projekt der Obligat. à lots als Finanzminister angenommen habe, antwortete er kurz und bestimmt: „Non“. Auch wird konstatiert, daß er im Ministerrathe die Vertheidigung dieses Gesetzes vor den Kammern abgelehnt habe. Als Mitglied des Cabinets mußte er in Folge eines „accord intervenu entre les membres du Gouvernement“ den Gesetzentwurf aber unterzeichnen. Herr Baihaut, der Nachfolger Demoles erklärt, daß er sich entschieden gegen die Mission Rousseaus gestraubt, seine Demission nach deren Annahme eingereicht haben würde. Durch diese Mission habe die Regierung begonnen, Verantwortungen zu übernehmen. Herr B. spricht sich dann aber vor der Kommission günstig über den Bericht Rousseaus und für das Gesetzesprojekt aus, da die Verantwortung, die Compagnie zu töten, größer sei. Niemand der anwesenden Minister und Politiker ahnte, daß B. sich für eine Million an die Compagnie verkauft hatte.

Der Ministerpräsident Freycinet lehnte in längerer, interessanter Debatte jede Verantwortung der Regierung für die eventuellen Folgen der Annahme des Gesetzentwurfes ab und wollte die Verantwortung der Kammer auslegen. Diese allein

\*) Herr Levy-Grémieure „verdiente“ durch publicités und Syndikate bei Panama 4 477 447 Francs außer parts de fondateur.

habe zu prüfen. — Herr Ingenieur Roufféau erklärte ganz kategorisch, daß der Niveau-Kanal eine „utopie“, daß nur ein Schleusenkanal möglich sei, und noch mindestens 90 Millionen kosten würde. Herr v. Lesseps forderte 600 Millionen zur Vollendung des Niveau-Kanals. Herr v. Lesseps sei das größte Hinderniß für den Schleusen-Kanal. — Herr Ingenieur Jacquet, mit Roufféau von der Compagnie nach dem Jithmus ausgesandt, erklärte eben so bestimmt, daß die geforderten 600 Millionen weder für den Niveau-Kanal noch für den Schleusen-Kanal genügen. Danach tritt Herr v. Lesseps auf. Er erklärt, daß die 600 Millionen auch aufgebracht werden würden, wenn der Gesegentwurf siele. „Ich vertrete die Interessen der kleinen Leute, der Arbeiter, die mir ihr Geld bringen, ich beabsichtige nur, ihnen Kosten zu ersparen, denn sonst muß ich zu den Bankiers meine Zuflucht nehmen.“ Das sagte der Mann, der die Ersparnisse der kleinen Leute in der schamlosesten Weise vergeudete, der als président-directeur ein Gehalt von 75 000 Frs. und 50 000 Frs. Repräsentationsgelber pro Jahr bezog, dessen Söhne, Freunde und Schmeichler, enorme Gehälter als Beamte der Compagnie einsteckten und der, als endlich die Obligat. à lots bewilligt wurden, an die Bankiers und seine Clique zahlte: Für Syndikate 11 Mill., für Kommissionen 4 109 273, an den Crédit Lyonnais und die Soc. Génér. je 2 Mill., an Hugo Oberdörffer 2 049 842, an die Presse 7 299 356 u. d. h. in Summa 31 249 005 Frs. Emissionkosten! Dieser große Lügner hatte noch hinzugefügt: „. . . , denn Das wird viel kosten und ich will die Kleinen schützen vor den tripoteurs d'affaires.“ Diese Zeilen hat er dann im Stenogramme durchstrichen.

Der Deputirte Salis bringt nun den famosen Vertrag Couvreux und Hersent zur „Sprache und erklärt „Einer ist getäuscht worden oder hat getäuscht“, da die offiziellen Angaben des „grand français“ und der Inhalt des Vertrages mit Couvreux und Hersent in direktem Widerspruche standen. Hierauf antwortete Ch. de Lesseps ausweichend, die 500 Mill. (wofür C. et H. die Vollendung des Niveau-Kanals versprochen haben sollten) könnten auch 590 oder 595 Mill. bedeuten. Er sagt weiter, daß sie (Vater und Sohn) jetzt den Kostenschlag des Kongresses von 1879 (1200 Mill.) annehmen und daß auch Herr Roufféau hierfür den Schleusen-Kanal für möglich halte. Ich schiebe hier ein, daß sich die Herren C. et H. ehrenhafter als alle anderen großen Unternehmer benommen haben und in zwei Jahren nach Flory nur 1 200 000 Frs. verdienen. Herr Salis (zum alten de Lesseps): „Sie behaupten, daß Sie sich an die Kleinen, die Armen, die Niedrigen wenden, um die Kapitalien zu erlangen und daß Sie die Interessen der Niedrigen gut vertheidigen?“ Ferd. de Lesseps: „Oui, oui.“ Herr Salis: „Ich behaupte, daß Sie getäuscht sind. Und sind nicht auch die Aktionäre getäuscht, die alles Das nicht gelesen haben?“ Ch. de Lesseps: „Mein, mein Herr!“ Und nun versucht er, einzelne Stellen aus dem Generalberichte zu verlesen und behauptet, daß die Frage sehr vollständig behandelt sei . . . Ferd. de Lesseps (einfallend): „Was wir alle Jahre thun.“ Faktisch sind diese Generalberichte die gefährlichste Sammlung von Lügen, Prophezeihungen, patriotischen Phrasen und Selbstlob (wegen des Suez-Kanals), die man sich vorstellen kann. Herr Ferd. de Lesseps fing dann an, vom Suez-Kanal zu reden und erklärte: die 600 Mill. würden zur Vollendung des Kanals (immer Niveau-Kanals) genügen.

Ich kann leider das Protokoll hier nicht weiter extrahiren, aber die einzige Wahrheit, die dem Munde des redseligen Herrn Ferd. v. Lesseps über

Panama von 1879—89 (dann schwieg er zum Glücke Frankreichs) entschlüpft ist, muß ich noch festnageln. Herr Salis: „Sie sehen, wie schwierig unsere Lage ist, wir sollen ein Urtheil über das von Herrn de Lesseps ausgearbeitete Programm abgegeben . . .“ Ferd. de Lesseps: „Von den Ingenieuren ausgearbeitet. Ich bin kein Ingenieur“ Der erste Satz ist eine der üblichen Lügen, denn ein Duzend von verständigen, wahrheitsgetreuen Berichten der Ingenieure stellten ganz andere Ansichten und Geldforderungen auf. Der letzte Satz aber ist Wahrheit. Und trotzdem hatte Herr de Lesseps die Stirn gehabt, die Berichte der besten Ingenieure zu korrigiren, zu ignoriren!

Und nun zum Schlusse ein „Vorschlag zur Güte“. Als die Kommission v. 1893 Hrn. Luc. N.—B. Wyse lud, lehnte er ab, zu erscheinen, schrieb aber der Kommission: „Wenn sie kostbare Angaben erhalten wollen, müssen Sie sich die Inquisitionsmethoden eines anderen Zeitalters zum Vorbilde nehmen. Man frage nicht die Unterhändler von sekundärer Bedeutung aus, sondern wende „die scharfe Frage“ an gegen jene mehr oder weniger dekorirten Zahnkünstler, Mediziner und Feldmesser, Deutsche, Yankee und Italiener.“ — Diese Bemerkung ist mir unverständlich. Die Mitglieder des amerikanischen Comités, sowie die amerikanischen Unternehmer, die ungeheure Gewinne eingetrichen haben konnten von der Kommission nicht erreicht werden, die Deutschen und Italiener waren fast sämmtlich jüdische Bankiers, die sich an den Syndikaten theilhaftig hatten, also sogenannte „korrekte Gründer.“ Auf die ungeheuren Summen, die sie ohne Gefahr oder Arbeit oder Gegenleistung eingetrichen haben, stehen keine anderen Strafen als — Titel und Orden, womit die Fürsten aller „civilisirten“ Länder so bedeckt sind. Es bleiben also nur die fünf großen „deutschen Juden“, welche die Hauptarbeit beim „Ankaufe der Parlamentarier und ersten Federn Frankreichs“ geleistet haben. Levy und „von“ Reinach waren tot Arton (Aron) war, Dank der Vorsicht der französischen Polizei, nach dem Auslande ganz verschiedene Photographien dieses „homme de Panama“ zu jenden, wirklich nicht zu fassen, Herr Cornelius Herz war so rücksichtvoll, jedesmal „ernstlich“ zu erkranken, wenn ihn die englischen Behörden ausliefern wollten. Es blieb also nur Hr. Hugo Oberdörffer. Und wozu hätte man diesen Ehrenmann auf die Folter legen sollen? Seinen „korrekten“ Gewinn gab er auf 2 049 842 Frs für Kommissionen und 1 850 859 Frs für Syndikate ganz richtig nach sehr kurzem Ausweichen an. Als diese Angabe Sensation im Auditorium erregte, sah sich Hr. Oberdörffer diese ihm unverständlichen Leute halb voll Bewunderung, halb voll Mitleid an! Hat doch auch Frankreich eine so moderne, humane Gesetzgebung, daß derartige Raub an den vertrauensvoll ausgelieferten Kapitalien kleiner Leute eben als „korrekter Gewinn“ zu betrachten ist. Mit dem Ankaufe der parlamentarischen Mannesseele soll sich der praktische Hugo übrigens nicht besaßt haben.

Um zu erfahren, welche Parlamentarier bestochen worden sind, hätte es der Anwendung von Daumschrauben und sonstiger Folterinstrumente nicht bedurft. Man brauchte nur den ganzen Ausschuttrath mit dem alten de Lesseps und Herrn Hébrard in das Gefängniß zu werfen, die Herren in Sträflingskleidung bei Wasser und Brod mit Dütenkleben, Strohflechten, Kartoffelschalen etc zu beschäftigen und dann ihre Unterhaltung, ihre gegenseitigen Anklagen zu protokolliren. In acht Tagen hätte man auch ohne Herz und Arton Alles gemußt.

Dr. S. Polakowski.



## Die Wetterfahne.

### Modernes Credo.

Einst war ich ein Hahn auf der Kirchturmspitze  
Und funkelte in der Sonnen,  
Und festgelöthet auf hohem Sitz  
Genoß ich die reinsten Wonnen.

Doch früh oder spät das Schicksal droht —  
Man erkannte meine Talente  
Zur Wetterfahne, man schnitt mich los,  
Daß auch die Welt meinen Werth erkannte.

Man beschneid mir die Flügel, auch beschneid man den Kopf;  
Denn all das ist überflüssig  
Bei Wetterfahnen, es stört den Wind  
Und macht ihn leicht überdrüssig.

Doch was die Fahne zur Fahne erhebt,  
Das ist mir dadurch gegeben:  
Der Kräfte edles Zusammenspiel,  
Der freien Bewegung Leben.

Denn wie vom Thier den Menschen trennt  
Der unabhängige Gedanke,  
So unterscheidet auch mich vom Hahn,  
Daß ich im Winde schwante.

Ich dreh' mich nach Süden, ich dreh' mich nach West,  
Und scheu' auch des Ostens Gefahr nicht;  
Und weht vom Himmel nur schwach der Wind,  
So dreh' ich mich manchmal gar nicht.

Das eben unterscheidet mich  
Von anderer Wesen Neigung:  
Ich dreh' mich nicht aus Nothwendigkeit,  
Ich dreh' mich aus Ueberzeugung.

Zwar fühl ich es wohl, wenn stärker der Wind  
Daherweht — allein ich bemerke,  
Daß dies der Fall, daß ich folgen muß —  
Das aber ist meine Stärke.

Denn solchen Kampf mit der Uebermacht  
Versucht nur der Kräfte Neuheit;  
Erfahrung jedoch und Erkenntniß der Noth —  
Das ist wahre, innere Freiheit.

Auch dreh ich mich nie aus dunklem Drang  
 Von sogenannten Gedanken;  
 Das Schicksal bewahrt mich, Gott sei Dank,  
 Vor solchem inneren Schwanken.

Ich drehe mich immer nur nach dem Wind,  
 Und daß ihr aus meiner Leitung  
 Nie wißt, was wird, sondern nur, was geschehn,  
 Das gerade ist meine Bedeutung.

Ihr lächelt banausisch, wie ihrs versteht;  
 Ihr ermeßt nicht die tiefe Bestimmung  
 Der Institution, euch bleibt sie fremd  
 Des Drehens heilige Stimmung.

Mein Drehen ist nämlich zugleich ein Gebet,  
 Ganz wie beim Muhammedanismus  
 — Ich bitte, das ist auch eine Religion,  
 Kein häßlicher Atheismus —

Der tanzende Derwisch sich betend dreht,  
 Bis er zu Boden gesunken  
 Und ohne Gedanken — ganz wie ich —;  
 Aber von Inbrunst trunken.

Ich erfülle drehend das höchste Gesetz,  
 Das in der Schöpfungstunde  
 Der Welt die ewige Bewegung verliehn,  
 Den heiligen Satz vom Grunde.

Eine vierfache Wurzel hat der Satz;  
 Das ist nicht leicht — und verstanden  
 Hab ich es nicht. Doch gerade Das hält  
 Mich fest mit ehernen Banden.

Keine Wirkung ohn' Ursach', kein Drehn ohne Wind  
 Und auch kein I ohne Ipunkt,  
 Das ist des Geheimnisses flammender Kern,  
 Meines Wesens innerster Glühpunkt.

Ich drehe mich, weil der Wind es will;  
 Ich bin da, weil man es wollte;  
 Und heilig durchschauert mich Hochgefühl,  
 Daß ich thu, was ich muß und sollte.

Kunz von der Hohen.



## Polizei und Prostitution.

Es war in einem ausländischen Lugsbad erster Ordnung. Eine schöne Großstadt entsendet ihre unschöne Finanzaristokratie alljährlich dahin. Wo die Hände locker sind, finden sich auch lockere Vögel weiblichen Geschlechts gern ein. Mein Gott, ein Weltbad will weltstädtische Sitten haben. Eine herrliche Allee, von der aus man freundliche und erhabene Gebirgszenerien erblickt, zielt den Ort. Hier hatten bei abendlicher Dämmerung die feinen Dämchen ihr Jagdgebiet. Nun fügte es sich einmal, daß der Herrscher eines befreundeten Staates, der in dem Kurorte Sommerferien genoß, ohne Gefolgschaft sich dort erging. Da begegnete ihm eine jener Damen; und ohne Scheu, mit der empörenden Naivetät der Berlorenen, dreist und zutäppisch lispelte sie ihm zu: „Majestät, gengn's mit?“ Der Fürst, sonst überall im Lande an Ehrerbietung gewöhnt, war sprachlos über die bodenlose Frechheit. Am nächsten Tage war das Lugsbad gründlich und rein gesäubert. Kein stolzes Berghaupt durfte mehr auf schlüpfrige Verworfenheit niederblicken, siebenunddreißig Damen verließen plötzlich den Markt.

Diese kleine Geschichte hat keine Moral und soll auch keine Moral haben. Sie soll nur erläutern helfen, wie Motive, die im Kleinen wirksam sind, sich in großen Bezirken ebenfalls wiederholen. So lange wuchern herbe Schäden fort, alle Welt sieht sie, kein Mensch stößt sich an ihnen, die frommsten Bürgermeister bekreuzen sich öffentlich vor ihnen und im Geheimen blinzeln sie ihnen wohlwollend zu, wenn das Interesse der Gemeinde es nun einmal erfordert: bis eines Tags ein Mächtiger verletzt ist und alle Moralhüter von Berufs wegen ausziehen, das Vaster zu erdroffeln.

Ich weiß nicht, wie lange die moralische Sauberkeit in dem erwähnten Badeorte andauern wird. Zur Noth giebt es dort übrigens ein freundliches Sommertheater, worin lustige Ausstattungspossen und Operetten gegeben werden. Mir erscheint das wüthende Reinmachen stets wie vergeudete Arbeit. Es ist im Grunde gleich, ob Seine Majestät, der Fürst, oder ob ein souveraines Bürgerthum durch schreckhafte Leichtfertigkeit zu jähem Unmuth empört wird. Die Ehrerbietung ist in beiden Fällen gröblich mißachtet worden. Welcher Abgrund! so schreit man auf und die Behörde erhält den Auftrag, den Abgrund zuzuschütten, damit keines respectablen Mannes Bequemlichkeit mehr verletzt werde.

Jetzt eben ist wiederum allerorten vom dunkeln und dunkelsten Berlin die Rede. Seit Jahren kenne ich den Text und kenne ich die Melodie. Ob der Hopspreiger a. D., der glückliche Rainthaler Bauer zu Partentkirchen, in frommem Eifer eine Armee von Kämpfern gegen die Unsitlichkeit ausrüstet, ob die Männer der praktischen Gewalt innerhalb der Polizeiverwaltung auf ihre Fahne geschrieben haben, das Gewürm der Prostitution bis in die äußersten Schlupfwinkel zu verfolgen, ob die durch Moses Gnaden Erleuchteten mit schönem Eifer und edlem Feuer die endliche Wändigung der finsternen Mächte verlangen — es ist immer das Selbe. Ein Gewaltakt wurde enthüllt, ein Vorkommniß wurde ruckbar, das ein plötzliches grelles Licht auf eine Gesellschaft wirft, die außerhalb der bürgerlichen Gezeje sich ihren aparten Sitten- und Ehrencodex baut, und nach Gewalt und nach Vergeltung rufen Alle ingrimmig, die aus ihrer Bequemlichkeit aufgerüttelt wurden. Sie toben sich aus und legen sich dann wieder aufs Ohr.

Nichts Komischeres giebt es als die Wichtigthuer, die unten auf den

Straßen stehen und mit aufgeblähten Müstern den Braten riechen, der in den Küchen der Machthaber bereitet wird. In den Tagen, da Herr Stoecker noch unvorsichtig von seiner hohen Freundin reden durfte und man eine romantische Umwälzung aufdämmern sah, da sollten die Bajaderen in wohlthätige Kloster-räume aufgenommen werden. Inbrünstige Gebete in kühlen Kirchenlüften sollten die Bresthaftigkeit von ihnen thun. Die feistesten Pfaffen predigten die dürrste Asteife. Das war die Blüthezeit der moralischen Heilsarmee, der selbst der Generalintendant der königlichen Schauspiele seine Stütze nicht verlagte. Noch sehe ich den feisten amerikanischen Pietisten vor mir, der seine wurstförmigen Finger pathetisch vorgestreckt hielt, wenn er in Leidenschaft verfiel, und der in den Versammlungen zu einem förmlichen Bund von Haberfeldern aufforderte gegen Jeden „Mann und Weib, der um seiner Unsitlichkeit“ willen öffentliche Geißelung verdiene. Die Tugendbündler führten ein schattenhaftes Dasein, die Bajaderen ließen sich nicht in heilige Hallen stecken und in wehmüthiger Resignation gesteht der Verwaltungsbericht des Polizeipräsidiums die kostbare Thatfache, daß zwei, sage zwei, unter der Zahl der Verlorenen, die den barmherzigen Stiften zugeführt wurden, sich anscheinend mit Erfolg zur frommen Sitte befehrt haben. Sonst war alle Liebesmühe vergeblich. Die meisten Dirnen hieltens nicht aus, angeblich wegen Ueberbürdung mit harter Arbeit.

Es kam der Fall Heinze mit seinen grotesk-schauerlichen Bildern. Die öffentliche Meinung war wild erregt. Man fand Zustände, die alltäglich sind, unerhört. Was bei einiger Einsicht doch Jedem hätte klar sein müssen, das erschien plötzlich „einfach unverständlich“ und ungeheuerlich. Und die allgemeine Erregung unter der Bürgerschaft ließ den Träger der Krone nicht unberührt. Wieder das alte Fehbegehrei: Ausräucherung des Gewürms in seinen niedrigsten Höhlen. Und es wurden abermals Gesezßverordnungen erjonnen, die ja noch unsere gesezgebenden Körperchaften beschäftigen werden.

Beunruhigt fühlte sich fortan zunächst die Polizeiverwaltung. Sie war vordem Jahre hindurch stabiler, als sie jetzt in Monaten ist. Wir mußten es erst in diesen Tagen erleben, daß sie ein Reglement erließ, das Aufsehen erregte, und daß sie es kaum eine Woche später zurückzog. Das Wiener Nachtcafé, eine Institution, die sich in Berlin besonders üppig zu entwickeln vermochte, war anstößig geworden. Wieder war es ein „spezieller Fall“, der die Deffentlichkeit aufregte, und doch ist dieser Fall an sich abermals nur von symptomatischer Bedeutung. Er läßt sich nur im Zusammenhang mit den herrschenden Anschauungen des Bürgerthums und seiner ihm dienstbaren Behörden erklären. Hätte es sich nicht um die trefflichen Steuerzahler gehandelt, um die Leute, die glänzende Miethspreise bezahlen können, wäre die lokalpatriotische Angst nicht erregt worden, die im trübflatternden Nachtleben hellen Sonnenschein zu erblicken wähnt, wer weiß, ob der öffentliche Unwille erregt worden wäre, ob feusche und verschämte Tanten sich der armen Cafétiers und der noch ärmeren Fremdlinge, die nichts ankommen und sich noch an einer Schale Mokka erquicken mögen, sentimental erbarmt hätten. Aber der Sturm der öffentlichen Erregung hat die Polizeiverordnung niedergeblafen, so verübete stolz wenigstens ein Tageblatt seinen Lesern.

Was die Polizeiverwaltung diesmal an den „Wiener Nachtcafés“ versucht hatte, das hat sie schon des Ofteren an anderen nothwendigen Begleiterscheinungen der Prostitution probirt. Sie hat die Tanzlokale zu Grunde gerichtet, und bringt sie in neuerer Zeit durch reumüthig gewährte Konzessionen

wieder in Schwung. Seufzend bekannte man: Weil die Wiener Cafés noch schlimmeres Vergerniß geben; und man vergaß dabei die Werbekraft, die der Tanzboden naturgemäß ausübt. Hier treffen mit den Prostituirten Mädchen aus dem Diensthofenstande und ähnlichen Berufskreisen zusammen. Seit Jahren kämpft man fruchtlos gegen die „Kneipen mit Damenbedienung“, die von Berlin aus sich ganz Norddeutschland eroberten. Anfangs wollte man sie gründlich „zerschmettern“, später wurde man duldsamer und geht nur gegen die bössartigen scharf vor. Anscheinend mit Glück. Wenigstens, soweit es die ärmlichere, schmutzige Sorte anbelangt. Die Kneipen, die sich in „besseren“ Stadtgegenden mit einer gewissen schätigen Eleganz noch breit machen, haben ein günstigeres Loos. Zudem macht die größere Noth die Spitzbuben mehr erfindertisch. Man hat sogar zur Zuflucht gegriffen, knarrende Thüren, die schwer aufgehen, also den eintretenden Gast zeitig signalisiren, zu benutzen. Wie hat man auf dem Wege der Verwaltung mit dem Zuhälterwesen gekämpft! Man hat die Zuhälter zum Arbeitnachweis gezwungen und damit nur die Reihe der Korruptirten erweitert. Es fanden sich gute Leute genug, die ihnen Scheinarbeit boten. Man hat sie in ihren Höhlen aufgesucht, hin und wieder kam man mit verschärften Patrouillen und der offizielle Verwaltungsbericht schildert diese Kämpfe in Schlupfwinkeln mit doppelten Ausgängen recht ernsthaft, wiewohl er zugiebt, daß der Zuhälter sonst im Allgemeinen den Besuchern der Dirnen nicht gerade gefährlich ist. Es war umsonst. Die Zuhälter haben „sogar“ ihre Mädchen geheirathet, um der polizeilichen Verfolgung zu entgehen, wie es in den amtlichen Berichten heißt. Man bedenke: „Sogar“ vor der heiligen Ehe schrecken diese Canaillen nicht zurück. Wer wird der Behörde und ihren Schriftstellern die Entrüstung hierüber verdenken? Und doch haben sich allmählich aus der Erkenntniß der Unmöglichkeit, die Prostitution zu vernichten, mildere Anschauungen der Polizeiverwaltung emporgerungen. Nichts ist lehrreicher als die sorgsam vergleichenden Studien der amtlichen Dokumente. Wo man noch vor Kurzem nur den erbitterten Wahnpruch gegen Laster und Verbrechen kannte, da besinnt man sich allgemach auch auf soziale Ursachen. Wo man früher nichts Menschlich-Wildernes gelten lassen wollte, da urtheilt man jetzt doch etwas vorsichtiger. So in Beziehung auf das Zuhälterwesen direkt. Man räumt ein, daß die ausgestoßene, weltverlassene Dirne das zähe Bedürfniß habe, ein „Wesen aus gleichem Stand“, an das sie sich ketten könne, um sich zu haben. Interessant auch für Diejenigen, die das Allheilmittel in der kasernirten Prostitution gefunden zu haben glauben, ist eine Notiz ähnlichen Inhalts in einer Schrift des Mediziners Lassar, der die „kasernirte Prostitution“ zu Paris studirt hat. Ihn als Arzt beschäftigt vornehmlich die hygienische Seite der Frage. Bei den Pariser Einrichtungen erwähnt er als charakteristisch, daß der kasernirten Dirne ein Tag in der Woche zum Verkehr mit dem Geliebten freigegeben werden muß.

Eines ist mir immer aufgefallen, wenn vom dunklen und dunkelsten Berlin in der Presse die Rede war, wenn von Leuten, die jede Härte oder Ungeschicklichkeit eines Schutzmannes zu einem Staatsverbrechen, zur „Verdammung des Systems“ aufbauschen, die Gesamtpolizei so erbittert zum „Kampf gegen das Gefindel“ angespornt wird. Ich möchte nicht pedantisch einseitig erscheinen und das Gesammtübel der Prostitution nicht ausschließlich auf materielle Grundbedingungen zurückleiten. Gern will ich zugeben, daß vereinzelt psychisch-individuelle Motive mitwirken. Aber das Eine war mir besonders charakteristisch:

Niemand noch hat theoretisch die ungeheure diskretionäre Vollmacht geprüft, die den Organen der Sittenpolizei anvertraut ist. Sie können ein gesellschaftliches Todesurtheil sprechen, wenn sie ein Mädchen zur Kontrolle zwingen; und wenn sie Musterbeamten sind, von peinlichster Gewissenhaftigkeit, sie sind den Irrthümern persönlicher Beobachtung unterworfen. „Auffälliges Benehmen auf der Straße,“ welcher vage Begriff! Man verwarnt das Weib, das sich ungebührlich benommen hat; man verwarnt es noch einmal. Aber Temperament, Leichtsinn haben dabei eine Rolle gespielt, abgesehen von den Fällen, in denen momentane Noth zu dauerndem Verderben führen kann. Wie soll ein schablonistisches Polizeiorgan hier menschlich die Wahrheit erkennen? Die bloße Möglichkeit des Irrthums ist schrecklich. Ich will gar nicht auf den wohlfeilen Kontrast hinweisen, daß manche „arme Löwin“ in der Bourgeois-Gesellschaft ungehoren bleibt, indessen man über die Genossin aus gemeinem Stande den grausamsten Urtheilspruch verhängen kann. Nun kommt man aber mit dem hygienischen Nachweise. So erfährt man denn, daß z. B. 1886 von den Dirnen, die zur Untersuchung geführt wurden, ehe sie der Kontrolle überwiesen wurden, 15 vom Hundert krank waren, und von den kontrolirten nur 0,9. Ja, aber auch da giebt es keine Sicherheit. Trotz strengster Aufsicht wuchs die Verhältnißzahl der kontrolirten und kranken Dirnen stetig und erreichte im Jahre 1890 die Ziffer 1,6.

Die Sittenpolizei kann die Prostitution nicht niederkämpfen. Das als Hauptaufgabe zu betrachten, wie es in den amtlichen Berichten des Berliner Präsidiums geschieht, ist ein Grundirrtum. Sonst müßte ja das Geschrei des „anständigen Bürgers“, der in der Linienstraße wohnt, erhört werden können. Da ist doch ganz deutlich darauf verwiesen, wo ein Stück vom dunklen Berlin zu finden sei. Als ob es der Sittenpolizei fremd gewesen wäre. Sie kann dem anständigen Bürger in der Linienstraße den Gefallen thun, das „Gesinde“ aus der dortigen Stadtgegend auszumerzen; der Maulwurf wird sich andere Gänge graben. Hat der Bürgermeister des im Eingang erwähnten Badeortes den 37 Damen das Handwerk gelegt, weil er sie fortjagte? Aus Sünden unserer Gesellschaft ist die heutige Prostitution entstanden, in ihrer Ausdehnung, mit ihren Gefahren, mit ihrem Zuhälterwesen, mit den stetig wachsenden Kolonnen jener Elemente, die indirekt in ihr den Nährboden sehen und zu denen die Besitzer der böckartigen Wiener Nachtcafés jedenfalls mitzählen. Wo soll die Sittenpolizei zu kämpfen anfangen? Nennt sie Das den Kampf, wenn sie den empfindlichen Bürger an seiner heikelsten Seite schütten will? Wenn sie ihr emsigstes Bemühen daran wendet, möglichst viele Frauen, die der Kontrolle sich zu entziehen gewußt haben, der Kontrolle zuzuführen? Dann ist die geheime, sanitär allerdings gefährlichere Prostitution an die Deffentlichkeit gedrängt. Das ist Alles. Jeder Kampf muß doch ein Endziel haben. Oder soll der Kampf zu Ende sein, wenn es wirklich gelingt, die Prostitution aus weithin sichtbaren Orten in verstecktere zu drängen? Mein Bürgermeister im Gebirge hatte es leicht. Die verletzte Majestät ist vor jeder Pöbelhaftigkeit sicher.

Fast scheint es, als habe man gegen die Wiener Nachtcafés aus ähnlichen Gründen vorgehen wollen. Manche von ihnen liegen da, hell erleuchtet, im Herzen der Stadt. An fromme Frauenohren wird Kunde von dem wüsten Treiben in diesen Cafés gedungen sein. Bewegliche Wünsche finden leicht Anklang und das starre Reglement kam heraus, das in der beliebten Gleichmacherei wirkliche großstädtische Erholungsstätten und die Aufenthaltsorte für die schlimmsten Zuhälter nach einer Ueile maß. Zum Glück saßen Minister und

Polizeipräsident ganz ahnungslos in ihren Sommerfrischen, und als man nach wenigen Tagen erprobt hatte, daß die Dirnen, aus dem Café streng nach der Polizeistunde ausgewiesen, wie aufgeschreckte Hühner ausflogen, um zubringlicher in den Straßen ihr Wesen zu treiben, da sah man, daß es mit diesem Kampfe wieder nichts sei. Majestas publica war verletzt durch das ewige „Gengn's mit“, das man auf Schritt und Tritt hörte, und Minister und Polizeipräsident waren glücklich wieder heimgelehrt; sie sahen, daß es nichts sei mit dem Kampfe gegen die Prostitution und sie stellten zu aller wackeren Bürger Freude die früheren Zustände wieder her. Darob großes Entzücken bei den Weistern der Kuppelrei und ihren beredten Anwälten in der öffentlichen Meinung. Der Mechanismus arbeitet wieder glatt. Der freiherrliche Cafetier sorgt für reichen Damenverkehr. Der oberste Zutreiber hält auf Würde und Ansehen. Der Zahlkellner giebt dem obersten Chef noch von der Tageseinnahme vier Prozent ab; dafür erweisen sich die Damen dankbar und man braucht die strengen Hausgeisse wegen dreisten Betragens nicht so schroff anzuwenden. Gern wird eine solche Dame den späten Gast zwei Glas Knickebein bezahlen lassen, wenn sie eins nur getrunken hat; und so bilden sich kleine, aber gediegene Akademien für angewandte Spitzbüberei aus. Aber was scheeren uns derlei Kleinigkeiten. Freude herrscht in Trojas Hallen, und, um mit dem bekanntlich allbeliebten Humoristen des kleinen Journals zu sprechen: Berlin wird nun doch kein Postmüchel. Berlin bleibt Berlin! Leopold Schönhoff.

### Dem 93er.

Der Sommer hat es gut gemeint,  
 Nun sei bedankt, Frau Sonne,  
 Wer, so wie du, ist, was er scheint,  
 Weckt eitel Freud' und Wonne.  
 Zur Lust wird selbst das Klage lied  
 Vom Ueberfluß an Weine,  
 Der so unbändig voll gerieth,  
 Daß Faßwert fehlt am Rheine.  
 Nun, Anker, Eimer, Stücke rund,  
 Die brav ihr euch gehalten,  
 Heraus den Spund aus trockenem Mund  
 Und hin zum Rhein, dem alten.  
 Doch prüft mir erst die Dichtigkeit,  
 Ihr Faß- und Hafen-Binder:  
 Die Reife ist von Wichtigkeit,  
 Die Reifen sind nicht minder.  
 Denn schade um das Edelnaß,  
 Wie schmeckts so billig wieder,  
 Deckt es aus altersschwachem Faß  
 Uns in den Keller nieder.  
 Der Most ist gut, der Wein wird klar,  
 Soll strahlen die Gesichter:  
 Heil dir, du segensreiches Jahr  
 Für Böttcher, Durst — und Dichter!

## Die Saar gegen Rhein und Ruhr.

Nur 0,70 pCt.! Ein Gegner der Börse hätte in dieser Woche Stoff zum Schmählen gehabt. Denken wir einmal, ein solcher Mann aus echtem Schrot und Korn, der die Spekulation nicht leiden kann, doch wie dies komischer Weise so oft vorkommt, ihre Differenzen gern mitschluckt, würde, auf den deprimirenden Jahresbericht des Bochumer Gußstahl-Vereines, Bochumer gefügt haben. Wie wenig hätte er dabei verbient! Ich wünschte nur noch, daß dann das selbe edle Gemüth auf die enormen Vortheile unserer Ruhrzechen von den Strikes in England, Frankreich und Belgien umgekehrt mit Kohlenaktien in die Hauffe gegangen wäre, — in diesem Falle nämlich sogar Verlust darauf. Wie Großbritannien — nach d'Israeli zu Bright — nicht von der Logik, sondern vom Unterhause regirt wird, so giebt es für die Börse als Imperativ eben zumeist nur die Allgemeinstimmung, und ist diese etwa von der Zerfaserung des italienischen Staatskredites absorbiert, so fühlt sie sich gegen die Zwischenfälle einzelner Spezialgebiete wie mit Cocaïn befrachten. Die kleine Ausnahme mit Gotthardaktien giebt noch keine Regel. Das plötzliche Interesse hierfür hing zunächst mit der Person des Herrn Heizes zusammen, von dem sämmtliche Bläse wußten, daß er noch nie ohne Grund gekauft hat. Und richtig stellte sich ja heraus, daß er vorzüglich — errathen hatte, was in den Verhandlungen der Bahn mit dem Schweizer Eisenbahndepartement beschlossen worden war.

Die entscheidende Frage nun bei dem erwähnten Bochumer Bericht ist nicht die, ob er schlecht ist, denn das könnten nur die betreffenden Abfasser verneinen, sondern ob er typisch ist, d. h. ob er die Lage des Haupttheiles unseres Eisenmarktes charakterisirt. Man könnte sich ja die Sache bequem machen und einfach die Dividendengeschichte des Unternehmens nachschlagen. Da würde man finden, daß die mageren Jahre wie die fetten immer serienweise zu kommen pflegen. Von 1874/75 bis 1880/81 gab der Verein an Dividenden: 2, 0, 0, 2, 2 und 2½ pCt., von 1881/82 bis 1891/92: 5, 6½, 10, 10, 6½, 7, 9, 12½, 10, 6½ und 6½ pCt. Da nun also das neueste Erträgniß wieder auf 3½ pCt. zurückgeht, ist die Befürchtung, daß sich die Rückgänge fortzuschlingeln werden, immerhin nicht ganz zurückzuweisen.

Woher kommt diese Depression? Das Werk klagt über unerschwingliche Belastungen durch Steuern und Ausgaben für „sozialpolitische Zwecke“, wie die Wohlfahrteinrichtungen für Arbeiter momentan noch etwas hochfahrend genannt werden. Aber was sind denn M. 369 000 bei so großen Umsätzen und bei einem Rohgewinn von immer noch über M. 3 Millionen! Die Gewerbesteuer sei verachtacht, und wie viel beträgt sie denn jetzt? M. 28 000! Es ist ja richtig, daß in Belgien und Frankreich diese sozialpolitischen Lasten noch fehlen, während die Arbeitlöhne gewiß nicht niedriger sind, aber das Alles kann die fremde Konkurrenz nicht fett machen.

Warum zunächst macht Bochum keine Kanonen mehr? Ist doch die Kriegsindustrie die einzige, die selbst heute noch enorme Gewinne abwirft. Die



Dillinger Hütte z. B. giebt diesmal ihre 16 pCt. sicherlich nur deshalb, weil sie Panzerplatten, und nicht, weil sie Weißblech macht. Von Krupp noch gar nicht zu reden, dessen bewährter Ruf ihn eigentlich über jede Rivalität erhebt und ihm etwa bei Tiegelgußstahl so zu Statten kommt, daß die Staatsbahndirektionen seine Bandagen ohne Weiteres theurer bezahlen. Springt sie, so kann man sich eben gegen seinen Vorgelegten damit decken, daß sie von Krupp war! Dem Bochumer Werk muß es also doch an den entsprechenden Neueinrichtungen fehlen, um die, wie gesagt, so unglaubliche Vortheile bringenden Kanonen zu fabriciren. Aber wenn der Bericht über diesen Punkt ganz hinweggeht, so wird sein Strom um so breiter da, wo es sich um Schienen handelt.

Früher haben die Werke hierfür M. 130—150 erhalten, während Belgien 100—120 Francs und Frankreich etwas höher: 130 Francs, erhielt. Diesen Preisunterschied hat aber nicht allein der Schutzoll möglich gemacht, der unsere Industriellen allerdings das Billigarbeiten verlernen ließ, sondern der verhältnißmäßig enge Kreis des Syndikates. In jenen schönen Zeiten, da es in Deutschland nur sechs Schienenwerke gab, konnten diese den Preis leicht diktiren. Heute, wo sich bei uns einige zwanzig Werke in die Produktion zu theilen haben, giebt es keinen so geschlossenen Ring mehr, und wenn die deutschen Eisenbahnminister, die sich bei allen Submissionen die letzte Entscheidung vorbehalten, zu den Belgiern noch die Engländer rufen, so verschiffen diese direkt bis Mannheim oder Niesa. Ueber die unnatürliche Konkurrenz in Deutschland selbst wird kein Geschäftsbericht irgend eines unserer Montanetablissements Etwas zu sagen haben. Wie viel Schienen werden denn ungefähr jährlich bei uns gebraucht? Die preußischen Bahnen schreiben ca. 100 000 Tons aus und die übrigen deutschen Bahnen, die freilich erst jetzt mehr Rücksicht auf das Inland nehmen, ebenfalls 100 000 Tons. In diese 200 000 Tons theilen sich nun ca. 24 Gesellschaften. Bochum hätte also jährlich 10 000, höchstens 20 000 Tons zu erhalten, während es nach seinen mit mehreren Millionen errichteten Stahlwerken gerade so gut wie auch andere deutsche Etablissements auf mindestens eine Jahresproduktion von 100 000 Tons eingerichtet ist.

Bliebe also nur noch der Export! Da war früher Südamerika; die Aufträge kommen zwar vielleicht einmal wieder, aber für die nächsten Jahre wohl schwerlich. — Italien macht seine Schienen selbst in Turin. — Frankreich, das noch bis vor vier Jahren ganz unchauvinistisch die deutsche Waare bezog, besitzt gegenwärtig in Longwy und Mont St. Martin derartig leistungsfähige Unternehmungen, daß nicht einmal Schneider im Creuzot in Schienen mit konkurriren kann. — Rußland endlich, der mit vieler Hoffnung aufgepinselte Zollvertragsstern, besitzt selbst höchst ausgedehnte Stahlwerke und sucht jetzt sogar den belgischen Cockerill, der am Dniepr bereits filialisirt ist, wegen Neuanlegungen nach Sibirien zu ziehen.

Unwiderlegliches Resultat: Deutschland hat bei Weitem zu viele Schienenwerke, von denen jedes einzelne sich nur dann die Hoffnung auf Erwerb vor-tauschen könnte, wenn es nicht durch ein Syndikat im Selbsthandeln gebunden wäre. Um die Erneuerung dieses Syndikates sind nämlich die Saarwerke am Eifrigsten bemüht gewesen und gerade sie bereiten den eigentlich unbefiegbaren Wettbewerb. Noch vor acht Jahren hat man an der ganzen Saar zumeist Träger- und Walzeisen gemacht. Zuerst sind de Wendel und Stumm und sodann Böllinglen, Burbach zc. zc. vom Schweifeisen zum Flußstahl übergegangen

und der Umbau zum Stahlwerk von Gebr. Krämer in St. Ingbert ist noch gar nicht einmal fertig. Solche ungeheure Veränderungen erfordern eben Jahre, aber nunmehr ist die Konkurrenz der Saar gegen Ruhr und Rhein da.

Und welche Ungleichmäßigkeit in den Chancen lehrt dabei schon die physische Geographie! Die Herren an der Saar haben ihre Minette aus Lothringen und Luxemburg nahe bei der Hand, Rheinland-Westfalen muß das selbe Erz entweder zu hohen Bahntarifen beziehen oder sich das Produkt auf dem Seewege aus Spanien senden lassen. Stumm, de Wendel zc. zc. könnten daher noch bei Schienenpreisen — und zu den Schienen gehört natürlich auch anderer Eisenbahn-Zubehör wie Radsäge zc. — gut auskommen, die Bochum und die Dortmunder Union bereits Verlusten nahe bringen. Man muß sich nur immer und immer wieder vorhalten, daß das Bessemervverfahren (übrigens das rentabelste aller Patente) in unaufhaltbarem Vordringen begriffen ist und daß diese Ueberwindung des Eisens durch den Stahl in erster Linie Eisenerze fordert. Diese finden sich aber nur in Luxemburg-Lothringen sowie in Spanien, weshalb Rheinland-Westfalen auch seit Jahren in großen Sorgen schwebt. Schon 1890 hat Direktor Thielen von den Rheinischen Stahlwerken in Bezug auf diesen Punkt öffentlich erklärt: „Wir (d. h. die Montanindustrie) stehen nach zwei Jahren vor der Existenzfrage“.

Wenn man bedenkt, daß die Minettelager Luxemburg-Lothringens von den Optimisten für 750 Jahre, von den parteiischsten Bestimmten für 180 Jahre als für uns vollkommen ausreichend geschätzt werden, und, wenn man damit die fast ungläubliche Thatsache zusammenhält, daß Deutschland allein von 1880—90 für M. 253 Millionen Minette aus dem Auslande beziehen mußte, so muß doch die bescheidene Frage erlaubt sein, ob denn dieses mächtige Deutsche Reich den Mosel-Kanal absolut nicht fertig bringen kann.

Von diesem Kanal hängt in der That das Wohl und Wehe der Rhein- und Ruhr-Industrie geradezu ab. Sollte Herr v. Stumm ein Tagebuch führen, so gewinnt vielleicht die Nachwelt eines Tages Einblick in die Schwarzkunst, mit der er den Mosel-Kanal nun schon seit vielen, vielen Jahren verhindert hat. Hoffentlich haben dann auch die verschiedenen Oberpräsidenten der Rheinprovinz sich ihre betreffenden Erinnerungen aufbewahrt, so daß der zukünftige Geschichtschreiber Wahrheit gegen Wahrheit halten kann.

Wie Biel steht bei diesem Kanal nicht auf dem Spiele! Rheinland-Westfalen bedarf seiner zur Aufrechterhaltung der Industrie, Lothringen, ein deutsches Reichsland, dessen neue Blüthe mit der Verwerthung seiner singularen Bodenschätze zusammenfällt, erwartet ihn mit Sehnsucht, während es zugleich auf dem selben Wege Kohle bekommen könnte, für die dann wiederum die Ruhr ganz neue Absatzgebiete erhielt. Und Alles dies wurde damals verhindert, weil die Saarbütten, die noch keine Stahlwerke hatten, die Konkurrenz fürchteten, und heute, wo sie Flußstahl fabriziren, wird es wieder verhindert, weil sie ihren Vortheil allein haben möchten. Mit anerkennenswerther Redlichkeit sind solche Motive auch offen zugegeben worden. So hat Herr v. Stumm den Vertretern von Rhein und Ruhr, als diese ihm auf dem Moselkanal-Tag Interessenpolitik vorwarfen, mit der vielleicht an sich ganz richtigen Antwort gedient: „Wenn der Denwald plötzlich zur montanistischen Blüthe käme, würde es Ihnen auch nicht gerade recht sein“.

Herr von Sturm hat damals auch erklärt: „Nach meiner Ueberzeugung wird der Mosel-Kanal niemals gebaut werden“, während der Direktor der Bur-

bacher Hütte hinzufügte: „Ich bin überhaupt gegen Binnenkanäle“. Thatsächlich ist dieses wichtigste deutsche Schifffahrtsprojekt (das wichtigste, weil es eine Kalamität aufheben soll) noch weit vom Anfange entfernt, so daß, wenn es wirklich käme und die Könige von der Saar schlechte Propheten gewesen wären, auch noch reichlich sechs Jahre bis zur Eröffnung verstreichen könnten. Dann also würden die Saarwerke ihre immer noch billigeren Transportkosten für Minette durch die niedrigeren Kohlensätze auszugleichen sehen, in deren Vortheil sich Rhein und Ruhr befinden.

Nur die Erzlager hatten auch den Bochumer Verein seiner Zeit verleiten können, sich in Sabona und Sevilla so kostspielig zu betheiligen. Dort an Ort und Stelle wollten sie für Italien und Spanien fabriziren, aber sie überlegten den schwierigen Weg nicht recht, den Kohle und Stolz dahin machen mußten. Ein großes ausländisches Werk, das von gleichen Beweggründen geleitet war, hatte sich wohlweislich bei Bilbao festgesetzt, weil dorthin englische Kohle direkt verschifft werden kann.

Die furchtbare Schienent Konkurrenz und das Entbehren des Mosel-Kanals bilden also die Siegfriedsmunde des rheinisch-westfälischen Eisenmarktes. Natürlich hütet man sich, in den Jahresberichten, deren Hauptredaktion doch zu Berlin stattfindet, solche grundlegende Thatsachen schärfer zu berühren. Der Kurzzettel! — — —

Was die Montangrößen sonst so äußerlich ums Geschäft kämpfen, fällt wenig ins Gewicht. So benützt man den Zollkampf mit Rußland, von dem im Ganzen wohl  $1\frac{1}{2}$  Million Tonnen Holz (Werth: 72 Millionen M.) jährlich zu uns gelangen, um den Austausch der Holzschwellen in eiserne zu verlangen. Diese sind aber bei Herrn Thielen, dem Eisenbahnminister, beliebter wegen ihrer Billigkeit und beim Publikum wegen des zarteren Stoßes. Wer jemals von Aachen nach Herbesthal fuhr, der wird so nahe bei Berviers ganz von selbst merken, daß er auf belgischem Boden, nämlich auf Eisenschwellen, fährt.

Auch die Petition an den Minister, die ausländischen Submittenten künftighin auszuschließen, wird, trotzdem man jetzt darauf eingeht, nur den Saarwerken zugute kommen; denn Ringpreise läßt sich der so schwer belastete preussische Etat nicht mehr diktiren. Vornehmlich geht diese Petition gegen Belgien, mit dem sich unsere Eisenindustriellen nach langem Frieden wieder veruneinigt haben. Nachdem nun das Bassin de Liège ein neues Organ gegründet, antwortete man sofort mit einer Entgegnung: „Fournitures allemandes en Belgique“, in der vom 20. Oktober 1886 bis zum 17. Mai 1893 deutsche Lieferungen nach Belgien zusammengestellt waren und worin es heißt: „On voit par ces faits que les usines allemandes sont placées, dans les adjudications à l'Etat Belge, absolument sur le même pied que les usines belges“. Diese stolzen Worte haben aber eine ziemlich klägliche Lücke zu decken, denn man vergaß nur die kleine Anerkennung, daß jene deutschen Abschlüsse zu einer Zeit eingebracht waren, wo die Syndikate beider Länder einander noch kein Wässerchen trübten.

Es ist schwer zu sagen, was die nächsten Jahre über unsere Montanindustrie verhängen werden oder doch könnten. Der Schwerpunkt liegt aber in dem Kampfe der von der Natur begünstigten Saar gegen die von Preußen vernachlässigten Rhein- und Ruhr-Gebiete.

Pluto.



Berlin, den 21. Oktober 1893.

## Export-Politik.

Die Karlsbader Kur ist beendet und in allen Zeitungen kann man lesen, daß der Reichskanzler General Graf von Caprivi die Geschäfte in vollem Umfange wieder aufgenommen hat. Hoffentlich auch in bester Stimmung, denn während und nach der Karlsbader Kur soll ja nichts so gefährlich sein wie Aerger und Gemüthserrregung jeglicher Art; und die einzige Besorgniß, die durch die Karlsbader Beschlüsse, gegen sachliche und, wie ausdrücklich anerkannt wird, nur der Amtsthätigkeit und nicht der Person geltende Kritiken mit Straf- anträgen vorzugehen, geweckt worden ist, gilt deshalb auch dem Befinden des geehrten Herrn, dem gewiß Niemand Böses wünscht, dem Jeder vielmehr die verdiente Ruhe längst schon herzlich gern gönnt. Aber die geringe Unbequemlichkeit, die mit der Unterzeichnung zweier Strafanträge verbunden ist, wird wohl reichlich durch die Genugthuung darüber aufgewogen, daß wenigstens einige der bedeutenden Aussprüche des Generalkanzlers in Europa Schule zu machen beginnen. In Dénabrick fiel das geflügelte Wort, durch die franco-russische Intimität werde das europäische Gleichgewicht wiederhergestellt, und in allen französischen und russischen Zeitungen kann man seitdem diese Weisheit lesen und in den Straßen von Paris wird sie durch eine Denkmünze illustriert, auf der geschrieben steht:  $1 + 1 = 3$ , was in Worten heißen soll: Rußland und Frankreich sind vereint nun so stark wie der Dreibund. In der Denkschrift, die im Dezember des Unheilsjahres 1891 die Handelsverträge an den Reichstag begleitete, wurde gesagt, Deutschland sei ein Industriestaat ersten Ranges und es müsse,

da es von den eigenen Bodenprodukten nicht leben könne, mit der Ausfuhr von Fabrikaten den nöthigen Bedarf an Nahrungsmitteln bezahlen. Und auch dieser Ausspruch, den in der Heimath nur selten der nörgelnde Unverstand begreifen wollte, hat jenseits unserer Grenzen mächtig gewirkt und in Petersburg wird er zur Richtschnur des Handelns gemacht. So häuft sich, was bössartige Pamphletisten Arges auch sinnen und schreiben mögen, allgemach doch schon ein stattlicher Unterbau zu einem Caprivi-Denkmal und es wird für die Gutwilligen immer leichter, die Bilanz des neuen Kurses so darzustellen, daß sie, statt mit Strafanträgen, mit freundlichen Händedrücken, mit Einladungen zum Abendessen, am Ende gar mit aufmunterndem Schulterklopfen belohnt werden, wie es in annoch besseren Tagen der selige Rickert erfuhr.

Wer an so herrlicher Auszeichnung Freude hat, dem soll man sein Vergnügen nicht stören, am Wenigsten jetzt, wo jede die leitenden Männer herabsetzende Kritik draußen begierig aufgefangen und ausgeküßt wird. Fehler in der Truppenführung hat man vor oder spätestens nach dem Kriege zu rügen, dann mit allem Nachdruck und ohne schlaife Furcht vor kleinlicher Nachsicht; während des Feldzuges darf man höchstens im Zustande der äußersten Nothwehr solche Fehler aufdecken, — und ganz so weit sind wir zum Glück ja noch nicht. Deshalb war es unvorsichtig, daß der Freiherr von Wangenheim in seinem sonst durchaus rühmlichen Aufrufe den Wunsch nach dem Abgange des Reichskanzlers aussprach; die Person des Grafen Caprivi ist absolut gleichgiltig und gegen die Angriffe auf seine Wirthschaftspolitik ist dieser militärisch geschulte Exekutivbeamte obendrein noch durch das parlamentarische Feigenblatt geschützt. Hätten im Dezember 1891 alle Betheiligten ihre Schuldigkeit gethan, hätten die Landtage auf die Vertreter der Einzelstaaten im Bundesrathe gewirkt und hätte im Reichstag die Aussicht auf das preußische Volksschulgesetz nicht die Hälfte der Konservativen und das ganze Centrum bestimmt, parlamentarische Export-Politik zu treiben und gegen zu erwartende politische Vortheile wirthschaftliche Lebensinteressen auszutauschen, dann brauchte man heute nicht die neueste „Zwangslage“ zu bejammern. Eben so verkehrt ist die Hoffnung des Freiherrn von Wangenheim auf ein persönliches Eingreifen des Deutschen Kaisers, — eine Hoffnung, in der ihm von der anderen Seite der russische Finanzminister begegnet: Herr von Wangenheim hofft, der Kaiser werde gegen, Herr Witte

hofft, er werde für einen Handelsvertrag mit Rußland sich entscheiden. Bei einem russischen Minister, der gewöhnt ist, den Willen des Herrschers als höchstes Gesetz zu betrachten, ist Das begreiflich, und um so mehr, als der Kaiser am 18. Dezember 1891 den Abschluß der Handelsverträge „geradezu eine rettende That“ genannt und gesagt hat: „Der Reichstag wird sich einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen Reiches mit der Annahme dieser Verträge gesetzt haben.“ Wenn aber ein deutscher Freiherr, anstatt eine umfassendere Information und eine weiter blickende Berathung des Monarchen zu wünschen, seine Hoffnung auf ein nach der Reichsverfassung weder mögliches noch irgendwie wünschenswertes persönliches Eingreifen des Kaisers richtet, so beweist Das nur, wie völlig noch immer ein Theil des deutschen Adels von der Anschauung der Feudalzeit befangen ist. Im Deutschen Reich, das Lagarde deshalb oft eine Republik mit monarchischer Spitze genannt hat und dessen wohlthätig schützende Einrichtungen er selbst, wenn er uns noch lebte, gerade jetzt doch in ihrem ganzen Werth erkennen würde, werden Gesetze durch das Zusammenwirken des Bundesrathes und des Reichstages beschloffen, der organisirten Vertretungen des Volkes und der Regierungen. Für persönliche Eingriffe des Ersten unter den Bundesfürsten ist, allen Theilen zum Heil, in diesem sorglich abgesteckten Gehege kein Platz.

Es wird die Zeit kommen, wo man das Buch der Bilanzen wieder aufschlagen und an die leitenden Männer — wenn sie dann noch immer leiten — die Frage richten darf, woher sie ihre Nachrichten über das Planen der russischen Regierung bezogen und warum sie den zu lohnenden Verhandlungen geeignetsten Moment versäumt haben; die drohende Gefahr, deren Umfang man noch nicht kennt, schreckt stets mehr als die Gefahr, in der man schon mitten drin ist und die sich dann vielleicht als gar nicht so schlimm enthüllt, und in Petersburg macht man kein Hehl daraus, daß man im Frühjahr und im Sommer zu weiter reichenden Konzessionen als jetzt geneigt war. Aber diese — und noch viel delikatere — Erörterungen müssen einweilen vertagt werden; Das schadet nicht, denn die ganze Frage der Konzessionen ist längst nicht so wichtig, wie sie dargestellt wird. Rußland wird, das geht aus den Worten des Herrn Witte hervor, um sich den deutschen Getreidemarkt zu sichern, Alles bewilligen, was es ohne Schädigung der Lebensinteressen seiner jungen und der Pflanze

bedürftigen Industrie irgend bewilligen kann; es wird Kleinigkeiten um so eher als Kleinigkeiten behandeln können, als es durch seine schwankende Valuta und durch die Gestaltung der Eisenbahntarife auch nachher noch immer die Mittel hat, den Schutz der heimischen Produkte wirksamer zu machen. Der ganze große Apparat von Unterhändlern und Sachverständigen ist doch wohl mehr auf die dekorative Wirkung berechnet, so lange die Hauptfragen nicht erledigt sind: Steht abermals ein Lebensinteresse der deutschen Landwirthschaft auf dem Spiel? Ist ein Handelsvertrag mit Rußland nothwendig und dem Frieden zwischen den beiden Völkern dienlich? Und ist auf dem Wege der Export-Politik überhaupt ein erstrebenswerthes Ziel zu erreichen?

An der Loyalität des Herrn Witte darf man, und nicht nur aus Höflichkeit, nicht zweifeln; er hat, als Russe, vollkommen objektiv gesprochen und seine Aeußerungen sind durchaus geeignet, über das Wesen eines Handelsvertrages mit Rußland Klarheit zu verbreiten, — ganz abgesehen noch von der Wichtigkeit, die es immerhin hat, daß am ersten Tage von Toulon der Figaro den Parisern mittheilen mußte — die meisten deutschen Zeitungen schwiegen darüber —, der russische Minister habe erklärt, jeder vernünftige Mensch im Zarenreiche wünsche, mit Deutschland in freundschaftlichen Beziehungen zu leben. Dennoch wird es schwer sein, in entscheidenden Punkten zu einem Einverständnis mit Herrn Witte zu kommen. Er irrt sicher, wenn er sagt, Rußland wolle nicht mit unserer einheimischen Produktion konkurriren, während doch gerade die Gefahr besteht, daß der mit billigeren Arbeitskräften und häufig im Raubbau hergestellte russische Roggen den Preis unseres Getreides herabdrückt. Und er irrt eben so sicher, wenn er findet, daß man den Interessen des Handels, für die lange genug doch die gesammte Gesetzgebung gearbeitet hat, nicht die genügende Berücksichtigung gewährt, — weil durch eine natürliche und heilsame Reaktion endlich jetzt auch die Werthe schaffenden Stände dahin gedrängt werden, in den Kampf um ihr Recht einzutreten. In der zunächst wichtigsten Frage, ob die deutsche Landwirthschaft durch die Erweiterung des Konventionaltarifes geschädigt wird, kann er sich auf das Zeugniß seines deutschen Kollegen, des Staatsministers Dr. Schaeffle, berufen, dem freilich die Befürchtungen unserer praktischen Landwirthe gegenüber stehen, das aber durch die Möglichkeit unterstützt wird, den russischen Getreidehandel nach der Donau zu ziehen und die Vortheile, die

Oesterreich davon hätte, sich von ihm durch tarifarisches Erleichterungen bezahlen zu lassen. Ehe diese Möglichkeit nicht sehr genau erwogen und die Sicherheit gegeben ist, daß eine weitere Schädigung unserer Landwirthschaft nicht bevorsteht, kann von einem Handelsvertrag mit Rußland ernstlich nicht die Rede sein; und ist diese Sicherheit gegeben, dann bleibt noch immer die Nothwendigkeit, durch das von Herrn von Kardorff empfohlene System einer gleitenden Zoll-Skala die Schwankungen der russischen Valuta einigermaßen auszugleichen und dafür zu sorgen, daß der niedrige Rubelkurs nicht für die russische Ausfuhr nach Deutschland wie eine Export-Prämie und für die deutsche Ausfuhr nach Rußland fast wie eine Grenzsperrwirkung wirkt.

Der zweite Punkt, in dem wiederum die Herren Schaeffle und Witte beinahe einig scheinen, ist die Behauptung, daß ein Handelsvertrag das freundschaftliche Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland befestigen wird, — und auch hierin wird eine andere Meinung gestattet sein, die sich auf die Autorität eines dritten Ministers, des Fürsten Bismarck, stützt. Als im Jahre 1878 der Abgeordnete Fröhauß ähnliche Wünsche und Hoffnungen aussprach, da antwortete ihm der Kanzler: „Nehmen Sie an, daß uns heute aus überschießender Liebe, die stärker wäre als die wirthschaftliche Theorie, in Rußland die Grenzen und die Schlagbäume vollständig und ohne Beschwerden geöffnet würden, und nun käme vielleicht nach drei oder fünf Jahren, wenn der deutsche Handel sich darauf eingerichtet hat, eine Wendung, wo wir vielleicht — die Kombinationen sind ja denkbar — Rußlands Unterstützung dringend brauchen, und Rußland wollte sagen: Ja, erst richte mal Deine Zollgesetze so ein, daß wir Alles mit Vergnügen dahin abschieben können, und erkläre Dich damit einverstanden, daß wir unsere Zolleinrichtungen wiederum eben so schutzzöllnerisch einrichten wie früher: ich glaube, der Herr Vorredner hat zu gründlich über die Dinge nachgedacht, um darauf hinaus zu wollen, daß die wechselnde politische Konjunktur jeder Zeit ausgenützt werden könnte für Vergleichen. Das kann ganz vorübergehend sein und wirkt nachher gerade umgekehrt.“ Diese Worte sind noch vor der großen wirthschaftlichen Umkehr des Reiches gesprochen und sie sollten vor der Verquickung wirthschaftlicher und politischer Beziehungen vernehmlich genug warnen. Es giebt für die deutsche Politik keine wichtigere Aufgabe als die, in stolzer Selbständigkeit uns ein gutes Verhältniß mit Rußland zu



sichern; aber die deutschen Diplomaten könnten getrost sich ihr Lehrgeld zurückgeben lassen — leider haben sie heute meistens gar keins bezahlt —, wenn sie zu diesem Ziel nur den Weg wüßten, durch Handelsverträge auf absehbare Zeit sich die Hände zu binden. Das gerade ist — neben der Unmöglichkeit, ein richtiges handelspolitisches Gleichgewicht so herzustellen, daß nachträglich nicht ein Kontrahent sich übervortheilt fühlt — die gefährliche Stelle jedes Handelsvertrages: Man bindet sich auf Jahre hinaus, ohne doch zu wissen, ob bei den unabsehbaren Fortschritten der angewandten Wissenschaften und der Herstellung aller Produktionsmittel, bei der Veränderlichkeit der Handelswege, der Geldverhältnisse, des Bevölkerungstandes, der wechselnden Bedürfnisse und der immer komplizirter werdenden sozialen Zustände, ein Gewinn in Jahr und Tag noch ein Gewinn und ob das dafür gegebene Äquivalent inzwischen nicht eine drückende Last geworden sein wird. Daß vollends ein Handelsvertrag, der in Deutschland die Agrarier und in Rußland die Industriellen unzufrieden macht, dem Frieden zwischen den beiden Nationen mehr dienen würde als ein Tarif, der auf beiden Seiten die Interessen kräftig und rücksichtslos schützt, das ist wohl nur eine Weisheit nach dem Herzen des Herrn von Marshall, der, mit Cobden, glaubt, der glatte Absatz von Baumwolle und Zik könne die Leidenschaften und die Waffen niederzwingen.

Diese Weisheit ist von vorgestern und sie kann allenfalls bis übermorgen dauern; aber es ist gut, daß sie jetzt offener ausgesprochen wird als in der Denkschrift zu den früheren Handelsverträgen, worin man höchst beflissen noch mit den wirthschaftlichen Anschauungen des Fürsten Bismarck kokettirte, denen gleichzeitig doch die Grundlage entzogen wurde. Herr Witte hat die Verkündigung vom Industriestaat ersten Ranges, der auf den Austausch angewiesen sei, nicht überhört und er sagt jetzt, von seinem Standpunkt aus ganz korrekt und logisch: Schön, wenn Ihr doch auf fremdes Getreide angewiesen seid, dann ist es sehr unfreundlich, gerade uns schlechtere Bedingungen als den anderen Lieferanten zu diktiert, — unfreundlich und auch unklug, denn Eure Industrie, die Ihr selbst als die Hauptsache bezeichnet, leidet durch die Export-Sperre nach dem Osten empfindlich. Das ist ganz richtig: auf den Grenzstationen ist der Güterverkehr fast völlig unterbrochen und in Rußland wimmelt es von Engländern, Amerikanern, Belgiern u. s. w., die den günstigen Moment benutzen wollen,

um die deutsche Produktion dort vom Markt zu verdrängen. Aber Herr Witte sagt auch selbst, daß die ökonomische Frage trotzdem für keines der beiden Reiche auch nur annähernd von lebensgefährlicher Bedeutung ist, und er muß also wohl während des Kampfes — denn vorher soll er sehr ängstlich und zu jedem halbwegs annehmbaren Frieden bereit gewesen sein — die Ueberzeugung gewonnen haben, daß den Verlusten auch entsprechende Gewinne gegenüber stehen. Diese Ueberzeugung wird aber bei uns vorläufig nur von den sogenannten Agrariern vertreten, und auch von ihnen nicht immer mit der nöthigen Klarheit und Schärfe. Die Export-Politiker können oder wollen nicht einsehen, daß eine im Innern vermehrte Absatzmöglichkeit auch für die Industrie ganz ungleich werthvoller ist als jede künstliche Förderung der Ausfuhr in Länder, die früher oder später doch in die Lage kommen werden, ihre Bedürfnisse selbst zu befriedigen, und die dann auch die Mittel finden werden, einer gefährlichen Konkurrenz den Weg zu versperren. Deshalb langweilen sie sich und uns mit der Frage nach der Höhe der Konzessionen, als ob es für eine wirklich zu befürchtende Schädigung des landwirthschaftlichen Gewerbes überhaupt eine ausreichende Konzession gäbe, und vergessen dabei, daß Rußland, mit oder ohne Handelsvertrag, mit einem zwölften oder mit einem dreizehnten Finanzminister, in berechtigter Rücksichtslosigkeit dem einzigen Ziel nationaler Wirthschaftspolitik näher zu kommen sucht, dem Ziel, mit der heimischen Produktion den heimischen Bedarf zu decken.

Schon vor Monaten ist der Zollkrieg hier als das durch die Ungeschicklichkeit wirthschaftlicher Kurpfuscher verschärfte Symptom einer weit tiefer wurzelnden Krankheit bezeichnet worden und als eine Episode nur in der Entwicklung der Völker zur Selbständigkeit. Die Ereignisse haben diese Auffassung bestätigt und die Mittheilungen des Herrn Witte haben die letzten Zweifel darüber zerstreut, daß es sich in der Frage des Handelsvertrages keineswegs um Lebensinteressen eines der beiden beteiligten Völker handelt. In dieser Gewißheit kann man mit aller Ruhe prüfen, was zweckmäßiger ist, ein Kampftarif oder ein auf Jahre hinaus bindender Vertrag, und man kann daneben für die Sicherung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den Nachbarn nach besseren und namentlich länger wirkenden Mitteln suchen, als die cobdenitische Lehre sie bereit stellt. Das Duell Caprivi-Witte mag für die beiden Herren ja überaus inter-

effant sein und man kann es den Russen überlassen, ob sie die Person ihres Finanzministers für wichtig genug halten, um sich über sein Bleiben oder Gehen aufzuregen. In Deutschland ist es so lange mindestens gleichgillig, wie der Beauftragte des Bundesrathes heißt, bis man den Namen seines Nachfolgers kennt, und schon deshalb sollte man gerade die jetzige Schwierigkeit nicht benutzen, um dem Grafen Caprivi eine Grube zu graben. Vielleicht würde er ein Scheitern der Verhandlungen mit Rußland politisch nicht überleben, — aber was liegt daran? Die großen Staatsmänner von weitem Blick und tief bringender Einsicht werden den Völkern nicht mühelos in den Schooß geworfen und von der Nothwendigkeit, um seine Angelegenheiten sich selbst zu bekümmern, wird das noch immer vom Sebanrausche nicht ganz befreite deutsche Volk kaum jemals wieder ein freundlich genarter Zufall entlasten.

Deshalb sollte nicht so viel Papier für Rezepte gegen das Symptom verschrieben, sondern die Frage nach der grundsätzlichen Behandlung des erkrankten wirthschaftlichen Körpers lieber mit ernstester Sorgfalt geprüft werden. Nicht darum handelt es sich, für das Getreide anderthalb Mark mehr herauszuschlagen und für die Industrie da oder dort ein Konzessionchen zu ergattern; ganz andere Dinge stehen auf dem Spiel. Die deutsche Landwirthschaft kann dauernd nur dann gedeihen, wenn sie wieder als das vornehmste und wichtigste Gewerbe anerkannt und wenn durch eine ausgreifende Agrarpolitik die Möglichkeit geschaffen wird, den Ertrag des deutschen Bodens so zu steigern, daß er dem deutschen Bedürfniß genügt. Diese Möglichkeit ist gegeben, aber nur, wenn von allen Seiten statt unfruchtbarer Klagen und politischer Agitation eine verständige Wirthschaft angestrebt wird und wenn nicht ferner mehr gescheiterten und finanziell unzureichend ausgerüsteten Existenzen die Landwirthschaft als letzte Zuflucht erscheint. Am Ende Dieses freilich nicht kurzen und nicht unbefchwerlichen Weges aber liegt ein Ziel, das für die wirthschaftliche und auch für die politische Selbständigkeit der Nation sicher verlockender ist als alle künstlich erschaffenen und in den Nebeln grauer Theorie verschwimmenden Ideale der Export-Politik.



## Der Differentialzoll gegen Rußland.

An den Herausgeber der „Zukunft“.

**D**er gütig übersandte Bericht über Ihre Unterhaltung mit dem russischen Finanzminister Witte hat auch mich im höchsten Grade interessiert. Dagegen versetzt mich das Ansinnen, welches Sie mit der Zusendung verbinden, das Ansinnen einer Aeußerung über die Aeußerungen des russischen Staatsmannes, in einige Verlegenheit; denn ein großer Theil Ihres Leserkreises steht jeder Aufhebung des Getreide-Differentialzolles ablehnend gegenüber, während ich, wenigstens bei gewissen Gegeneinräumungen Rußlands, die Einräumung des Konventionaltarifses auch an Rußland volkswirtschaftlich als zulässig und politisch als höchst wünschenswerth ansehe. Da Sie dennoch meine Meinung zu wissen wünschen, so will ich sie Ihnen hiermit sagen; bei Ihren Lesern müssen Sie die Verantwortlichkeit für meine Kezerei übernehmen.

Praktisch scheint es mir zu sein, die Frage obenanzustellen: ob der russische Staatsmann mit der Aeußerung im Recht war, daß nach einmal erfolgter Einräumung des Vertragstarifses an alle anderen Staaten, namentlich an die Vereinigten Staaten und an die indischen Zufuhren, der Glaube an die Wirksamkeit des Differentialzolles und damit die Furcht der deutschen Landwirths vor Rußland geradezu unbegreiflich sei.

Herr Minister Witte hat seine Meinung, daß mit den gedachten Einräumungen für alle weitere praktische Handelspolitik Deutschlands die Kuh bis zum Jahre 1904 aus dem Stall hinausgekommen sei, mit dem anderen Bilbe veranschaulicht: „Von den dreizehn Löchern in einem Glase hat man zwölf geöffnet; ob man das dreizehnte nun verstopft hält oder nicht: das Glas wird gefüllt — das fremde Getreide kommt auf den Markt.“ Darüber könne sich „kein einsichtiger Landwirth täuschen“.

Ich muß gestehen, daß ich diese Ansicht für richtig halte und darum, weil sie von einem russischen Staatsmann ausgesprochen ist, sie nicht als verdächtig, geschweige als widerlegt anzusehen vermag. Auch die vier- unddreißigstündigen Heimfahrtsstrupel, wovon am Schlusse Ihrer Berichtserstattung die Rede ist, machen mich darin nicht irre. Ob von den dreizehn Löchern nur ein einziges noch verschlossen ist oder ob noch einige andere in fortbauernbem Verschlusse sich befinden, läßt sich ziffernmäßig freilich nicht mit Genauigkeit bestimmen; aber auf Etwas mehr oder weniger kommt es dabei nicht an, wenn nur die Thatsache, von welcher im Bilbe die Rede ist, im Ganzen annähernd zutrifft.

Man kann über die Wirkung von Getreidezöllen, die das ganze Ausland treffen, verschiedener Meinung sein. Mir scheint es, daß die

Ergebnisse der von Conrab, Lexis, Matlekovits gepflogenen preisstatistischen Untersuchungen, wonach in Deutschland auf die Dauer die Getreidepreise im zollgeschützten Inland zwar nicht ganz, aber doch größtentheils um den Betrag des Zolles sich erhöhen, nicht umgestoßen werden können. Die Preis-erhöhung ungefähr um den Betrag des Zolles ist ja auch die eigentliche Absicht des Schutztarifes als solchen und macht dessen Vortheil für die Landwirtschaft aus. Es ist also wenigstens nicht unpraktisch, wenn die deutsche Landwirtschaft hohe Generalzölle für sich erstrebt, und bei der Bedrängniß, in welcher sie sich befindet, ist das Streben nach Aufrecht-erhaltung und Wiedererhöhung der Zölle auch für Denjenigen ganz begreiflich, welcher, wie ich, den Sitz des Uebels und die Heilmittel ganz anderswo sucht und finden zu können glaubt (vgl. mein „Agrarpolitisches Programm“ in Nr. 49 der „Zukunft“). Allein von einem Differentialzoll gegen einen einzigen Staat, während allen anderen praktisch hauptsächlich in Betracht kommenden Ländern der niedrigste Vertragszoll durch die Meistbegünstigung und für weitere zehn Jahre bereits eingeräumt ist, kann ich einen irgend belangreichen Erfolg mir nicht versprechen und ein solcher läßt sich für die allerdings kurze Zeit seit der Differentialbeschwerung der russischen Einfuhren preisstatistisch meines Erachtens auch nicht erweisen.

Zwar unter der außerordentlichen Voraussetzung, daß im Inlande eine Mißernte in Getreide überhaupt oder in einer besonderen Getreideart, etwa in Roggen, stattand, wird dann wenigstens, wenn das differentiell belastete Land der Hauptlieferant ist, auch der Differentialzoll seine Wirkung thun, indem er praktisch für kurze Zeit zum Generalzoll wird. Allein Dies wird eben der Ausnahmefall sein und es ist derjenige Fall, in welchem die künstliche Weitervertheuerung des Brotes für das Volk in Theurungszeit am Gehässigsten und der Gewinn am Zoll für die Masse des aus der Mißernte nichts zum Markte liefernden Landwirthe mehr oder weniger bedeutungslos wird. Bei guten oder Durchschnittsernten aber schiebt sich der im differentiell belasteten Land erzeugte Weizen oder Roggen auf dem wohlfeilsten Wege — und Rußland hat wohlfeile Wasserwege um Deutsch-land herum — nach den Ländern, wo Getreide frei oder billiger eingeht, und diese Länder bringen, soweit sie im Genusse des niedrigeren Vertrags-tarifes stehen, desto mehr von ihrem eigenen Landesprodukt nach Deutsch-land hinein, wenn dies nicht — mittelst der nicht allzu schweren Um-gewungen der Ursprungszeugniß-Kontrolle gar mit russischem, vermahlenem oder unvermahlenem, reinem oder zugemischtem Getreide geschieht. Das differentiell beschwerte Getreide sucht mit Vorliebe den ganz zollfreien Weltmarkt, England u. s. w., auf, übt dort durch sein stärkeres Erscheinen unmittelbar den Druck auf den Getreidepreis der zollfreien Länder und von

dem Weltmarkt aus verhindert es, durch das Spiel der internationalen Reflexwirkungen in der Preisbildung, auch im Land der Differentialbelastung, daß der Differentialzoll zur vollen oder auch nur zu erheblicher Wirkung gelangen kann. Ja, wenn alle Hauptländer, aus denen der Artikel kommt, wenn ferner diejenigen Länder, deren Markt am Leichtesten und Billigsten im Umweg um Deutschland herum zu erreichen ist und die uns am Nächsten liegen, ebenfalls unserem Differentialzoll unterliegen würden, wenn mit anderen Worten der Differentialzoll, praktisch betrachtet, als Generalzoll sich bewähren würde, — dann möchte der Erfolg ein sicherer sein. Allein, Das ist vor zehn Jahren nicht zu erreichen und die Hauptproduktionländer, Amerika, Ungarn, die unteren Donauländer, schieben direkt oder im Dreieckshandel über England, Holland, die Schweiz, ihr durch das russische Getreide ersetztes Landesprodukt, oder selbst nicht kontrollirbares russisches Produkt, unseren Märkten zum Meistbegünstigungsfaße zu. Je nach dem Ausfall der russischen Ernte wird der russische Produzent zwar die Kosten des Umwegs abfaßen zu tragen haben, aber dem deutschen Produzenten bringt Das keinerlei nennenswerthen Nutzen, sondern nur dem Umwegsverfrachter und dem fremden Zwischenhändler. Durch die zwölf offenen Lächer kommt Getreide ohne erhebliche Preiserhöhung dennoch hinein. Das ist es, warum ich die Ansicht des russischen Herrn Finanzministers im Ganzen als richtig anzusehen nicht umhin kann.

Wer diese Ansicht aber theilt, wird die Ablehnung des Konventionaltarifses allein gegen Rußland unpraktisch finden müssen. Was der Differentialzoll und der für diesen Zoll geführte Zollkrieg den deutschen Landwirthen nützen können, ist geringfügig gegenüber dem Schaden, den wir eben so durch die Russen wie die Russen durch uns erleiden.

Man kann sich also bis zum Jahre 1904, in welchem handelspolitisch eine neue Hauptentscheidung zu treffen ist, auch mit den Russen meines Erachtens ohne erheblichen Schaden für die deutsche Landwirtschaft vertragen. Erst mit dem Ablaufe der zwölfjährigen Dauer der Verträge vom ersten Februar 1892 wird es selbst vom Standpunkt des Agrarismus wieder praktisch, wenn auch nach meiner persönlichen Auffassung noch nicht wünschenswerth sein, erhöhtem Zollschutz gegen das ganze vertragslose Ausland nachzugehen. Bis dahin aber schadet der Zollkrieg nur der Industrie und der Sicherheit des europäischen Friedens, dessen Bruch durch Rußland und Frankreich unseren östlichen und westlichen Landestheilen einen Schaden bringen würde, gegen welchen der minimale Vortheil, den die Landwirtschaft von dem durch zwölf Lächer versicherten Differentialzoll haben könnte, sehr leicht in der anderen Wagschale wiegen würde.

Herrn Witkes feine Andeutung über das Zurückbleiben empfindlicher

Nerven bei Rußland darf zwar nicht schrecken. Auch „wir Deutschen fürchten Gott und sonst Niemand“, auch nicht den Zaren. Allein Das darf man sich doch gegenwärtig halten, daß der Zoll- und Handelskrieg eine Kanone ist, mit der man nicht zu lange und zu grob spielen darf, ohne daß sie auch zur Beschädigung des mit Blut und Eisen geführten Krieges von dritter Hand losgebrannt werden kann. Das Interesse am Differentialzoll müßte hierfür ein viel größeres sein. Nach Späßen aber soll man nicht mit Kanonen schießen! Damit will ich nicht gesagt haben, daß man den Russen die Meistbegünstigung ohne vertragsmäßige Gegeneinräumungen gewähre. Minister Witte hat gesagt: „Man darf den wichtigsten Unterschied nicht vergessen: Deutschland verlangt Konkurrenz mit unserer einheimischen Produktion, während wir nur das gleiche Recht verlangen wie die übrigen fremden Konkurrenten auf dem deutschen Markte. Da kann von absoluter Gleichheit der Konzessionen doch ernstlich nicht die Rede sein. Wenn ich, weil mirs Vergnügen macht oder weil mirs gut bekommt, hier auf den Tisch springe, so kann ich von Ihnen doch deshalb nicht verlangen, daß Sie die Konzession machen, mir nun gleich nachzuspringen“. Meiner Ansicht nach ist Rußland längst vor uns und zuletzt gerade gegen uns im Jahre 1891 auf den Tisch des Prohibitivismus gesprungen. Wenn wir nun jetzt dafür, daß wir vom Tisch des Agrarprotektionismus, oder von fünf Treppen anderthalb, zurück heruntergesprungen sind, auch an Rußland das Ersuchen stellen, bezüglich seines Industrie-Protektionismus und Industrie-Prohibitivismus das Selbe zu thun, so begehen wir kein Unrecht, keine Unbilligkeit, Nichts, was Rußland gerechterweise verletzen könnte. Zwar gegen Nordamerika haben wir nicht das Selbe gethan, indem wir den Vertragszoll ohne zolltarifariße Gegeneinräumungen gewährten. Allein die Lage war Nordamerika gegenüber eine andere, nach älterem, wenn auch nicht zweifelsfreiem Vertragsrecht und nach den bei einem Zollkrieg mit Nordamerika in Frage kommenden Interessen.

Uebrigens: russische Vertragsunterhändler sitzen ja zur Stunde schon in Berlin mit Vertragsunterhändlern Deutschlands zusammen und es läßt sich nicht annehmen, daß es dabei um kein do ut des, sondern bloß um einseitiges Geben Deutschlands sich handle. Und so erlaube ich mir schließlich nur noch die Hoffnung auszusprechen, daß eine freundliche und umfassende Abmachung gelinge. Jener großen Annäherung und Verständigung in der orientalischen Frage, welche ich in dem Artikel „Dauernder Friede mit Rußland“ (Nr. 18 der „Zukunft“) aufs Wärmste vertreten zu haben glaube, würde das Gelingen einer solchen, unserer Landwirthschaft meines Erachtens gleichwohl nicht schädlichen Abmachung erwünschten Vor Schub leisten.

Stuttgart.

Dr. Albert Schaeffle.



## Das Deutschtum in Oesterreich.

Der Auslauf der sarmatischen Ebene, die Gegend zwischen Elbe und Oder beiläufig, wurde im Beginn des Mittelalters von Seite der Deutschen aus leicht erobert. Die Elbeslaven, durch kein Gebirge gesichert, mußten, wenn auch widerwillig, sich dazu bequemen, Christen zu werden, und konnten sich auch weiterhin nicht dagegen schützen, der Germanisation anheim zu fallen. Ähnlich verhielt es sich mit dem Donauthale, das die kräftigen Markgrafen im X. und XI. Jahrhundert mit überlegenen Waffen unterwarfen, christianisirten und germanisirten. Anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Subeten und den südöstlichen Alpenländern. In den Subetenländern wandten sich die einheimischen Dynasten freiwillig dem Christenthume zu und behüteten dadurch ihre Länder vor der gewaltsamen Christianisirung von deutscher Seite her, die ja doch nur auf eine Germanisation hinausgelaufen wäre. In späterer Zeit riefen die Herrscher Böhmens selbst Deutsche in das Land, um es einer höheren Kultur zuzuführen. Diese deutschen Kolonien führten theilweise eine Germanisation des Landes herbei, die so schöne Früchte trug, daß das Land zwei Jahrhunderte lang den Brennpunkt deutschen Lebens darstellte. Die in den südlichen Alpenländern sowie in Pannonien lebenden Slaven nahmen das Christenthum gleichfalls an, ohne deshalb ihre Nationalität aufzugeben, und zwar ohne relativ besondere Schwierigkeiten, da die römische Kirchenmacht ihrem Lebenskreise nicht allzu fern lag.

Damals schon nahm das Deutschtum in diesen Ländern, die erst später zu einem Oesterreich zusammengeschweift wurden, beiläufig die gleiche geographische Lage ein wie heute. In den Subetenländern befand sich ein deutscher Kern und getrennt von diesem ein breiter von Westen nach Osten laufender Streif, entsprechend dem Donauthale und dem nördlichen Abschnitte der östlichen Alpen. Diese deutschen Kolonien wurden aber zum größten Theile wieder vernichtet, bevor es noch zur Bildung eines Oesterreiches kam. Die in Pannonien gelegenen deutschen Kolonien fielen unter der Wucht räuberischer Völkerhorden und in Böhmen vernichteten die Hussitenkriege das Deutschtum so weit, daß es sich in kompakter Masse nur in einem schmalen Streifen längs der nördlichen Landesgrenze erhielt. Das Centrum von Böhmen blieb von da an, einige abgesprengte deutsche Splinter abgesehen, die weiterhin nicht mehr in Betracht kamen, für das Deutschtum auf immer verloren, und es bildet seitdem bis auf den heutigen Tag den slavischen Wetterwinkel. In den südlichen slavischen Abschnitten der östlichen Alpen drang das Deutschtum nie so weit und tief ein, daß es zu einer Germanisation dieser Gegenden gekommen wäre.



Die Gegenreformation im siebenzehnten Jahrhundert, durch die die besten Kräfte in den deutschen Ländern vertrieben und vernichtet wurden, zertrat in Böhmen wohl den Katholizismus, nicht aber das Slaventhum. So lange dieses mit dem Begriffe des Protestantismus verqu coast war, wurde es unterdrückt, sobald aber der Protestantismus zertreten war, wurde im wohl bedachten Gegenseize zu dem protestantischen Nachbarn im Norden des Landes das Slaventhum von Seiten der Kirche wieder gefördert und gestützt. Die Bestrebungen der Herrscher im achtzehnten Jahrhundert, die Subetenländer auf bureaukratischem Wege zu germanisiren, wurden zu kurze Zeit eingehalten, um von Erfolg sein zu können.

Die größte kompakte Masse des Deutschthums, die übrigens einem anderen Stamme angehört als das Deutschthum der Subetenländer, findet sich im Norden der Alpenländer. In Folge der orographischen Verhältnisse ist in ihnen eine bedeutendere rasche Bevölkerungzunahme nicht möglich, eben so wenig können hier große Städte entstehen und Industrie und Handel vermögen sich nicht in dem Maße zu heben wie in flacheren Ländern. Sie bleiben wirthschaftlich immer schwach und können keine überschüssige Bevölkerungsmenge zur Stärkung des Deutschthums an andere vom Slaventhume bedrohte Länder abgeben, abgesehen davon, daß sie in ihren südlichen Theilen selbst vom Slaventhume angegriffen werden.

Andero liegen die Verhältnisse in den Subetenländern, namentlich in Böhmen. Hier sitzen die Slaven im fruchtbarsten Theile des Landes, während die Deutschen in kompakten Massen nur den nördlichen Streifen des Landes innehaben. Unter günstigen topographischen Verhältnissen in einem Lande lebend, das das kulturell höchst entwickelte Oesterreich ist, nimmt das Czechen thum rasch an Menge zu, rascher, als es der Größe des Territoriums, das es bewohnt, entspricht. Den Bevölkerungüberschuß werfen die Czechen theils nach Norden in das von Deutschen bewohnte Gebiet theils außerhalb des Landes nach Süden. Es macht sich Dies dadurch doppelt fühlbar, daß die Bevölkerungzunahme der Deutschen gegenüber jener des Gesamtstaates innerhalb der letzten 10 Jahre ganz auffallend, nämlich um 2,6 pCt., zurückbleibt. Dieser auswandernde Bevölkerungüberschuß umfaßt die niedersten Volksschichten, die kulturell tiefer stehen als die der Deutschen und auch anspruchlosere Lebensanforderungen als diese stellen. In Folge der unglücklichen gesetzlichen Gleichberechtigung, nach welcher die Deutschen nur nach ihrer Kopffzahl und nicht nach ihrer kulturellen Bedeutung zur Geltung gelangen, und in Folge der unglücklichen Schulgesetze, welche die Gemeinden zwingen, für die Kinder der eingewanderten Czechen nationale Volksschulen zu errichten, müssen die Deutschen Nordböhmens selbst die Hand dazu hergeben, sich czechisiren zu lassen. Durch die czechische

Einwanderung und die in deren Gefolge bald darauf errichtete czechische Volksschule wird der Ort binnen Kurzem zum zweisprachigen und zu einem solchen gesetzlich erklärt. Allmählich gelangen die mittellosen Eingewanderten zu Besitz und Vermögen, ziehen weitere Volksgenossen an sich und in wenigen Jahren ist der frühere deutsche Ort utraquistisch, um nach wenigen Jahrzehnten zum czechischen zu werden. Auf diese Weise bröckelt vom Deutschtume Böhmens und Mährens jährlich Stück für Stück ab.

In gleicher Weise geht es in den Alpenländern, in Steiermark, Kärnten und Krain vor sich. In Folge der in Südsteiermark bestehenden Zwergwirthschaft, die die Bewohner nicht zu ernähren vermag, wandern die Slovenen nach Norden und unterwühlen daselbst das Deutschtum. Krain ist für das Deutschtum bereits verloren und das kärntnische Klagenfurt ist, trotzdem daselbst kaum 3 Prozent slovenischer Einwohner leben, gesetzlich zur zweisprachigen Stadt erklärt. In Tirol spielt sich der Vorgang in gleicher Weise zwischen Deutschen und Welschen zu Gunsten der Welschen ab, begünstigt durch den genügsamen, nüchternen Volkscharakter des Südländers gegenüber dem anspruchsvolleren deutschen. Außerdem werden die deutschen Gegenden der Alpenländer, die an sich schon wirthschaftlich schwach sind, dadurch noch mehr geschwächt, daß ihre Alpen und Tristen zu Jagdgebieten hoher Herren werden. In Salzburg beispielsweise wurden auf diese Weise der Bevölkerung des Landes bereits 50 Prozent des Grundes und Bodens entzogen.

Den größten Anziehungspunkt für die Slaven der Subetenländer, speziell jene Böhmens, bildet die Hauptstadt des Reiches, Wien. Auch hier wandern zuerst die niedersten czechischen Volksschichten ein, setzen sich fest, fassen Boden, steigen wirthschaftlich empor, ziehen weitere Genossen und späterhin auch nicht unbemittelte nach sich, ohne sich aber zu germanisiren. Wie bedeutend dieser Zufluß ist, läßt sich daraus entnehmen, daß das Czechentum daselbst innerhalb der letzten zehn Jahre gegen früher um 52 Prozent zugenommen hat, während das deutsche Element nur um 12,5 Prozent anwuchs. Scheint auch Wien bei oberflächlicher Betrachtung noch vollständig deutsch zu sein, so ist Dies thatsächlich doch nicht mehr der Fall. Es sind nicht bloß die untersten Schichten slavisch geworden, auch der Beamtenstand ist bereits so stark von slavischen Elementen durchsetzt, daß er nicht mehr als deutscher gelten kann. Außerdem zeigen auch die mittleren Stände verdächtige Anzeichen beginnender Slavisirung. Wie stark die Durchsetzung Wiens mit slavischen Elementen ist, zeigt der betrübende Umstand, daß nur 32,9 Prozent der Stadtbevölkerung heimatberechtigt sind. Dieses Uebergewicht an fremden Elementen entfällt nahezu ganz auf die Czechen, da der frühere Bevölkerungszug aus Südwestdeutschland voll-

kommen aufgehört hat und jener aus den deutschen Alpenländern nahezu vollständig fehlt. Halten diese Verhältnisse noch einige Jahrzehnte an, so ist Wien czechifikt.

Außer dieser slavischen Invasion in die Gebiete der den slavischen Ländern angrenzenden deutschen finden sich auch in den feiner gelegenen, dem slavischen Strome bisher noch entrückten deutschen Ländern überall deutschredende slavische Apostel, wie Beamte, Lehrer u. s. w., — die ersten Zugvögel jener Invasion, die den nationalen Bestand des Deutschtums in gefährlichster Weise bedroht.

Gefördert wird diese slavische Ueberwucherung der Subetenländer durch mancherlei Umstände. Der durch seinen großen Länderbesitz mächtige Adel hat sich, trotz seiner meist deutschen Abstammung, vom Deutschtum abgewendet und fördert auf seinen in deutschen Gegenden gelegenen Latifundien das Czechenthum. Das Gleiche gilt von dem Klerus, der dadurch, daß er ein Feind Italiens und des protestantischen Deutschlands ist, sich um so inniger und fester dem Slaventhume anschließt. Aus nationaler Abneigung und in Folge des kirchlichen Indifferentismus, der unter den Deutschen Böhmens herrscht, erhält der Klerus keinen deutschen Zuwachs. Der Klerus ist daher in Böhmen und den anderen gemischt-sprachigen Subetenländern ein ganz czechischer, giebt sogar seinen Ueber-schuß in die gemischt sprechenden Alpenländer ab und wirkt überall als deutschfeindlicher slavifirender Faktor.

Was endlich die Regierung anbelangt, so ist es bekannt, daß sie lange schon den Deutschen nicht wohlwollend gesinnt war und die deutschen Interessen gar häufig direkt schädigte. Wohl schwankt sie zuweilen etwas zurück, im Allgemeinen jedoch wird sie von der slavischen Welle immer weiter getrieben. Lag und liegt es auch in ihrer Absicht das Deutschtum nur so weit zurückzubringen, daß es nicht mehr gefährlich werden könne, sich aber doch in so weit erhalte, als es für den Bestand des Staates unumgänglich nothwendig ist, so ist es doch die Frage, ob nicht ein Tag anbrechen wird, wo sie zwar nicht mehr vorwärts gehen wollen, aber verhindert sein wird, zurückzugehen. Dann wird ihr ein Stehenbleiben unmöglich sein. Sie wird den richtigen Augenblick versäumt haben, eine landesübliche Eigenschaft der meisten Regierungen Oesterreichs.

Die Begehrlichkeit der Slaven wird durch Das, was sie Jahr für Jahr gewinnen, nicht gemindert. Sie steigert sich im Gegentheile durch die Größe der Erfolge und sie ist nicht zu befriedigen, so weit wenigstens, als es von der Geneigtheit der Regierung abhängt. Das Endziel der Czechen ist die Schaffung eines Böhmen, Mähren und Schlessen umfassenden Nationalstaates, der ein Sperrfort zwischen Deutschland und dem deutschen

Donauthale mit seinen deutschen Bergländern und gleichzeitig den Pfeiler jener Brücke bilden soll, die die östlichen und westlichen Gegner Deutschlands einander nähert und vereint. Sie raunen den Trägern der Staatsgewalt zu, Oesterreich könne kein deutscher Staat mehr sein, müsse daher ein zweiter slavischer Staat werden. Geschieht Das, so sinkt Wien, das ohnehin durch die Selbständigkeit, die Ungarn gewonnen, bereits eine bedeutende materielle Einbuße erlitten hat, auf das Niveau einer Provinzstadt, auf das Centrum der armen deutschen Alpenländer hinab. Allerdings würden dann die inneren österreichischen Fragen zu äußeren werden, an deren Besprechung sich Mitteleuropa mit betheiligen würde.

Weiter wurden durch viele innere und äußere politische Vorgänge die von früher her gegen den slavischen Strom aufgeworfenen Schutzdämme immer mehr und mehr abgetragen und der Staat verlor nach und nach seinen deutschen Charakter. Am Ende des XVIII. Jahrhunderts verlor er die deutschen Niederlande, am Anfange dieses gab er die deutsche Kaiserkrone hin und verlor um diese Zeit seine oberrheinischen Besitzungen. Durch 40 Jahre hindurch schloß er sich ängstlich von der befruchtenden Einwirkung des deutschen Geistes ab, 1866 wurde er von Deutschland ausgeschlossen und vor 17 Jahren nahm er neuerdings, nach dem er bereits im vorigen Jahrhunderte das slavische Galizien und die nicht deutsche Bukowina inkorporirt hatte, mit Bosnien und der Herzegowina mehr als 1000 Quadratmeilen mit einigen Millionen Südslaven in sich auf, — Momente, die den früheren deutschen Charakter des Staates immer mehr niederdrückten und ihn allmählich in einen slavischen umwandelten.

Die Verhältnisse des Deutschtumes haben sich in ungünstigster Weise gestaltet. Im besten Falle droht es ihm, sich, eingeschlossen und eingeeengt im Donauthale und im sterilen deutschen Alpengebiete und dadurch lahm gelegt, auf einem eng begrenzten Territorium zu erhalten. Es verliert nicht nur an Position und Zahl, sondern auch an Einfluß. Seine Verluste kann es nicht wieder erringen und auch den Staat nicht zwingen, ihm seine frühere herrschende Stellung wieder zu geben. Es ist als politischer Faktor schwach geworden, da es in sich gespalten ist und Parteien entstanden sind, die gegen das eigene Fleisch wüthen oder gar mit dem Feinde Hand in Hand gehen. Diese Parteien sind die Radikalen, die Sozialisten und namentlich die Klerikalen, die in den Alpenländern große Volksmassen hinter sich haben. Schließlich macht dem Deutschtum der Servilismus und politische Indifferentismus, namentlich in Wien, viele Parteigenossen abwendig. Alle diese Umstände bringen es mit sich, daß das Deutschtum nach keiner Richtung hin Sorge oder Furcht erweckt und mehr und mehr zu einem bedeutungslosen politischen Faktor hinabsinkt.

Alles Das, was das Deutschthum verlor, gewann das Slaventhum. Sein nationaler Chauvinismus und seine nationale Realpolitik bilden ein so weites Kleid, daß unter dessen Falten alle Parteischattirungen Platz finden: der Radikalismus, der Feudalismus, der Merikale Heerbann u. s. w. Seine schwach vertretene höhere Intelligenz stärkt es sich durch die politisch indifferenten Deutschen und noch mehr durch die zweisprachigen politischen Amphibien, die, meist, eben so schwach an Wissen wie an politischem Charakter, immer noch die slavischen Massen mit ihrer deutschen Bildung geistig überragen und dadurch leicht und rasch zu Stellung, Ansehen und Würden gelangen, die sie im Deutschthume nie errungen hätten. Alle diese Umstände bringen es mit sich, daß das Slaventhum eine Macht darstellt, die nach oben hin Besorgniß oder gar Furcht erregt.

Augenscheinlich ist es, daß dadurch die Kraft des Staates geschwächt wird. Die Einheit der Beamtenchaft schwindet und löst sich in eine czechische und deutsche auf. Eben so wird die Kraft des Heeres gemindert. Die bisherige deutsche Armeesprache verliert immer mehr an Terrain: jezt schon ist die Zahl der die deutsche Sprache beherrschenden Chargen und Reserveoffiziere so weit herabgesunken, daß im Falle eines Krieges nach dieser Richtung hin ein bemerkbarer Mangel fühlbar werden wird. Hunderte von Jünglingen, die die entsprechende wissenschaftliche Vorbildung hätten, um Reserveoffiziere zu werden, können diese höhere Staffel nicht erreichen, weil ihre Bildung eine rein nationale ist und sie des Deutschen nicht mächtig sind.

Bisher war das Slaventhum frei vom Sozialismus. Sollte dieser auch dort zum Bewußtsein und zur Macht gelangen, so könnte er auf den Chauvinismus lähmend einwirken und die bisherige einzige Partei spalten und schwächen, woraus das Deutschthum einen Vortheil zöge.

Vielleicht wird die Zeit kommen, wo die Intelligenten der Slaven erkennen, daß ihre kulturelle und wissenschaftliche Bildung keine autochthone, sondern nur aus dem Deutschen geschöpft ist, daß sie nichts Anderes als deutsche Provinziale sind, die eine slavische Sprache sprechen, und daß es daher wohl zweckmäßiger ist, die nationale Spielerei fallen zu lassen und lieber direkt zur Urquelle ihrer Bildung zurückzukehren.

Auf die moralische Unterstützung Deutschlands hat das Deutschthum aus zwei Gründen nicht zu rechnen. Deutschland ist der Verbündete Oesterreichs. Die inneren und die äußeren politischen Verhältnisse Deutschlands aber haben sich außerdem auch gegen früher so zum Schlechteren gewendet, daß es sich zu schwach fühlt, Dies thun zu können.

Falsch ist die weit verbreitete Anschauung, daß es die Mißgriffe der politischen Führer des Deutschthums gewesen seien, durch die die Regierungsmacht aus deutschen Händen in slavenfreundliche glitt. Die Bahnveränderung

der äußeren und inneren Politik im Jahre 1879 in das slavische Fahrwasser hinein war schon lange früher in Fluß gebracht und es überschwemmte nur eben in diesem Jahre das Slaventhum den deutschen Damm. Wäre es nicht in diesem geschehen, so wäre das unvermeidliche Ereigniß in einem der folgenden Jahre eingetreten. Daß das Deutschtum in seinem nationalen Kampfe Fehler begangen hat, ist nicht zu leugnen. Die Deutschen sind zu doktrinär gewesen, statt sich auf den Standpunkt der echt nationalen Realpolitik zu stellen, wie es ihre Gegner thaten.

Den einzigen Schutz, den das bedrohte Deutschtum zu suchen hat, muß es in sich selbst finden, in der äußersten Anspannung des nationalen Selbsterhaltungstriebes. Das Mittel dieses Schutzes ist nur die Erhaltung und Verbreitung des deutschen Schulvereins.

Trotz allem Pessimismus haben die Deutschen nicht zu verzweifeln und nicht zu fürchten, in Zukunft zum Kulturbünger für nichtdeutsche Völker zu werden, wenn auch der größere Theil des Deutschtums in den nächsten Generationen dem Schwunde und Verlöschen anheimfallen dürfte. Der tödliche Hebel sitzt nicht im österreichischen Deutschtum selbst. Es kann sich noch emporraffen und muß es, um, wenn auch die verlorenen Positionen nicht wieder zu erobern, so doch wenigstens die bisherigen zu erhalten.

Amand Dumreicher, Freiherr von Oesterreicher, früherer Ministerialbeamter und jetziger Reichsrathsabgeordneter, entwirft, in seiner soeben erschienenen Schrift „Südostdeutsche Betrachtungen. Eine nationale Denkschrift.“ (Leipzig 1893, Verlag von Duncker u. Humblot), der dieser Gedankengang entlehnt ist, ein so trübes Bild der Lebensfähigkeit des Deutschtums in Oesterreich, daß man sich unwillkürlich fragt, ob es nicht schon in seiner eigenen Abendröthe dasteht, ob nicht in relativ kurzer Zeit wird gesagt werden können: Es gab Deutsche in Oesterreich. Als bereits unrettbar verloren scheint er die Deutschen in Böhmen anzusehen. Die Deutschen im Donauthale und im Norden der Alpen haben nach ihm nur einem politischen Vegetiren entgegenzusehen, das schließlich auch in ein nationales Erlöschen auslaufen dürfte, wenn sie nicht den nationalen Selbsterhaltungstrieb auf das Aeußerste anspannen. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß seine Schilderungen der gegenwärtigen üblen Lage des Deutschtums und der nationalen Verhältnisse Oesterreichs unrichtig seien, nein im Gegentheil, sie entsprechen vollkommen der Wahrheit.

Vor Allem ist darauf hinzuweisen, daß die zwei Möglichkeiten, von denen er meint, sie könnten vielleicht das weitere Vorschreiten des Slaventhumes aufhalten, bei keinem nüchtern denkenden Deutschen Berücksichtigung finden werden. Ergreift die sozialistische Strömung das Slaventhum, so ist bis dahin das Deutschtum bereits so bedeutend geschwächt, daß ihm

diese Einbuße, die die slavische Macht erlitten hätte, gar nicht mehr nützen kann. Als nicht in Böhmen Geborener kennt er das rege Nationalgefühl der Tschechen viel zu wenig, wenn er meint, es könnte eine Zeit anbrechen, wo der intelligente gebildete Tscheche, des nationalen Spieles müde, es vorziehen werde, sein Wissen und seine Bildung, statt aus Uebersetzungen aus dem Deutschen, aus der deutschen Quelle zu schöpfen.

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist in Europa eine neue historische Aera angebrochen, die der nationalen Idee. Nur kleinliche und kurzsichtige Auffassung kann meinen, daß Napoleon III. ihr Schöpfer gewesen sei. Er war nur eben der Erste, der so klug war, sie als politischen Faktor zu verwerthen. Der konfessionelle Gedanke, als der leitende des Volksgeistes, der so viele blutige Kriege hervorrief, er beherrschte Mitteleuropa von den Hussitenkriegen an bis zum Ende des 30jährigen Krieges, demnach über 200 Jahre lang. Ist vielleicht auch zu hoffen, daß die Schärfe, zu der der nationale Gedanke bis heute gelangt ist, zu ihrer Abstumpfung nicht eine eben so lange Zeit bedürfen wird wie damals der konfessionelle, so wird er doch jedenfalls noch auf mehrere künftige Generationen hinaus der herrschende bleiben und bis dahin ist an einen friedlichen Ausgleich zwischen zwei sich gegenseitig hassenden und gleichzeitig aneinander grenzenden Nationen, wie es die Deutschen und Slaven sind, nicht zu denken. So weit wir als Zeitgenossen diesen Kampf zwischen Deutschthum und Slaventhum zu beurtheilen im Stande sind, müssen wir annehmen, daß er nur noch erbitterter und in Zukunft mit anderen Waffen als den bisherigen ausgekämpft werden dürfte, — wenn auch der schließliche Sieg wohl kaum auf slavischer Seite zu suchen sein dürfte. Daß bis dahin noch manches Stück deutscher Erde verloren gehen dürfte, ist wahrscheinlich; unwahrscheinlich aber ist es, daß bis dahin das kompakte längs der Grenze Deutschlands sich hinziehende Deutschthum Böhmens, das Dumreicher als bereits verloren anzusehen geneigt ist, vernichtet sein dürfte. Dumreicher vergißt oder hebt es zu wenig scharf hervor, daß das deutsche Volk im Norden Böhmens anderen Stammes ist und deshalb eine größere nationale Widerstandsfähigkeit besitzt als der deutsche Stamm im Donauthale und im Norden der östlichen Alpen, dessen nationale Schwäche sich am Schärfften in dem national-saloppen Wien zeigt. Außerdem lehnt sich das deutsche Volk in Nordböhmen geographisch mit seiner Breitseite unmittelbar an Deutschland an und erhält dadurch, wenn auch selbstverständlich die deutschen Regirungen hierbei ganz unbetheiligt bleiben, eine moralische und nationale Stütze. Trotz ihrer scheinbar geschützteren Lage durch die sie im weiten Umfange umgebende deutsche Landbevölkerung, steht die Hauptstadt des Reiches der Gefahr der Tschechisirung weit näher als der widerstandsfähigere und national kräftigere Stamm im Norden Böhmens.

Daß durch die Gegenreformation die besten deutschen Kräfte Innerösterreichs vertrieben und vernichtet wurden, erwähnt Dumreicher ganz richtig; er unterläßt es aber, hervorzuheben, daß durch den jahrhundertelangen kirchlichen Druck, sowie durch die eben so lange anhaltenden nicht richtigen Regierungsmaßregeln dieser an und für sich schon widerstandsunfähigere Stamm an seinen nationalen Stammeseigenthümlichkeiten viel mehr eingebüßt hat als der deutsche Stamm in Böhmen, der die gleiche geistige Last eben so lange und vielleicht noch schwerer zu ertragen hatte.

Wenn Dumreicher über die Thätigkeit der deutschen Abgeordneten vom Beginn der Wiederkehr des parlamentarischen Lebens, daher vom Beginn der sechsziger Jahre an bis zum Jahre 1879, stillschweigend hinweggeht, so mag Das begreiflich erscheinen und entschuldbar sein, da er jetzt selbst diesem Vertretungskörper angehört. Wer aber nicht in gleicher Lage ist, der hat die Pflicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und hervorzuheben, daß, wenn sich die politische Lage des Deutschtumes in Oesterreich im Verlaufe der Jahre so bedeutend verschlechterte, die deutschen Abgeordneten zum guten Theil daran Schuld haben, ebenso wie deren damals oberster und nach obenhin mächtiger Führer Schmerling.

Schmerling zeigte in seiner staatsmännischen Thätigkeit stets eine unglückliche Hand, zu Zeiten des Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt eben so wie in den sechziger Jahren als Leiter des österreichischen Staates, als er sich rühmte, auf den Eintritt der Ungarn in den Reichsrath ruhig warten zu können, die Ungarn aber, politisch klüger als er, nicht kamen und sich dadurch den Weg offen erhielten, ihre volle staatliche Selbständigkeit wieder zu erlangen, was ihnen durch ihr staatsmännisches Geschick wenige Jahre später auch gelang. Noch schädigender wirkte auf das Deutschtum die Führerschaft Herbsts, des negirenden Geistes, der im Kritisiren und Zerfasern ein dialektisches Genie war, aber keine staatsmännische Ader besaß. Er war gleichfalls nicht im Stande, für das Deutschtum etwas Positives, etwas Reales, Ersprießliches zu schaffen. Er war es namentlich, der der deutschen Vertreterschaft eben jenen doktrinären Charakter aufprägte, über den Dumreicher klagt. Er hatte kein Verstandniß und keine Befähigung zu einer nationalen realen Politik. Wie gering seine staatsmännische Befähigung war, läßt sich daraus entnehmen, daß er politisch längst tot war, als er starb, und nach seinem Absterben keine Lücke in der Führerschaft des Deutschtums hinterließ. Das Deutschtum hatte, so lange es im Besitze der politischen Macht war, das Unglück, unter seinen Führern nicht eine einzige halbwegs hervorragende staatsmännische Kraft zu besitzen, die im Stande gewesen wäre, die Partei in die richtige politische Bahn zu leiten. Halsstarrig verblieben die deutschen Führer auf ihrem veralteten



politischen Standpunkt, der sich nur wenig von dem achtundvierziger liberalen unterschied, sich Dessen unbewußt, daß sich im Laufe der Zeiten die politischen und sozialen Verhältnisse eben so wie die Bedürfnisse und Wünsche der Völker ändern und demgemäß die Parteilung diesen Zeitveränderungen entgegen zu kommen habe. Wie wenig staatsmännisch die damaligen Führer der Deutschen vorgingen, ersah man aus der doktrinären Durchführung der an sich guten Volksschulgesetze, die die Landbewohner materiell schwer belastete und auf die Bedürfnisse und Verhältnisse des Landmannes keine Rücksicht nahm, wodurch das Landvolk unnötig mißmüthig und verbrossen gemacht und den Führern der Klerikalen eine Waffe gegen die Liberalen in die Hand gedrückt wurde. Eben so wenig staatsmännisch, zum guten Theil in Folge ihres eigenen kirchlichen Indifferentismus, war das Vorgehen der liberalen deutschen Partei in der Behandlung der kirchlichen Fragen. In einem großen Theile des Klerus herrschte damals noch der konziliante josephinische Geist, der durch Entgegenkommen leicht zu gewinnen gewesen wäre. So aber wurde mit rauher Hand eingegriffen, der Klerus dadurch in das feindliche Heer gedrängt, das er jetzt mit den ihn folgenden nicht geringen Volksmassen unterstützt. Mit eben so geringem politischen Takte wußten die deutschen Führer, da sie als Leiter des Staates am Ministertische saßen, nach oben hin zu verfahren. Richtig ist es, was Dumreicher sagt, daß es nicht die Mißgriffe der deutschen Mitglieder des Wiener Abgeordnetenhauses waren, die im Jahre 1879 das damalige deutsch-freundliche Ministerium zum Sturze brachten, wodurch dann der slavische Strom entfesselt wurde. Die damaligen Mißgriffe waren es nicht, sondern die Summe aller jener, die von Anfang an begangen wurden, sie waren es nur, die schließlich dem Fasse den Boden ausschlugen.

Trotz Alledem wäre es aber Unrecht, die ungünstige Lage, in der sich das Deutschthum befindet, diesem allein in die Schuhe zu schieben. Es wirkten und wirken nach dieser Richtung Faktoren mit, die außerhalb der Reichthumsphäre des Deutschthums und seiner Führer liegen.

Andererseits muß anerkannt werden, daß die jetzigen Führer der Deutschen den von ihren Vorgängern begangenen Fehlern thunlichst aus dem Wege zu gehen trachten, wenn sie es auch noch nicht dahin gebracht haben, sich gleich ihren Gegnern, den Czechen, und gleich den Polen auf den ausschließlich nationalen Standpunkt zu stellen. Dies ist der einzig richtige Standpunkt, auf den sich das Deutschthum stellen kann. Nimmt es diesen ein, so gewinnt es damit so sehr an politischer und namentlich an nationaler Kraft, daß es an seiner Zukunft nicht mehr zu verzweifeln braucht.

Czernowiz.

Ludwig Kleinwächter.



## Die Experimentalpsychologie der Zukunft.

Im Jahre 1886 kam mir das erste Heft der von Dr. Bérillon redigirten „Revue de l'Hypnotisme“ zu. Das Erscheinen dieser Zeitschrift gab der endlichen Anerkennung des Hypnotismus einen öffentlichen Ausdruck; die Perspektive einer Experimentalpsychologie war eröffnet. Ich hatte aber damals noch einen speziellen Grund zu frohlocken: Mir fielen Goethes Worte ein:

Den Teufel spürt das Völkchen nie,  
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Der Hypnotismus war für mich eines der Eingangsthore in das Gebiet des Occultismus, und dieses Thor war nun von der offiziellen Wissenschaft selbst durchschritten worden, aber ohne die Ahnung, daß damit nur der erste Schritt in einer ganz neuen Richtung gethan war. Das dunkle Reich ist nun eröffnet, mit dessen Erforschung im Mittelalter so viele „arme schwitzende Menschenhäupter“ sich geplagt haben, und nun werden diesen vorangeeilten Pfadfindern bald die regelrechten Expeditionen folgen.

Zwar spürt das hypnotische Völkchen den Teufel noch immer nicht. Es verwechselt das Thor mit dem Gebäude. Es giebt noch heute Aerzte, die nicht glauben wollen, daß dieser erste Schritt sie bald zu weiteren verpflichten wird, und die den Hypnotismus zu einem bloßen Kapitel der physiologischen Psychologie begrabiren wollen. Es wiederholte sich eben damit die in der Geschichte der Wissenschaften bekannte Erscheinung, daß zwischen der anfänglichen Leugnung und dem schließlichen richtigen Verständniß der Thatfachen eine Zwischenperiode eingeschoben wird, in welcher — um mit Bacon von Verulam zu reden — „das Neue in der Weise des Alten ausgelegt wird.“

Es giebt andere Aerzte, die zwar von der Entwicklung des Hypnotismus noch viele Entdeckungen erwarten, aber ihn doch für eine Sackgasse halten und nicht glauben wollen, daß schon hier der Wegweiser ins dunkle Reich steht. Ich hatte mich aber damals schon seit einer Reihe von Jahren mit Somnambulismus und Spiritismus beschäftigt, also mitten im dunklen Reiche herumgetrieben, und wenigstens so weit orientirt, daß ich nun den am Wegweiser eingetroffenen neuen Ankömmlingen entgegen sah, wie eben der Pfadfinder die regelrechte Expedition begrüßt. Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus sind nur durch ganz flüssige Grenzen getrennt; wer also durch das hypnotische Eingangsthor tritt, wird — es ist das nur eine Frage der Zeit und der Ausdauer — schließlich beim Spiritismus anlangen. Dieser Ueberzeugung gab ich damals einen vorläufigen Ausdruck in einem Aufsatz „Wohin führt der Hypnotismus?“\*), der seither

\*) Psychische Studien. Januar 1888.

in meine „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (I. 238) aufgenommen wurde.

Das hypnotische Völkchen hat seither einige Fortschritte gemacht; ja, es hat den Teufel gespürt; aber es glaubt, nicht von ihm gehalten zu werden, sondern vielmehr selbst ihn zu halten. Der Zusammenhang zwischen Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus wird zwar eingesehen, aber im Sinne der historischen Aufeinanderfolge ausgelegt, wobei die früheren Stufen von der letzten verdrängt und abgelöst würden. Historisch trat zuerst der mittelalterliche Gespensterglaube auf, weil eben hier die Entdeckung am Leichtesten war; dann folgte die Entdeckung des Somnambulismus durch Mesmer und Puysegur, und zuletzt die des Hypnotismus durch Braid. Es herrscht nun heute noch die Ansicht, der Somnambulismus sei durch den Hypnotismus, Mesmer durch Braid, abgelöst. Man glaubt ferner, daß die Suggestion — diese bildet ja den Kern des Hypnotismus — sogar berufen sei, den wieder erstandenen Gespensterglauben, den Spiritismus, zu verschlingen, d. h. auf einen kleinen Wahrheitskern zu reduzieren. Gespenstererscheinungen werden als suggestiv erzeugte Halluzinationen betrachtet. In diesem Sinne hat erst jüngst Einer vom hypnotischen Völkchen seine Trompete ertönen lassen und den ganzen Occultismus in Suggestion aufgelöst: „So zerfällt das Kaleidostop von Dichtung und Wahrheit, wie wir es in den Wundern des Volksglaubens aller Zeiten finden, unter dem Lichte der Suggestion. . . . Es ist, abgesehen von der medizinischen und psychologischen Bedeutung, ein hervorragendes Verdienst der Suggestionlehre, daß sie auch ein volles Licht wirft auf die Verirrungen der menschlichen Phantasie und die Ausschweifungen des Aberglaubens.“\*)

Das Wischen Suggestion, das von der Medizin zwar nicht entdeckt, aber doch ausgebildet wurde, ist also bereits zum Mädchen für Alles geworden. Ein Amulet heilt: ist Wirkung der Suggestion. Kranke werden durch homöopathische Pillen gesund: ist Wirkung der Suggestion. Magnetisirende heilen: immer nur Suggestion. In einer spiritistischen Sitzung erscheint ein Phantem: — ist nur Wirkung der Autosuggestion oder Übertragung der Autosuggestionen des Mediums auf die Experimentirenden.

Wenn man aber schon so verfährt, sollte man wenigstens konsequent sein. Wenn Apothekerquark heilt, warum sollte gerade hier keine Suggestion vorliegen? Es zeigt sich eben wieder einmal, daß wenn Einer eine blaue Brille trägt, ihm Alles blau erscheint. Kaum ist die Suggestion anerkannt, so glaubt man schon mit dieser Lanze alle Gegner niederstrecken zu können; der Erklärungsumfang des neuen Prinzips wird ins Ungeheuerliche aus-

\*) Allgemeine Zeitung. Beilage. 7. April 1893.

gelehnt, und eine Ausnahme machen die Ärzte nur — zu ihren eigenen Gunsten, zu Gunsten der Alopachie.

So meinen also die Herren vom hypnotischen Bälkchen, den ganzen Occultismus zu einem monte testaccio zerschlagen zu können, auf dem sie den hypnotischen Aussichtsgipfel erbauen. Dies ist aber — und Das soll im Nachfolgenden ausgeführt werden — das gerade Gegenteil von Dem, was eintreten wird. Der Hypnotismus ist nicht der Gipfel auf den Trümmern des „Aberglaubens“, sondern er wird eine solide Basis bereiten, auf der sich das Gebäude des Occultismus erheben wird.

Ich denke von der Suggestion durchaus nicht gering; im Gegenteil wird gerade dieser Aufsatz zeigen, daß Niemand sie höher stellt als ich. Sie ist meiner Ansicht nach nicht bloß negativen Aufgaben gewachsen, sondern sehr positiven. Sie wird den Somnambulismus und Spiritismus nicht verschlingen, sondern sie wissenschaftlich begründen helfen.

Was zunächst den Somnambulismus betrifft, so werden ihm die merkwürdigsten Phänomene zugeschrieben; aber so lange wir geduldig warten müssen, bis die Natur sie hervorbringt und der Zufall uns Gelegenheit zur Beobachtung liefert, ist an allseitige Anerkennung dieser Phänomene nicht zu denken. Diese wird erst dann eintreten, wenn wir den Hebel entdecken, diese Phänomene willkürlich herbeizuführen. Ein solcher Hebel ist nun aber die Suggestion.

Betrachten wir nämlich die Phänomene des Somnambulismus, so werden wir — so verschiedenartig sie auch sind — ohne Scharfsinn erkennen, daß in ihnen die Autosuggestion eine eben so große Rolle spielt wie im Hypnotismus die Fremdsuggestion. Autosuggestion und Fremdsuggestion sind nun aber identisch; sie unterscheiden sich nicht dem Wesen nach, sondern nur durch die Quelle, aus der sie kommen. Beide sind dominirende Vorstellungen, die unter Ausschluß aller anderen Vorstellungen zur Meinherrschaft gelangt sind. Von der Macht einer solchen Vorstellung kann man sich nicht leicht eine zu große Meinung bilden. Es wird behauptet, durch Suggestion könne eine Versuchsperson zu einem Verbrechen angetrieben werden. Warum nicht? Die Suggestion ist jedenfalls ein Motiv zum Verbrechen, und wenn dieses Motiv dominirt und alle Gegenmotive fehlen, so muß sich die Suggestion nothwendig in Handlung umsetzen. Es sind Fälle bekannt, daß Nachtwandler unter dem Einfluß einer traumhaften Autosuggestion Verbrechen begingen; es kann also das Selbe eintreten, wenn eine solche Suggestion aus fremder Quelle kommt.

Wenn Autosuggestionen und Fremdsuggestionen dem Wesen nach identisch sind, so müssen sie gegenseitig sich ersetzen können. Phänomene, die der Hypnotiseur erzielt, können also in spontaner Erzeugung auch von

der Natur geliefert werden. Andererseits aber — und das ist für uns viel wichtiger — ~~muß die Autosuggestion auch durch Fremdsuggestion ersetzt werden können; der Hypnotiseur muß also die natürlichen Muster nachmachen können.~~ Wenn Dem so ist — und es ist so —, so eröffnet sich uns die Aussicht auf eine transcendente Experimentalpsychologie, und zwar mit Hilfe der Suggestion. Die Suggestion, weit entfernt, den Somnambulismus zu verschlingen, wird vielmehr in seinen Dienst gestellt; die vermeintliche Lanze, womit man den Somnambulismus niederstrecken wollte, wird sich in einen Hebel seiner Phänomene verwandeln.

Was bisher als Experimentalpsychologie geboten worden ist, reicht allenfalls hin zu einem Kapitel der Gehirnphysiologie, trägt aber zur Lösung des Menschenräthsels fast nichts bei. Ich verstehe unter transcendentaler Experimentalpsychologie eine solche, welche die Existenz einer Seele und deren noch unbekanntem Fähigkeiten beweist. Daß aber die Suggestion der Hebel werden kann, diese in der Regel latenten Fähigkeiten auszulösen, ist nicht verwunderlich. Eine dominirende, alleinherrschende Vorstellung muß naturgemäß von der größten Leistungsfähigkeit sein. Wer von einer solchen beherrscht ist, wird alle seine Kräfte in ihren Dienst stellen, und wenn die normalen Kräfte nicht ausreichen, wird er, in die Tiefen seines Wesens greifend, die abnormen Kräfte heranziehen.

Ein kurzer Ueberblick über die Phänomene des Somnambulismus und die Parallelfälle des Hypnotismus wird uns Das erkennen lassen:

Nehmen wir z. B. das Stigma. Eine Nonne, etwa Katharina Emmerich, ganz versunken in den Anblick des Kreuzifixes, das sie in Händen hält, erweckt sich autosuggestiv so lebhaft Vorstellungen von den Schmerzen des Heilandes, daß diese dominirende Vorstellung in der Gefühlsphäre ein lebhaftes Mitempfinden erregt und, sogar in die organische Sphäre übergreifend, am eigenen Leibe das plastische Stigma erzeugt. Daß der psychische Vorgang von dieser Art ist, hat schon Giordano Bruno gewußt, was aber unsere physiologischen Psychologen nicht abhält, noch 300 Jahre später alle Berichte dieser Art zum Aberglauben zu werfen. So z. B. Professor Virchow in seiner Schrift „Ueber Wunder“. Aber dieses „wissenschaftliche“ Dekret war kaum erlassen, als der Parallelfall auf der Seite der Fremdsuggestion entdeckt wurde: das künstliche Stigma. Brandblasen, roth unterlaufene Schriftzüge oder Abbildungen von Gegenständen können am Leibe von Versuchspersonen durch Fremdsuggestion erzeugt werden.

Eine andere Fähigkeit der Somnambulen ist der sogenannte Heilmittelininstinkt, und es fehlt sogar nicht an Ärzten, die von dieser Fähigkeit mehr halten als von der wissenschaftlichen Therapie. Somnambule, die sich selbst überlassen sind, beschäftigen sich zunächst damit, ihre eigene

Diagnose vorzunehmen und die Mittel ihrer Heilung zu suchen; aber nicht bei allen vertieft sich der Somnambulismus bis zu diesem Grade. Wenn er aber nicht spontan diese Richtung nimmt, so kann sie ihm ohne Zweifel durch Fremdsuggestion ertheilt werden. Allem Anschein nach war Dies das Geheimniß des Tempelschlafes im Alterthum. Wäre dabei nur Somnambulismus erweckt worden, so würde sich der Heiltraum wohl manchmal wie bei unseren Somnambulen, eingestellt haben, aber nicht regelmäßig. Ich vermuthe daher, daß die Tempelpriester das Geheimniß der Suggestion kannten. Als ich in meinem Arbeitszimmer einem Patienten eine solche Suggestion ertheilen ließ, stellte sich nicht nur der — sogar posthypnotisch für die nächste Nacht angelegte — Heiltraum ein, sondern die Traumphantasie dramatisirte den Vorgang sogar so, wie es vor Jahrtausenden bei den ägyptischen Tempelschläfern geschah, indem der Patient „eine Stimme hörte“, die ihm therapeutische Rathschläge ertheilte.\*)

Ein weiteres Phänomen ist der Heiltraum für Andere. Nehmen wir zunächst ein natürliches Muster. Nach den Berichten alter Schriftsteller saß Alexander der Große am Krankenbett seines Freundes Ptolemäus — des späteren Königs von Egypten —, der von einem vergifteten Pfeil verwundet worden war und unter großen Schmerzen den Tod erwartetet. Alexander war tief bekümmert und, von Müdigkeit überwältigt, schlief er ein. Im Traum erschien ihm der Drache, den seine Mutter Olympia hielt, mit einer Wurzel im Rachen, sagte ihm, wo diese Wurzel wachse, und daß sie den Ptolemäus heilen würde. Erwacht, beschrieb Alexander diese Wurzel und deren Fundort; die ausgesendeten Soldaten brachten sie, und nicht bloß Ptolemäus wurde geheilt, sondern auch viele Soldaten, die ebenfalls Pfeilwunden erhalten hatten.\*\*\*) Hier zeigt sich nun sehr deutlich, daß Alexander seine Sorge um den totkranken Freund als dominirende Vorstellung in den Schlaf hinüber nahm, welche Fernsehen und den Heiltraum auslöste. Ähnlich muß der Vorgang gewesen sein, wenn, wie es berichtet wird, die Tempelpriester manchmal für ihre Patienten den Heiltraum hatten. Als Parallelfälle auf Seite der Fremdsuggestion sind aber alle jene Fälle anzusehen, wo unsere Magnetisirenden den Heilinstinkt der Somnambulen auf fremde Kranke lenken.

Eine andere transscendentale Fähigkeit ist das Fernsehen im Traum. Relativ häufig und aus allen Jahrhunderten sind solche natürlichen Muster berichtet, wobei Leute, die über den Verlust einer Urkunde, Quittung u. bekümmert einschliefen, im Traum Aufschluß erhielten, wo sie zu finden seien.

\*) du Prel: Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften.

\*\*\*) Cicero de divinat. II. c. 66. Curtius Rufus IX, 8. Strabo XV, 2. 7. Diodorus XVII. 103. Suetonius IX.

Wie ich schon einmal (in Nr. 30 der „Zukunft“) ausgeführt habe, können wir die experimentellen Parallelfälle dadurch gewinnen, daß wir die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzen. Was ferner die verschiedenen Arten von somnambuler Fernwirkung betrifft, so läßt sich in den Berichten darüber häufig der autosuggestive Hebel erkennen; ich zweifle daher nicht, daß auch dieses Phänomen durch Fremdsuggestion erzielt werden kann. Das aber ist bei der relativen Seltenheit der natürlichen Muster der einzige Weg, wodurch Zweifler von der latenten Existenz magischer Kräfte im lebenden Menschen überzeugt werden können. Im Jahrhundert der Experimente stellt man auch an die transcendente Psychologie die Anforderung, Experimentalwissenschaft zu werden.

Noch aber haben wir die weitere Frage zu lösen, ob die Suggestion auch mit dem bedenklichsten und bestrittensten Theil des Occultismus in Verbindung gebracht werden kann, mit dem Spiritismus, und zwar als Hebel zur Erzeugung spiritistischer Phänomene. Nehmen wir gleich den extremsten Fall, die Materialisation. Wie ist eine solche denkbar? Wir würden uns nur werthlosen Phantasien hingeben, wenn wir sagten, der Mensch erwerbe im Tode die Fähigkeit, als Geist erscheinen zu können. Dagegen würde das Phänomen der Geistererscheinung aufhören, paradox zu sein, wenn sich nachweisen ließe, daß auch diese Fähigkeit, gleich dem Fernsehen und Fernwirken, zu den latenten Fähigkeiten schon des lebenden Menschen gehört. Nun ist im Occultismus sehr viel vom Doppelgänger die Rede, und dieser kann in dreierlei Weise gedacht werden:

1. Als subjektive Halluzination des Seher's.
2. Als telepathisch erzeugte Halluzination des Seher's.
3. Als reales Gebilde, also als Materialisation des Diesseits.

Dem Problem des Doppelgängers habe ich eine sehr ausführliche Untersuchung gewidmet\*), und wenn der Leser das dort angehäufte Thatfachenmaterial durchsieht, wird er leicht erkennen, daß die meisten Fälle zur zweiten Kategorie gehören, in die telepathisch erzeugten Halluzinationen. Meistens aber zeigt sich dabei der Mensch, der seinen Doppelgänger entsendet, beherrscht von einer dominirenden Vorstellung, z. B. von tiefer Sehnsucht nach der Person des Seher's. Daß nun dieses telepathische Erscheinen als Halluzination des Seher's auch herbeigeführt werden kann, wenn wir die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzen, bedarf keiner näheren Ausführung. Uns aber, die wir den Zusammenhang zwischen Suggestion und Materialisation finden wollen, interessiert hier nur die dritte Kategorie, der reale Doppelgänger, der seine Objektivität dadurch beweist,

\*) du Prel: Monistische Seelenlehre. 167—261.

daß er reale und bleibende Wirkungen ausübt. Bei der Frage nun, ob auch dieses Phänomen in das Programm der Experimentalpsychologie aufzunehmen ist, müssen wir wieder die natürlichen Muster betrachten und nach Fällen Umschau halten, wo unter dem erregenden Einfluß einer starken Autosuggestion die Entsendung eines realen Doppeltgängers eintritt.

Einen Fall dieser Art aus neuerer Zeit finden wir in einer Zeitschrift von streng wissenschaftlichem Charakter berichtet\*), wo er viel ausführlicher dargestellt ist, als es hier geschehen kann, und wo mehrfache Zeugnisaussagen zusammengestellt sind. Herr Wilmot schiffte sich 1863 auf dem Dampfer „City of Limerik“ in Liverpool nach New-York ein, wo seine Frau und Kinder waren. Am zweiten Tag erhob sich ein Sturm, der über eine Woche anhielt und erst in der Nacht vom 8. bis 9. Tag nachließ. Zum ersten Mal seit seiner Einschiffung hatte Wilmot nun wieder eine gute Nacht. Inzwischen hatte seine Frau Nachricht von den Stürmen im Atlantischen Ozean erhalten, und ihre Sorge steigerte sich aufs Höchste, als die Nachricht kam, daß die nach Boston segelnde „Afrika“, die am gleichen Tag wie die „City of Limerik“ England verlassen hatte, gescheitert war. Die Frau war in der größten Angst um ihren Gatten und blieb mit dem Gedanken an ihn sehr lange auf.

Hier sehen wir also eine dominierende Autosuggestion auf der Grundlage tiefer Sorge erweckt, und wenn auch der Originalbericht darüber schweigt, nehme ich an, daß der letzte Gedanke der Frau Wilmot vor dem Einschlafen ihr Gatte war, der demnach dominierende Vorstellung verblieb. Gegen 4 Uhr morgens träumte sie, über das in Aufruhr befindliche Meer geführt zu werden, wo sie einem schwarzen und niedrigen Schiff begegnete. Sie stieg an Bord und suchte in den Kabinen bis zu jenen des Hinterbeds. Dort fand sie ihren Gatten und sie wunderte sich darüber, daß das über ihm befindliche Bett weiter zurück geschoben war als sein eigenes. Es lag im oberen Bett ein Mann, der sie fixierte, so daß sie einen Augenblick schwankte, ob sie eintreten sollte. Dann aber ging sie vorwärts, beugte sich über ihren Mann, umarmte ihn und ging wieder.

Wie sich nun später herausstellte, entsprach das Aussehen des Schiffes und der Kabine vollständig der Wirklichkeit. Es fragt sich also, ob hier die Autosuggestion ein räumliches Ferngesicht auslöste, oder ob der reale Doppeltgänger entsendet wurde. Um diese Alternative zu entscheiden, müssen wir die korrespondierenden Vorgänge auf dem Schiff und die Wahrnehmungen der beiden Kabinenbewohner zur gleichen Stunde untersuchen. Ihr Mann lag — wie erwähnt, zum ersten Male gut schlafend — in

\*) Annales des sciences psychiques. I. 219—226.



seinem Bett. Gegen Morgen träumte er, seine Frau trete herein, zögere einen Augenblick beim Anblick des Schlafkameraden, gehe dann aber auf ihn zu, umarme ihn und entferne sich wieder. Als er erwachte — und damit kommen wir auf den entscheidenden Punkt —, sah er seinen Schlafkameraden William D., der mit aufgestützten Ellenbogen auf ihn herabsah. „Sie sind ein glücklicher Junge — sagte William — eine Dame zu haben, die in dieser Weise zu Ihnen kommt.“ Wilmot bat ihn, sich näher zu erklären, und nun erzählte William, was er wachend gesehen hatte, und was mit dem Traume Wilmots genau übereinstimmte.

Man könnte nun sagen, Frau Wilmot habe einen Wahrtraum gehabt, den sie fernwirkend auf ihren Mann und dieser seinerseits auf den wachenden William übertrug; aber eine solche Mehrheit ganz ungewöhnlicher Vorgänge, im gleichen Augenblick zusammenfallend, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Fand dagegen die Entsendung des Doppelgängers statt, der genug Realität hatte, um auf den Gesichtssinn des wachenden William zu wirken, so fällt der Wahrtraum der Frau Wilmot und dessen doppelte Uebertragung als überflüssig hinweg.

Nun giebt es genug Berichte über Doppelgänger, die nicht bloß auf den Gesichtssinn Unbetheiligter wirken, sondern durch eine Thätigkeit von materieller und bleibender Wirkung ihre Realität beweisen. Im Falle Wilmot aber ist diese Annahme um so zulässiger, als er dadurch sehr vereinfacht wird. Damit ist nun aber ein Punkt erreicht, der für die Experimentalpsychologie sehr wichtig ist. Es würde sich daraus ergeben, daß eine auf Grund hochgradiger Erregung eintretende Autosuggestion, wie sie die anderen occulthen Fähigkeiten auslöst, so auch die Entsendung des Doppelgängers auslösen kann, so daß er an dem ihm von der Autosuggestion angewiesenen Ort erscheint.

Der reale Doppelgänger ist nun innerhalb der transcendentalen Psychologie eben Das, was im Gebiete des Spiritismus die Materialisation ist; er ist die Materialisation des Diesseits. Er bildet eine von den vielen merkwürdigen Analogien zwischen Somnambulismus und Spiritismus, und zwar diejenige, die sich auf den Superlativ des Spiritismus bezieht. Die Fähigkeit der Somnambulen, real an entferntem Ort zu erscheinen, ist identisch mit der von Verstorbenen, sich dort zu materialisiren, wohin ihre Gedanken und Gefühle gerichtet sind. Nur ein Gradunterschied scheint vorhanden zu sein, weil das leibliche Leben als ein beträchtliches Hinderniß sich erweist. Es bedarf beim lebenden Menschen einer sehr tief gehenden Erregung und einer in hohem Grade dominirenden Autosuggestion, damit sein transcendentaler Wesenskern affizirt und zur Entsendung des Doppelgängers veranlaßt wird. Darum eben ist das Phänomen auch selten. Bei

Verstorbenen scheint es eines so starken Anstoßes nicht zu bedürfen, die Seltenheit des Phänomens daher anderen Ursachen zugeschrieben werden zu müssen. Dem transzendenten Subjekt sind ja alle mystischen Fähigkeiten normal und sie bedürfen keiner hochgradigen Motivation. Wohl aber ist diese nöthig, wenn der erste Anstoß vom sinnlichen Bewußtsein des lebenden Menschen ausgeht, weil nur starke Erregungen auf den transzendenten Wesenskern sich fortpflanzen und übertragen und ihn in Mitleidenenschaft ziehen. Damit stimmt die Erfahrung überein. Dem Erscheinen des Doppelgängers liegt immer eine lebhaftere Autosuggestion des lebenden Menschen zu Grunde; dem Erscheinen spiritistischer Phantome entspricht schon der normale Motivationsgrad.

Die wichtigste Frage der Experimentalpsychologie wäre nun die, ob auch die spiritistische Materialisation dem Experiment zugänglich gemacht werden kann. Wer an spiritistische Materialisationen nicht glaubt, erklärt sie aus Mascheraden der Medien oder aus Halluzinationen der Zuschauer. Aber auch der Spiritist, der sich von der objektiven Realität der Phantome überzeugt hat, wird sich vielleicht doch sagen, daß der Identitätsbeweis, d. h. der Beweis, daß wir es dabei mit einem bestimmten Verstorbenen zu thun haben, bisher nicht geliefert worden ist.

Zu dem Experiment, das ich in dieser Hinsicht vorschlagen möchte, haben wir schon im Bisherigen einige Anhaltspunkte gewonnen. Bei den verschiedenen mystischen Fähigkeiten nämlich hat sich die Autosuggestion als ein sehr günstiger Auslöschungshebel gezeigt, und es hat sich ergeben, daß sein Ersatz durch Fremdsuggestion die experimentellen Parallelercheinungen liefert. Der autosuggestive Hebel ist nun auch beim Doppelgänger erkenntlich, und daraus dürfen wir schließen, daß auch hier durch Fremdsuggestion ein gleichwertiger Ersatz geboten werden kann. Ein großer Vorzug der Fremdsuggestion ist es nun aber, daß sie auch posthypnotisch angelegt werden kann, und wenn sich dieser Vortheil für den Doppelgänger, für die Materialisation des Diesseits, ausnützen ließe, so muß auch die spiritistische Materialisation, d. h. der posthume Doppelgänger, auf diesem Wege möglich sein. Vom Standpunkt der Logik läßt sich gegen diese Möglichkeit nichts einwenden; wichtiger aber ist, daß auch der Erfahrungsbeweis schon in zahlreichen Fällen geliefert worden ist, nur daß man sich über den psychologischen Prozeß nie klar genug war, um das Experiment mit dem nöthigen wissenschaftlichen Raffinement anzustellen.

In der älteren Literatur nämlich sowie in Sammelwerken der Neuzeit sind ziemlich viele Fälle berichtet, wo lebende Menschen, durch starke Bande der Freundschaft und Liebe verbunden, unter dem erregenden Einfluß einer Abschiedsstunde sich gegenseitig das Versprechen gaben, daß der

zuerst Sterbende dem Ueberlebenden erscheinen sollte und daß diese Erscheinung dann entweder im Augenblick des Sterbens oder bald darauf eintrat. Hier liegt also eine gegenseitige und zwar posthum angelegte Fremdsuggestion vor. Gewiß sind nun solche Versprechungen nur in seltenen Fällen eingelöst worden, und zwar darum, weil Fremdsuggestionen, im Wachen ertheilt, nur selten haften. Solche Versuche würden aber häufiger von Erfolg begleitet sein, wenn der Empfänger jeweilig in dem für Suggestionen günstigsten Zustande sich befände. Dieser Zustand ist der Hypnotismus. Ich möchte daher dem Versuche das Wort reden, das Versprechen posthypnotischer oder posthumer Erscheinung hypnotisirten Personen abzuverlangen. Die posthume Ausführung solcher Suggestionen dürfte sogar leichter sein als die posthypnotische zu Lebzeiten, diese aber wieder um so leichter, je mehr der Zustand der Versuchsperson dem posthumer Zustand sich annähert, d. h. je geringer das leibliche Hinderniß ist. Es kann der normale Schlaf genügen, mehr Erfolg aber dürfte der Somnambulismus bieten, oder wenn die Versuchsperson als lebendig begrabener Fatir das leibliche Hinderniß vorübergehend abgelegt hat.

Wir rühmen uns eines großen Vorzugs vor den Thieren, nämlich unseres Selbstbewußtseins. Wie schlecht es aber mit diesem bestellt ist, ersehen wir daraus, daß der Streit, ob wir eine Seele besitzen und unsterblich sind, nun schon seit Jahrtausenden geführt wird, ohne erledigt zu sein. Es ist also wohl der Mühe werth, einen Versuch anzustellen, der diesen Streit experimentell und definitiv zur Entscheidung brächte. Logisch läßt sich der Vorschlag, wie gesagt, rechtfertigen; aber probiren geht über studiren, und da nun schon so zahlreiche Gesellschaften bestehen, welche den Occultismus erforschen, so sollten die Versuche ernstlich in die Hand genommen werden, die ohnehin nur eine hypnotisirbare Person voraussetzen. Wenn dem posthypnotisch oder posthum angelegten Phantom zudem eine Thätigkeit von materieller und bleibender Wirkung anbefohlen und der photographische Apparat zur Stelle wäre, der zur angelegten Stunde den Beweis der Realität des Phantoms liefern könnte, so würden den zahlreichen Fällen, wo das Erscheinen des Phantoms durch Autosuggestion ausgelöst wird, bald auch die Parallelfälle auf Seite der Fremdsuggestion beigelegt werden können. So würden wir, ausgehend von der hypnotischen Suggestion und hindurchgehend durch die verschiedenen Mittelglieder, beim Superlativ des Spiritismus, bei der Materialisation und dem Identitätsbeweis anlangen, und erst dann wäre die Behauptung, daß der Hypnotismus zum Spiritismus führt, auch experimentell erwiesen.

München.

Dr. Karl du Prel.



## Otto von Bismarck.

Du Einiger der Schmidt und Schulz,  
 Der Meier und Müller,  
 Wie ein Mastodon  
 Stampfst Du durch die Welt,  
 Königreiche entwurzelnd,  
 Und wie Schilf  
 Deine Widersacher nieder tretend!  
 Und wer Alles stellte sich Dir gegenüber:  
 Vom geriebensten Fuchs  
 Bis zum eingeräuchertsten Gewohnheitsphilister,  
 Sie Alle forderten:  
 Weg mit ihm!  
 Er stört unsern Mittagsschlaf,  
 Er ist ein Revolutionär!  
 Und die Hämischen jubelten unbändig,  
 Wenn sie Dich am Boden glaubten,  
 Und was sie an Gemeinheit in Vorrath hatten,  
 Ließen sie Dich fühlen,  
 Und sie spieen Dir nach.  
 Aber niemals lagst Du am Boden,  
 Denn ihre Nachenschaften  
 Durchschautest Du.  
 So ging durch grimmiges Feindesland,  
 Durch ehrliches und unehrliches,  
 Dein Schritt,  
 Und mit Deinen zusammengezogenen Brauen  
 Zwangst Du Deine Gegner  
 Zur Erde.  
 Viele Jahre  
 Mußtest Du waten  
 Durch den tiefen Sumpf  
 Der Verleumdung.  
 Von den Rändern her  
 Flog Pfeil auf Pfeil Dir zu.  
 Und Du rieffst:  
 Da lach' ich über!  
 Bis endlich Dein Stern ausging:  
 Nun brüllten sie Dir Heil,  
 Erst Wenige,  
 Dann wir Alle, die große Hurrahmasse.  
 Doch aus dem furchtbaren Kampfe  
 Brachtest Du unheilbare Wunden mit:  
 Verachtung und Menschenhaß,  
 Wie Jeder,  
 Der sich lange hat schlagen müssen,  
 Wenn er war wie Du —  
 Ein Genie!

## Sterben.

... „hm!“ ... der Oheim räusperte sich und es flog wie ein Lächeln um seinen Mund.

Wir saßen in der milden Abenddämmerung auf dem Altan und schauten hinaus aufs Meer. Ich hatte von meinem Bruder erzählt, der auf der See da draußen geblieben war; mein Gesicht war weiß und kalt. „Huh!“ beutelte es mich; „das muß schrecklich sein ... Du, es muß schrecklich sein, das Sterben!“

„hm ... hm—hm! Du hast also Angst vor dem Tode.“

Er sah herabgekommen aus, der Oheim, wie er so im Schaukelstuhl da-saß, zusammengesunken, eingewickelt in Pelzwerk und Shawls, obwohl es mitten im Sommer war. Er war ein frischer Geselle gewesen und der flotteste Herr weit und breit; doch er hatte „wild“ gelebt, wie man sagte, und war gleichsam nur mehr ein Schatten seiner selbst. Sein Antlitz war gelb und eingefallen; die Augen lagen groß und matt in ihren Höhlen und glitten unter ein paar schweren Lidern herum; auf Wangen und Kinn standen die Bartstoppeln dicht und grau, mit gelblichen und weißlichen Flecken. Es war ein leichter Schlaganfall, der ihn so niedergebrochen hatte; den ganzen Frühling fast war er im Bett gewesen. Nun sollte er auf dem Lande wieder zu Kräften gelangen, und da war er denn zu uns gekommen. Hier hatte er Pflege, und bekannte Gesichter um sich; überdies war es auf alle Fälle klug, bei einem Arzt zu wohnen.

Ich war spät und früh um ihn; ich hatte den Oheim immer lieb gehabt. Er hatte auch nichts gegen mich, und ich bildete mir ein, daß ich mit meinem Geschwäg und meinen Geschichten aus Stall und Gesindestube ihm die Zeit vertreiben half. Ich war damals ein Bursch von etwa fünfzehn Jahren.

Er saß zumeist und schwieg und hörte zu; es fiel ihm nicht leicht, zu reden. Er rang oft schwer nach Athem und seine Stimme war unklar und matt; fortwährend räusperte er sich; das half aber nicht sehr. Manchmal wars, als versagte ihm die Zunge; die Worte kamen dick und klebrig und geschwollen hervor; besonders leicht blieb er an Silben hängen, in denen ein S vorkam. Nur selten konnte er aufleben; dann ging es leichter. Und da wurde ich froh; denn ich glaubte, nun würde er bald wieder gesund sein.

— „Ja ja, die Jugend! Da steht der Tod nicht schön aus.“

„Glaubst Du denn nicht, daß es unangenehm ist, zu sterben?“

„Nein“, antwortete er. Und so bestimmt, als ob ers probirt hätte.

Ich wurde neugierig.

„Der Tod, hm“, räusperte der Oheim, „grüßt uns, eh' man es denkt.“

Hm. Ich ... kenne ihn gut. Er ist nicht so arg.“

„Erzähle, erzähle ... wenn Du nicht zu schwach bist —“

„hm; nicht viel zu erzählen. Ich bin gar ... manches Mal in Lebens- gefahr gewesen. Aber das ist's nicht. Man muß dem Tod ... so nahe kommen, daß man ihm ... in die Augen sieht. — Da vergeht man die Angst.“

„hm! — Das erste Mal war ich ein kleiner Bub' von fünf Jahren ... oder auch mehr. Ich lag am Rande eines Bachs ... wir wohnten damals auf dem Lande ... und warf Steine ins Wasser. Es war in der Nähe des

Ufers Alles voll mit Forellenbrut; ganze Schaaren hielten da und gafften und glogten im warmen Wasser; es unterhielt mich, sie zu . . . hm . . . f—schrecken. Aber wie es auch kam —, plötzlich lag ich selber drunten. Und mir dächte, es sei gut, da drin zu liegen. Ich lag auf dem Rücken und schaute geradewegs hinauf in Luft und Himmel. . . . hm! . . . wie durch einen blauen Schleier. Es war so weit und blau und licht da droben, schrecklich schön schiens mir.

„Es wurde leicht und leichter rings um mich, licht und lichter. Und weich. Gleichwie als läge ich in Luft, ruhte in Luft, weicher, leichter Luft . . . Alles milb, rein; unendlich klar; und gar nichts Anderes auf der Welt wollte ich als hier liegen und ruhen. Hm. Unendlich weit sah ich, hinauf und hinaus; — durch lauter diamantblauen Himmel, — der in Licht verblasste, hm. Zitterndes, dichtes Licht . . . so dicht, daß es zu einem weißen Nebel ward. Ein Meer von Luft und Licht. Und mitten drin lag ich und ruhte, — ach, wie gut!“

Er räusperte sich und nahm einen Schluck aus dem Wasserglas, das er neben sich stehen hatte, und ich sah seinem Auge an, daß er sich frisch belebte.

„Aber war es nicht unangenehm, keinen Athem zu kriegen?“

„Nur gut, nur gut!“ er schüttelte den Kopf. „Leicht, leicht. — Aber in diesem weißen, klaren Lichte . . . dehnten sich lange, leichte Schatten von Grün und Braun; Halbschatten; — grünes Blattgefieder, lange, braune Zweige und Stengel; rein tropisch, hm! ein Urwald von Palmblättern und . . . Schlinggewächsen . . . und Blumen, schattenhaft, so groß wie Monde; — wild und reich, in Büscheln und Ranken und langen Flechten. Hm! Ich war wohl in das hohe Binsengras gerathen, zwischen Wasserlilien und Schilf und all das sonstige Zeug, das an tiefen Flußuferu wächst.“ Er schöpfte Athem, lang und schwer.

„Wußtest Du von Dir?“

„Hm . . . nicht recht. — Nur Bilder, die sich auf der Netzhaut zeichneten . . . und wie durch einen Nebel im Gehirne spiegelten. Mehr weiß ich nicht, bis ich im Schooß meines Kindermädchens aufwachte. Sie war ganz außer sich, hm; hm—hm! — das kam mir merkwürdig vor. Mir that es nur leid, daß ich nicht mehr so weich gebettet lag. Und gar manchmal seither habe ich ihm geflucht . . . ihrem Burtschen da, . . . daß er sie nicht drei Minuten länger aufhalten konnte . . . dann wäre ich fertig gewesen.“

Das that mir nun weh und ich versuchte, ihn zu trösten. „Du hast es doch zu Deiner Zeit ganz lustig gehabt, Oheim, nicht?“

„Ge habt, ja;“ — er lächelte matt. Das Lächeln wollte nicht recht heraus auf der einen Seite; es wurde schief und sah seltsam schmerzlich aus. „Ge habt haben ist nicht die Hälfte so viel werth wie haben werden . . . Aber das verstehst Du noch nicht.“

Armer Oheim; so war es, das Kranksein!

Er trank Wasser und fuhr fort.

„— Hm! — Das zweite Mal, da war ich wohl so in Deinem Alter. — Es ging aufs Frühjahr zu. Der Schnee lag noch da; allein mitten im Tage thaute es. Und die Wildbäche stiegen und sprengten das Eis.“

„Ich bekam Erlaubniß von meinem Vater, die Knechte zu begleiten und mit ihnen Heu und Stroh von Karvit heim zu fahren . . . Du weißt ja, von diesem Unterhof. Wir konnten nicht länger über das Eis, mußten über die Brücke . . . Aber das war damals noch die alte Brücke, gar keine Brücke, sondern nur ein langer Steg, ohne Geländer oder Dergleichen; Planken, quer über einige Balken gelegt — hm. Und sie war hoch, damit im Frühling . . .

der Eisgang sie nicht mitnehme. Und knapp über drei Ellen breit, gerade so weit, daß man noch gut fahren konnte. „Glatt war es nun, im Schneeschmelzen, auch. Die Schlittenbäume glitten, so daß sie hie und da bis dicht an die Brückenante gerietßen. Und da drunten ging der Eiv, — Hochwasser, mächtig und schwer, mit Poltern und Knacken und Knistern vom springenden Eis, das trieb; große, breite Schollen. Ich saß auf dem Langschlitten und wagte kaum da hinabzugucken; es war wie ein schäumender schwarzer Abgrund.“

„Hüh!“

„Hm. Hm — hm! Auf dem Heimweg führen die Knechte voran; ich und der Schimmel kamen mit einer Ladung Stroh hinten nach. Ich wagte da über diese Brücke nicht droben zu sitzen, ging lieber daneben, folgte dem Pferd. Hatte keine Angst; war es hinüber gut gegangen, so ging es wohl auch herüber gut; der Schimmel war so klug; er wurde schon allein damit fertig. Ich hielt mich dicht ans Pferd und erprobte meinen Muth, indem ich ging und in den Eiv hinab sah; — das war etwas Schönes, dächte mir; gewaltig. In gelben Wirbeln schoß es daher, schwarz und tief, und die Eischollen tummelten Rand an Rand, gegen einander und um einander . . . Und vielleicht 24 Zoll zwischen mir und der Rante.“

„Blöthlich — ich weiß nicht, wie es zuging; aber der Wagen war nach vorn gekommen, an meine Seite, und die 24 Zoll waren zu zwölfen geworden . . .“ er gähnte. „Ich wollte mich wieder vorwärts, zum Schimmel, flüchten; da glitt die Feder mit dem Vorderende . . .“ („hm, Onkel!“) — „ein Bißchen, ein klein winzig Bißchen um . . . aber der freie Rand wurde so schmal, daß ich nicht länger vorwärts konnte. Hüh, Schimmel; — ich ließ die Bügel los und wollte mich rückwärts anhängen . . . da glitt dieses Ende auch . . .“ (Nein! nein!“ — ich faßte seinen Stuhl); — dann rutschte die ganze Ladung noch einen Zoll . . . und noch einen kleinen halben Zoll . . . und blieb so.“

Er gähnte lang und tief. Ich hielt mich krampfhaft am Stuhl fest.

„Hm. — Aller Ausweg versperrt.“

Zwischen der Schlittenkufe und der Brückenante war nun ein so schmaler Rand, daß die Zehen in meinen Stiefeln glaube ich . . . darüber hinausragten. Ich war mit dem Rücken an die Feder argerathen und hatte einen kleinen Druck auf den Achseln, während ich so dastand und mich vorwärts beugte . . . über den Eisgang drunten, . . . mit ausgestreckten Armen . . . gleichsam hängend und im letzten Rest des Gleichgewichts schaukelnd.“

„An die Ladung konnte ich mich nicht anhalten, die Bügel hatte ich losgelassen; rührte ich eine Hand, bewegte ich einen Muskel, . . . so ging's ohne Gnade in den Eiv hinab.“

Er schnappte nach Luft; die Finger rücten und zuckten nervös; er trank Wasser. — „Da sah ich dem Tod ins Auge.“ —

„Hm. Gleich lag ich da drunten, das wußte ich. Dorthin, auf jenen Fleck, wollte ich fallen, nicht mitten in den Wirbel; im nächsten Athemzuge mußte ich daliegen. Schon fühlte ich, wie ich das Gleichgewicht verlor . . .“

„Da kam eine unendliche Ruhe über mich. Ich faßte den Fleck ins Auge, auf den ich fallen sollte, machte mich bekannt mit ihm, und mit einem Male sah er mir so gut und weich aus. Es war, als habe der Eiv an dieser Stelle Gesicht und Ausdruck bekommen. Einen guten, ruhigen Ausdruck. Mit einem großen, feuchten Auge schaute er herauf auf mich armen Wurm, der da schwindelnd über den Brückenrand hing, und es war, als spräche er zu mir:

„Komm', Du; ich bin nicht so kalt, wie ich ausseh'.' Und es ward still in mir: die Welt verging in Säusen, und ich war fertig. Ich wollte kommen; nun kam ich; ich gab mich dahin und Alles wurde so förmlich sicher.

„Das Gleichgewicht begann zu weichen, mich so zu sagen im Stich zu lassen —; da fühlte ich zwischen den Fingern der linken Hand . . . einen Halm Stroh —. Ich habe nicht die leiseste Idee, wieso ich ihn zu fassen gekriegt, und eben so wenig verstehe ich, wie es zuging, daß ich zugleich Halt gewann, vollen Halt, mich aufrichten konnte und hinter der Fuhre vorbeizwängen konnte; das Einzige, woran ich mich erinnere, ist, daß die Knechte gelaufen kamen, um nach mir zu sehen; da war ich aber schon gerettet.“

Ich athmete tief aus. Der Oheim leerte sein Glas; er suchte mit den Armen und er streckte sich im Stuhl.

„Nachträglich empfand ich Schrecken, solchen Schrecken, daß ich bebte . . . Doch wenn man dem Tod ins Auge sieht, so fürchtet man sich nicht.“

Es fiel mir ein, es könne sicher nicht gut sein, daß der Oheim jetzt an diese Dinge dachte, und ich versuchte, ihn auf andere Sachen zu bringen. „Richtig“, sagte ich ablenkend, hast Du Dir des Vaters neuen Schimmel genauer angesehen? Findest Du das Thier nicht auch prächtig?“

Pferde, das war das Einzige, um was er sich noch kümmerte, und bald war der Tod vergessen, um des grauen Fohlens willen.

Doch von diesem kam er auf ein Pferd, das er selbst einmal besessen, und ehe ich es merkte, waren wir schon mitten in dem selben Gespräch wie früher.

„Ja, der Fuchs, ja — hm. Nun ist er alt, der arme Teufel, und geht im Flug. Allein in seiner Jugend war er ausgelassen, hm.“

„Hm — hm! — und dadurch war er die Ursache, daß ich einmal den Tod in der Nähe sah.“

„Ach ja, damals, als das Fräulein vom Theater umkam; — wie lange mag das wohl her sein?“ — Gar zu gern wollte ich ihn zum Erzählen bringen.

„Ah hm; Du, Du hast damals noch gar nicht existirt“, antwortete er. „Den Fuchs hatte ich in Dänemark gekauft; es war ein edles Thier. Der feinste Kopf, den ich je an einem Pferd gesehen, und Fesseln! . . . und eine Haltung! — Und solche Ohren, so klein und lebendig; ja, ja! Hm. Ich kann noch heiter werden, wenn ich mich an den Fuchs erinnere; jetzt ist er alt, der Arme, — s'ist aus mit ihm wie mit mir. Hja, ja!“ —

„Hm. Ich kam mit dem Pferde heim, und fuhr damit jeden Tag und alle Leute waren entzückt von „Hannibal“. Jene Lizzy, die Arme, — sie ver-gastete sich derart in das Pferd, daß sie um dessenwillen zu mir kam, — nur um eine Spazierfahrt mitzumachen, hm. Hm. Aber . . . ja, gieb nur einmal selbst acht drauf, Hans: Weiber bringen gern Unglück. Fremde Weiber . . . soll man meiden . . . in jeder Art. Hm; in jeder Art. — Na also, das Pferd ging durch . . . und das Schlimmste war, daß Lizzy die Zügel hielt. Es kam so jäh —; ehe ich die Zügel fassen konnte und den Fuchs in meine Gewalt kriegen, gerieth schon das eine Rad in den Straßengraben, hm . . . der Wagen in den Steinwall hinein und sogleich in Stücke, Lizzy mit dem Kopf gegen den Umzäunungsrand . . . hja! Ich wurde ein Wischen weiter weggeschleubert; ich bekam einen schwächeren Stoß, doch die Besinnung verlor auch ich; der einzige Unterschied war, daß ich wieder aufwachte . . . in dieser Welt. Hm. Ich erinnere mich nur an die wilde Fahrt; ein Krach, ein Bums, . . . Rad und Deichsel unter einander in der Luft . . . Ich fühlte keinen Schmerz und das



hatte sie wohl auch nicht; das sah ich ihr nachher an. Das Gesicht hatte nur so eine Spannung, die es bekommen haben mußte, als das Pferd davon flog; sie lag gleichsam und hielt noch die Zügel. Um den Mund ein fester Wille, damit schon fertig zu werden . . . hm. Armes Ding! Es that mir leid um sie. Aber der Tod wurde ihr leicht genug.“ —

Die Sonne sank und sank. Ich stützte mich auf die Balustrade und schaute die Wolken an. Er saß und starrte mit erstorbenem Blick übers Meer hinaus oder in sich selbst hinein.

— „Und jetzt, als ich krank ward,“ fuhr er fort, — „da war es wieder der Tod. Ich stand des Morgens auf wie sonst und wollte mich gerade fertig machen; da wart, als versänke die Erde unter mir . . . Ich tappte nach einem Halt, doch Alles gab nach, glitt fort . . . und eine Gewalt, gegen die kein Widerstand möglich war, zog mich zu Boden. Ich war mehr verwundert und verblüfft als erschrocken. hm . . . Die Nacht, gegen die kein Widerstand möglich, — wenn man erkennt, daß die es ist, so wird man ruhig.“

„Als ich erwachte, war ich nur ein schweres . . . hm . . . Gewicht, das lag und sank, tief, tief hinein sank in etwas Weiches, Dunkles; blei . . . blei . . . bleiern schwer; da wart, so matt, daß es in jedem Nerv weh that. — Oh, so matt! . . . Ein Wischen taumelig; das Bett schaukelte mit mir gleichsam, tauchte unter . . . noch einmal. Ich wußte weiter nichts von mir; war selber nichts als schwere Schlaftrunkenheit. Ein Auge öffnen, einen Finger rühren, . . . keine Idee; fiel mir nicht im Traum ein. Ruhen war das Einzige, was ich wollte. Ruhen mit jedem Blutstropfen und jeder Zelle, mit jeder Faser und Faser . . . nur noch tiefer hineinsinken in Ruhe, noch fester in Schlaf; einschlafen, vollkommen einschlafen, so daß es lauter, lauter Nacht ward. hm-hm! Ich wußte, daß diese Nacht der Tod sei; allein ich sehnte mich doch, sehnte mich mit matter, heiterer Ruh' —: ich wußte, es kam schon noch. Nur zu sich zu kommen war solch' eine Müh' — aah! Nein, nein; sich ausstrecken dürfen und sterben . . . welch' eine Erleichterung, welch' ein Labfal! — So fürchtet man den Tod, wenn man ihm nahe genug kommt! — hm.“

„Noch fühle ichs oft, als brauche ich mich nur umzulegen und auszuathmen. Und das ist stets ein linder Gedanke.“

„Es ist dumm, den Tod als Skelett zu zeichnen, mit der Sense in der Hand. Das ist eine Mönchserfindung, hm. Die Leute haben niemals den Tod gesehen. Er ist kein Knochengesippe; er ist ein guter, milber Gott. Oder eine Göttin. Ernst und bleich, streng von Ansehen; hm; wenn man aber näher kommt, wird dies strenge Antlitz ruhig und mild, und die Augen sind groß und tief und voll Erbarmen. hm; Erbarmen.“

„hm. hm, hm! — nein; sie will uns nichts Böses. Sie nimmt uns in ihre weichen Arme und schläfert uns in einen Traum. Einen lichten, linden Traum. Dann hüllt sie uns noch tiefer in Träume ein . . . bis der Traum sich wandelt und schwindet; und es wird hell, wie wenn sich der Morgennebel hebt. Das ist das andre Leben.“ —

Ich lehnte mich über den Altan hinaus und sah in die Abendröthe, bis die Wolken draußen sich in Gesichter wandelten, in strenge, ernste Gesichter, die nach und nach milde wurden, — mild und milber, je mehr ich hinsah.

Kolbotten in Norwegen.

Arne Garborg.



## Anton Bruckner.

„Bruckner: Die Trompete!“

Richard Wagner.

Oft genug hat uns Bruckner in der Konservatoriumsklasse erzählt, mit selbigem Stolz, wie Meister Wagner ihn empfangen und mit den Worten: „Lieber Freund, mit der Debitation hat es seine Richtigkeit: Sie machen mir mit Ihrem Werke ein ungemein großes Vergnügen!“ die Widmung seiner III. Symphonie (d-moll) angenommen und wie er ihn im gemüthlichen Verkehr von nun an zärtlich „Die Trompete!“ koste.

„Bruckner: Die Trompete!“ Ein so — harmloses Rosewort, wirklich harmlos — man lasse sich durch das gewählte Instrument ja durchaus nicht abschrecken —, und es liegt dennoch darin die grandioseste Kritik, die musikalischste Kritik, die trotz der Un- und Uebermenge an gesprochenem und geschriebenem „Urtheil“ über Bruckner je gefällt wurde! Diese kleine Merkwürdigkeit kann aber nur Den befremden, der Wagner wenig kennt. Denn aus ganz der selben Quelle, aus der Wagner seine musikalischen Wunder, die Leitmotive, schöpfte, floß ihm auch diesmal die reizend grandiose Formel für Bruckner. Und Hans von Wolzogen drückt sich eben sehr treffend aus, wenn er in den „Erinnerungen an Richard Wagner“ schreibt, daß „diese Trompete ihm (Wagner) gleichsam zum Leitmotive ward für die ihm werthe Person des Komponisten.“ Nur weiß ich nicht, ob Hans von Wolzogen so viel Absicht mit dem glücklichen Ausdruck verbindet, wie ich es gern haben möchte, und eben so wenig getraue ich mir zu gestehen, daß Wagner selbst kaum, zu jener Zeit noch, ahnen konnte, wie tief er Bruckners Wesen mit der scherzenden Formel erschöpft habe.

Bruckner hatte wohl sehr früh sein eigenes Talent empfunden und huldigte ihm sehr, sehr lange mit dem Drang und der Kraft eines Autodidakten. Und trotzdem er, als Sohn eines Dorfschullehrers, bis in das dreißigste Lebensjahr an musikalisch tote Kunstschollen sozusagen gefesselt war — was konnten ihm denn Ansfelden, Windhag, St. Florian bebenten? —, brachte er es dennoch, als schon einunddreißigjähriger Mann, aus ganz eigener Kraft zu einem glänzenden Sieg bei der Konkurrenz um die Domorganistenstelle in Linz. Jetzt erst begannen seine Studien bei Sechter, dem berühmten Kontrapunktisten, weit und breit angelegt; sieben Jahre lang, so erzählte uns immer Bruckner, um das Unermeßliche des Stoffes und seine proportionale Ausdauer ins rechte Licht zu stellen, verbrauchte er dazu, um die grundlegende musikalische Theorie sich anzueignen. Bald trat Herbeck in sein Leben ein und Bruckner wurde Hofkapellorganist, Professor am Konservatorium und endlich Lektor für Musik an der Universität.

Das Schickial hatte Bruckner sehr Unrecht gethan, da es so spät erst die wahrhaft großen Einflüsse der Kunst ihm zugeführt, und heute bezahlt das Unrecht die Kunst selbst, die in Bruckner eine ihrer schönsten, stolzeften Hoffnungen aufgibt, aufgeben muß! Es ist kaum auszubedenken — man sehe mir die hinreißende Hypothese nach —, was Bruckner noch hätte werden können, wenn nicht in seinem Leben ganz vorn grausame Hindernisse sein Talent um die ersten Jugendreize gebracht hätten, und um jene geheimnißvolle Entwicklung, die sich die Kunst selbst vom wahrhaften Talent nur allmählich abringen lassen will! Es ist anders, es ist tragisch gekommen.

Als er in das langersehnte Studium endlich eintrat, hatte Bruckner noch

gar nicht viel von jener Kunsterfahrung, die ein Künstler sich erwirbt, wenn er, selbst schaffend und schaffend, um die Kunst sich heiß müht. Ich denke an Schubert und meine: Was hatte diesem herrlichen Genius die Kunst selbst nicht schon verrathen, da er, als dreißigjähriger Mann, vom Tode gar schon ins Auge gefaßt, Sechter beschreiben um Unterricht bat? Bruckner aber hatte, scheint es, einen solchen Kunstgefeße sich selbst still erschließenden Kunstinstinkt nicht besessen, und was Sechter ihn lehrte, war ihm vielleicht weniger Ausdruck herrlicher Kunstereignisse als vielmehr unlebendige Grammatik. Und ich kann sagen, daß bis auf den heutigen Tag Bruckner die Psyche des Kontrapunktes sich nicht enthüllt hat, und man thut ihm allgemein Unrecht, wenn man ihn, den Symphoniker und Kirchenkomponisten, zu den allerersten Meistern des Kontrapunktes zählt, schon deshalb, weil er mit dem Kontrapunkt so häufig verkehrt! Als ein mageres Skelett bloß zog diese „künstliche“, diese doch üppig blühende, fleischige Kunst in seinen Verstand ein, und nur allzu deutlich merkt man es, ob er von diesem Vager wieder bezieht, was er braucht. Manchmal freilich, in den Bonneschauern der Begeisterung, die aus Bruckner so überwältigend strömt, erfindet ihm die Phantasie auch einen Kontrapunkt mit, der auf der allerstolzeften Höhe der Kunst steht, — dann aber ist es von Gnaden eben der selben Begeisterung, die Bruckner so groß macht, geschehen, und nicht etwa von Gnaden einer Reflexion, die so leicht und täuschend den Schein einer ursprünglichen Begeisterung erwecken kann.

Es ist Bruckners traurigster Mangel, daß sich seine Reflexion so schwer oder gar nicht seinem eigenen Schönheitgefühl vermählen kann. Man hört bei ihm die Reflexion (die ja dem Musiker zum Aufführen größerer Tongebäude aus schon mechanischen, äußerlichen Gründen unentbehrlich ist) einsam, kalt, sinnend ihre harte Arbeit verrichten und nirgends bringt in die nüchterne Werkstatt der Reflexion jener holbe Strahl des weiblichen Prinzips sozusagen ein, das das Ganze, das Ganze eben, liebevoll, warm, aufopfernd beschützt und verklärt. Im neunten Kapitel des „Künstlerlebens“ schreibt G. M. von Weber: „Ach, eigentlich thut es Einem bei diesen abstrakten Arbeiten (er meint die eigentlich strengen Kunstarbeiten wie Fugen zc.) „am Nützlichsten, das Gefühl als Leitstern zu haben, damit man nicht durch die Schulgelehrsamkeit und ihre Künste sich in den trockenen Sand der Langeweile leiten läßt.“ Nun höre man sich eine Fuge von Bruckner an und man wird bald merken, daß ihm jenes lyrische Wandern und Treiben nach Zielen und endlich nach dem letzten Ziel ganz fehlt, das Bach so herrlich offenbart und das heute einzig Brahms noch besitzt. Kann, wer Bachs lyrisches Streben und Schreiten je gefühlt hat, es wagen, Bruckner einen „Meister des Kontrapunkts“ noch zu nennen? Nein, nein, nein!

Der Urbeginn der Brucknerschen Individualität fiel durchaus nicht zusammen mit dem Urbeginn seines Schaffens. Er gesteht es selbst, daß er anfangs noch mit Mendelssohnscher Seele in Musik dachte. Als aber später Wagner über die musikalische Kunst niederging, da hatte Bruckners Phantasie erst empfangen und er gebar dann seine eigene merkwürdige Originalität, neu und kühn. Wagners Ton-Aphorismen und seine Chromatik wurden wohl durch das Wort, das Drama, bedingt und auch erläutert. Und nun wagte es Bruckner, die selbe Chromatik gleichsam voraussetzunglos, unbedingt, der absoluten Musik zuzuführen, und er vollbringt das Wunder, sich dort als eine eigene, neue Individualität zu offenbaren, wo schon zahllose Neußerlichkeiten des Stils Meister Wagner verrathen möchten.

Bruckner ist trotz Wagner originell. Bruckners Pathos stammt vom Wagnerischen und ist doch eigen. Trotzdem Bruckner als Symphoniker das Recht, und ich sage auch die Pflicht, hat, den musikalisch rein sinnlichen Meinungen der Instrumente entgegenzukommen, hat er ihnen — gleich Wagner — jenen Grad von spielender Beweglichkeit dennoch entzogen, der für die absolute Instrumentalmusik bis dahin so charakteristisch war und bleibt. Von diesem Standpunkte aus haben seine Symphonien und sein Streichquintett etwas Instrumental-Unrechtes an sich, und es neigt alle Musik Bruckners einseitig, monoton, zum pathetisch Feierlichen.

Doch hierin ist er eben er selbst und groß. Diese innere Anlage zwang dann Bruckner, in seinen Werken, insbesondere in den Symphonieen — und das ist wohl eine Neuerung — das erste Wort eben so oft den Blechinstrumenten einzuräumen, wie er es der Streich- und Holzgemeinde überläßt. Die Feierlichkeit dringt aus allen Poren des Werkes. „Bruckner, — die Trompete!“ Auch die Schwärmerei und der Humor Bruckners wurden durch den Grundzug der Feierlichkeit modulirt. Am Interessantesten und Genialsten ist er immer im Scherzo. Bequem, derb, weit und breit, eigensinnig ist sein Humor eine durchaus neue Farbe, eine in der Musikliteratur noch unbekannte Nuance. Das Räthsel aller Räthsel bleibt aber, daß sein Humor eine geradezu unerhörte organisatorische Kraft in Bezug auf die Form besitzt, während die anderen Stimmungen über eine solche Kraft nicht verfügen. Seine Symphoniesätze — mit Ausnahme des Scherzo — sind Gebäude mit grandiosen Isolirzellen, von denen durchaus jede dem Meister alle Ehre macht, nur fühlt man deutlich, daß man eben von einer Isolirzelle zur andern wandert. Das hat, wie ich schon einmal gesagt habe, die unausgeglichene Kunst seiner Reflexion auf dem Gewissen. Wie nun aber das Scherzo eintritt, welcher Wurf, welches Rauschen, welcher Zusammenklang von Anfang und Ende, die doch so weit auseinanderliegen, und nur hier fühlt man, befreiten Gemüths, wie der Anfang das Ende sucht und das Ende den Anfang erklärt! Seit Beethoven nicht dagewesen!

Die Melodie Bruckners kann ich wohl epochal heißen. Wie selbst Wagner nicht, wagt Bruckner so viele chromatische Momente in die melodische Linie selbst (nicht etwa bloß in die harmonische Interpretation der Melodie) aufzunehmen, daß man für den ersten Moment zweifelt, ob die Linie überhaupt ein Weg noch ist, und man billig fürchten muß, von diesem oder jenem Ton geradezu abzustürzen — und siehe da, der Weg führt sicher, zwingend, befreiend — und ist so schön!

Und wie weitbrüstig ist Bruckners Themenbau! Und wer selbst kein Organ für seine Originalität besäße und ihn in Wagner ganz aufgehen lassen wollte, ohne Rest, der müßte doch noch zugeben, daß originelle Kraft dazu gehört, Wagners Tonsprache für symphonische Zwecke zu erweitern und zu runden, in langen, rund sich abschließenden Themen!

Die Melodik Bruckners sollte, denke ich, für die Zukunft in der Instrumentalmusik fruchtbar werden können. Es wäre der Kunst schon gebient, wenn ein kleinerer Titan an Erfindung als Bruckner, der Feierliche, käme, der aber ein größerer Architekt wäre, und so das Baumaterial in all seinen herrlichen, neuen Eigenschaften noch erfolgreicher glänzen ließe!

„Bruckner, — die Trompete!“

Wien.

Dr. Heinrich Schenker.



## Die Russen in Paris.

Wie sich die Zeit und die Geminnung ändert; wie man sich schlägt und verträgt in der Politik wie im bürgerlichen Leben! Ich erinnere mich gern des Jahres, wo ich zum ersten Male zu längerem Aufenthalt nach Paris kam, direkt aus dem Krimkriege, in dem ich erkrankte, als der Malakoff noch nicht gefallen war. Die erste Pariser Weltausstellung war eröffnet, ganz Paris war neu gemalt und gefirnigt für den Empfang der Fremden; Napoleon III. leitete mit der einen Hand den Krimkrieg, mit der anderen die Ausstellung und die prächtige Kaiserin Eugenie regierte die Französinnen und die Moden.

Es war eine rege, ich möchte sagen, tolle Welt in Paris, jene Epoche, wo auch die letzte Grisette dem quartier latin, die letzte tugendhafte Concierge-Tochter der häßlicheren, engen elterlichen Portier-Loge Valet sagte, um alsbald im Bois de Boulogne in vornehmer Equipage zu roulliren. Alle Nationen waren als Gäste willkommen, sogar die Deutschen, die man noch sämmtlich für Straßenthrer hielt, weil eben die Elsäßer in überwiegender Mehrzahl auf dem Macadam der Boulevards den Besen führten. Für diese jetzigen Schooßkinder Frankreichs hatte man damals nämlich eine solche Geringschätzung, daß mir einmal Philaréte Chazles, der bekannte-Gelehrte und Bibliothekar der Bibliothéque Mazarin sagte: „Was lohnt es für uns die deutsche Sprache zu lernen! Sie ist eben so schwer wie die arabische, durch deren Kenntniß man Orientalist wird, während man durch die deutsche Sprache nur erlernt, was jeder Gassenlehrer spricht!“ Damals war eben Elsaß in den Augen Frankreichs deutsch, heute ist es ein ihm entrissenes Schmerzenskind.

Alle Nationen waren dazumal in Paris willkommen, am Meisten populär aber waren die Russen, mit denen man in der Krim um Sebastopol rang. Am Faschings-Montag wurde in dem großen Festzuge des boeuf gras der erste Niesen-Dackel zur Schau geführt, und der hieß Bomarsund, am Dienstag führte man den zweiten Mastochsen über die Boulevards, der trug den Namen Sebastopol. Die Bühne und die Literatur arbeiteten nur in russischen Stoffen, die Kosaken hingen in allen Spiel- und Galanterieläden, standen auf allen Nippetischen, man begeisterte mit ihnen das Nationalgefühl und jagte mit ihnen die Kinder ins Bett. Auf allen Schreibtischen wischte man die Stahlfedern mit Kosakenmützen aus, auf den Nachttischen glökte dem Erwachenden ein Kosakengesicht vom Feuerzeug entgegen und auf dem Kamin ritt ein Kosak mit eingelegerter Pike auf der Wendule. In allen cafés chantants sang man von Rußland, in der Oper gab man Scribes „Nordstern“, in der Comédie Française Scribes „Garin“ mit der Rachel, denn Scribe erkannte seine Zeit und arbeitete nur in Suchten. Peter und Katharina sangen und beskämerten und die Pariser lernten russische Geschichte von beiden Bühnen, — und so Lehrreich war Das, denn Peter spielte den gekrönten Hahnrei und tobte alle Alte hindurch mit dem Stock auf der Bühne herum, ging sogar damit dem Hofräulein Olga zu Leibe. Die Rachel als Katharina war groß namentlich in der wirksamsten Szene, in welcher Peter sie zum Fenster zieht, vor dem er ihren Geliebten zum Blutgerüst führen läßt. Das Beil des Henkers schwebt schon

über dem Haupte des Sünders, Katharina lächelt, führt aber heimlich den Dolch zum Herzen. „Halt ein!“ ruft Peter dem Henker zu. Katharinas Hand sinkt. Das Publikum ist wie versteinert. Peter und Katharina blicken einander in die Augen. „Ich hab' ihr Unrecht gethan!“ ruft er endlich und Katharinas Dolch schlüpft von ihm unbemerkt in den Gürtel. Olga, nämlich die Hofdame, opfert sich für ihre Herrin und gesteht, Capieha, der Günstling, habe Sie nachts im Pavillon besucht. Schließlich kommt Peter aber doch hinter die ganze Geschichte, die ja dramatisch auch von Andern genugsam verarbeitet ist.

Man konnte, wie gesagt, nicht behaupten, daß damals die Russen nicht beliebt gewesen wären; da weit draußen in einer Gegend, von der die Pariser nur durch die Zeitung eine ungefähre Vorstellung bekamen, führte man Krieg und zu Hause trieb man seinen Ull mit ihnen. Hätte man damals in Paris einen lebenden Ruschik für Geld sehen lassen, der Unternehmer hätte viel Geld verdient.

Der Russe ist ja eine traditionelle Persönlichkeit in der Pariser Gesellschaft und diese vermiedte man während des Krieges, namentlich im Quartier Bréda. Obgleich die Weltausstellung den Damen dieses Faubourg viel Zerstreuung und Geld brachte, — es fehlten doch die Rubel. Was waren die Amerikaner, die Engländer (die Deutschen zählten gar nicht) gegen die Bojaren der Nemo, die Eisbären in ihren Pelzen mit ihrer sprichwörtlichen Freigebigkeit! Die englischen Lords gab es schon damals nicht mehr; man liebte die Engländer — wie auch heute — nicht, aber man brauchte sie, denn sie trugen ja auch ihr Geld ins Land und hatten schon damals Quartiere an der Rue de la Paix, die sie bevorzugten.

Den Leuten in den französischen Provinzen ist nun der Russe seit je her der selbe geblieben, nämlich ein Russe; man darf aber sagen, daß Dies auch in Paris der Fall ist. Trotz aller Geschichte existiren in der Gesellschaft, ich will nicht sagen: in der höheren, Sympathien für die Russen, nämlich für die, welche man in Paris kennen gelernt hat, denn der Franzose hat von allen Bölkern, die jenseits seiner Grenze leben, nur eine sehr oberflächliche, meist falsche Vorstellung; wenn es aber hieß oder heißt: „c'est un Russe“, so war und ist das immer eine Empfehlung, wie ich Das während bald dreißig Jahren in Paris stets beobachtet habe. Diese Sympathie entspringt natürlich meist nur materiellen Motiven; es ist fast immer der Rubel damit gemeint, und alle nachtheiligen Erfahrungen, welche die Börse mit den russischen Anleihen gemacht haben soll, haben darin nichts geändert, zumal seit auch das politische Motiv hinzugekommen ist, seit Frankreich, geschwächt und isolirt, nach einem Bundesgenossen ausschaute, der, wie es annahm, in seiner Abneigung gegen den nachbarlichen Erbfeind mit ihm eines Tages harmoniren könnte.

Jedes Zeichen einer früheren Feindseligkeit, jede Erinnerung an den Krimkrieg ist deshalb in den Straßen von Paris aufs Sorgfältigste entfernt, große Freundschaftsbowlen sind gebraut und getrunken worden, sobald die angeblich Verbündeten in Paris eintrafen. Man wird sich auch weiter umarmen und küssen, feurriger als in dem kalten Kronstadt, und namentlich das weibliche Geschlecht wird den Gästen Ovationen bringen, wie man sie etwa beim Einzug Garibaldis in Neapel gesehen hat, wo die Weiber breite tricolore Schärpen um den Nacken und große Schwerter in den Händen trugen.

Ich erinnere mich wohl, wie die ersten Russen wieder in Paris empfangen wurden, nachdem mit der Adlerfeder aus dem jardin des plantes der Friede

in Paris unterzeichnet und dieser durch den großen Ball im Hotel de Ville gefeiert worden war. Napoleon hatte auch Preußen zur Mitunterzeichnung in der Person des Ministers von Manteuffel „zugelassen“, wie dieser selbst sich mir gegenüber ausdrückte, als ich ihm in der Rue de Lille meinen Besuch machte. Drouyn de L'Huys, der damalige französische Minister des Auswärtigen, saß dabei, als Manteuffel diesen Ausdruck gebrauchte, und lachte dazu, ohne ihn zu corrigiren. Wir waren ja damals in Napoleons Augen so eine Art von fünfter Großmacht, der man die Complaisance erzeigte, ihr auch die Adlerfeder in die Hand zu geben! —

Man empfing also die ersten sich wieder einfindenden „Bojaren“ — denn das war die Bezeichnung, die man ihnen gab — mit der Guld eines Siegers; sie wurden feiert in den Salons und kein verlegendes Wort fiel etwa in der Unterhaltung über den eben erst beendeten Krieg. Man führte russische Offiziere auch in das Café du Helder, das Pariser Offizier-Staflerhaus, und mit welchem Enthusiasmus „ces Dames“ damals im Café Anglais und anderen Schauplätzen nächtlicher Orgien die ersten Kubel wieder begrüßten, Das bedarf keiner Schilderung. Die lange Vermissten waren wieder da!

Zu leugnen ist nicht, daß der gebildete Russe in der Pariser Gesellschaft außer seinen Kubeln (denn nicht Jeder hat sie) einen Vorzug genießt, nämlich den, daß er, wie auch der Pole, vermöge der Volubilität seiner Zunge das Französische vorzüglich, ja oft fast besser spricht als die Franzosen selbst, daß er ein Freund des französischen Champagners ist, den er besser zu trinken versteht als sie, daß er endlich den Frauen gegenüber Galanthomme ist, freilich immer mit dem Odeur von Suchten, über den jedoch stets die Kubel hinweg geholfen haben; aber auch Das ist nicht mehr von Bedeutung, seit man in Paris in purer Artigkeit schon aus Suchten ein Parfum herstellt.

Auch die Presse, namentlich die der Boulevards, zeigte seit lange mit ihrem Bedürfnis nach haut goüt eine gewisse Vorliebe für Rußland; die Chroniqueurs haschten nach russischen Stoffen, die sie zumeist aus den Douboirs der Faubourgs bezogen, die dramatischen Autoren bevorzugten diese auch, wie Sardou in seiner für die Russen freilich urkomischen „Febora“. Rußland liegt sehr weit von ihnen, aber die „Bojaren“ waren stets so dankbar, sich in Paris wohl zu fühlen, ihre Ernten auf dem Halm zu verkaufen oder von den Bucherern zu borgen, nur für das Vergnügen, den Winter hindurch ihr Geld der Pariser Danaë in den Schooß zu werfen. Das bildet Sympathien und diese sind bei der jetzigen Gelegenheit den Gästen in überchwänglicher Weise dargebracht worden.

Der Franzose ist freilich keineswegs so sehr, wie es scheint, ein Mensch des Gefühls; diesmal jedoch verbraucht er davon übermäßig viel. Kaiser Alexander aber bleibt solchem Werben gegenüber doch stets der zurückhaltende Selbstherrscher, der jedenfalls erst Handschuhe anzieht, ehe er einer Republik die Hand reicht, und Der, wenn er sich auch von ihr den Hof machen läßt, nicht eher den Befehl zum Loschlagen geben wird, als bis seine Interessen es gebieten; er wird trotz allen Liebeswerbungen Frankreichs so kalt bleiben wie ein eiserner Ofen, in dem man ein Strohfleuer anzündet.



## Bank Ziemski.

Die Leiter der Bank Ziemski haben dem Herausgeber der „Zukunft“ die folgende Berichtigung übersandt:

In der Nr. 48 der „Zukunft“ vom 26. August 1893 ist ein Artikel unter dem Titel „Die Kolonisation im östlichen Deutschland“ enthalten; darin heißt es unter Bezugnahme auf die Gründung der deutschen Ansiedelungskommission: „Das Polenenthum reagirte leidenschaftlich. Die sogenannte Rettung-Bank wurde gegründet, die es thatsächlich fertig gebracht hat, ein paar polnische Güter anzulaufen und in unverantwortlichster Weise zu besiedeln, d. h. einer Anzahl bankrotter Besitzer die Kräfte von einigen Hundert Proletariern vor den Karren zu spannen. Dieses Unternehmen ist inzwischen verkracht u. s. w.“

Mit dieser Aeußerung ist offenbar nur unsere Bank gemeint, welche insofern einen Gegensatz zur deutschen Ansiedelungs-Kommission bildet, als sie das Ansiedelungswerk nicht vom einseitig nationalen Gesichtspunkte in Angriff genommen hat.

Die im obigen Artikel enthaltenen Angaben sind durchweg un wahr.

Es ist un wahr, daß wir die von uns parzellirten Güter in der ange-deuteten Weise besiedeln. Vielmehr hat unsere Thätigkeit fast durchweg den Beifall der königlichen General-Kommission zu Bromberg gefunden.

Es ist ferner un wahr, daß unser Unternehmen verkracht ist, vielmehr vertheilen wir für das Geschäftsjahr 1892/93 eine Dividende von 4 pCt., eben so betrug die Dividende für 1891/92 4 pCt.

Bank Ziemski.

Bosen.

Al. v. Chrzanowski. Dr. v. Kalkstein.

Darauf antwortete, ohne zu bestreiten, daß die Bank nicht verkracht ist, der Verfasser des angegriffenen Aufsatzes:

Guben, 13. Oktober 1893.

Sehr geehrter Herr!

Meine Bemerkungen über die 1888 gegründete Rettungsbank fußen auf deren eigenen Rechenschaftsberichten. Sie hat mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und anfänglich so wenig Entgegenkommen gefunden, daß sie nur wenige, ganz unbedeutende Parzellirungen zu Stande brachte, sich ge-nöthigt sah, einen Theil ihrer Fonds durch gewöhnliche Hypothekengeschäfte zu verwerthen und einen anderen sogar in (posenschen und galizischen) Wand-briefen anzulegen.

Das ganze polnische Ansiedelungswerk ist erst in Aufnahme gekommen, seit durch Erlass des Gesetzes vom 7. Juli 1891 sich in der königl. Rentenbank



zu Bromberg eine unverflegliche Kreditquelle eröffnete. Nunmehr konnte sich die Bank Ziemski in ausgedehnter Weise an der kommissionweisen Durchführung von Einzelparzellirungen betheiligen, weil sie  $\frac{1}{4}$  des Tagwerthes jeder Parzelle von der Königl. Generalkommission in Rentenbriefen zurückerhielt, wie Das der Jahresbericht der Bank für 1891—92 anerkennend hervorhebt. Aber wenn sie seitdem 4 pCt. Jahres-Dividende vertheilen durfte, so liegt es doch auf der Hand, daß jener hilfeschuchende Anschluß an den politischen Gegner, dem zum Troß recht eigentlich die Bank ins Leben gerufen worden war, ein Fiasko bedeutet, wie es nicht vollständiger zu denken ist, und es kann nur befremden daß die Oeffentlichkeit zur Beurtheilung jenes psychologischen Augenblicks noch angerufen wird.

Was die Thätigkeit der Bank Ziemski im Einzelnen anlangt, so geht aus den Tabellen des von mir besprochenen Seringschen Buches hervor, daß auf der Mehrzahl der parzellirten Güter die neubegründeten Stellen überwiegend zu den unselbständigen zu rechnen sind. Es sind Kolonien geschaffen worden, deren Ansiedler meist nicht im Stande, sich auf ihrer Scholle selbst zu erhalten, vielmehr darauf angewiesen sind, an der Eisenbahn, im Königl. Forst, durch Sachsen-gängerei nach den Nebengütern, ja bis in die westfälischen Bergwerke, sich ihren Unterhalt zu verdienen. Der eigentliche Zweck der inneren Kolonisation ist somit nicht erreicht, das Gebahren gewöhnlicher Güterschlächter nicht vermieden worden. „Soweit der Vergleich zwischen den geforderten Minimalpreisen und den thatsächlich erzielten Kaufpreisen ersehen läßt,“ sagt Professor Sering S. 262, „sind die früheren Besizer durchweg gut gefahren. Von den meisten Ansiedlern ist nicht das Gleiche anzunehmen; man hat ihnen größtentheils eben das Land in so kleinen Stücken zugewiesen, daß von einer auskömmlichen Wirthschaft kaum die Rede sein kann. Man hat in der Hauptsache nichts Anderes erreicht, als eine Anzahl bankrotter Besizer zu retten, indem man ihnen die Kräfte einiger hundert Proletarier zur Verfügung stellte.“

Dies war es ja wohl, was die Bank Ziemski als „durchweg unwahr“ zu bezeichnen sich erlaubte, nachdem es in der wissenschaftlichen Welt von Niemandem bezweifelt worden war. Daß sie neuerdings Werth darauf legt, von der Königl. Generalkommission in Bromberg ihr Wohlverhalten bestätigt zu sehen, ist sehr erfreulich, aber, da sie mit preußischen Geldern arbeitet, auch nur natürlich.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Robert Hessen.



## Der fall Toberenz.

Vor ungefähr sechs Monaten, als für die letzte Bildermesse gerade die ersten Reklamen verschickt wurden, erfreute der Bildhauer Max Klein mich eines Tages mit seinem Besuch. Er war sehr aufgeregt und nur mit einiger Mühe konnte ich feststellen, daß ihm von der Jury der sogenannten Kunst-Ausstellung ein Reiterstandbild zurückgewiesen worden war, das vorher in zwei Konkurrenzen den ersten Preis und in vielen Kunstkritiken das höchste Lob errungen hatte. Ich sollte, so meinte Herr Klein, mir bei Schulze den Reiter ansehen und, wenn er mir gefiele, dann gegen die Ungerechtigkeit der Jury schreiben, zu der auch ein Herr Hundrieser gehöre, der, wie Herr Klein ganz bestimmt wisse, aufgefordert sei, im dritten Wahlgange sein Konkurrent zu sein. Ungerechtigkeiten und Mißbräuche lasse ich mir nun eigentlich nicht gern nehmen, aber noch weniger gern schreibe ich über Verhältnisse, die mir ganz unbekannt sind, und am Besten scheint es mir immer, über Kunst die Künstler selbst reden zu lassen. Herr Klein wollte nicht schreiben, und so bat ich Herrn Robert Toberenz, der schon mehrfach hier ganz vortreffliche Aufsätze veröffentlicht hatte und der mir als ein vorragender und kluger Künstler besonders dazu berufen schien, sich der Sache seines Kollegen anzunehmen. Herr Toberenz war bereit, wenn er die Sache prinzipiell fassen dürfe, und in Nr 36 erschien hier der Aufsatz „Die Jury der Kunstausstellung“. Nach meiner persönlichen Auffassung war es weitaus das Beste, was über die Jury und über die Ausstellungen überhaupt irgendwo geschrieben worden ist, und jedenfalls war es die einzige sachliche Darstellung, die positive Vorschläge zur Besserung brachte und die sich von jeder Verunglimpfung der zu Juroren ausgewählten oder ausgenobelten Herren ganz fern hielt. Auch in dem Falle Klein, von dem es wörtlich hieß: „Die Jury ist zweifellos von der Wichtigkeit ihres Urtheils überzeugt gewesen.“ Hinzugefügt war nur, daß der Juror Hundrieser aufgefordert worden sei, mit Herrn Klein zu konkurriren, und daß Zustände unhaltbar seien, bei denen ein Konkurrent über den andern entscheiden dürfe. Herr Toberenz sprach nicht für sich, denn seine Arbeiten waren angenommen; er verwandte Mühe und Zeit, die er materiell sicher ausnützen konnte, an die Vertretung von Interessen der ganzen Künstlerschaft; er ließ auf seine Kosten von seinem Aufsätze Separatabzüge herstellen und sandte sie, mit einem sehr artigen Begleitschreiben, das um weitere Förderung der Sache bat, an alle Mitglieder des Vereins Berliner Künstler. Man kann nicht selbstloser und vornehmer handeln und gläubige Gemüther hoffen schon, der Verein Berliner Künstler werde demnächst Toberenz zu seinem Vorstehenden wählen, schon um zur Abwechslung einmal an seiner Spitze einen wirklichen Künstler und einen gebildeten Mann zu haben und nicht einen strebsamen Kommißstiefelmaler, der an seiner Hausthürfront mit der kühlenlateinischen Inschrift prunkt: labor gaudet. Es kam anders. Zuerst schrieb der belanglose Herr Hundrieser an Toberenz einen unanständigen Brief, dessen Inhalt er, als er dafür zur Rechenschaft gezogen werden sollte, mit der Bitte um Entschuldigung juridischnahm, und dann wurde im Verein Berliner Künstler ein „Ehrengericht“ gegen Toberenz eingesetzt, von dessen lustigem Treiben die Zeitungen Einiges berichtet haben. Einiges, nicht Alles; und auch ich spare mir eine ausführliche Darstellung dieses Bickwick-Klubs noch auf, bis es über allen Zweifel erwießen ist, daß in der erlesenen Künstlerversammlung wirklich die Gruppe, die den Namen „Nadaver-Verein“ führt, als eine stolze Mehrheit den

Ausschlag giebt. Bis dahin werde ich mich auch bemühen, die Couliffengeheimnisse des erleuchteten Vereins genauer kennen zu lernen. Einstweilen gestatte ich mir, die Aufmerksamkeit seiner vorgesetzten Behörde auf die Art hinzulenken, wie Herr von Werner das Amt eines Vorsitzenden im Ehrengericht aufsaßt, und bei dem regen Interesse, das die verehrlichen Behörden der „Zukunft“ widmen, bleibt mir hoffentlich die sonst unvermeidliche Nothwendigkeit erspart, sehr viel deutlicher zu werden und zu fragen, ob es in Preußen möglich ist, daß ein Herr, der sich von dem öffentlich gegen ihn erhobenen Vorwurf der Unwahrhaftigkeit nicht reinigt, Direktor der königlichen Akademie der Künste bleibt. Aber Herr von Werner kann sich gewiß rechtfertigen und wir werden bald erfahren, daß er aus dem Disziplinarverfahren in leuchtender Schöne hervorgegangen ist.

Jeder Verein hat den Vorsitzenden, den er verdient, und wenn die Berliner Künstler es sich gefallen lassen, daß ihr Vertreter „altenmäßige“ Darstellungen veröffentlichen läßt, deren Unrichtigkeit nachher bündig nachgewiesen wird, dann kann man ihnen dieses Vergnügen gern gönnen. Die Oeffentlichkeit hat sich um das widrige Gezänk und Gezettel nicht zu kümmern; für sie ist nur die Thatsache interessant, daß Künstler sich nicht schämen, einen Genossen, der mit Sachkenntniß und Begabung endlich für ihre gemeinsamen Angelegenheiten eintritt, mit den bedenklichsten Waffen zu bekämpfen, nur weil er den gefährlichen Vorzug besitzt, in gutem Deutsch klare Gedanken entwickeln zu können. So stürzt eine wüthende Spazenschaar sich auf den einen gelben Vogel, weil er nicht grau ist wie sie. Herr Ludwig Bietsch, der, gegen alle Gewohnheit, die Jury wirklich grob angegriffen hat und der auch Mitglied des Vereins Berliner Künstler ist, geht frei aus, denn er ist der gefürchtete Kritiker — oder doch Katalogaufzähler — der Wossischen Zeitung. Herr Robert Toberenz, der sich bemüht, vorhandene Uebelstände abzustellen, soll verbrannt werden, weil er sich angeblich, gestützt auf das Zeugniß Kleins, geirrt haben soll, als er schrieb, Herr Hundrieser sei schon früher zur Konkurrenz mit Klein aufgefordert worden, während die Aufforderung doch erst später eingetroffen sein soll. Als ob darauf es ankäme, als ob ein Künstler, auch beim besten Willen, über den Konkurrenten vor morgen unbefangener als über den Konkurrenten von heute urtheilen könnte! Nur in Berlin ist der Fall Toberenz möglich, und wenn man draußen davon erfährt, wird man sich vielleicht nicht mehr darüber wundern, daß in Berlin künstlerisch so gar nichts geleistet wird.

Einen großen und schweren Fehler aber hat Herr Toberenz begangen. Es war selbstverständlich, daß er sich dem „Ehrengericht“, das so seltsam sein Erdentwachen begann, nicht stellte und daß er sich weigerte, unter dem Vorfiß des Herrn von Werner und unter einem von diesem Herrn gegebenen Maulkorb-gesetz sich zu verantworten. Aber er durfte von vornherein, wenn er frei und aufrecht seine Straße gehen wollte, sich nicht als ein willenloses Glied in einen Kringel fügen, der von der Kunst, wie es jetzt fast scheint, nur den Namen borgt. Sein Aufsatz hat ihm viel Aerger bereitet und der Kunst, in deren Dienst er als ein ernst und bedeutend Schaffender steht, viel kostbare Zeit entzogen; ich habe den Künstler dazu veranlaßt und sollte es nun bedauern; aber ich freue mich darüber, daß er nun hoffentlich ganz frei werden und, ohne noch fernerhin nach da oder dort Rücksicht nehmen zu müssen, an sich selbst die Wahrheit des Wortes erproben wird: Der stärkste Mann ist der Mann, der allein steht.

M. S.



Berlin, den 28. Oktober 1893.

## Theophano.

Auf der hellsten Höhe der byzantinischen Geschichte grüßt den rastenden Betrachter die Gestalt einer großen Sünderin, um die mehr Blut geflossen ist als um die naive Courtisane Helena und die nach Liebe lüsterner war als die perverse Komödiantin Theodora, die mit Beiden aber das echt weibliche Bedürfnis verband, endlich den Mann zu finden, den Starken, den Bändiger, der wilde Gier stillen könnte, in einer Welt schlaffer Schwächlinge und schlauer Gesetzmacher, in der Welt der Menelaus und der Justinian. Frau Theophano, des lakonischen Schänkwirthes reizend lüderliche Tochter, fand diesen Mann: von Romanos, der das bezaubernde Dirnchen auf den Thron von Byzanz erhoben hatte, und von den Eunuchen, die unter dem schwachen Lüstling das Reich regirten, wandte ihr Sehnen sich zu Nicephoros Phokas, dem alternden Soldaten, vor dessen Streichen der Islam dahinsank und der auf dem heiligen Berge Atos sein frommes Leben beschließen wollte. Der Orient lachte des ungleichen Paares: eine schöne, verlangende Jugend sah man einem müden Fünfziger gefellt, dem kriegerische Tapferkeit und mönchische Askese die Verehrung des Volkes gewonnen hatte. Und dennoch konnte Nicephoros Phokas sechs lange Jahre seines Glückes sich freuen, das byzantinische Reich vergrößern und kräftigen und, als vergötteter Selbstherrscher, mit den goldenen Binden und dem Kreuzzepter eines Statthalters Christi eine symbolische Auferstehung feiern. Und dennoch gab die Dirne Theophano, als im Kampfe um Rom Otto der Große den Byzantiner besiegt hatte, dem gegen die andrängenden Bulgaren wiederum

Wladimir von Kiew mit seinen Horden zur Hilfe gekommen war, dem deutschen und dem russischen Reich die Kaiserinnen, und die Töchter der berühmten Buhlerin trugen das Kaiserrecht ins alte Sachsen und das griechische Christenthum an die Ufer des Dnjepr. Was den nur auf die Oberfläche blickenden Zuschauern wie eine possenhafte Verirrung der Sinne ausfiel, sollte als eine sehr ernsthafte weltgeschichtliche Haupt- und Staats-Aktion in nicht zu ferner Zeit enden.

Heute wird wieder gelacht, weil einer der Erben Wladimirs von Kiew, die, seit Theophanos Tochter ihre Völker getauft hat, sich auch als die Erben der byzantinischen Herrlichkeit betrachten, aus der Beschaulichkeit seiner engen Zelle hinaustritt, um an verrufenem Ort lärmende Feste zu feiern. Der weiße Zar, ein schwerfälliger, müder griechischer Mönch, der, wie zu Sanct Athanasius einst Photas, zum strengen Lehrer Pobedonoszew lange emporfiel, und die begehrlische Kofette, die mit Blaise Pascal sich versonnen, die mit Voltaire gelästert und mit dem romantischen Troß in frecher Schwärmerei und Absynth sich bezechet hatte —: der Occident lacht des ungleichen Paars und sogar der ärmlichste Wigbold bemüht sich, mit spärlichen Späßen zu beweisen, daß solcher Bund unfruchtbar bleiben muß, den der römische Priester ganz in der Stille doch mit seinem Segen begleitet. Und bei Denen nur, die tiefer den Dingen nachzudenken gewöhnt sind und die mit der telegraphirten Geschichte sich nicht begnügen, regt allgemach sich die Befürchtung: was nach der öffentlichen Weisheit gar so possenhafte begann, möchte sehr ernst eines Tages enden und der germanischen Hegemonie, die bis vor drei Jahren noch Niemand bestritt, möchte ein steiler Wall sich entgegenthürmen.

Es wird aus Paris jezt ja allerlei Erheiterndes berichtet, und wenn auch das Meiste davon nur erdichtet ist, so findet die Lachlust doch an dem Rest von Wirklichkeit noch reichliche Befriedigung. Der Admiral Abelan, der sich plötzlich von einem ganzen Volk angebetet sieht, vor dem die Männer sich ehrfürchtig neigen, den die Frauen mit Küssen bedecken und dem von Algier die Araber Geschenke rüsten, kann mit seiner Schiffsmannschaft, der eine Begeisterungsfuth Champagner und getrüffelte Poularden an Bord spült, für geraume Zeit den Bedarf der Wigblätter decken und das Schicksal des russischen Matrosen, der vom üppigen Getafel und von den Schleckereien aufdringlich angebotener und raffinirter Liebegenüsse in die traurige Debe

feines Dorfes und zu der robusten Stumpfsheit seines Mädchens wieder heimkehrt, kann auch den ernstesten Satiriker reizen. Aber am Ende sind Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten im Völkerverkehr, und nicht nur im festlichen, doch nichts Unerhörtes, und wer in der neuesten deutschen Geschichte davon nichts zu finden vermag, der kann in einer gar nicht so weit zurückliegenden Zeit ihrer Spur doch begegnen. Als der russische Nikolaus, der selbe Nikolaus, der im März 1848, nach dem Sturz des Louis Philippe, sich schon auf dem Wege nach Frankreich gesehen und seinen Feldmarschall Paskewitsch als den künftigen Grafen von Paris bezeichnet hatte, genau sieben Jahre später gestorben war, da sah es in der preussischen Hauptstadt nicht viel anders als jetzt in der französischen aus, — nur daß statt der Lust das prunkende Gepränge damals der Trauer galt. Während Theodor von Bernharbi schrieb: „Preußen ist durch diesen Todesfall von seinem schlimmsten und gefährlichsten Feinde befreit“, erschien die Kreuzzeitung mit einem Trauerrand und der Staatsanzeiger veröffentlichte die angeblich letzten Worte des Zaren: *Dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières paroles de Papa.* Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte — nach Gerlachs Zeugniß — laut geweint, als er die Todesnachricht erhielt, und in seiner Antwort nannte er, „unter tausend heißen Thränen des geliebten Kaisers Vermächtnißworte ein Heiligthum.“ Ein Graf Zedlitz sammelte Unterschriften für eine Beileidsadresse an die russische Kaiserin, in Potsdam predigte der Pastor Krummacher über den Text: „Der Kaiser ist tot!“, in der Kammer sagte Gerlach, für Preußen sei gleichsam ein Vater gestorben, und die Gardeoffiziere trugen Trauermedaillen mit dem Bilde des Kaisers Nikolaus, die sie mit schwarzen Bändern an der Uhr — und die Damen an den Bracelets — befestigten. Ein Uebermaß an nationaler Würde kann man darin auch nicht gerade entdecken und die Erinnerung sollte gegen den Ueberschwang des gallischen Temperaments jetzt milder stimmen. Nikolaus war eben ein Mann gewesen, ein verber Despot, und in den Völkern lebt, wie in den Weibern, immer das Sehnen nach der brutalen Kraft, an die sie sich schmiegen, vor der sie sich ducken können.

Frankreich gleicht mehr noch als ihre Schwestern der zaubernden Meze Theophano. Auch die Dame Gallia ist eine große Sünderin, die durch Ströme von Blut ein brennender Ehrgeiz lockt und zieht,

dem Wunderbaren und Grauensvollen entgegen, und die in unersättlicher Gier stets den Bändiger sucht. Nachdem sie im phrygischen Freiheit-rausch nackt aus einem Arm in den andern getaumelt war und in den jacobinischen Kneipen sich ausgetollt hatte, riß der korsische Parvenu mit klammerndem Griff sie an sich und beseligt küßte die vom Freiheit-taschenjammer Zerknirschte die harte Faust; der Mann — nicht zufällig hieß er nur l'homme — trat sie mit Füßen, aber er zerrte sie auch auf den Thron und freiwillig öffnete sie sich die Adern, um mit ihrem Lebenssaft ihn stark zu machen, — ihn, der ihr die Herrschaft über die Welt versprach. Mit der Legitimität versuchte sie dann, anständig, mit dem Julikönigthum bürgerlich zu werden, aber kaum trat der Neffe auf, der mit dem Speck am Hut den Abler des Oheims ködern wollte, da erwachte auch wieder altes Gelüsten, sie warf sich dem Sohn der Hortense an den Hals und erzwang ihm von den legitimsten Herrschern den Titel Monsieur mon frère. Erst zu spät sah sie, daß es ein geschminkter Athlet war, den sie umarmt hatte, und daß seine heftischen Küsse ein fressendes Leiden zurückließen. Seit einem Vierteljahrhundert hat sie nun den neuen Mann gesucht; in die blitzenden Treffen des Mac Mahon hat sie sich fast vergafft, an den rollenden Phrasen Gambettas sich erregt und zu flüchtiger Lust mit dem Zuhälter Boulanger geäugelt; den Mann fand sie nicht, fand ihn nirgends im eigenen Land, wo strebende Paradesoldaten nur, schlaue Geschäftemacher und berebte Advokaten ihr lärmendes Wesen trieben. Zuletzt gerieth sie an Herrn Carnot, den korrekten, hölzernen Würdenträger mit dem stolzen Namen und dem tabellofen Frack, und als der sie gar zu sehr langweilte und in Europa die Bahn für aufregende Abenteuer wieder frei zu werden schien, da rief ihr brünstiger Lockschrei den fernen Riesen herbei, den man ihr immer den letzten Barbaren genannt hatte. Ein Barbar: Das war, was sie brauchte, denn sie war übersättigt von kraftloser Civilisation, und um den zu erhaschen, an dem sich zu reiben, wollte sie Alles gern thun, sogar fromm werden und ehrbar und sitzsam. Er würde sie vielleicht knebeln und in heißen Stunden ihrem galanten Begehren sich versagen, — aber an seinem Arm würde sie wieder, endlich wieder, in Europa die erste Dame sein. Und der Riese? Er war nicht verwöhnt, denn er hatte weder das Baargeld noch die forsche Keckheit, womit man die leichten Dämchen gewinnt, und so fügte er gern sich in einen Bund,

der alle zwei, drei Jahre nur zu einer Begegnung mit der allzu lebhaften Gesponnin führte und der in der Zwischenzeit ihm gestattete, mit schwerem Tritt der asiatischen Heimath wieder zuzustampfen.

In den Schleuderbazaren für öffentliche Meinung ist man mit der Bedeutung der franco-russischen Feste rasch fertig geworden, in Paris so gut wie in Berlin. Die Spreepolitiker halten sich an die Anekdote; sie spaßen über das Väterchen, das unbedeckten Hauptes die in Rußland sonst verbotene Marsseillaise angehört habe — natürlich ist sie weder jetzt noch früher verboten worden —, über die Feststrapazen, die für die Offiziere Avellans doch nicht größer sind als für manchen reisenden Monarchen, sie verweilen beglückt bei den wirklich komischen Einzelheiten der Vorgänge und lullen schließlich den lieben Leser mit einer Schilderung der unvergleichlich würdigen Haltung ein, in der Deutschland der Taumeltollheit zusieht. Solche Würde zeigt nun zwar Deutschland, aber durchaus nicht die ganze gedruckte Weisheit der Hauptstadt des Deutschen Reiches, die darum noch lange nicht eine deutsche Stadt genannt werden kann. Und weil die Pariser das Land nach der Hauptstadt und die Hauptstadt nach der Presse beurtheilen, deshalb hat der Boulevardwitz jetzt für die Russenfeste die epigrammatische Erklärung gefunden: *Ça les embête, et c'est tout ce qu'il faut.* Ach nein: *Ça ne les embête pas du tout,* und wenn der theure Rausch von Toulon und Paris nur den Zweck hatte, die Deutschen zu ärgern, dann wäre wieder ein großer Aufwand müßig verthan.

Ein Bischen hatte er wohl diesen Zweck, aber das Bischen reicht doch nicht aus, um das im Ganzen gar nicht komische Schauspiel zu erklären, das vor unseren Blicken sich abgespielt hat. Zwei Völker, die zusammen nahezu 160 Millionen Menschen umfassen, kann der boshafte Wunsch, den Nachbarn zu ärgern, allein nicht vereinen; dazu gehört eine hymnische Begeisterung, deren Quellen man ernstlich doch nachforschen sollte. Es gab kein Revanchegeföhre und die beiden Nationen, deren eine in tiefste Verkommenheit, deren andere in tiefste Barbarei versunken sein soll, zeigten sich taktvoll und vorsichtig und erklärten, nur dem Frieden gelte ihr Streben. Man darf ihnen glauben, wenn auch wirklich einige russische Zeitungschreiber bekneipte Reden gehalten hätten; aber man sollte sich vor dem gefährlichen Wahn hüten, diese gewaltigen Kundgebungen ließen die europäische Welt unverändert. Selbst die nüchternsten Beobachter mußten zugeben, daß in Toulon



und Paris nicht die üblichen kommandirten Feierlichkeiten sich vollzogen haben, und das Bemühen ist kindisch, den gleichgiltigen und vom italienischen Volk kaum bemerkten englischen Flottenbesuch in Tarent der heißen Umarmung zweier Hoffnungen und zweier Religionen zu vergleichen, die Eins werden wollen. Die russisch-französische Alliance, die Bolte Gerlach vor vierzig Jahren drohend am europäischen Horizont aufsteigen sah, ist Ereigniß geworden, mit oder ohne gestempelten Vertrag, und den Männern, die es durch kurzfristige Leichterzigkeit dahin kommen ließen, sollte im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit vor der Geschichte, deren Urtheile durch Strafanträge nicht zu unterdrücken sind, um Kopf und Busen allmählich doch bange werden. Wenn sie nicht taub sind, müssen sie hören, wie gegen den protestantisch-germanischen Gedanken der slavische und der römische Katholizismus langsam vorrückt; wenn sie nicht blind sind, müssen sie sehen, wie England sich leise jetzt anschickt, zu thun, was es immer gethan hat: auf die Seite des vorausichtlich Stärkeren zu treten.

Ein kluger Mann, der Freiherr von Eckstein, schrieb schon im Jahre 1841 in die Augsburger Allgemeine Zeitung: „Die Zukunft Europas liegt nicht am Rhein, sie wird nicht entschieden durch Blutvergießen an diesem schönen Strom. Sie liegt in der Verknüpfung des Orients mit dem Occident, in der Anknüpfung des orientalischen Christenthums an das abendländische und in der Wiederbelebung des einen durch das andere.“ Ein gemeinsamer Glaube, den die Verschiedenheiten im Ritus und in der Anerkennung des Primates nicht aufheben, vereinigt die Gläubigen aus Ssaki Sabor und Notre Dame de Paris und der weit blickende Statthalter Petri weiß ganz genau, warum er die Hand dem orientalischen Papstkaiser entgegenstreckt, der gleich ihm mit geometrischen Zeiträumen zu rechnen gewöhnt ist. Vielleicht ersteht uns noch einmal ein Otto der Große, der in mächtigem Anprall die germanische Vormacht sichert und für neue Jahrhunderte die andringenden Erben von Byzanz zurückwirft. Jedenfalls wird Deutschland gut thun, bei Zeiten daran zu denken, daß es allein diesen schwersten Kampf zu bestehen haben wird; denn in dem wirthschaftlich zerrütteten und politisch indifferenten Italien gebietet, ganz in der Stille, noch immer der römische Priester über die größte Macht und in dem künstlichen Gebilde Oesterreich ist das Deutschtum durch die Identifizierung mit dem großbourgeoisen Bank- und Börsen-Liberalismus bereits so geschwächt,

daß es den behenden Kletterversuchen der Slaven bauernnd kaum widerstehen wird. Deutschland wird allein sein, — und Otto, der große Verbannte, den heute die Feindschaft wie ein letztes schützendes Amulet noch fürchtet, lebt uns dann wohl längst schon nicht mehr. Der Gedanke ist nicht sehr erheiternd. Als aber — in den Memoiren des Prinzen Ludwig von Baden kann man es lesen — Turenne bei Sasbach gefallen war, machten die Truppen, denen dann freilich die Ungeschicklichkeit eines Montecuccoli zu Hilfe kam, ihrem Zorn über die Unentschlossenheit und Unzulänglichkeit der Nachfolger des vergötterten Marschalls in dem Stufe Luft: *Lâchez la pie, elle nous conduira* — laßt den Schrecken los, das Leibbroß des Toten, — er wird uns führen! Auch Deutschland wird einst vielleicht noch auf solche geistesstische Führung angewiesen sein.

Das klingt schlimm und es braucht auch nicht Wahrheit zu werden. Denn die französische Theophano kann im eignen Lande den neuen Geliebten finden, den Mann und den Bändiger, und dann wird sie wie Theophano von Byzanz handeln: den neuen Buhlen wird sie in das *cubiculum* führen, zu der Tigerhaut, auf der Nicephoros schlummert, der langweilige, müde, vorsichtige Mönch, und sie wird selbst den Stahl leiten, der den Genossen sechs prunkvoller Jahre beseitigt. Vielleicht ist's dann wieder ein Eunuche, der dem Volke das Haupt des so lange angebeteten Phokas zeigt, und sicher wird die Menge auch wieder so sehr Weib sein wie die lüsterne Beherrscherin und vor dem neuen Herrn begeistert sich in den Staub werfen, vor Zimisces, dem erhabenen Kaiser und Ketter, der dann, von der Stunde seiner Erhebung durch eine Weiberlaune an, in strahlender Herrlichkeit den Stuhl der von Gott gesandten Apostel besteigt.



## Papst Leo XIII.

Pius IX. starb im Vatikan am 7. Februar 1878, um die Zeit des Ave Maria. Man legte seinen Leichnam auf ein rothseidenes Bett und man trug ihn in das geheime Vorzimmer seiner nach Sonnenuntergang zu gelegenen Wohnung. Kerzen brannten in allen Ecken. Bußprediger von St. Peter sagten Totengebete her und zwei Nobelgardien standen aufrecht zu seinen Häupten. Der Kardinal Pecci, der Kammerer der heiligen römischen Kirche, kam bei Anbruch der Nacht im langen schwarz- und violettseidenen Schleppmantel, von dem Kammerherrn und den dazu gehörigen beiden Dienern gefolgt. Er ließ den weißen Schleier aufheben, der das Antlitz Pius des Neunten bedeckte, und indem er ihm mit seinem silbernen Hammer dreimal die Schläfe berührte, fragte er: „Schläfst Du, Johannes Mastai?“ Da er keine Antwort erhielt, intonirte er das De Profundis.

Bei der ersten Nachricht vom Tode hatte sich der Vatikan mit Priestern und Damen gefüllt. Der Kammerer befahl, die Thüren zu schließen. Dienstfertige Leute, die sich von der italienischen Regierung ermächtigt erklärten, hatten sich einzuschleichen versucht. Der Kammerer ließ sie einfach hinausführen. Ein Bruder, Nefen und Nichten Pius des Neunten waren aus Sinigaglia gekommen. Der Kammerer weigerte sich, sie einzulassen und ließ sie unter dem Portikus von St. Peter in der Kälte warten. Der schwächliche, gebrechliche und bleiche Kardinal Pecci entfaltete eine außerordentliche Energie. Er wachte bis in die späte Nacht hinein, schlief wenig und stand in aller Frühe schon wieder auf. Er war überall, sprach in befehlendem Tone und hielt die Schlüssel der Herrschaft in Händen. Sinnend, streng, auch ein wenig traurig und unruhig, in Folge gewisser Vorherfügungen und Ahnungen, ging er mit einem Gefolge von Hellebardieren einher, ganz Hingebung für seine doppelte Aufgabe: die Huth des toten Papstes und des bedrohten Papstthums. Hatte doch der Kardinal Consolini zu ihm gesagt: „Eminenz, ich werde für Sie stimmen.“ Er hatte sich bescheiden entschuldigt, hatte ihn gebeten, nicht an seine „geringe Person“ zu denken. Er fühlte bereits, wie die göttliche Last seine menschlichen Schultern bedrückte. Seine Kammererwürde gab ihm im Voraus die Fülle der Macht. Und doch war Pius der Neunte noch da, Pius, der ihn nicht geliebt und der ihn mehr als einmal der sorglichen Eifersucht Antonellis geopfert hatte.

Aber die neuntägige Andacht der Leichenfeierlichkeiten rückte heran. Man hatte den souverainen Pontifex mit seinen Ceremoniengewändern bekleidet; man hatte ihm rothe Pantoffeln und rothe Handschuhe angezogen. Darauf hatte man ihn auf eine mit Goldtuch drapirte Tragbahre gelegt, ihn in das Pallium gehüllt und das Haupt mit der Mitra aus Goldtuch, mit Kissen aus Goldtuch gestützt, und über die Treppe der Päpste, durch den Herzogsaal, den Königsaal hatten die Träger der Triumphsäule ihn in Prozession nach St. Peter übergeführt. Die gesammte Prälatenschaft, die Bischöfe und die Karbinäle, eröffneten das Gefolge, das die palatinische Wache beschloß und das mit ihren brennenden Fackeln unter den hohen und düsteren Decken und im Labyrinth der dunklen Wandelgänge die in Netzgewänder von rosafarbigem Damast gekleideten Stallknechte beleuchteten. Die Tragbahre hatte sich geneigt, und damit der Leichnam nicht hinabriele, mußte man ihn mit Stricken festbinden, — ihn, dem im Namen Gottes auf Erden alle Macht gegeben war, zu binden und zu lösen.

Eine der Basilikapellen wurde in eine flammende Kapelle verwandelt.

Dort ward der Leichnam des toten Papstes ausgestellt; die FüÙe hingen aus einem eisernen Gitter hervor, damit die Gläubigen sie küssen könnten. In dichten Massen wälzte sich die Menge heran und man sah bald ein, daß, wenn auch der Papst gestorben war, das Papstthum nicht so bald sterben würde im Herzen und im Geiste von Roms Bevölkerung. Königliche Karabinieri, Polizeiwachen und eine Compagnie Infanterie hielten die Ordnung auf dem Plage aufrecht. Am 15. Februar celebrierte man die erste der drei Totenmessen in der Sixtinischen Kapelle, vor jenem prächtigen und schrecklichen Letzten Gerichte, in welchem Christus mit erhabener Handbewegung unter dem flammenden Blicke der Propheten und unter dem weissagenden Blicke der Sibyllen die Gerechten von den Sündern sondert. Man sang das Lob des Papstes, der zur Nachgiebigkeit gezwungen war in Dem, was das Papstthum in seiner Blüthe den Jahrhunderten Erhabensteß und Verderblichsteß vermacht hat.

In der Mitte war ein kostbarer, mit vier Bas-Reliefs verzierter Katafalk errichtet, von denen das eine die Proklamtion des Dogmas von der Unbefleckten Empfängniß, das andere die Huldbigung der Stadt, das dritte die christliche Liebe und das vierte den Tod darstellten. In diesen vier Skulpturen war Pius der Neunte ganz und gar enthalten. Da war er, mit seinem enthusiastischen und ein wenig beschränkten, ein wenig auch übertriebenen Glaubenseifer, mit seiner häuerisch-italienischen Gläubigkeit, mit seiner lebhaften und zur Zärtlichkeit neigenden, von der Huld, den Tugenden und der Macht der Madonna bevölkerten Phantasie. Da war der zwar entthronte, aber protestwüthige König, dem es schmeichelte, noch auf seinem Sarge die Tiara mit den drei Kronen zu fühlen, zu fühlen, daß ihm die Menge noch an den Pforten des Jenseits die FüÙe küÙte, und dabei zu wissen, daß dies eine römische Menge war. Das war der gute Reiche, der großmüthige und freigebige Hirte, der ein Wunder gethan haben sollte, um die Wippen seines Tisches zu vervielfältigen. Ein Vater war er in Wahrheit der ganzen Welt, Vater bis zu dem Grabe, daß er fast seinem Titel Papst jene ursprüngliche, köstlich-naive Bedeutung zurückgab, deren diese Bezeichnung durch ihre Würde verlustig gegangen war.

Alles Das war er gewesen. Drei von den Bas-Reliefs besagten es; die katholische Kirche versteht sich darauf, Symbole zu erfinden. Das vierte Bas-Relief kündete, was Pius IX. nunmehr war, und zwar um so deutlicher, als dies ein christlicher, durch Hoffnungen verschönt, durch die Gewißheit der Unsterblichkeit verflüßter Tod war. Das Heilige Kollegium umgab den Katafalk, und man hätte meinen können, das seien knieende Statuen, sprechende, aber nicht weinende Statuen. Nach jeder der Totenmessen ertheilten vier Kardinäle vier Absolutionen. Während Kardinal Pecci mit seiner kräftigen Stimme und jener nervösen Bewegung, die er sich nicht hat abgewöhnen können, die seinige ertheilte, neigte sich Kardinal Dreglia, der den Kämmerer verwünßchte, zum Ohre seines Nachbars, des Kardinals Guibert, und erregte durch einen zu solcher Zeit eines solchen Mundes wenig würdigen Scherz dessen Mergen: „Questo hatte la gran cassa! Der da rührt die Werbetrommel!“ sagte er.

Am folgenden Tage legte man den Papst in die Gruft; in die Gruft mit all' seinem Purpur und all' seinem Gold, mit seinem rothen Totentuch und seinem weißseidenen Schleier, in einem dreifachen Sarge aus Lannenholz, Blei und Ulmenholz, den der Kämmerer, der Majordomus und das Kapitel des Vatikans mit sechsßachem Siegel zusiegelten. Man zerbrach den Fischerring,

den der Pontifex Maximus am Finger hatte, und vertheilte, gemäß der Tradition, die einzelnen Stücke als Reliquien. Der Sacristan nahm die übrig gebliebenen Kränze fort, und in der selben Sixtinischen Kapelle, in der man soeben einen zum Heiligen gemacht, versammelte man sich nun, um einen zum Papst zu machen. Der Schriftführer des Breve an die Fürsten nahm den Platz des Schriftführers der humanistischen Wissenschaften ein und, in der selben eleganten Sprache, mit dem selben rhythmischen Accent, wie der Andere die Rede pro Pontifice defuncto verlesen hatte, verlas er seine Rede pro Pontifice eligendo. Gleichgiltig erwartete die Kirche, die mystische Braut, den neuen Bräutigam.

Man hatte 64 Sessel für die 64 Kardinäle aufgestellt, die damals das Heilige Kollegium bildeten, — 64 Throne, denn die Sessel waren mit je einem Thronhimmel überspannt, dem Zeichen der Souverainetät. Die meisten waren pfauenblau, nur 4, nämlich die der Kardinäle, die noch aus der Zeit Gregors des Sechzehnten am Leben waren, waren grün. Als endlich Alles bereit war, trat man zum Konklave zusammen. Als bald riefen die Kardinäle, die noch von den Glückwünschen ihrer Klienten bewegt und ermüdet waren, den Heiligen Geist an. Sie leisteten und empfingen allerlei Eide, den Eid, das Patrimonium der Kirche usque ad effusionem sanguinis zu vertheidigen, den Eid, keine parteiische Entscheidung zu treffen, den Eid, nichts von Allem, was sie thun, sehen oder hören würden, zu offenbaren. Ein- oder zweimal täglich fand eine Vereinigung oder Versammlung der Kardinäle statt. Sie kamen bei der Stimme des Ceremonienmeisters aus ihren Zellen heraus, der in den drei Stockwerken des verwaisten Vatikans mit dem Rufe: „In die Kapelle, Monsignore!“ einher ging. Dort, wenn man ihren Namen nannte, erhoben sie sich von ihren Sätzen, um in einem Kelche auf dem Altare ihren Stimmzettel nieder zu legen; — denn die Kirche ist mystisch und symbolisch in Allem: um den Priester der Priester zu wählen, muß man, so fordert sie, auf einem Altare in einen Kelch votiren.

Die meisten Chancen hatte Kardinal Pecci, obwohl durch seine hochmüthige Strenge der Kämmerer sehr viele Unzufriedene geschaffen hatte. Die Kardinäle Franchi und Bilio hatten vielleicht ebenfalls einige Aussichten; doch Kardinal Franchi würde sich schon mit dem Staats-Sekretariat begnügen und gegen Kardinal Bilio war — man hat es mit Unrecht geleugnet — der Widerspruch Frankreichs. Im Heiligen Kolleg wollten die Einen, wie z. B. Kardinal Raudi, nur einen Grandjeigneur, Chigi, oder einen Heiligen, Martinelli. Kardinal Bilio übernahm es, dies dem Kardinal Bartolini, einem warmen Parteigänger des Kämmerers, zu sagen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: „Wenn Martinelli ein Heiliger ist, so mag er für uns beten; aber fürs Kirchenregiment können wir heutzutage einen Heiligen nicht gebrauchen.“ Andere, wie Kardinal Ferreri, klagten über den großen Mangel an für die Wahl geeigneten Persönlichkeiten, einigten sich aber schließlich und meinten: „Unter den Blinden ist der Einäugige König. . . Beatus monocolus in regno caecorum.“ Andere endlich, wie Kardinal Dreglia, blieben unverföhnlich, bis zur Erhebung wenigstens.

Kardinal Pecci wurde indeß von einer verzehrenden Unruhe gepeinigt. Er hatte einen Brief von Monsignore Pappalettere, dem Prior des Klosters St. Nikolaus von Bari, erhalten, welcher ihm die Papstwürde prophezeite, und ein Schreiben von einem Advokaten Namens Peccorato, dem seine verstorbene

Frau im Traume erschienen war, verkündend, daß der Kämmerer durch Acclamation gewählt werden würde. Bei der Mahlzeit aß er kaum, des Nachts konnte er kein Auge schließen. Er war nervös, betrübt, aufgeregt, in Gedanken vertieft. Diese Ausdrücke kehren beständig in den Memorialen des Konklave wieder. Er wollte Niemanden empfangen. Und wenn er dennoch Jemanden empfing, sagte er: „Wissen Sie nicht, was sie von mir wollen? Ich bin alt, ich bin schwach; ich werde bald sterben; nicht die Papstwürde — den Tod will man mir geben.“ Von Abstimmung zu Abstimmung mehrte sich seine Angst.

Vergebens versenkte er sich in die Vergangenheit, flüchtete er sich in seine Kindheit zurück. Das Haus zu Carpineto, das ruhige Heim Ludovicos und Annas Pecci, das Jesuitenkolleg zu Viterbo, die Entsendung nach Benevento, die Nuntiatur in Brüssel, sogar die Verleihung des Kardinalshutes lagen, wie alle Ereignisse, wie alle menschlichen Dinge, fern! Mit bitterem Schmerz sehnte er sich nach all' dem Geschehenen zurück und er zitterte an der Schwelle der unbekanntem Herrlichkeit, wo er vereinsamt sein sollte, so hoch erhaben über Denen, die ihm am Nächsten sein würden. Warum ließ man ihn nicht weiter seinen Kollegen von der arkadischen Akademie Verfe herjagen in der kleinen Delbaumpflanzung, am Abhange des Hügels, hinter S. Pietro in Montorio:

Quam flore in primo felix, quam prima Lepinis

Orta jugis, patrio sub lare, vita fuit!

Der Delberg! Er stand auf ihm wie Jesus und man verrieth ihn wie Jesus und man bereitete ihm ein Golgatha: den Thron! Und siehe da! nun riß ihn ein schwindeliger Traum hinweg und die Bappel in seinem Wappen wurde größer und immer größer, und er sah ihren Wipfel nicht mehr, der hin und wieder die Sterne zu berühren schien. Dunkel vernahm er mitunter seinen Namen, den der Dekan des heiligen Kollegs oft aussprach. Stimimte im Uebrigen nicht dazu der Wahlspruch des irischen Heiligen Malcachi, und mußte auf Pius den Neunten, Crux de Cruce, nicht ein Papst folgen, welcher sein würde Lumen in Coelo? Lumen in Coelo. — Der Stern seines Wappens! — Jedesmal, wenn ein Zettel mit seinem Namen zu den übrigen Zetteln mit seinem Namen hinzukam, empfand er eine Blendung. Wie andere Greise die Nacht herannahen sehen, so sah er an der Wende seines Lebens eine ewige Morgenröthe. Auf einmal kam der Unter-Dechant, warf sich vor ihm nieder und murmelte lateinische Worte: „Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? Nimmst Du die Wahl zum obersten Pontifer an?“ Er erinnerte sich an Edelestin den Fünften und die unbergängliche Schande, mit der Dante, sein Lieblingsdichter, den Schatten Desjenigen verfolgte, welcher „aus Freigebit die große Absage that“. Er antwortete mit jenem Glucksen seiner Stimme, das einem Schluchzen gleicht: „Da Gott es will, widerspreche ich nicht.“ — „Wie willst Du Dich also nennen?“ — „Leo XIII., zur Erinnerung an Leo den Zwölften, für den ich immer eine tiefe Verehrung gehabt habe.“ Man ließ alle Thronhimmel herab, außer dem seinigen. Man führte ihn befüßt, halb bewußtlos fort. Man kleidete ihn in Weiß. . . . Lumen in Coelo — man kleidete ihn in die Farbe des Lichts. Er ging zur Huldbigung zwischen zwei Reihen von Diakonen hindurch, die ihm Kerzen auf den Weg warfen: „Heiligster Vater, also vergehe der Ruhm dieser Welt!“ Er ging schwächlich, gebrechlich und sehr bleich, wie ein Wachslicht im Erlöschen, zwischen diesen Wachslichtern, welche erlösen. Man küßte seinen Ring, man küßte seine Füße, man führte ihn, wohin man wollte. Von der Höhe der inneren Loggia von St. Peter hinab

segnete er die Stadt und den Erdball. Mit seinen zum Segnen ausgebreiteten Armen, in seiner asketischen Magerkeit, sah er aus wie ein lebendiges Kreuz und mit dieser weiten, feierlichen Geste umfaßte der Stellvertreter Jesu Christi zweihundert Millionen Seelen.

Raum hatte der älteste der Kardinal-Diakonen von der Galerie von St. Peter hinab die Wahl Gioacchino Pecci verkündet, als auch schon die ganze Welt die frohe Nachricht erfuhr. Nur die alten Leute Roms zweifelten immer noch an deren Richtigkeit. Sah man doch noch aus dem Rohre, welches eigens dazu in die Mauer der Sixtinschen Kapelle eingelassen worden war, eine kleine Rauchsäule emporsteigen und war doch dies ein Zeichen, daß die Wahl nicht beendet war! Von Gruppe zu Gruppe, von Nachbar zu Nachbar erzählte man sich mit jener naiven Vertraulichkeit, die eine hervorstechende Charaktereigenschaft der römischen Bevölkerung bildet, die Lebensgeschichte des Kardinals Pecci, erging man sich in Vermuthungen über das nächste Pontifikat. Auf den ersten Blick schien es allerdings nicht wunderbar, daß der Bischof von Perugia gewählt sein sollte. Bonghi hatte auf ihn in seiner Broschüre: *Pio IX. e il Papa futuro* deutlich hingewiesen. Und nicht nur Bonghi, sondern auch Monsignore Bappalettere im Jahre 1874, in seinem Bericht an den Minister Visconti-Venosta, als er noch einfach Don Semplicio, Abt von Monte Cassino war. Also sprachen wohlinformirte Leute und sie führten eine Fülle von Einzelheiten an. Die Einen, die Freunde des Quirinals waren, erinnerten an die herzlichen Beziehungen des Kardinals Pecci zu den italienischen Behörden. Man nannte Daten, nannte Namen. War der Kardinal nicht der Freund des Intendanten Gualterio, der intimste Freund des Generals Carini? Er hatte gestattet, in der Kirche San Domenico zu Perugia eine Totenmesse für Cavour zu celebriren. Man griff sogar noch weiter zurück. Wußte man nicht, daß er im Jahre 1848 Gioberti in seinem bischöflichen Palais empfangen hatte? Ein Papst, der 1848 Gioberti empfangen hatte, mußte unbedingt ein „liberaler“ Papst sein. „E italiano, italianissimo: er ist italienisch, erzitalienisch.“ Die Getreuen des Vatikan, die Getreuen quand même, antworteten: „Das mag ja Alles wahr sein, aber hat trotzdem Kardinal Pecci jemals gegen seine Pflicht gefehlt? Hat er nicht in mehreren Briefen an Victor Emanuel gegen die Einführung der Civilehe in Umbrien, gegen die Vertreibung der geistlichen Orden, gegen die Besitzergreifung der Kirchen-Staaten protestirt? Der beste Beweis dafür, daß er nicht, wie man behauptete, ein „liberaler“ war, lag darin, daß die „Liberale“ im Jahre 1862 gegen ihn einen Prozeß anhängig gemacht hatten, weil er einige Priester, die verlangt hatten, der Papst solle auf die weltliche Macht verzichten, a divinis suspendirt hatte. Dem Zeugniß Bonghis stellte man das Mattazzis gegenüber: „Sein Eifer für den Heiligen Stuhl ist außerordentlich, seine Grundzüge sind vollkommen unabhängig. Seine unerschütterliche, fast möchte ich sagen: grausame Festigkeit bürgt ein für allemal dafür, daß er unfähig ist, sich zu beugen.“ Das verhinderte aber nicht, daß die Unversöhnlichen, händeringend, seufzten: „Wir haben einen jakobinischen Papst!“

Alle Welt täuschte sich. Wenige, mit Ausnahme Derer, die ihn in Perugia zu beobachten Gelegenheit hatten, wußten, daß während der 32 Jahre seines Episcopates seine große Geschicklichkeit darin bestanden hatte, sich von Allem fern zu halten, was nicht seines geistlichen Amtes war. War dies nur Geschicklichkeit oder war es Unentschiedenheit des Charakters, das Bestreben, Neigungen zu vermeiden, oder natürliche Neigung? Aus dem Klerus seiner Diözese

einen gelehrten, tugendhaften Klerus, aus dem Seminar zu Perugia das beste Umbriens, eines der besten Italiens zu machen; die Demüthigsten kennen zu lernen, von ihnen gekannt zu werden, sie zu empfangen, mit seinen Kanonikis, seinen Priestern und ihren Schülern zu leben; oft dem Unterrichte beizuwohnen, die jungen Leute zu befragen und dabei selbst im Examen zu brilliren, ruhig und sanft zu sein in diesem ruhigen und sanften Milieu; sich vor Uebermaß zu hüten aus verschiedenen Gründen, unter anderen deshalb, weil jedes Uebermaß lächerlich ist, und dennoch in wesentlichen Dingen nicht um Haaresbreite von seinen ernst und reiflich erwogenen Vorsätzen abzuweichen: — Das war der Begriff, den Kardinal Pecci sich von der Aufgabe eines italienischen Bischofs in schwierigen Zeiten und in einem Lande gebildet hatte, das soeben jäh aufgehört hatte, ein Kirchenstaat zu sein. Nur Bischof, und zwar Bischof mit Leib und Seele zu sein, das war das Ziel, welches er sich gesteckt und das er mit allen religiösen Mitteln, durch Predigen, Unterrichten, durch Wohlthätigkeit, Festlichkeiten und Ceremonien, zu erreichen bestrebt war. Das Wort, welches am Häufigsten wiederkehrt, wenn man von ihm und seiner Umgebung spricht, lautet „mild“, mite. Der Kardinal ist „mild in mildem Milieu“ in ambiente mite. Betrachtet man nur die Oberflüche, so sieht man auch nichts Anderes: einen Bischof von seltener Geistesbildung, der sich viel mit seinen Seminaristen beschäftigt, die schöne Sprache pflegt, an seinen Hirtenbriefen feilt und sich darin versucht, über neue Gedanken alte Verse zu machen.

Antonelli haßte ihn und machte daraus auch kein Geheimniß. Der Staatssekretär Pius des Neunten wollte nie zugeben, daß der Kardinal Pecci nach Rom käme und irgend ein Amt daselbst übernähme; er mißtraute seiner Intelligenz und seiner Finesse; und außerdem herrschte ja eine gewisse persönliche Rivalität zwischen ihnen; sie stammten aus der selben Provinz, ja sogar aus der selben Gegend. Antonelli fühlte auf der Höhe des Glücks die Ueberlegenheit Peccis und Das verzicht er ihm nicht. Er machte es mit ihm, wie er es mit jedem Anderen machte, in dem er Tüchtigkeit vermuthete: er zwang ihn, beiseite zu bleiben, indem er ihn so weit wie möglich wegschickte. Seine Schuld war es, wenn Pius IX., der ein ausgezeichnete Mensch war und den es ganz kalt ließ, ob er für einen großen oder mittelmäßigen Fürsten galt, nur von unfähigen Menschen und von Kreaturen Antonellis umgeben war; den Dienern, die man ihm gab, fehlte es immer an Etwas, entweder an Talent oder Charakter. Der Staatssekretär centralisirte Alles in seinen Händen; alle Geschäfte, alle Aemter; er glaubte, Alles zu sehen, Alles zu wissen; wenig lag ihm daran, ob man nach oben oder unten hin schlecht unterrichtet war. Was ihn betraf, so vernachlässigte er die Presse, verachtete sie, machte er sich über die öffentliche Meinung lustig. Niemals las er Zeitungen; er las sie so wenig, daß man behaupten konnte, er habe sich 1870 eingebildet, noch im Jahre 1846 oder 1848 zu leben, und daß er die September-Ereignisse als eine einfache Meuterei auffaßte, mit der er durch ein einfaches Rundschreiben an die Mächte fertig zu werden sich schmeichelte. Seine Politik bestand darin, mit den Feinden des Heiligen Stuhles mehr oder weniger geschickt zu liebäugeln und seine Freunde unbeachtet zu lassen. Er fand Mittel und Wege, Alle, die, ob Priester oder Laien, nicht etwa ohne ihn, sondern neben ihm fürs Wohl des Papstthums thätig sein wollten, zu entmuthigen, denn er war ein Meister der Intrigue. Er hatte über Pius den Neunten eine wunderbare Gewalt; es ist wahrscheinlich, daß er ihn amisirte. Antonelli hat die Kirche, indem er den Papst amisirte, Gott weiß



wohin gebracht. Gegen Ende seines Lebens aber war seine Beliebtheit bei ihm nicht mehr so groß; eine gewisse Opposition hatte sich geltend gemacht. Mehr als einmal mußte Pius IX. ihr Gehör schenken und mehr als einmal begann er zu begreifen. Aber dann war es zu spät.

So lange Antonelli am Ruder war, erschien Kardinal Pecci kaum jemals in Rom. Er hatte sich daselbst seit 1854, wo ihm der Kardinalshut verliehen wurde, nicht aufgehalten. Nach dreißigjährigem Episkopat hatte er, krank und schwach, um das Amt eines Probatarius gebeten; doch dieses Amt brachte ihn dem Papste nahe; Antonelli zog es vor, es dem Kardinal Sacconi zu verleihen, der ihn keineswegs in den Schatten stellte. Der Bischof von Perugia fand in seinem Amte und in seinen Wissenschaften Trost darüber. Als endlich Antonelli gestorben war, entschloß sich Pius IX., vielleicht nicht ohne Hintergedanken, Pecci zum Kammerer zu ernennen. Und als, nach Pius des Neunten Tode, das Heilige Kollegium ihn zum souverainen Pontifex erwählt, brauchte er keine Zeit durchzumachen, über kein Programm nachzudenken, seine Leute nicht heranzubilden. In seiner gelehrten Zurückgezogenheit zu Perugia hatte er sich auf Das vorbereitet, was die Kirche von ihm erwartete. Er brachte seine Leute und sein Programm mit sich auf den Thron. Darauf gefaßt, nichts zu sein, hielt sich Kardinal Pecci bereit, Alles zu sein. Gleich in den ersten Stunden spielte sich in der Umgebung Leos des Dreizehnten ein gar wohlbekannter Akt der Menschheitkomödie ab. Man hatte im Konklave gegen ihn ein wahres Komplott geschmiedet, dessen Urheber die Kardinäle Dreglia und Ferrieri waren. Beide gehörten zu den Kardinalen am Hofe, die Pius den Neunten zu seiner famosen Boutade über die Italiener hatten inspiriren müssen: „Narren hier und Narren da; nichts sind wir als Narren ja. Buffoni di qua, buffoni di là, noi siamo tutti buffoni.“ Die rauhe Strenge des Kammerers sagte ihnen nichts Dergleichen und sie hatten ihn mit aller Macht bekämpft. Doch als man ihren Widerstand gebrochen und ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, waren sie schnell zur Umkehr bereit. Der Kardinal Ferrieri erging sich in Lobeserhebungen: „Non fuit electio“, rief er aus, „sed divina inspiratio!“ Der Kardinal Dreglia, der Pecci eben noch feindselig gefaßt war, gab ihm an lärmendem Beifall nichts nach. Der ebenfalls feindselige Kardinal Pietro erinnerte sich mit einem Male, daß der Papst einen Bruder im Orden hatte, und alsbald drang er darauf, daß das Heilige Kolleg sich beeilte, ihn zu rellamiren, obgleich man ihn im Grunde genommen in dem Oppositionslager des Papstes für einen „unbedeutenden, mit thomistischen Doktrinen überfüllten Menschen und einen sonderbaren Schwärmer hielt“ („uomo da nulla, infarinato di doctrina tomistica, un po' strano“). Weil der Kardinal Pietro in der Gegenintrigue zu weit gegangen war, übertrieb er nun das Gelübde des Gehorsams: nicht seine Treue bot er an, sondern eine grenzenlose Ergebenheit; ja noch mehr als Ergebenheit, eine Unterwürfigkeit. Er sagte zu Leo dem Dreizehnten in der Ansprache, die er als Unter-Dechant des Heiligen Kollegs am Krönungstage an ihn richtete: *Ecce nos, os tuum et caro tua erimus*. „Dein Mund und Dein Fleisch wollen wir sein.“

Sein Mund und sein Fleisch! Leo XIII. brauchte nicht unter seinen Gegnern danach zu suchen. Er besaß seit Langem den je nach seinen Wünsche schweigenden oder kühn redenden Mund. Das gebemüthigte — perinde ac cadaver — und opferfreundige Fleisch. Er hatte um sich jene so oft geschmähten und so oft verleumdeten Peruginer, deren beispiellose Entfugung aber nicht in

Abrede zu stellen war. Monsignore Laurenzi, den jetzigen Kardinal, Monsignore Foschi, den gegenwärtigen Bischof von Perugia, Monsignore Rotelli, Monsignore Voccali insbesondere. Monsignore Voccali mit seinen sanften farblosen Augen und seinen sanften Chorknaben-Manieren, den klugen, zurückhaltenden, schweigsamen Mann mit den verschlossenen Lippen und der behenden Auffassungsgabe, den vollkommenen Peruginer nach dem Herzen des Papstes: mite, sehr mild, sanfter noch im Vatikan als in Perugia, weil der Vatikan der sanfteste ambiente, das sanfteste Milieu auf Erden ist und weil die Politik daselbst ganz verhüllt betrieben wird. An den Kardinal Franchi, der das Staats-Sekretariat übernahm, an den Kardinal Simeoni, der die Propaganda bekam, und Monsignore Czaki, der Sekretär der außerordentlichen Kirchenangelegenheiten wurde, reichten sich naheinander Kardinal Rampolla, Monsignore Bannitelli, Monsignore Talamo, Monsignore Volpini, Monsignore Ferrata, Monsignore Domenico Jacobini. Es hatte keinen schlechter bedienten Papst als Pius den Neunten gegeben, und es hat keinen gegeben, welcher es besser als Leo XIII. verstand, sich seine Leute auszusuchen, viel auf sie zu verwenden und viel aus ihnen im Nothfall zu ziehen. Wenn Monsignore Voccali \*) stumm ist und wenn sein kalter Mund, wie ein Grabstein, ein Geheimniß zu verschließen scheint, so hat Kardinal Rampolla, der heutige Staats-Sekretär, keinen Grund, ihn irgendwie zu beneiden. Wer könnte seine lange aristokratische Gestalt, wer sein langes aristokratisches Gesicht vergessen, und seine Augen, die, wenn er nicht antworten will, gen Himmel blicken und allein reden, und zwar nur das eine Wort: die Vorsehung? In der Schule Leos des Dreizehnten ist der Sizilianer zum Peruginer geworden. Die Vorzimmer des Vatikans sind voller Geheimniß und Schweigen. Am Eingange schlummert ein Schweizer. Von Zeit zu Zeit lugt aus einer halbgedöfneten Thür ein weißes, abrasirtes Haupt heraus oder ein gebeugter schwarzer Schatten mit einem blauen Gürtel um die Hüften gleitet auf den Fußspitzen dahin. Es ist der Präfekt irgend einer Kongregation, der, mit seinem kleinen Notizbuche unterm Arme, zur wöchentlichen Audienz geht — S. Palazzi Apostolici — oder vielleicht auch ein eiferfüchtiger Prälat, der gerade einen anderen überwacht.

Denn der gegenseitige Neid, jene Pest an unseren Höfen, zertwühlt und untergräbt auch den päpstlichen Hof. Trotz seiner Urbanität und seiner Nachsicht hat Leo XIII. nicht einen Jeden zufrieden stellen können. Umsonst hat er die Form verfeinert, hat er es bemerkt, daß die Trennungen, die er für nothwendig erachtete, niemals Risse würden. Vergebens hat er oratorische Schliche angewandt, wie beim Kabinettschef Pius des Neunten, dem *uditore del Santissimo*, den er verabschiedete, nachdem er ihn noch einige Wochen behalten hatte: „Monsignore, was wäre nach Ihrer Meinung die Pflicht eines Priesters, den der Papst zum Bischof ernennen würde?“ — „Die Bischofswürde anzunehmen, Heiliger Vater.“ — „Nun gut! ich ernenne Sie hiermit zum Bischof von Sinigaglia.“ Die Koterien, die nichts mit Perugia zu thun haben, beschuldigen die Peruginer, eine Koterie zu bilden. Man stellt eine Liste der Fehler Leos des Dreizehnten auf; nach zwölfjährigem Pontifikat ist man bis auf 3 gekommen. Man sagt, der Papst sei hochmüthig, er habe Furcht vor dem Tode und sei geizig.

\*) Monsignore Voccali ist sehr früh zu Anfang des Jahres 1890 gestorben. Kardinal Rotelli ist ihm um einige Monate in den Tod vorausgegangen.

Die Beschuldigung des Hochmuths stammt von Kardinal Ferrieri. Er ist es, der sich gerühmt hat, mit Gioacchino Pecci, als sie beide noch jung waren, in der theologischen Akademie disputirt und ihn den Schweiß des beleibigten Hochmuths schwigen gemacht zu haben. „Lo pecci sudare per l'orgoglio.“

Die Beschuldigung des Geizes geht von geringerer Seite aus. Sie geht von den Konflavisten, und zwar von den Laien wie von den Geistlichen aus, welche die Gratifikation von 30 Franken und die jährliche Pension von 30 Stubi zu mager fanden. Sie geht von der Revolte der Schweizer aus, die sich empörten, weil sie das traditionelle Trinkgeld des Interregnums nicht bekommen hatten. Kein Geld, keine Schweizer! Sie kommt davon, daß man den größten Theil der Jubiläums-Geschenke zum Nutzen des Heiligen Stuhles verkauft hat, anstatt sie den Würdenträgern der Kurie zu schenken: „Man hat den Grand Crément Impérial zu 2 Franken die Flasche verkauft!“ Sie kommt davon, daß der Papst zu Denen aus seiner Umgebung, welche das Aufhören des bisherigen Lurus bereuen, zu sagen pflegt: „Machen Sie es nur wie ich; ich lebe mit 20 Solbi täglich!“ Was aber die Furcht vor dem Tode betrifft, — welcher Greis wäre ganz frei davon? Noch einen vierten Vorwurf: „Der Papst ist Sanguiniter; er glaubt, die kleinen Vögel mit Zucker fangen zu können.“ Doch Das wäre ja noch nicht das Schlimmste; aber die Journalisten, deren er sich nicht bedient, machen es ihm zum Vorwurf, daß er mehrere Blätter unterhält und daß er sogar als Bischof in dem Beruginer „Baese“ mehrere Artikel veröffentlicht hat. Die Einen sagen: „Das ist ein Politiker!“ — „Das ist ein Dichter!“ behaupten die Anderen. Die Einen trauern um die Tugenden, die Anderen um den stets gebedekten Tisch des verstorbenen Papstes. Einige auch trauern um seine Bonmots.

Aber ist Leo XIII. der Papst, den man brauchte?

„Man bekommt ihn so wenig zu sehen, er scheint sich für ein Idol zu halten, er verringert den Peterspfennig. Und des Nachts, wenn er nicht schlafen kann, weckt er seinen Kämmerer, um ihm lateinische Verse herzusagen!“ Solche Redensarten wiederholten die Prälaten in den Salons und den Sacristeien, die Prälaten, die lieber weniger Arbeit und mehr Belustigung hätten. Der hohe römische Adel schmolzt mit Leo, weil dieser nur ein Landedelmann ist. Die Damen schmollen mit ihm, weil er sie als Kämmerer nicht zu dem Schauspieler vom Tode seines Vorgängers zugelassen und weil er nicht die schönen Gesichtslinien und nicht das ungezwungene Benehmen seines Vorgängers besitzt. Die Nörgler schmollen mit ihm, weil er Italien nicht den Krieg erklärt und die Hohalisten, weil er sich nicht mit ihm bedingungslos versöhnt.

Man spottet über ihn ganz leise und sogar auch ganz laut. Wir stiegen eines Abends in Gesellschaft einer Persönlichkeit, der ihr Alter, ihre Stellung, ihr Charakter eigentlich die größte Reserve hätte auferlegen müssen, die Stufen von Trinità dei Monti hinab. Plötzlich blieb der Begleiter stehen und ertheilte ganz mit dem selben Schulternziehen, mit dem selben Näseln und dem selben Glucksen in der Stimme wie Leo XIII. den Segen . . . Bonghi schrieb hochhaft, mit Verurtheilung des lärmenden und maßlosen Bedauerns, das Pius IX. überall hinterließ: „Die Kirche hat jetzt eben so gut ihre Claque wie die Theater, denen sie indessen in Nichts zu ähneln das größte Interesse haben sollte.“

Paris.

Charles Benoist.



## Die Alterszulagen der Beamten.

In den „Berliner Politischen Nachrichten“ las man neulich:

Wenn die Finanzlage es auch nicht gestattet, mit der allgemeinen Verbesserung der Beamtengehälter fortzufahren, so sind deshalb noch nicht die Maßregeln gleichfalls ins Stocken gerathen, welche zum Zwecke einer besseren Ordnung der Gehaltsverhältnisse im Uebrigen in Angriff genommen sind. Wie durch den laufenden Etat eine weitgehende Umwandlung von diätarisch verwalteten Stellen in etatsmäßige Stellen herbeigeführt ist, so sind auch für den Etat auf 1894/95 Maßregeln auf diesem Gebiete in Aussicht genommen. Insbesondere liegt es in der Absicht, die bisher nur für die Mehrzahl der Unterbeamten und einen Theil der Subalternbeamten durchgeführte Maßregel, daß das Steigen des Gehalts nach dem Dienstalter erfolgt, auch auf den größten Theil der übrigen Subalternbeamten und der höheren Beamten auszudehnen und damit zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen.

Diese Notiz, die im Finanzministerium entweder geschrieben oder diktiert oder dem Herausgeber mündlich gegeben worden ist, erweckt den Glauben, als ob die Bemühungen des Finanzministers darauf gerichtet seien, die seit vielen Jahren laut gewordenen berechtigten Wünsche der Beamten annähernd zu erfüllen. In Wirklichkeit hat es dazu noch gute Wege. Seit Dezennien wird von allen Finanzministern anerkannt, daß der größte Theil der Beamtengehälter unzulänglich sei, aber den Bemühungen der übrigen Ressorts, einzelnen besonders nothleidenden Kategorien zu Hilfe zu kommen, wurde fast immer die Antwort entgegen gesetzt, Dies wäre nicht angängig, es müsse gewartet werden, bis die Finanzlage des Staates eine allgemeine Erhöhung gestatte. Damit haben sich mehrere Minister Jahre lang abspeisen lassen. Nur besonderen Umständen war es zu danken, daß z. B. die Oberpräsidialräthe, Oberförster und Bauinspektoren in ihren Gehältern erhöht wurden. Dies geschah unter Herrn v. Scholz. Herr Miquel versteht es nun, Einnahmequellen zu erschließen, aber er behält die Hand auf dem Geldbeutel; er öffnet ihn nur, wenn ein höherer Wille Dies verlangt (vide Allerhöchste Dispositionsfonds) oder wenn er politisch dazu gezwungen wird. Die aktiven Beamten sind aber im Landtage mundstot, sie wollen nicht pro domo sprechen; dafür thue ich es ohne persönliches

Interesse zur Sache. Der kluge Herr Miquel hat ein Mittel gefunden, auch die Drängenden zu beruhigen. Er hat den Beamtenkreisen den Glauben beigebracht, daß durch die Einführung der Alterszulagen eine wesentliche Besserung eingetreten sei. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß eine Anzahl Beamter, deren Avancement früher gestockt hat, jetzt besser fortkommen; zahlreiche andere Beamte finden sich aber schwer benachtheiligt. Dies wird sofort klar, wenn ich Das, was mir aus glaubhafter Quelle berichtet wird, mittheile, nämlich daß der Staat durch die Einführung der Alterszulagen Hunderttausende erspart. Es ist Dies dadurch möglich geworden, daß die Beamten viel zu spät in die höheren Gehaltsklassen einzurücken und daß zu viele Gehaltsklassen geschaffen sind. Aus diesen Ersparnissen erklärt sich die Eile, mit der man nunmehr die höheren Beamten mit den Alterszulagen beglücken will. Die Herren Abgeordneten hatten, als sie den Alterszulagen zustimmten, von zu machenden Ersparnissen natürlich keine Ahnung. In voller Unschuld sagt der Abgeordnete Lohren (1882 Sten. Br. S. 20259):

Selbstverständlich müssen bei konsequenter Durchführung des Prinzips der Dienstalterszulagen solche Beamte, die bisher in der Gehaltserhöhung zurückgeblieben sind, nunmehr mit einem Ruck um ein, zwei und vielleicht mehr Stufen aufsteigen und dadurch werden dem Staate zweifellos Mehrausgaben entstehen. Auf die Frage in der Budgetkommission, wie hoch diese Mehrausgaben gegenüber den im Etat stehenden Summen sich wohl belaufen würden, konnte eine genaue Auskunft nicht erteilt werden. Man hat allerdings nach Aussage der Herren Regierungskommissare Berechnungen darüber angestellt und dabei gefunden, daß im Allgemeinen die Etatssummen die selben bleiben würden, weil die Ab- und Zugänge sich ziemlich ausgleichen. Ich kenne diese Berechnung nicht, weiß also auch nicht, ob sie richtig sind. Meiner Ansicht nach müssen die Ausgaben in erster Zeit zu Etatsüberschreitungen führen. . . .

Damals handelte es sich nur um die Unterbeamten, inzwischen sind die Alterszulagen auch auf die mittleren Beamten (Sekretäre, Rendanten, Buchhalter zc.) ausgedehnt. Auch hier haben sich sofort erhebliche Ersparnisse gezeigt, während im Landtage nur an Etatsüberschreitungen gedacht wurde. Bei den höheren Beamten (Regirungsräthen, vortragenden Räthen zc.) werden sich natürlich statt der Etatsüberschreitungen erhebliche Ueberschüsse zu Gunsten des Staates ergeben. Ist Dies gerecht? Ich erhebe deshalb bei Zeiten meine warnende Stimme. Der Justizminister hat sich die Alterszulagen verboten, die anderen Minister haben dem mächtigen Miquel erfolgreichen Widerstand nicht leisten können. Herr Miquel setzt aus fiskalischen Rücksichten seine Reform fort und was bewirkt er? Er macht die besten Diener des Staates unzufrieden, denn die Zulagen sollen in solchen Zeiträumen gegeben werden, daß die Beamten jetzt schlechter wegkommen als früher bei mittelmäßigem Avancement. Was mußte aber

das Bestimmende sein bei der Bemessung des Zeitraumes, in welchem ein Beamter die höchste Gehaltsstufe erreicht? Ich meine, nicht das Dienstalter in der betreffenden Beamtenklasse allein, sondern dies in Verbindung mit dem Lebensalter des Betreffenden, bergestalt, daß ein Beamter, der z. B. dreißig Jahre gedient hat und der dann also etwa 50 Jahre alt ist, immer in der höchsten Gehaltsstufe seiner Kategorie sein müßte, einerlei, ob er die Stelle mit 40 oder 50 Jahren erreicht hat. Demgemäß müßte ein Regierungsrath oder ein Beamter höherer Klasse mit 50 Jahren unter allen Umständen das höchste Gehalt haben. Das jetzige System enthält große Härten und erschwert die Besetzung höherer Stellen. Danach hat ein Oberregierungsrath der Präsidialabtheilung mit 50 Jahren 1800 Thaler Gehalt und 600 Thaler Zulage, also 2400 Thaler. Als vortragender Rath fängt er nach der Absicht des Finanzministers mit 2500 Thaler an und steigt bis 3300 Thaler in 12 Jahren. Er muß also 62 Jahre alt werden, ehe er in die höchste Gehaltsstufe einrückt. Bei den Dirigenten der dritten Abtheilung liegt der Fall noch krasser, da sie jetzt noch höhere Zulagen in Folge der Mehrbelastung mit Steuerfachen erhalten. Wer also kein Vermögen hat, bleibt lieber in der kleinen Stadt bei den billigeren Wohnungen und bescheidenen Lebensbedürfnissen. Das langsame Aufsteigen in die höchste Gehaltsklasse hat auch den Nachtheil, daß die Beamten erst nach vollständigem Verbrauch ihrer Kräfte in Pension gehen. Der Kaiser hat es verstanden, die Armee vollständig zu verjüngen; Herr Miquel züchtet künstlich aus fiskalischen Gründen Greise in den Kollegien. Der Abgeordnete Lohren hatte geäußert:

In der Denkschrift des Finanzministers ist gesagt, daß man von dem Grundsatz ausgehe, daß ein Beamter um so schneller aufsteigen müsse, je schwieriger und aufreibender sein Dienst sei.

Von diesem schönen Gedanken wird in der neuen Vorlage des Finanzministers keine Spur mehr sein.

Bei der Berathung im Jahre 1892 hatte der Abgeordnete Bödiker gegenüber der Ausführung in der Denkschrift des Finanzministers, daß den Beamten ein Rechtsanspruch auf Alterszulagen nicht anstehe, darauf hingewiesen, wie prekär die Stellung der Beamten sei. Dies mit Recht. Nach dem Disziplinalgesetz für nichtrichterliche Beamte haben die Minister die Befugniß, allen untergebenen Beamten Geldbußen bis zum Betrage des monatlichen Dienst Einkommens aufzuerlegen. Ein richterlicher Beamter darf überhaupt nur im Wege des förmlichen Disziplinarverfahrens mit Geldbuße belegt werden. Die eigentlichen Richter (Amtsrichter, Landrichter u. s. w.) haben nach dem Gesetze vom 24. April 1878 einen mit Klage verfolgbareren Rechtsanspruch auf Alterszulagen. Warum soll

dieser Rechtsanspruch den anderen Beamten versagt sein? Nach dem jetzt geltenden Rechte können diese weit über die Grenzen, welche die Disziplinar-gesetze stecken, durch einfache Entziehung der Alterszulagen schwer bestraft und geschädigt werden. Es muß deshalb im Namen der Beamten verlangt werden, daß eine gesetzliche anderweitige Regelung dieser Materie erfolgt. Der wesentliche Inhalt des zu erlassenden Gesetzes würde kurz der sein, daß im Falle des Widerspruchs eines Beamten die Entziehung einer nach dem Besoldungsetat ihm zustehenden Alterszulage nur im Disziplinarverfahren erfolgen dürfe (vergl. § 9, d. Ges. vom 7. Mai 1851, § 10 d. Ges. vom 21. Juli 1852). Damit würde jede Willkür unmöglich gemacht werden. Wie verschiedenartig Beamte von ihren vorgesetzten Ministern beurtheilt werden, zeigen zahlreiche Beispiele jeden Tag. Der Kultusminister von Mähler hielt den damaligen Hilfsarbeiter Scholz für zur Stelle eines vortragenden Rath's nicht geeignet; der Finanzminister Camphausen dachte anders, er nahm Scholz in das Finanzministerium, er wurde sein bester Rath und später Finanzminister. Der spätere Minister des Innern Herrfurth wurde von Eulenburg kalt gestellt, von Buttkeamer zum Ministerialdirektor und Unterstaatssekretär gemacht. Buttkeamer wußte, welche eminente bureaukratische Arbeitskraft Herrfurth besaß und daß dieser im Stande sei, jedes Dezernat zu übernehmen. Noch heute werden hohe Beamte, bloß weil den Ministern Dies oder Jenes an ihnen nicht gefällt, bei Gehaltserhöhungen übergangen, ja mir sind Fälle bekannt, daß Beamten die Schulden hatten oder solche machten, die Gehaltszulagen verweigert wurden! Man entzog ihnen dadurch thörichterweise jede Gelegenheit, aus ihrer Kalamität herauszukommen. Also Rechtschutz auch den Beamten! Wir gehen bösen Zeiten entgegen; wer kann wissen, wer in zehn Jahren Minister bei uns ist. Das Beamtenthum muß aber gegen mögliche politische Schwankungen geschützt werden; wir brauchen Männer und Charaktere, keine Minister-Kreaturen.

F., Geheimer Regierungsrath a. D.



## Die Bodenbesitzreform.

Viele Wege führen nach Rom. Viele Wege haben auch verschiedene Denker zu der Forderung der Bodenverstaatlichung geführt, dem eigentlichen Endziel Dessen, was unter Bodenbesitzreform im Augenblicke verstanden wird.

Der berühmte englische Philosoph Herbert Spencer gelangte in seinem besten jugendfrischen Werke „Social Statics“, dessen klare und unwiderlegliche Schlüsse der in Grundbesitzkreisen lebende alte Professor 40 Jahre später vergessens abzuschwächen suchte (siehe hierüber das vorzügliche neueste Buch von Henry George: A perplexed philosopher), auf dem Wege der Logik zu der Forderung der Bodenverstaatlichung. Die Grundlage dieser Schlüsse ist sein Freiheitbegriff, nach dem jeder Mensch Das thun dürfen soll, was er will, vorausgesetzt, daß er nicht die gleiche Freiheit eines Nebenmenschen beeinträchtigt. Da nun eine solche Freiheit nicht möglich ist ohne Benutzung des Erdbodens, und da, wenn das absolute Eigenthumsrecht auf einen Quadratfuß Erde gegeben wird, es nicht möglich erscheint, ein gleiches Recht auf einen Morgen, eine Quadratmeile, ein ganzes Land und den ganzen Erdboden zu bestreiten, so würde die Einräumung eines individuellen Eigenthumsrechtes am Erdboden eine Freiheitbeschränkung zur Folge haben.

„Nehmen wir an, daß die ganze bewohnbare Erdkugel in dieser Weise mit Beschlag belegt sei, so folgt daraus, daß, wenn die Grundeigentümer ein gültiges Recht auf deren Oberfläche haben, alle Diejenigen, welche nicht Grundeigentümer sind, nicht das geringste Recht auf diese Oberfläche besitzen. Sie können daher nur, wenn sie eben gebildet werden, auf dieser Erde wohnen. Sie sind Alle Rechtsübertreter, wenn sie nicht mit Erlaubniß der Grundherren Raum für die Sohlen ihrer Füße erlangen. Ja, sogar wenn jene für gut finden sollten, ihnen einen Ruheplatz zu weigern, könnten diese landlosen Leute gänzlich von der Erde ausgestoßen werden.“

Selbstverständlich können Menschen, deren ganze Existenz von dem guten Willen anderer Menschen abhängt, nicht frei genannt werden und Spencer geht nun dazu über, aus dem wirklichen Leben zu beweisen, daß thatsächlich Gewaltthat, Betrug und auf das Vorrecht des Stärkeren oder auf größere Schlaueit begründete Ansprüche die Quellen darstellen, denen jene Besitztitel entstammen.

„Die ursprünglichen Urkunden wurden mehr mit dem Schwert geschrieben als mit der Feder. Nicht Rechtsgelehrte, sondern Soldaten waren die Rechtsübertrager, Schläge waren die geltende Münze, die in Zahlung gegeben wurde und als Siegel wurde Blut vorzugsweise statt des Wachses benützt.“

„Können Werth besitzende Ansprüche so entstehen? Schwerlich. Und wenn nicht, was wird aus den Ansprüchen aller späteren Besitzer so erlangter Grundstücke? Kann Verkauf oder Erbschaft ein Recht erzeugen, wo es ursprünglich nicht bestand? Würden die ursprünglichen Anspruchserheber vor den Gerichtsschranken der Vernunft abgewiesen werden, weil das ihnen gestohlene Ding in andere Hände übergegangen war? Gewiß nicht. Und wenn ein Akt der Uebertragung keinen Rechtstitel geben kann, vermögen viele es zu thun? Nein. Wenn auch Nichts ewig multipliziert wird, wird es nicht Eins produziren.“

Er wendet sich dann gegen den Rechtsanspruch durch Verjährung. Er hätte nichts dagegen, wenn die Aufsteller dieses Grundsatzes eine bestimmte Bedeutung damit verbinden würden. Um Dies thun zu können, müßten sie befriedigende Antworten auf Fragen finden wie die folgenden:



„Wie lange braucht es, bis ein ursprüngliches Unrecht zum Recht wird?“ „Wie groß ist die jährliche Rate, zu welcher werthlose Ansprüche werthvoll werden?“ „Wenn ein Rechtstitel in tausend Jahren vollkommen wird, um wie viel vollkommener wird er in zweitausend Jahren?“ und so weiter.

Nun wendet er sich gegen die Rechtfertigung der dauernden Besitzergreifung durch Bodenkultur. Wer zuerst ein Stück Erdboden der Wildniß entrisfen und zum Kulturboden gemacht hat, soll sich dadurch zum Eigenthümer aufgeschwungen haben. Verbesserungen können nur ein Recht auf das zur Besserung Geleistete, nicht auf die Substanz des Erdbodens geben. Er findet den Anspruch ungeheuerlich, die Erdkugel von der Oberfläche ab bis zum Centrum als Eigenthum zu reklamiren, weil man einige Zoll davon mit dem Spaten oder Pflug herumgedreht hat. (Er vergißt hier, zu bemerken, daß auch der Luftraum über dem Grundstück zu dem Eigenthum gehört.) Angenommen, es fände Jemand eine in Ruinen liegende Hütte und richte sie neu her, könnte er daraus ein Eigenthumsrecht herleiten? Könnte ihn nicht der ursprüngliche Eigenthümer jeder Zeit vertreiben? Mit welchem Recht will also der Verbesserer eines Stückes Erdoberfläche ein Eigenthumsrecht darauf gegenüber der das selbe Stück vorher besitzenden Menschheit ableiten? Mit welchem Recht — möchte ich hier einschalten — können, wenn Bodenbesserung ein Besitzrecht gewährt, schottische Grundherren Bauern von dem Boden verjagen, den sie und ihre Voreltern seit Jahrhunderten bebauten, um behufs Benutzung als Wildpark das Land wieder in die ursprüngliche Wildniß zurück zu verwandeln? Auch eine gleichmäßige Bodenvertheilung kann kein Eigenthumsrecht validiren, denn die nachgeborenen Menschen haben ein gleiches Recht wie die vertheilenden. Es müßte immer neu vertheilt werden, denn die Lebenden haben kein Recht, im Namen der Ungeborenen über deren unberühertes Erbtheil zu verfügen.

„Bis wir daher eine gültige Vollmacht vorweisen können, die uns beauftragt, diese Vertheilung zu machen, bis bewiesen werden kann, daß Gott eine Privilegienurkunde an eine Generation gegeben hat und eine andere an die nächste, bis wir beweisen können, daß Menschen, die nach einem gewissen Datum geboren werden, zur Sklaverei verdammt worden sind, müssen wir annehmen, daß keine solche Entäußerung gestattet ist.“

Und nun kommt im sechsten Paragraphen dieser meisterhaften Darstellung der Grundprinzipien eine köstliche Diatribe gegen die Herren Professoren und Rechtsgelehrten, deren ganze Beredbarkeit der Rechtfertigung des Bestehenden gilt; leider ist sie auch dem alten Professor Spencer von 40 Jahre später wie auf den Leib zugeschnitten.

In bin etwas ausführlicher in der Vorführung der Spencerschen Theorien gewesen, weil sie klar und unwiderleglich die ethische Grundlage reumiren, auf der alle Bodenverstaatlicher ohne Ausnahme stehen. Bodenverstaatlicher sind sie nur aus dem praktischen Grunde, weil der Staat bis jetzt die umfassendste Organisation bildet, an welche sich der Mensch halten kann, wenn er die Verwirklichung seiner Menschenrechte fordert. Wenn auch der Boden der ganzen Menschheit, und nicht dem einzelnen Staate gehört, so müssen wir uns eben mit der möglichsten Annäherung an das Vollkommene begnügen, wo wir Solches nicht ganz erlangen können. Die Bodenverstaatlichung zurückweisen, wie es verschiedne ihrer Gegner gethan haben, weil sie das Postulat, daß der Boden der Menschheit gehöre, doch nicht erfülle, gleicht dem Argumente

eines gefangenen Räubers, der es ungerecht findet, daß man ihm die Beute abnehmen will, ehe man den übrigen Theil der Bande erwischt hat und auch fie zur Rückgabe des Geraubten bringen kann.

Noch schlimmer fast machte es der Staatsminister Dr. Schaeffle in Nummer 17 und 20 der „Zukunft“, der den Staatsbegriff der Bodenreformer einfach parodirt. Uns, die wir das höchste Prinzip der Gerechtigkeit verteidigen, kann es ja selbstverständlich auch keinen Moment in den Sinn kommen, daß der Staat, den wir, so lange keine weitere Organisation vorhanden ist, als den bestellten Verwalter des Gemeineigentums betrachten, ein anderer als ein Volksstaat im weitesten Sinne des Wortes sein könne. Die Frage, ob der Vorstand der Verwaltungsbehörde immer aus der gleichen Familie genommen werden soll und der Staat sich also eine Monarchie nennt oder ob er durch Wahl zu ernennen ist oder ob gar keine einzelne Person an der Spitze steht, sondern ein Komitee die Verwaltung besorgt, ist eine nebensächliche, so lange der Grundsatz zur Ausführung gelangt, daß die Verwaltung nur im Sinne der Mehrheit der Volksgenossen ausgeführt wird. Wenn, wie Herr Schaeffle voraussetzte, ein Pharaon den Boden in Festig genommen hat, so heißt das für uns nicht Verstaatlichung des Bodens, sondern es bedeutet, daß ein einzelner Mensch nicht nur die Regierungsgewalt widerrechtlich ergriff, sondern noch obendrein auch den ganzen Volksboden. Das Gleiche tritt ein, wenn im feudalen Staate das bodeneignende Pharaonenthum sich auf eine Anzahl Raubritterköpfe vertheilt, wenn an Stelle eines Räubers eine Räuberbande das Land besetzt. Name und Zahl der Bande macht keinen Unterschied. Eben so kann es für unsere Auffassung gleich sein, ob die Vergewaltigung des Volkswillens auf andere Art, z. B. durch ein Börsen- oder durch ein Bauern-Pharaonenthum, erfolgen sollte.

Alle Bodenreformer, wie ich der Kürze halber die Bodenverstaatlicher nennen will, stehen also auf den gleichen Grundprinzipien wie Spencer, auf Grundprinzipien, die so klar und unwiderleglich sind, daß sogar ihr geistreicher Autor sie nicht abzuleugnen wagte, sondern nur die von ihm selbst so angegriffenen „Wenn“ und „Aber“ vorbrachte, zu einer Zeit, als seine soziale Stellung und seine neuen Freunde ihm sein bestes Werk unbequem machten. Wenn nun aber auch alle Bodenreformer auf dieser Grundlage stehen, so sind sie doch nicht alle auf dem gleichen Wege dahin gelangt. So kam z. B. Stamm, wie andere dem ärztlichen Berufe angehörenden Bodenreformer, zu seinem Standpunkte durch die dem Arzte sich auf jedem Schritte anbietende „Glendfülle“. Stamm sah mit klarem Blick, daß alle seine professionellen Anstrengungen vergeblich bleiben mußten, so lange er der Grundursache der Krankheit, dem sozialen Glend, nicht beikommen konnte, und als einer der Ersten auf dem europäischen Kontinent (in England gab es schon im vorigen Jahrhundert sehr weit vorgeschrittene Bodenreformer) wies er auf die Bodenverstaatlichung hin.

Henry George, dessen berühmtes Buch „Progress and Poverty“ (sein erstes Anfangs der siebziger Jahre erschienenenes bodenreformerisches Buch fand wenig Beachtung) den Anstoß zur jetzigen Bewegung gab, wurde durch das sich besonders in dem von ihm bewohnten Kalifornien ihm täglich bietende ungeheuerliche Schauspiel der Noth und Arbeitslosigkeit inmitten des größten Reichthums, in einem Lande, so wenig bevölkert und mit so riesigen Hilfsquellen, dazu gebracht, die Ursache in dem von Spekulantem festgehaltenen Boden zu suchen. Er sah durch diese Millionen Morgen des fruchtbarsten

Landes, zum Theil dicht vor den Thoren San Francisco's, dem Verkehr entzogen, bis die Besitzer ihn mit hohem Aufschlage verkaufen können.

Er sah arme Einwanderer, die sehnsüchtig dieses Land betrachteten, auf dem sie so gern ihre Arbeit bethätigt hätten, um sich und Andern Brot daraus zu schaffen, aber es nicht durften, denn der Engel mit dem flammenden Schwerte in Gestalt eines unnatürlichen, aber von den Herren Professoren und Rechtsgelehrten verteidigten und als unangreifbar hingestellten Bodenbesitzrechtes, hinderte den Zutritt und ließ ihm nur ferne, mit seinen Mitteln nicht erreichbare Ländereien übrig. Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen George die ganze soziale Frage direkt auf das persönliche Grundeigenthum zurückführte und in seiner Beseitigung ihre Lösung sah. Es mußte genügen, das Land frei zu geben, um auch den industriellen Arbeitsmarkt zu entlasten, der nur durch das Zufließen der vom Lande abgeschlossenen Arbeiter überfüllt war. Mit Recht erwiderte ihm die Sozialdemokratie, daß ohne Kapital kein Landwirth konkurriren könne und daß in den alten Ländern sich wenig unbebauter Boden fände, wenigstens durchaus nicht genug, um den überfüllten industriellen Arbeitsmarkt entlasten zu können. Ferner, daß volle Arbeit für Alle nur gewährt sei, wenn den Arbeitern gestattet wäre, alle die Industrieprodukte herzustellen, deren sie selbst so dringend bedürfen. Dies könne aber nur dann der Fall sein, wenn ihnen nicht nur das Eigenthumsrecht am Boden, sondern vor Allem das an den Maschinen und sonstigen Produktionsmitteln, die ihre eigene Arbeit herstellt, zugewiesen würde, und wenn eine planvolle Produktionsmethode eine richtige Eintheilung der Gütererzeugung bewirkte. Auch sie waren zu der Forderung der Bodenverstaatlichung gekommen, die sie schon vor George (auf dem Kontinent zuerst auf dem Baseler Kongress von 1869) proklamirten; aber eigentlich nur als Nebenpostulat, weil ihnen die ihnen direkter auf der Haut brennenden Maschinen näher lagen. (Die landwirtschaftlichen Arbeiter hielten sich bekanntlich ziemlich fern von ihnen.) Sie bedachten nicht, daß, wer den Boden und die Arbeit hat, leicht alles Uebrige erringt. Wenn heute den deutschen Arbeitern Deutschlands Grund und Boden frei überwiesen wäre, alle Produkte der Arbeit aber im Besitze der Kapitalisten blieben, d. h. alle Häuser, Möbel, Maschinen, Vorräthe zc., so würden in wenigen Jahren die Arbeiter sich schönere und bessere Häuser und Fabriken, leistungsfähigere Maschinen und reichlichere Vorräthe mit ihrer Arbeit geschaffen haben, als sie heute vorhanden sind, während die Kapitalisten sich im Besitze verfallender Häuser, rostender Maschinen, verdorbener Vorräthe befänden und verkümmern müßten, wenn ihnen die Arbeiter nicht beisprängen. Natürlich setze ich voraus, daß für das erste Jahr, bis die erste Ernte vorüber ist, genügende Nahrungsmittel in Vorrath sind und das Obdach ausreicht.

Im Anfang war eben der Arbeiter da und nicht der Kapitalist, und wenn dem Arbeiter heute wieder der Zugang zur Natur, den ihm das individuelle Grundeigenthumsrecht versperrt, geöffnet wird, so bleibt kein Platz mehr für den Kapitalisten im heutigen Sinne des Wortes, d. h. den Besitzer von Tributerpressemitteln. Es bleibt nur der Kapitalist im unschädlichen Sinne des Wortes, der Eigenthümer von Vorräthen und Werkzeugen, und das wird der Arbeiter sein, der sie erzeugt oder von anderen Arbeitern eintauscht. Wie sich dieser Tausch und die ihm vorhergehende Produktion vollzieht, wird dann vollständig nebensächlich sein. Das Stichwort von der

anarchischen Produktionsweise wie das von den zu verstaatlichenden Produktionsmitteln wird dann verschwinden, resp. sich auf den Grund und Boden beschränken, dessen Verstaatlichung genügt, — übrigens, nebenbei bemerkt, auch bereits in den Vorbergrund des sozialen Programms gerückt ist. Die Herren werden erkennen, daß Angebot und Nachfrage sich dann als bessere Regulatoren der Produktion herausstellen werden als staatliche Direktion und daß sie nur deshalb heute ein so schlechtes Bild gewähren, weil ein unnatürliches Eigentumsrecht die Massen der Nachfrager, die so gern auch Anbieter wären und es sein könnten, wenn sie freien Zugang zur Natur hätten, an der freien Bethätigung ihrer Kräfte hindert. Die Betroffenen werden auch finden, daß dann die freie Konkurrenz — wenn wir erst eine solche haben, was unmöglich ist, so lange die Grundlage aller Arbeit im Besitze einer Minderheit ist — besser den Werth der Leistungen abschätzen kann als die beste Oberleitung. Die heutige Welt ist ein brennender Saal, in dem unnatürliche Geseze den freien Ausgang zur Natur versperrt haben und wo das Publikum sich nun in wilder Panik durch die wenigen freien Ausgänge retten soll. Die Sozialisten rufen nach obrigkeitlicher Ordnung. Wirklich werden weit mehr Menschen mit dem Leben davon kommen, wenn eine solche den wilden Konkurrenzkampf um die paar Ausgänge regelt, indem sie ein geordnetes Hinausgehen erzwingt. Unter heutigen Verhältnissen kann der unnatürlichste Eingriff in die freien Arbeitsrechte Segen wirken. Unsere Manchestermänner in dem brennenden Saale, die da mit Richter-Bamberger'schen Lungen schreien: „Gehen und Geschehen lassen, nur keine Einmischung in die freie Selbsthilfe; aber auch ums Himmels Willen kein Aufmachen der Bodenmonopolthüren!“ sind einfach Mörder. Ihr Verufen auf die freie Selbsthilfe kann erst Sinn bekommen, wenn sie auch in unseren Ruf einstimmen, in den Ruf: „Monopolthüren auf, die ein falsches Eigentumsrecht vor den Ausgang zur Freiheit gesetzt hat!“

Und nun komme ich zu dem Wege, auf dem ich selbst zur Bodenverstaatlichung gelangt bin, oder um mich exakter auszudrücken, zu dem Wege, auf dem ich erst vollständig überschauen lernte, daß hier und nur hier die Lösung des großen Problems liegt; denn mit dem Ziele selbst war ich zuerst durch Stamm und dann durch George näher bekannt gemacht worden.

Ich erinnere mich noch heute, mit welcher Ungläubigkeit ich Stamms Evangelium angehört hatte, als er es zum ersten Male mir, dem ganz in dem Bann der Alltagsanschauungen befangenen Großindustriellen, verkündete. Ich erinnere mich, wie ich ihn und seine Behauptung von dem Ueberviegen der Bodenwerthe über alle übrigen auf meine Fabrik hinwies, deren Bodenwerth eine so geringe Rolle gegenüber dem der Häuser, Maschinen und Vorräthe spielte. Es ging mir wie den Meisten, die nicht tiefer in das Problem eingedrungen sind. Das mobile Kapital verblendete mich. Nicht nur die Maschinen, sondern vor Allem die riesigen Reichthümer in den Kassenschränken versperrten mir die Aussicht. Zwar gelang es meinen beiden Lehrern bald, mir zu zeigen, wie die Papiere der Kassenschränke zum Theil nichts sind als Verschreibungen auf Grund und Boden oder Schulden, hinter denen kein effektives Eigentum steckt und deren Werth allein von der Zins-Zahlungsbereitschaft des Schuldners abhängt, resp. von den Gesezen, welche diese Bereitschaft erzwingen. Auch erkannte ich, wie viel geringer, als ich angenommen, die Rolle ist, die das wirkliche Kapital, im Sinne von wirklichen Erzeugnissen der Menschenarbeit,

gegenüber dem Grund und Boden spielt; aber sogar später, nachdem ich zu der Erkenntniß gekommen war, daß, wie ich früher hier nachzuweisen versucht habe, der Zins aus dem individuellen Recht des Grundrentenbezuges entstanden ist — eine Erkenntniß, zu der auch Stamm ungefähr zur gleichen Zeit kam, sowie verschiedene andere Denker, zu der sich aber George bis heute nicht durcharbeiten konnte — sogar dann noch konnte ich nicht zu einer Lösung des großen Problems gelangen. Weber George noch Stamm konnten mir die Frage lösen, in welcher sich dieses Problem verdichtet, die Frage: „Was verhindert willige und fähige Arbeiter in der ganzen Welt, an die Arbeit zu gehen und die Produkte ihrer Arbeit auszutauschen, für die sie gegenseitig doch Bedürfniß haben?“ Und die damit verbundene weitere Frage, die durch den Titel des Georgeschen Buches ein solches Relief erhielt, die Frage: „Woher kommt es, daß sich dieser Austausch um so schwerer vollzieht, die Arbeitsgelegenheit um so prekärer wird, je mehr der Reichtum und also die Güterproduktionmittel zunehmen?“

Zuerst glaubte ich, die Lösung gefunden zu haben, die gleiche, welche, ohne daß ich es wußte, vor mir Rodbertus gegeben hatte, die in der abnehmenden Höhe des Antheils der Arbeiter am Produktionsertrag besteht, wodurch ihr Konsum immer weiter hinter der Produktivität ihrer Arbeit zurückbleibt, ohne daß die Reichen mit dem eigenen Konsum dafür eintreten, weil ihr Einkommen so riesig wächst, daß ihr Luxusbedürfniß nicht damit Schritt hält. Sie legen dann den Ueberschuß in neuen Produktionmitteln an, für welche aber schließlich keine Arbeit vorhanden ist, weil eben der Verbrauch immer mehr hinter der Produktivität der Arbeit herhinkt, der Produktivität, die in Folge der stets vermehrten und verbesserten Produktionmittel ständig zunimmt.

Diese Erklärung, die sich dann in meinen ersten Arbeiten gab, befriedigte mich fünf Jahre lang. Erst etwa Mitte 1888 trat mir der Zweifel nahe, ob ich auch wirklich die Lösung gefunden hätte. Ich fragte mir, woher denn schließlich die Arbeitslosigkeit kommen könne, wenn die Ueberschüsse in Maschinen angelegt werden; denn die Maschinen erfordern doch auch Arbeit und ihre Wirkung muß entweder preisverbilligend und also konsumerhöhend sein, oder sie verrosten aus Mangel an Arbeit und das Einkommen der Reichen ist eben in dieser nutzlosen Weise verbraucht worden. Statt Aestern verzehren sie Maschinen. Dieser klare Einwand war mir nicht schon früher entgegengetreten, weil ich mir gesagt hatte, daß ja gewöhnlich nicht die Reichsten die Maschinen erwerben, sondern meist durch Andere beschaffen lassen, denen sie das Geld gegen sichere Tributrechte leihen und die das ganze Risiko übernehmen; aber ich laborirte immer noch an dem Irrthum, daß wirklich mehr produziert wird, als konsumirt werden kann, daß die Produktion thatsächlich in immer rascheren Verhältniß den Konsum übersteigt. Ich sah eben immer noch die Ueberschüsse der Reichen in effektive Produktionmittel verwandelt, nominell im Besitze von Strohmännern, die Fenen als Schwamm zum Auffangen und Auspressen der Arbeitsprodukte der Massen dienen. Ich sah nicht, daß auf diese Weise ein Arbeitsmangel, also die eigentliche Krise, nicht zu erklären war. Freilich fiel ich trotzdem nicht in die unsinnige Anschauungsweise der Manchestermänner, die nicht an einen absoluten Arbeitsmangel, sondern nur an einen Mangel an richtiger Vertheilung der Arbeiter glauben, worin ihre agrarischen Gegner einmal mit ihnen einig sind, weil sie auf ihren ostpreussischen Gütern heutzutage keine billigen Arbeiter finden können. Wer einen wirklichen Ueberblick über die Weltverhältnisse hat, be-

sonders, wer sie in Amerika und Australien beobachtete, muß schon längst die Ueberzeugung von dem thatsächlich vorhandenen Arbeitsmangel erlangt haben.

In Nummer 18 dieser Zeitschrift habe ich das Endergebnis meiner Forschungen gegeben, habe ich gezeigt, wie die Ueberschüsse, d. h. die nicht in Ge- und Verbrauchsgüter umgesetzten Bezugsrechte, wirklich angelegt werden, wie sie weder in Konsumgütern noch in neuen Produktionswerkzeugen, sondern im Kaufe gewisser neuer Tributrechte Anlage finden, die nicht nur keine Arbeitsgelegenheit gewähren, sondern immer weiter die Konsumfähigkeit der Massen hinter der Produktivität der Arbeit zurückbleiben lassen.

Erst jetzt war das Problem gelöst und Viele haben sich seitdem zu diesen Anschauungen bekant. Allein die Mitgliederzahl der direkt oder indirekt durch mich in Deutschland, Holland und der Schweiz ins Leben gerufenen Bodenreformvereine dürfte etwa die Zahl tausend übersteigen und zwar gehören die Betreffenden den denkenden und hochgebildeten Klassen der Bevölkerung an, von denen oft ein Einzelner so viel wiegt wie hunderte sozialdemokratischer Arbeiter, die den Führern blind folgen und ihnen nachbeten. Nur in einem Kreise habe ich noch wenig Propaganda machen können, in dem der Professoren der Nationalökonomie. Nicht daß die Herren Professoren auch nur den geringsten Einwand, der die Diskussion vertragen könnte, gegen meine Krisentheorie vorbringen konnten; nein, sie weichen überhaupt möglichst der Diskussion aus. Der Raum fehlt, um die vielen in dieser Richtung gemachten Erfahrungen vorzuführen; auch bietet uns die Arbeit des Herrn Ministers Schaeffle in Nummer 20 dieser Zeitschrift ein Beispiel dar, daß mich der Vorkführung der geringeren Leistungen völlig enthebt. Nach meinem Artikel über die Krisen, der mir reichliche Anerkennungen eintrug und zwar von mitten im Erwerbsleben stehenden Männern, welche klar erkannten, daß ich ihnen zum ersten Mal ein wirkliches Bild der Lage gegeben, schrieb Professor Schaeffle: „Meines Erachtens rühren die Krisen keineswegs von der Kapitalgewinn- und Leihzinsanhäufung hauptsächlich her (also doch theilweise? Warum dann nicht zugeben, daß die Wirkung vorhanden ist, was sie ja nur sein kann, wenn meine Theorie richtig ist; denn nach der Schultheorie ist das Gegentheil der Fall? Ist sie aber richtig, dann kann man unmöglich den vollen von mir gezogenen Konsequenzen entgehen.), sondern vielmehr von der Unberechenbarkeit der Wandlungen der Technik, von der Unberechenbarkeit störender Natur- und Sozialereignisse.“ Der nächste Satz, der nur in einer wirklich planvollen Produktion die einzige Möglichkeit der Krisenfreiheit sieht, deutet an, daß Herr Schaeffle scheinbar ebenfalls auf dem sozialdemokratischen Standpunkte der Krisenerklärung aus der planlosen Produktionweise steht. Und ich glaube doch gezeigt zu haben, wie sich die Krise nicht auf einen Zweig, sondern auf alle erstreckt, erstrecken muß und wie eine planvolle Produktion sie nur verschlimmern müßte, wenn nicht vorher die Grundlagen unserer Vertheilungsverhältnisse geändert werden.

Ich glaube, ein Eingehen auf meine Krisentheorie wäre gerade für einen hervorragenden Mann, der sich vornahm, gegen die Bodenreform zu schreiben, dringend erforderlich gewesen; denn abgesehen von ihrer Bedeutung an und für sich, von ihrer Wichtigkeit in Bezug auf die Beurtheilung des großen sozialen Problems, das sie als gleichbedeutend mit der Geschäftskrise hinstellt, ist sie absolut unentbehrlich zur richtigen Beurtheilung der Bodenreform, besonders wenn man wie Herr Minister Schaeffle — und auch hier braucht er die gleichen Argumente wie die Sozialdemokraten — als Hauptkampfmittel gegen diese Reform-

bestrebungen das Argument ins Feld führt, daß die Bodenverstaatlichung dem mobilen Kapital ein letztes Gegengewicht nehmen würde.

„Es könnte vielmehr und würde wahrscheinlich einem gesteigerten geldwirthschaftlichen Kapitalismus ohne die sozialen und politischen Gegengewichte des Bodenprivatenthums (Immobilienkapitalismus) die Bahn völlig frei werden.“ Ähnlich spricht Dr. Schaeffle an anderen Stellen. Es ist, als ob ich kein Wort über den Kapitalbegriff geschrieben hätte, als ob sich nicht gerade meine ganze Theorie darauf begründete, daß das Menschen beherrschende Kapital, das Kapital, welches eigentlich gemeint ist, wenn wir von „mobilem Kapital“, „Börsenkapital“, „Kapitalismus“ zc. sprechen (im Gegensatz zum „Werkzeugkapital“, das statt einem Tyrannen des Arbeiters sein bester Freund wäre, wenn seine Umtauschbarkeit gegen das andere ihm nicht dessen volksfeindliche Macht gewährte), in erster Linie aus dem Bodeneigenthum besteht, in letzter nur in diesem seine Stütze findet und mit ihm verschwinden muß, wodurch dann das Werkzeugkapital im Zins seine volksfeindliche Spitze verliert und nur noch als werthvollste Unterstützung der Arbeit weiter funktioniert.

Diese Scheidung ist von unendlicher Bedeutung, wenn man sich Klarheit über die in Frage kommenden Vorgänge verschaffen will. Wir müssen aus der Kapitalkategorie alle Produkte der menschlichen Arbeit ausschneiden, die sich als Güter zusammenfassen lassen, und wir finden dann Werthe übrig bleibend, deren Kennzeichnung sich am Besten dadurch geben läßt, daß ihr Preis sich aus dem im Weltmarkt für ein Tributheischungsrecht erlangbaren Güterquantum bildet.

Wenn ich 100 Mark Grundrechte, d. h. das Recht, als Grundeigentümer von den den Boden benützbenden Arbeitern 100 Mark jährlichen Tribut erpressen zu können, weiß diese ohne Land nicht arbeiten und leben können, — wenn ich dieses Recht, in Folge der Abtretung des betreffenden Landes, im Weltmarkt für 4000 Mark verkaufen kann, so drückt sich freilich das Publikum etwas anders aus, indem es sagt, daß Grundbesitz heutzutage sich zu 2½ pCt. rentire, aber in Wirklichkeit beruht eben der Marktwert des Grundbesitzes in der Veräußlichkeit des betreffenden Tributheischungsrechtes, für das aus gewissen Angebot- und Nachfrageverhältnissen der Markt 100 Mark für je 2½ Mark Tributheischungsrecht bezahlt.

Wenn ich durch den Besitz eines farbigen Zettels, mit gewissen kabbalistischen Zeichen bedruckt, das Recht erhalte, die Staatsmaschine in Bewegung zu setzen, um von dem arbeitenden Volke 3½ Mark Steuer zu erpressen, so kann ich einen mit entsprechenden Zeichen bedruckten Papierbogen, der eine Anzahl der betreffenden Zettel abschneidbar enthält, und ein anderes Papier, „Talon“ genannt, für die eine neue Partie Coupons und ein neuer Talon erlangbar ist, wenn die alten aufgebraucht sind, so kann ich dieses Papier, resp. das an seinen Besitz geknüpfte Recht durch Uebertragung des betreffenden Papierfehens an der Börse für etwa 100 Mark verkaufen, vorausgesetzt, daß das Deutsche Reich oder ein Staat gleicher Solvenz die Tributhebung sichert. In der Sprache des Volkes sagt man dann, dieses Papier bringt 3½ pCt. Zins. Das Gleiche gilt für Hypotheken-Pfandbriefe, bei denen nur die Garantie des Grundeigentümers an die Stelle des Staates tritt. Der Grundeigentümer macht sich für die pünktliche Zahlung der Coupons verantwortlich, d. h. er verpflichtet sich, die Grundrente dem Pfandbriefinhaber zu übermitteln. Er macht sich zum Verwaltungsbeamten des Pfandbriefeigentümers, der der

eigentliche Grundeigentümer wird im Verhältniß seines Tributerhebungsrechtes zur Gesamtgrundrente.

Etwas komplizirter wird das Verhältniß, wenn wir zu den Eisenbahn-, Bergwerk- und Industrie-Aktien übergehen, weil hier die zwei Arten von Kapital, das Tributwerthkapital und das Güterkapital, sich gemischt vorfinden. Man könnte ihren Marktwertb finden, indem man den ersten Theil, wie die obigen Werthe, aus dem Tributerhebungsrecht berechnet, das die betreffenden Monopole gewähren, nach dem Prozentsatz, zu dem sie sich nach Zurechnung der Gefahrprämie im Markte kapitalistren, während man den zweiten Theil nach dem Maße aller Güterwerthberechnungen schätzt, aus dem in Verbindung mit den Herstellungskosten sich ergebenden Verhältniß von Angebot und Nachfrage; aber da wir in einer früheren Betrachtung gesehen haben, daß das sogenannte Kapital der zweiten Sorte in Folge der Eintauschbarkeit gegen das andere ebenfalls Zins abwirft, so brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, wenn die Marktschätzung des gemischten Ganzen nach dem einheitlichen Grundsatz der Rentabilität erfolgt, wenigstens unter nur nebensächlicher Beachtung des zuletzt genannten Momentes.

Nachdem ich bereits den Nachweis geliefert habe, daß mit dem individuellen Bodeneigentumsrecht der reine Zins vernichtet wird und daß also mit den Bodenwerthen auch die übrigen Anlagen der betreffenden Kapital-kategorie aus dem Markte verschwinden müssen, hätte ich eigentlich nicht mehr nöthig, nochmals nachzuweisen, wie mit der Bodenverstaatlichung dem Kapitalismus das Rückgrat gebrochen wird, statt daß sie diesem Kapitalismus das Gegengewicht entziehen soll.

Hier möchte ich nur noch die Aufmerksamkeit darauf richten, wie merkwürdig damals Herr Schaeffle das sogenannte mobile Kapital — in Wirklichkeit meist das immobile in indirekter Eigenthumsform — sonst noch in seinen Argumenten verwendet. Zuerst will er untersuchen, ob denn nur der Privatbezug von Grundrente und nicht auch der der nichtgrundbesitzlichen Renten und Gewinne so verwerflich erscheint. Später will er zwar nicht leugnen, daß „mancher“ Grundbesitzer ohne eigene Arbeit „unverdientes“ Renteneinkommen bezieht, wofür er der Gesamtheit nichts leistet, aber er meint, das käme nicht minder bei der Mobilienbesitzklasse vor.

Hat noch je ein Vertheidiger die Freisprechung seines Klienten damit erlangt, daß er bewies, dieser sei nicht der einzige Dieb in der Welt? Würde der Richter ihm nicht in solchem Falle mit Recht antworten: „Wohl, bestrafen wir vorerst mal den Spitzbuben, den wir am Kragen haben! Wenn Sie uns dann die übrigen bringen werden, soll es an uns nicht fehlen; aber diesen Lumpen laufen lassen, weil wir nicht alle seine Kollegen zu gleicher Zeit zur Stelle schaffen können? Würde nicht dann der mobile Spitzbube sich wieder gerade so vertheidigen wie eben der immobile? Ginge das Spiel nicht immer so weiter? Während wir dem Einen an den Kragen wollen, würde der frei Gewordene immer ruhig weiter stehlen.“ Hierbei überieht Richter noch, daß der immobile Spitzbube auch für die Delikte des mobilen verantwortlich ist, wenn er nicht gar überhaupt nur ein verkleideter immobiliter ist, wie wir vielleicht bei näherem Zuschauen erkennen werden.

Lugano.

Michael Flürschheim.





## Das Ibsenmausoleum.\*)

„Baumeister Solneß eignet sich trefflich zu einem Mausoleum für die Ibsenwuth, in dem sie der Vergessenheit anheimfallen kann.“

Illustrated Sporting and Dramatic News  
vom 25. Febr. 1893.

Zeit Charles Charrington und Janet Achurch am 7. Juni 1889 im Novelty Theatre in London „Nora“ zur Aufführung gebracht haben, hat vier lange Jahre hindurch die große Mehrheit der englischen Theaterkritiker eifrig, energisch, man kann beinahe sagen: ohne jegliche Unterbrechung, am Ibsenmausoleum gebaut. Mausoleum ist zwar kaum das rechte Wort; Steinhäufen oder Hügel wäre wohl treffender. Da hat ganz einfach jeder Kritiker aus Geradenwohl seinen Splitter alten rothen Sandsteins, seine Schuttschaukel Wiß, seinen Ziegel Fälschung, seinen Kiesel Empörung zu der plumpen Pyramide beige-steuert, unter welcher angeblich die zerquetzten Ueberbleibsel Henriks Ibsen zu liegen kommen sollten. Wenn sie mal hier und da eine Pause in ihrer Arbeit haben eintreten lassen, so war es nur, damit sie es betrachteten und fanden: „Siehe da, es war sehr gut.“ Wie oft ist uns nicht schon im vollsten Brustton der Ueberzeugung versichert worden, daß „wir von Ibsen das letzte Wort vernommen haben“, daß der Ibsenismus (oder wenn der Kritiker ein Wißbold ist: die Ibsenei) eines blaffen Todes gestorben sei, daß der „Kultus“ oder die „Wuth“ ausgespielt habe, daß „Ibsen gewogen worden sei und zu leicht befunden“, daß „das Publikum um keinen Preis mehr von Ibsen hören wolle“ und so weiter und so weiter. In London giebt es wohl überhaupt keinen konservativen Kritiker, der seinen Lesern in besagten vier Jahren nicht vier- oder fünfmal verkündet hat, daß Ibsen nach zuverlässigster Quelle nun aber wirklich endlich tot sei. Man sollte daher annehmen, selbst das große Publikum müßte anfangen, dieser Nachricht mit Mißtrauen zu begegnen. Und als sich nach jeder dieser Marktschreiereien klar und deutlich herausstellte, daß Ibsen ganz und gar nicht tot sei, sondern lebendiger als je zuvor, da haben die Kritiker mit einer wahrhaft heldenhaften Zähigkeit versucht, ihn selbst gänzlich zu zer-malmen, dadurch, daß sie besagtes altes Mausoleum noch höher aufbauten. Den Pelion türmten sie auf den Ossa und den Ossa auf den Olymp, bis die Pyramide der Verdammung eine Höhe erreicht hatte, wie sie in der Literaturgeschichte noch nicht dagewesen ist. Sonderbar nur, daß ihnen,

\*) Dieser Aufsatz, der den berühmtesten englischen Kritiker, William Archer, zum ersten Male in Deutschland einführt, wird die Leser vermuthlich lebhaft an heimathliche Zustände gemahnen und an manche Sünden der heimischen Kritik

da doch diese Steinigung fortgesetzt ihren Zweck verfehlt, nie der Gedanke gekommen ist, Ibsen selber könne gar nicht unter dem Steinhäufen liegen, sondern höchstens ein Bild von ihm, ein Scheinbild, ihrer eignen Einbildung entsprungen, aber mit nur ganz entfernter Ähnlichkeit mit dem wirklichen Ibsen. Kurz, daß das Mausoleum eben ein Kenotaphium ist.

Ich will hier jedoch nicht kritisch sein, sondern rein historisch. So will ich auch nur in wenigen, ganz wenigen Beispielen die Behandlung zeigen, die Ibsen von der ungeheuren Mehrheit aller Kritiker zu Theil geworden ist, und dann mit Hilfe weniger Thatfachen und Zahlen nachweisen, daß Ibsens Werke, trotz diesen unaufhörlichen Donnerstürmen des Gerichts auf der Bühne eine ganz hervorragende Aufnahme gefunden und in Buchform einen erstaunlichen und, soviel ich weiß, noch nicht dagewesenen Erfolg erzielt haben.

„Nora“ ist, mit einer einzigen Ausnahme, die später erwähnt werden wird, noch verhältnißmäßig freundlich aufgenommen worden. Die Darstellung wurde mit Recht sehr gelobt. Selbst die Kritik, zu ihrer Ehre sei es gesagt, hat von Anfang an zugegeben, daß Ibsen seinen Darstellern unvergleichliche Gelegenheit zur Entfaltung ihres Talentes giebt, — übrigens ein äußerst befremdlicher Zug bei einem Dramatiker, der so bemitleidenswerth unerfahren in den Anfangsgründen seiner Kunst sein soll. Es wirkt überraschend, ja verblüffend, daß Diejenigen, die neben dem Spiel doch auch das Stück mit bewunderten, bereits für eine Clique von Lobhüblern galten. Der Ausdruck „Ibsenit“ kommt zuerst in der ersten Zeile der ersten Kritik von Clement Scott vor. Ob er ihn auch erfunden hat, weiß ich nicht, aber wer diesen Ruhm auch für sich in Anspruch nehmen mag: jedenfalls war dieser Schachzug, den Dichter als neuen Propheten und Alle, denen seine Werke Genuß bereiteten, als Anhänger einer Geheimlehre hinzustellen, ungemein fein und seine Anwendung von Anbeginn des Feldzuges an die Umgebung eines großartigen taktischen Genies. Schon in der fünften Zeile des selben Artikels hören wir von „den liebenswürdigen Stedenpferden des begabten Verfassers“. Wieviel tausendmal ist bloß das Wort „Stedenpferd“ mit seinen Ableitungen in dieser Verbindung angewendet worden! Aus einem zweiten Artikel (Daily Telegraph 18. Juni 1889) erfahren wir dann „daß der über Gebühr gerühmte Fall Ibsen anfangs, Schwächezeichen aufzuweisen. Da es den Ibseniten nicht gelingt, Leute mit gesundem Menschenverstande von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen, so ist ihr letztes Rettungsmittel, die Gegenpartei zu verleumben. Es hagelt harte Worte und Schimpfnamen.“ Nachdem das Gelände so gesäubert ist, beginnt der Schriftsteller, den Charakter „der sozialistischen Nora“ zu analysiren. Im Eingang, erklärt er, sei sie ganz Seele, „gerührt wie Apfels-

mus“ und zum Schluß „die Aufgeblasenheit und Dünkelhaftigkeit in Person!“ Und dieser „albernen, hysterischen, eingebildeten, selbstsüchtigen, unliebenswürdigen“ Nora sollte es gelingen, die liebenden, edelmütigen Helinnen von der Bühne zu verdrängen, die sie von Shakespeares bis Pineros Zeiten geschmückt haben! Das ist zugleich ein Beleg für eine andere Art gegnerischer Kampfweise — nämlich für den Kniff, jede Bewunderung für Ibsen zur Verachtung und Verwerfung aller andern Dramatiker „von Shakespeare bis Pinero“ zu stempeln. Es ist dies ein geschickter wirksamer Kunstgriff, und er hat zu seiner Zeit auch gute Dienste geleistet.

Andre Auslassungen über Nora muß ich kürzer geben.

„Die neue theoretische Schule räumt dem genre ennuyeux einen hervorragenden Platz ein; denn Nora mit seinem gänzlichen Mangel an dramatischer Handlung ist doch wahrlich kein anregendes Schauspiel.“ Times. — „Es wäre ein wahres Unglück, wenn solch ein angekränkelttes, ungesundes Stück die Gunst des Publikums gewinnen würde.“ Standard. — „Aus einem solchen Vorwurf wäre dramatisch Etwas zu machen gewesen. Ein Sardou hätte damit jedenfalls auf der Bühne schon seine Rechnung gefunden. So hat das Stück überhaupt nur Interesse als ein zahmes Bild häuslichen Lebens in Christiania. Ein Genrebildchen mit einem wirkungsvollen Pinselstrich hier und da.“ Daily News. — „So weit die englische Bühne in Betracht kommt, völlig werthlos.“ Referee. — „Unnatürlich, unfittlich und in der Schlußzene durch und durch undramatisch.“ People. — „Ibsen . . . . ist zu verschroben und zu aufdringlich unangenehm, um dem englischen Schauspielpublikum zu gefallen.“ Sunday Times. — „Ueberspannte Schlüsse, Mangel an gesunder Menschennatur, anspruchsvolle Weiterschweifigkeit . . . . darf nicht übergangen werden, ohne ein Wort der Rüge wegen der pessimistischen, unfruchtbaren Prinzipien, die es zu verkörpern sucht.“ Observer. — „Die Werke der norwegischen Dramatiker sind für die Bühnendarstellung ungeeignet — zum Mindesten für die englische.“ St. James' s Gazette.

In diesen Bemerkungen liegt nichts Ueberraschendes. Ich führe sie auch nur zum Beweis dafür an, daß man dem Publikum vom ersten Augenblick an vorgerebet hat, es möge Ibsen nicht und seine Stücke seien öde. So vergingen zwei Jahre, in denen nur zwei Ibsenvorstellungen stattfanden — nämlich eine Matinée der „Stützen der Gesellschaft“ und eine von „Nora.“ Gleichwohl waren in dieser Zeit seine sämmtlichen Prosadramen übersetzt und veröffentlicht worden. Dann brachte Florence Farr am 23. Februar 1891 ein bis dahin noch unerprobtes Stück auf die Bühne des Vaudevilletheaters — Rosmersholm — und diesmal ließ denn auch die Kritik an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Eine einzige wich etwas davon ab und das war die Kritik im Daily Telegraph. Sie gab zu, „man möge über Ibsen sagen, was man wolle, fraglos besitze er in hohem Maße die Gabe zu fesseln.“ Und selbst Diejenigen, die seine Theorien, Probleme und Kunstwege verabscheuten, mußten zugestehen, daß

etwas eigenthümlich Packendes von ihm ausgehe. Aber die Presse im Allgemeinen dachte nicht daran, in derartige überraschende Zugeständnisse einzustimmen. Hatte man „Nora“ mit Galle beschüttet, so ergoß sich über „Rosmersholm“ eine wahre Vitriolfluth.

Nicht ganz einen Monat später, am 13. März 1891, gelangten als erste Vorstellung des Independent-Theatre die „Gespenster“ zur Aufführung. Der Orkan von Empörung, der sie begrüßte, ist noch in frischer Erinnerung. Ich habe damals ein Schimpfserikon angelegt, das am 8. April unter dem Titel „Die Gespenster und das Geschnatter“ erschien. Jetzt thut es mir fast leid, diesen Titel gewählt zu haben, da er nach der polemischen Art und Weise der Gegner schmeckt; doch die Versuchung war gar zu groß. Das Schimpfserikon selbst will ich nicht noch einmal vorführen, sondern nur eine Blütenlese seiner gewähltesten Ausdrücke bringen: „Abscheulich widerwärtig, viehisch, stinkend, ekelhaft, verfäult, betrunken, beleidigend, empörend, abschreckend, haarsträubend, lästerlich, abscheuerregend, entwürdigend, ungesund, unflätig, niedrig, gemein, schmutzig, giftig.“ Der Kritiker des Daily Telegraph schrieb: „Aus den Gespenstern wäre wohl eine Tragödie zu machen gewesen, wenn sich nur ein Genie ihrer erbarnt hätte. In den Händen eines krassen Egoisten und Pfschers ist freilich nur ein jämmerlich ödes Stück daraus geworden. Es giebt Gedanken in den Gespenstern, die einem Tragödiendichter hätten begeistern können. Unter der Feder eines Vorortbühnendichters wie Ibsen sind sie freilich gewöhnlich und platt geworden. Es hätte eines Shakespeares, Byron (!) oder Browning bedurft, damit das Problem der Gespenster so gepackt worden wäre, wie es hätte gepackt werden müssen. Es hätte dies eine erhabene Aufgabe sein können, während sie hier zu einer niedrigen, widerlichen geworden ist.“

Ohne jeglichen Schaden ging dieser Sturm vorüber, und schon fünf Wochen später (am 20. April 1891) brachten Elisabeth Robins und Marion Lea „Hedda Gabler“ auf die Bühne. Diesmal fand der Daily Telegraph daß der Vorstadtbühnendichter Ibsen, der „krasse Egoist und Pfscher“, ein „schön ausgeführtes Geisterbild“ geschaffen habe. „Man glaubte, einen Besuch in der Morgue abzustatten . . . Da lagen sie vor uns auf ihren Kupferbahnen, starrten uns an, und warteten auf Denjenigen, der sie als seine Angehörigen reklamiren würde . . . Da lagen sie alle, die falschen Männer, die schlechten Frauen, die verrätherischen Freunde, die sinnlichen Ungeheuer und Egoisten, hoch aufgethürmt hinter der trennenden Glaswand, für die man so dankbar ist . . . Da ruhten die Leichen und hielten die Blicke eines Jeden unwiderstehlich fest. Da ward die Kunst auf einen kläglichen Gegenstand verschwendet. Es ist wahr, diese Bloßlegung sittlicher Verworfenheit wirkte wahrhaft bezaubernd . . . Wenn

doch nur nach diesem Besuch in der Morgue, nach dieser grauenhaften Ausstellung von Leichen und Selbstmördern, nach diesem empörenden Gemälde menschlicher Schwäche und Verderbtheit ein einziger heller Strahl durch die Wolken hätte brechen wollen! . . . Aber ach! kein Lichtstrahl zerreißt die dunkle Wetterwolke des Ibsenschen Pessimismus! . . . Was für eine fürchterliche Fabel! Wie grauerregend das Stück!“ Nun wissen die meisten meiner Leser jedenfalls, daß in Hedda Gabler nur eine einzige Leiche vorkommt, und daß sie nur etwa eine Viertelminute lang, unmittelbar vor dem Fallen des Vorhangs, auf der Bühne erscheint. Was aber müssen die Leser des Daily Telegraph zweifellos der eben angeführten Auslassung entnehmen? „Ich möchte ja so gern das Stück sehen, in dem Sie auftreten,“ sagte eine Dame zu Scott Buisst, dem vortrefflichen Lesman, „aber ich glaube nicht, daß ich etwas so Gräßliches würde ertragen können.“ „Etwas so Gräßliches? Inwiefern denn?“ fragte er. „Ja, Sie bringen doch da die Morgue auf die Bühne, nicht?“ lautete die Erwiderung. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß an diesem 21. (nicht ersten) April viele tausend Menschen ganz den selben Eindruck aus den Kritiken empfingen.

Ehe wir nun zu den letzten Schichten oder Stockwerken des Mausoleums — den Hieben auf „Baumeister Solneß“ — übergehen, möchte ich noch einen Augenblick auf die tieferen Schichten zurückkommen und einige bis jetzt absichtlich unberücksichtigt gelassene Blöcke oder Kiesel in Augenschein nehmen. Ueber die 1889er Moravorstellung habe ich gesagt, die Kritik hätte sie mit einer einzigen Ausnahme milde behandelt. Diese Ausnahme war der Kritiker der „Truth“. Dieser Herr stellte sich, wie wir sehen werden, von Anfang an auf den Standpunkt des malleus hereticorum und behielt ihn mit immer zunehmender Wuth der Ueberzeugung bei, bis — na, bis zu der Zeit, wo Clement Scott seine Reise um die Welt antrat. Es ist ja allgemein bekannt, daß Clement Scott der Verfasser dieser Artikel ist. Sie tragen die Züge seines sehr charakteristischen Stiles, und eine öffentliche Bemerkung, die ihn damit in Verbindung brachte, hat ihm, wenn auch keine Verleugnung seiner Autorschaft abgepreßt, so doch eine Auslassung über die geheiligten Vorrechte der Anonymität. Und hier gehen nun Scotts und meine Ansichten auseinander; ich erkenne nämlich diese geheiligten Vorrechte nicht an. Ob ein Schriftsteller seine Artikel unterzeichnen soll oder nicht, hat er höchstens mit dem betreffenden Herausgeber auszumachen; was er jedoch in nicht unterzeichneten sowohl wie in unterzeichneten Arbeiten schreiben soll, hat er mit seinem Gewissen abzumachen. Und ich spreche jedem Menschen das Recht ab, sich der Verantwortung für seine Worte zu entziehen, einzig und allein, weil er seinen Namen nicht darunter gesetzt hat. Anonymität sollte daher eher eine Verpflichtung mehr

bedeuten, anstatt zum Privileg zu werden. Wenn denn einmal im Schutze des Dunkels gekämpft sein muß, dann heißt es zum Mindesten doppelt vorichtig sein und nicht wider den Stachel lücken. Ich brauche mich demnach auch nicht zu entschuldigen, die folgenden Aeußerungen Scotts — wenn sie wirklich von Scott stammen — anzuführen. Doch kann ich Dies beim nochmaligen Durchlesen kaum glauben. Wenn sie nicht von ihm sind — wenn er, oder in seiner Abwesenheit der Herausgeber der Truth, im Stande ist, auf Ehrentwort zu versichern, daß er sie nicht geschrieben habe, — so will ich öffentlich um Entschuldigung bitten, daß ich ihn mit ihnen in Verbindung gebracht habe; obgleich ich ihm damit höchstens einen wesentlichen Dienst geleistet hätte, da ich ihm Gelegenheit zu einer Widerlegung gab. Wen sie aber auch zum Verfasser haben mögen, jedenfalls verdienen sie als Kuriositäten der Kritik unsterblich gemacht zu werden. Es ist schade, daß mein eigener Name sich in dem ersten Artikel der Folge so breit macht; aber der Leser wird sehr bald bemerken, daß es nicht Aufgeblasenheit ist, die mich ihn anführen läßt. Jeder weitere Kommentar ist überflüssig. Nur will ich meinen Auszügen noch ein kurzes Citat aus einem unterzeichneten Artikel Scotts in einer Nummer der Illustrated London News vom 28. Februar 1891 vorausschicken: „Vielen unter uns erscheint es sehr bedauerlich, daß der Streit über Ibsen und alle seine Werke nicht mit mehr Selbstbeherrschung und Mäßigung geführt wird. Denn es schmeckt ganz verdächtig nach Schwächebewußtsein, wenn eine Partei der andern grobe Beleidigungen an den Kopf wirft und ihr niedrige Beweggründe unterschiebt“

„Das war ein großer Abend am Freitag für die Ibsenianer. Sie alle waren fest entschlossen, am Altar ihres großen Apostels und Heiligen zu beten. Der weise Archer war schon lange vorher vorgeschoben worden oder hatte sich vorgebrängt, um als Träger des neuen Evangeliums unsere Finsterniß zu erleuchten und Henrik Ibsen den Weg zu bereiten in der dramatischen Wildniß . . . Da hatten einige philiströse Kezer vor ungefähr fünf Jahren die Verwegenheit, ihre verruchten Hände an Nora zu legen . . . Das Kartenhaus fiel ein, und natürlich buchten die Ibsenianer den Mißerfolg als völligen Ruin Ibsens. . . . Und es erhob bei dieser denkwürdigen Gelegenheit der weise Archer seine Stimme und sprach . . . und machte ein unglückliches Zugeständniß. Er erklärte, ore rotundo, Ibsen auf der englischen Bühne sei unmöglich. Auf ihr müßte er ins Alltägliche gezerrt werden.“ Und Das hat Archer denn auch aufs Gründlichste am Freitag im Novelty Theatre bewiesen, wo ein kleines Publikum von wenig weiblich aussehenden Frauen, langhaarigen Männern, Atheisten, Sozialisten, Egoisten und Positivisten sich vereint hatte, um sich Ibsen ohne jede Streichung der satirischen und peinlichen Stellen anzusehen und über Ibsens Theorien von der Entartung der Frau und der naturwidrigen Herrschaft des Mannes zu grübeln . . . Ibsen ist aber deshalb auf der englischen Bühne unmöglich, weil er Unsinn predigt und Unsinn gespielt haben will. Er ist unmöglich, weil er das Ibol einer Clique von Narren ist . . . Und

es ist nur gut, daß man Ibsen hergebracht und preisgegeben . . . . Denn nun hat die Ibsen-Seifenblase plagen müssen, und das ist sehr viel werth."

Truth, 13. Juni 1889.

"Die Ibsenwuth. Ist es denn den begeistertsten Segnern der „Freien Bühnen“ und „unabhängigen Direktoren“, der rellametollen Holländer und der Ibsenianer im Allgemeinen, nie eingefallen, daß sie einer Strömung menschlicher Narrheit ganz übertriebene Wichtigkeit beilegen. . . . ? Außerhalb einer überspannten Clique hat Niemand auch nur das geringste Interesse an dem skandinavischen Gumbug und all seinen Erzeugnissen. Das große Publikum weiß überhaupt nichts von ihm. Und wenn es sich doch einmal die Mühe nimmt, ihn zu hören, so wird es ihn voll Verachtung von der Bühne zischen. Diejenigen aber, die, angereizt von der albernen „Marttschreierei“ irgend eines namenlosen Helben, Ibsen lesen, finden ihn nicht nur stets gleich schmutzig, sondern auch jämmerlich langweilig. Wenn Jemand den Schmutz mal gern hat, kann er ihn ja haben. Wenn er ferner Lust hat, kann er ihn ja auch fressen. Eine ordentliche Hausfrau wird Unrath und Abfall vor die Thüre bringen lassen, damit die Straßenreinigung ihn morgens mit forträumt. Dagegen wird der wohlzogenste, beste Hund über den Haufen herfallen und seine Nase in das ekelhafteste Stück vergraben. Ja, je besser erzogen und besser der Hund ist, ein desto abscheulicheres Stück wird er sich aussuchen. Gerade so ist der Mensch. Aber warum können wir denn diese Misthaufen nicht den dreifürten Unstat auffchnobernden Hunden überlassen? So oft wir die Hunde auch fortjagen, immer werden sie ihren geliebten Unrathhaufen wieder aussuchen. . . . . Die Szene zwischen dem sinnlichen Doktor und dem Wiesel Nora ist zu schmutzig, als daß anständige Menschen darüber sprechen könnten. Und abgesehen von diesem Stückchen Schmutz ist das Drama langweilig. In Rosmersholm findet sich eine Szene und zahllose Bemerkungen . . . , die jedem anständigen Menschen bei Tische, wo beide Geschlechter vertreten sind, viel zu roh wären, um sie zum Gegenstand eines Gesprächs zu machen. Aber auch davon abgesehen, ist das Stück bis zur Verzweiflung fade . . . . . Und erst die „Gespensster"! . . . . das große Publikum geht es ja nichts an, wenn ein paar excentrische Frauenzimmer über diesen Düngerhaufen herfallen . . . Sie alle, Männer und Frauen, Ibsenianer und Sozialisten, sind sich recht wohl bewußt, nicht nur etwas Häßliches, sondern auch etwas Unrechtes zu begehen. . . . . Der Lord Stämmerer hat sie aber Klugweise ruhig zu den „Gespensstern“ wallfahren lassen. Was hätte es auch geholfen, wenn man diese darauf Dreifürten vom Ibsen-Müllwagen weggejagt hätte? Sie wären doch nur allesammt wieder gekommen. Sie wissen auch recht gut, daß es häßlich ist, und suchen ihre Sucht nach Häßlichem hinter einem Schein von Interesse für die Literatur zu verbergen. Literatur! Jawohl! Darf man vielleicht fragen, wo in der ganzen Reihe Ibsenscher Dramen auch nur ein Blatt Literatur zu finden ist? Es ist einfach eine Beleidigung, Beides zusammen zu nennen. So viel ich sehen kann, ist Ibsen ein überspannter, verbohrtter Mensch, der seine ganzen Lebenserfahrungen in irgend einem halb kultivirten, norwegischen Dorf gesammelt hat . . . . In seiner norwegischen Gesellschaft hat er Schmutz entdeckt und bildet sich nun ein, daß die ganze Welt schmutzig ist. Das aber ist nicht Philosophie, sondern Wahnsinn. Für mich haben die letzten Aufführungen Dreierlei schlagend bewiesen. Erstens, daß Ibsen überhaupt kein Philosoph ist;

zweitens, daß seine Dramen nicht zur Literatur gehören, und drittens, was die Hauptsache ist, daß seine sogenannten Dramen ganz verzweifelt langweilig sind . . . . Männer . . . . und Frauen . . . . kamen nur, um etwas Bitantes zu sehen . . . . Sie kamen aufs Höchste gespannt und gähnten . . . . Ich glaube nicht, daß bei dem Kassirer des unternehmenden Holländers, der viel Kunstsinns, aber einen eben so scharfen Sinn für seinen Vortheil besitzt, sehr viele Fünfszigmarkezeichnungen eingehen werden.“  
Truth, 26. März 1891.

„J. M. Barriós Parodie: „Ibsens Gespenst“ hat das Tageslicht ein wenig zu spät erblickt, denn der arme, alte Ibsen ist mausetot . . . . Kein Mensch hat sich auch nur einen Pfifferling aus dem skandinavischen Schriftsteller und seiner verwilderten Phantasie gemacht, und keiner hätte Etwas von ihm gehört, wenn nicht die Kritiker und Grillenfänger um seine Leiche gekämpft hätten. Die öffentliche Meinung wird ihm, wenn nöthig, gern noch den coup de grâce versetzen.“  
Truth, 4. Juni 1891.

„Der alte Ibsen ist mausetot. Bestenfalls war er ein Popanz — einem Kürbis gleich, der auf eine lange Stange gepieft ist. Aber weder den Satiirikern noch den Possenschreibern gebührt das schmeichelhafte Verdienst, den aufgelaufenen alten Hahn zu Tode geschrieben zu haben . . . .“  
Truth, 11. Juni 1891.

Diese sämtlichen Auszüge sind Artikeln der „Truth“ entnommen, die direkt von Ibsens Werken oder von Parodien dieser Werke handeln. Aber ich hätte sie ins Unendliche dehnen können, wenn ich die Seitenhiebe von gleicher „epioikoa oder zarter Mäßigung“ aus Artikeln, die sich angeblich mit anderen Gegenständen beschäftigten, eingeschlossen hätte.

Jetzt kommen wir zu der augenblicklich obersten Schicht der kritischen Pyramide. Am 20. Februar d. J. spielten Herbert Waring und die Robins im Trafalgar Square Theater Baumeister Solneß und veranlaßten dadurch die Presse zu Aeußerungen, von denen ich nur zwei Beispiele anführen will:

„Die Dummheit ist nun Thatsache. Baumeister Solneß ist aufgeführt worden . . . . Hilbe Wangel ist in der Personenreihe des Dramas vielleicht der abscheulichste Charakter . . . . Opfer von Nymphomanie! . . . . Wohlüberlegte Mörderin . . . . gemein, niedrig, hassenswerth, tritt sie in abscheulicher Deutlichkeit hervor.“  
Ball Mall Gazette. — „Ibsen hat einige sehr schmutzige, rohe Dramen geschrieben . . . . Baumeister Solneß eignet sich trefflich zu einem Mausoleum für die Ibsenwuth, in dem sie der Vergessenheit anheimfallen kann.“  
Sporting and Dramatic News.

So viel über das kritische Mausoleum. Ist wohl je in dieser Welt ein Dichter mit größerer Wuth, mit unermülicherer Zähigkeit verleumdet worden? Und dabei muß man noch bedenken, daß ich nur wenige Steine aus der ganzen Pyramide vorgeführt habe. Es wäre ein Leichtes, derartige Auszüge aufs Zwanzigfache zu vermehren. Nun könnte der Leser sagen: „Das ist ja Alles gut und schön, wie sieht sich die Sache denn aber von der anderen Seite aus an?“ Natürlich sind in den letzten vier Jahren auch eine ganze Anzahl gesunder, verständiger Kritiken über Ibsen erschienen und einige auch zweifellos übertrieben enthusiastische. Aber die günstigen



und selbst nur die gemäßigten Kritiken sind an Anzahl und Einfluß nichts gewesen gegen die schlechten oder erbittert feindseligen. Sämmtliche große Morgenzeitungen, die leitenden illustrierten Wochenchriften, die kritischen Wochenblätter, mit einer einzigen Ausnahme, und die Theaterblätter haben sich auf den Standpunkt der heftigsten Feindseligkeit gestellt. Das Resultat des Ganzen ist, daß der „skandinavische Kohlhase“ der weißköpfige alte Atheist“, der „zielbewußte Sozialist“), der Vorstadtdichter Ibsen“ öde, langweilig, schmutzig, widerlich und tot ist; daß seine Werke nie Jemandes Interesse zu erregen vermocht haben, und daß der gesunde Menschenverstand des englischen Publikums sich empören und „ihn von der Bühne zischen würde“, wenn es nämlich überhaupt dazu zu bewegen wäre, einem so unverbesserlichen „Egoisten und Pfuscher“ Aufmerksamkeit zu zollen. Kurz, wenn harte Worte (und schmutzige Worte) töten könnten, wie tot müßte Ibsen sein!

Von dem Grade seines Totseins aber wollen wir uns eben jetzt selbst überzeugen — zuerst auf dem Büchermarkt und dann auf der Bühne.

Vor ungefähr vier Jahren sind „Die Stützen der Gesellschaft“, „Die Gespenster“ und „Ein Volksfeind“ als ein Markband der Camelot-Klassiker-Serie erschienen. Bis Ende 1892 hat Walter Scott von diesem Bande 14 367 Exemplare verkauft. In den Jahren 1890 und 1891 hat der selbe Verleger eine rechtmäßige Gesamtausgabe von Ibsens Prosadramen in fünf Bänden, den Band zu 3,50 Mark, herausgegeben. Von diesen Bänden waren bis Ende des Jahres 1892 16 834 Exemplare verkauft. Also hat Scott allein (in runder Summe) einunddreißigtausend Bände von den Werken des Mannes verkauft, der „Niemandem außer einer verdrehten Clique“ einen rothen Heller werth ist. Dabei unterschätzen diese Zahlen noch die wahren Verhältnisse. Der „Band“ ist doch nur eine künstliche Einheit; die natürliche, wahre Einheit ist das Drama für sich und jeder Band enthält drei Dramen. So finden wir denn, daß ein Verleger allein dreiundneunzigtausend Dramen von Ibsen in Umlauf gesetzt hat.\*\*) Andere Verleger haben Einzelausgaben von „Nora“, „Den Gespenstern“, „Rosmersholm“, „Der Frau vom Meere“, „Hedda Gabler“ und „Baumeister Solness“ veranstaltet. Einige davon (ganz besonders die Heinemannsche rechtmäßige Ausgabe der letzten beiden Stücke) müssen einen recht beträchtlichen Absatz

\*) Er ist gerade so sehr Sozialist wie Herbert Spencer — d. h. genau das Gegentheil von einem Sozialisten. Aber solche feinere Unterscheidungen übersteigen das Verständniß der Kritiker.

\*\*) In diese Summe ist natürlich der Verkauf nach Amerika und den Kolonien eingeschlossen; aber die große Masse dieser Ausgaben ist thatsächlich im Vereinigten Königreiche geblieben.

gefunden haben. Es wird also wohl nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man den Absatz der Ibsenschen Dramen an das englisch sprechende Publikum auf hunderttausend Exemplare im Laufe der letzten vier Jahre schätzt. Hat die Geschichte des Buchhandels mit übersetzten Stücken wohl einen gleichen Fall aufzuweisen? Ich bezweifle stark, daß überhaupt irgend ein übersetztes Drama, ausgenommen natürlich Shakespeare in Deutschland (und da berechnet sich der Verkauf nicht für vier Jahre, sondern für ein ganzes Jahrhundert), je in derartiger Anzahl verkauft worden ist. Ibsen muß übrigens auch in Deutschland viel verkauft worden sein, aber da kosten seine Dramen auch nur jedes 20 Pfennige, während sie hier durchschnittlich nicht unter dem dreifachen Preise zu haben sind. Jedenfalls ist ein derartiger Absatz im englischen Buchhandel etwas noch nie Dagewesenes. Der Verleger, dem ich eine Sammelausgabe der Prosadramen vorschlug, ehe Scott sie unternahm, gab den Gedanken als eine Narrheit auf und erklärte rund heraus, ein modernes Drama könne in England überhaupt nicht „gehen“, und bis auf den einen Fall Ibsen hat die Erfahrung diese Erklärung gerechtfertigt. Man wird sagen, die Werke der französischen Dramatiker Dumas, Augier u. s. w. werden nicht übersetzt, weil die Leute sie in der Ursprache lesen. Ob jedoch gegenwärtig in England hunderttausend Exemplare aller modernen französischen Dramatiker — Dumas, Augier, Sardou, Meilhac, Labiche, Gondinet und aller übrigen — existiren? Ich bezweifle es sehr. Natürlich wäre es auch thöricht, abzuleugnen, daß gerade die vorhin angeführten wuthschraubenden Feindseligkeiten ihren wirklichen Zweck verfehlt und vielleicht mehr als alles Andere geholfen haben, das öffentliche Interesse an Ibsen zu erregen und wach zu halten. Wann aber wiederum hätte verdientes Herunterreißen einem Schriftsteller zur Popularität verholfen? Das Publikum wird doch nicht aus bloßem Eigensinn ein Buch interessant finden, das wirklich langweilig ist und von der Kritik so genannt wird.

Ehe die Kritik, die den Schriftsteller für weitschweifig, profaisch, langweilig bis zur Verzweiflung erklärt, sich nicht direkt widersetzt, eben durch die allzu große Festigkeit ihrer Schmähungen, denkt das Publikum überhaupt nicht darüber nach, ob die Langeweile, welche die Kritik so mächtig erregt, nicht doch einen gewissen Reiz, einige Gedanken, mit einem Wort: auch für den gewöhnlichen Leser Interessantes enthält. Die Behauptung der Verleger, das englische Publikum wolle seit fünfzig Jahren von Dramen nichts mehr wissen und manchen Menschen sei schon die ungewohnte dramatische Form zuwider, beruht auf vollster Wahrheit. Aber trotz diesem Hinderniß, trotz der Fremdheit von Ibsens Vorwürfen, seiner Atmosphäre und seines Standpunktes, trotz dem in Folge der Uebersetzung ganz natürlichen Verluste an reinsten Stilschönheit, bleibt die Thatsache bestehen, daß sich

augenblicklich 100 000 Exemplare seiner Dramen in Händen des Lesepublikums befinden. Ob das Interesse an seinen Werken steigen oder sinken wird, kann freilich Niemand voraussagen. Noch sind keine Spuren von Niedergang wahrzunehmen. Aber wenn es selbst morgen schon erlöschte, so muß doch zugegeben werden, daß diese 40 000 Bände\*) oder 100 000 Dramen hinreichen würden, ein ganz schönes Mausoleum zu errichten.

Nun zur Bühne — aber ehe ich da die Thatsachen feststelle, möchte ich einige Bemerkungen vorausschicken. Haben jemals übersehte Dramen auf fremden Bühnen tiefe Wurzeln geschlagen, außer vielleicht in dem Alles verschlingenden Deutschland? In Bearbeitungen fremder Stücke hat schon seit Jahrhunderten ein lebhafter Verkehr zwischen den Völkern stattgefunden — die Franzosen haben von den Spaniern, wir und alle Welt von den Franzosen entlehnt u. s. w. —, aber Uebersetzungen sind nur wenig gemacht worden. England hat von allen Ländern die geringste Vorliebe dafür bewiesen. Selbst von Molière besitzen wir nur schlechte und jetzt bereits halb vergessene Bühnenbearbeitungen. Seitdem haben Ibsenübersetzungen — nicht Bearbeitungen — einige Aufnahme auf der englischen Bühne gefunden. Diese Thatsache an sich steht in der Praxis ganz vereinzelt da. Wenn er wirklich „unmöglich“ für die englische Bühne gewesen wäre, so hätte er zu Gefährten in dieser Unmöglichkeit Corneille, Racine, Molière, Marivaux, Hugo, Muffet, Lessing, Goethe, Schiller, Lope und Calderon\*\*) gehabt, am Ende doch keine ganz zu verachtende Gesellschaft. Thatsächlich und dem Sturm der Verleumdungen in der Presse zum Trotz, sind sieben seiner Stücke — nicht bearbeitet sondern gewissenhaft überseht — über die englische Bühne gegangen. Es würde mir eine Freude sein, von einem ähnlichen Falle in unsrer Bühnengeschichte zu hören; jedenfalls kenne ich noch keinen. „Das ist ja Alles ganz schön,“ werden nun die Gegner wieder sagen, „wir leugnen ja auch durchaus nicht, daß es eine alberne lärmende Clique von Narren giebt, die diesen Erzeugnissen Beifall schreien. Wir behaupten ja nur, daß das große Publikum, das zahlende Publikum, um keinen Preis Etwas von Ibsen hören will.“ Freilich hat sicher die große Menge der Kritiker ihr Möglichstes gethan, um das zahlende Publikum in Schrecken vor den Theatern zu erhalten, in denen Ibsen gespielt wird; und ihr Warneschrei hat, wenn es auch sicherlich nach beiden Richtungen hin gewirkt hat,

\*) Wie schon bemerkt, hat Scott allein über 31 000 Exemplare verkauft, und die Anzahl der von anderen Verlegern veröffentlichten sechs einzelnen Dramen kann man getrost auf 9000 berechnen.

\*\*) Die kläglichen Verstückelungen des Faust und die schlechten Melodramen, in welche einige Stücke Hugos verwandelt worden sind, können doch sicher nur als Bearbeitungen zählen, nicht als Uebersetzungen.

im Ganzen nichts erreicht, als daß es die Möglichkeit eines Gelberfolges tatsächlich verringert hat. Besonders wirksam hat sich die fortgesetzte Beschuldigung der „Unanständigkeit“ erwiesen — eine Anschuldigung, die nothwendig schaden muß in einem Lande, wo das Theater in solchem Maße ein Familienvergnügen ist. Jetzt freilich fängt der Lärm an, seinen Einfluß zu verlieren, denn einige nicht auf den Kopf gefallene Theaterbesucher haben den Warnungen der Presse Trotz geboten und dabei entdeckt, daß Ibsen von sämmtlichen Bühnenschriftstellern am Weitersten entfernt ist von dem Hauch der Schlüpfrigkeit. Und die „Truth“ hat sicherlich recht, wenn sie in ihrer Weise ausspricht, daß Jeder, der mit der Absicht in das Theater gegangen ist, sich in seine Ungehörigkeiten zu vertiefen, arge Enttäuschungen erfahren hat. Aber ein so geschickt eingepflanzter und so unermülich gepflegter Aberglaube braucht Zeit, um abzusterven, und so werden sicherlich Tausende von den Ibsenaufführungen zurückgehalten, weil nun einmal die Idee verbreitet ist, daß die „Mutter ihre Tochter“ nicht ruhig zu berartigen Unterhaltungen heranziehen kann. Dennoch und trotz allen Schmähungen und Verzerrungen haben Ibsens Dramen durchaus nicht das von ihren Kritikern fleißig prophezeite (und gewünschte?) pekuniäre Fiasko erlitten. Allerdings weiß ich (Baumeister Solneß\*) ausgenommen, dessen Rechnung, während ich Dies schreibe, noch nicht abgeschlossen werden kann) nur einen einzigen Fall, in welchem durch eine Ibsenaufführung hoher Gewinn erzielt worden ist; aber wenn man alle anderen zusammen nimmt, so kann man wohl sagen, daß sie die Kosten gedeckt und einen geringen Uberschuß gebracht haben. Das Resultat der Aufführung von „Der Frau vom Meere“ im Terry-Theater ist mir nicht bekannt, und ich schließe es daher in meine Berechnungen nicht ein. Für die Gespenster ist dagegen niemals die Censurerlaubnis erteilt worden, so daß für ihre beiden Aufführungen kein Geld hat genommen werden können. Von den übrigen fünf Schauspielen kann ich mit ziemlicher Genauigkeit die Summen angeben, die das Londener Publikum vom 7. Juni 1889 bis zum 18. März 1893 gezahlt hat, um sie auf seinen Bühnen zu sehen. Die „Truth“ meint, das Publikum wolle nicht „zahlen, um sich zu langweilen“, aber sonderbarer Weise hat es doch 97 520 Mark bezahlt, um sich von Ibsen langweilen zu lassen, und

\*) „Ich glaube einfach nicht, daß Ibsens phantastisches Gefasel diese ganze Woche lang von zahlenden Theaterbesuchern gehalten worden ist.“ Also spricht der unermüliche „Mavier“ der Sporting und Dramatic News vom 4. März. Aber es ist doch gehalten worden und zwar hoch gehalten vom zahlenden Publikum. Ein andrer Zeilenschreiber, der die selbe bewunderungswürdige Kampfesweise befolgt, behauptet, sicher zu wissen, daß die höchsten Einnahmen niemals eine Summe erreicht haben, bis zu welcher sie in Wahrheit niemals gesunken sind. Das ist die Art und Weise der Anti-Ibsenianer.

natürlich auch entziehen, anekeln und was es sonst noch Alles war. Von diesen fünf Schauspielen sind „Die Stützen der Gesellschaft“ nur einmal und „Rosmersholm“ nur zweimal mit einer Gesamteinnahme von 5 520 Mark gegeben worden. Und so geschah es, daß das Londoner Publikum (das „um keinen Preis Ibsen hören will“), um sich von dem „öden Geschwätz“ Nora, von dem „Besuch in der Morgue“ Hedda Gabler und den unzünftigen Redensarten und dem „Quatsch“ des Baumeisters Solnek langweilen zu lassen, bis zum 18. März nun doch die nette kleine Summe von 92 000 Mark\*) bezahlt hat.

Man glaube nicht, daß ich Das an sich zu einem großartigen Erfolg stempeln will. Ich weiß recht wohl, daß ein Kassenstück in einem modernen Westendtheater in einem einzigen Monat so viel verdient. Aber man muß die Umstände dieses Falles in Betracht ziehen! Hier haben wir es zu thun mit einer Reihe ausländischer Schauspiele, die die Gesellschaft eines kleinen, wenig bekannten Ländchens vorführt, nicht bearbeitet, sondern übersetzt, nicht in den leitenden Theatern aufgeführt, wo sie durch den Namen und die Beliebtheit der Hauptchauspieler getragen werden, sondern gespielt unter allen möglichen ungünstigen Verhältnissen, in Theatern zweiten Ranges\*\*), von Schauspielern, die dem großen Publikum verhältnißmäßig unbekannt sind, von der erbrückenden Mehrheit der Presse aufs Heftigste angegriffen und lächerlich gemacht. Und doch hat ihr finanzielles Ergebnis, allen diesen Schwierigkeiten zum Troß, nicht nur in der einfachen Deckung der Kosten, sondern noch in einem kleinen Ueberschuß bestanden! Hedda Gabler brachte sogar einen recht hohen Reinertrag. Der Reingewinn der zehn Morgenvorstellungen betrug nach Deckung aller Kosten 5620 Mark, also im Durchschnitt für jede Vorstellung 560 Mark. Das ist auch für den bestgestellten Schauspielbirektor eine gar nicht zu verachtende Einnahme. Als dann das Stück auf das Abendrepertoire gesetzt wurde, füllte es das Haus in einem

\*) In diese Berechnung sind die Vorstellungen im Kristallpalast eingeschlossen.

\*\*) Die erste, sehr erfolgreiche Aufführung von „Nora“ fand im Nobelth Theatre statt, das der großen Mehrheit der Theaterbesucher gänzlich unbekannt ist und in einer Nebenstraße an der äußersten Grenze der Stadttheile verborgen liegt, wo es überhaupt noch eine Theatercivilisation giebt. Das Baubeville, in dem Hedda Gabler aufgeführt worden ist, ist zwar stets ein bekanntes Theater gewesen und ist es auch noch, aber die Art seiner Besucher ist kaum die, zu welcher Ibsen vor Allem spricht. Baumeister Solnek hinwiederum wurde im Trafalgar Square Theatre gegeben. Dies ist zwar eines der angenehmsten, am Besten ausgestatteten Häuser Londons, aber es hat den großen Nachtheil, ganz neu zu sein. Und das Publikum braucht lange Zeit, um das Dasein eines neuen Theaters zu entdecken.

Maße, das unter gewöhnlichen Verhältnissen eine recht hübsche Einnahme gebracht haben würde. Da jedoch der Direktor Honorar an zwei Truppen zu zahlen hatte (nämlich an die Hedda Gabler-Truppe und an die in der Zwischenzeit unbeschäftigte eigentliche Theatertruppe), konnte er es nur einen Monat lang durchsetzen. Was wird nun aber aus der Versicherung, daß „das Publikum um keinen Preis Ibsen hören will?“ Scheint es nicht viel eher, als ob ein Publikum da wäre, und zwar durchaus kein kleines, das Ibsen um jeden Preis hören will, trotz einem Chorus kritischer Bannflüche, wie ihn die englische Bühnengeschichte noch nicht aufzuweisen gehabt hat?

Es liegt mir fern, Ibsen auf der englischen Bühne jemals Popularität zu prophezeihen. Gleichwohl würde eine solche Prophezeiung heute viel weniger ungeheuerlich erscheinen, als wenn man ihm vor zehn Jahren den Erfolg prophezeit hätte, den er heute wirklich gehabt hat. Möglich ist es immerhin, daß zu einem großen, durchschlagenden Erfolg auf der Bühne, wie ein französischer Kritiker sich kürzlich ausgebrückt hat, eine gewisse Mittelmäßigkeit gehört. Ich bezweifle aber nicht, daß die Kritik sich bald zu einem gesünderen Urtheil über Ibsens Stücke bekehren wird und daß ihnen auch auf der Bühne eine gewisse Zukunft gesichert ist. Daß sie jedoch tiefen, nachhaltigen Einfluß auf die englische Bühne ausüben werden, steht kaum zu erwarten, würde auch allen bisherigen, hier und anderswo gemachten Erfahrungen zuwider laufen. Es steht kaum zu erwarten und wäre auch kaum zu wünschen; denn von importirten Stücken kann kein gesundes Theater lange leben. Jede Nation müßte sich auf ihrem eigenen Theater eine Kritik ihres eigensten Lebens liefern. Eine Kritik des Lebens, von einem fremden Standpunkte aus und an fremden Beispielen erläutert, mag ja sehr interessant und fesselnd sein, kann uns aber auf die Dauer unmöglich befriedigen. Ich selbst erwarte sehnsüchtig die Zeit, wo Ibsen sein — wie auch viele seiner Feinde zugeben müssen — wohl begonnenes Werk, das Theater auf höhere intellektuelle Stufe zu heben, beendet haben und selbst auf englischen Theatern nicht mehr, oder doch nur noch selten, sich hören lassen wird. Bis dahin wird sich freilich der große Baumeister auf seine Art ein eigenes Mausoleum errichtet haben, aber keines der Vergessenheit. Es wird aufstreben wie Hildas Schloß „mit einer in schwinbelnde Höhe ragenden Wetterfahne“, und wenn wir daran in die Höhe blicken, wird uns sein, als hörten wir harper i luften — „Harfen in der Luft“.

London.

William Archer.



## Börsenjammer.

Kann es eigentlich noch schlimmer werden, als es heute bereits an der Börse ist? Publikum und Spekulation befinden sich nicht allein im höchsten Mißbehagen, sondern es stümmert ihnen auch aus der Ferne nicht einmal ein bescheidenes Dellämpchen von Hoffnung. Wir haben keinen französisch „Boden, der nach einer Milliardenzahlung seiner Bewohner mit einer einzigen Weinernte neue Reichthümer schafft, und wir besitzen nicht die wirthschaftliche Organisation der Franzosen, auch keineswegs ihr Temperament, mit denen sie bei Katastrophen wie Comptoir d'Escompte oder Panama sich gleichsam rasch erbrechen, um dann gleichmüthig weiter ihrer Wege zu gehen.

Im Anfang des vorigen Jahres lebten noch bei uns die österreichischen Konversionengeschäfte, sie brachten in der That eine vorübergehende Lebhaftigkeit hervor, die selbst die Erwartung von Optimisten übertrafen. Allerdings übersah man damals, daß Wien alle seine Hauffe-Engagements in Berlin zu prolongiren begann, man freute sich der unerwarteten Kundtschaft, an der man noch Viel zu verdienen hoffte, bevor ihr Adieu zuzurufen wäre und — hat leider diese Positionen noch heute bei sich laufen. Allein diese Unbequemlichkeit, dieser Druck auf die Magenregion der Börse: den Geldstand, wäre ohne den völligen Niedergang des Verkehrs schon zu ertragen. Es ist aber nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß seit den letzten drei Jahren der Berliner Platz auch im Verhältniß noch stärker als Frankfurt zurückgegangen ist und daß heute in dem Palaste an der Burgstraße zahlreiche Besucher offen oder heimlich um ihr tägliches Brot kämpfen. Die Londoner Dock, an deren Thüren jeden Morgen hungernde Menschenmengen um Arbeit betteln, sind nur für den Tendenzbaren noch so himmelweit von den Börsenportalen verschieden. Die Arbeit ist zwar hier nicht hart, aber die Angst um das Bischen Verdienen vielleicht eben so groß. Dieses Proletariat in Spekulation und Mallerthum, wie es alle älteren Börsen längst besitzen, hat sich aber enorm ausgebreitet, es hat Schichten ergriffen, die, ohne sich gerade Etwas ersparen zu können, doch Jahre hindurch wohlhabend waren. Unterbessen sind auch die Mittelfirmen in einen struggle — sagen wir einmal for high life gerathen, der ihre theure Equipagen in ärgerlichem Gegenfuge zu ihren Bilanzen erscheinen läßt. Pferde anschaffen ist jedenfalls leichter als sie wieder aufgeben. Denn kann man ohne Wagen eine vorzügliche Adresse von Reportirungen sein, so würde die Welt doch stutzen, wenn ein solcher Bankier plötzlich wieder zu Fuß ginge. Diese Mittelfirmen verlieren jetzt einfach ihr Geld, sie haben wenig zu thun und ihre Arbitragewinne bleiben minimal.

Es wäre überhaupt praktisch, wenn die Herren jener Immer-langsam-voran-Enquôte sich einmal ziffernmäßig um den Kurzausgleich der verschiedenen Börsen kümmern, den man Arbitrage nennt. Ist es denn nicht möglich, Einsicht in eine Reihe kleinerer Geschäfte zu erlangen, die von der Arbitrage leben? Die Herren würden dann finden, daß in sehr vielen Fällen nach dem Ueberstehen der verschiedensten Risiken endlich 150—180 Mt. glücklich verdient werden, von denen dann als Steuer zc. fast die Hälfte an den jetzt auch immer darbedenden Staat kommt.

Die große Arbitrage, wie sie nur noch die Banken pflegen können, leidet natürlich ebenfalls an der galoppirenden Schwindsucht. Ja diese Banken! Im Jesajas sind nacheinander sieben Kapitel dem Pessimismus bezüglich

Jerusalems gewibmet; das ist aber nichts gegen Das, was dieser Prophet heute über die Bankwibenden des laufenden Jahres zu prophezeien hätte. Ein Schelm giebt mehr, als er hat und die Wetterschläge von 1893 erfolgen so laut und so weithin hörbar, daß das Publikum etwa bei besseren Festsetzungen sofort künstliche Bilanzirungen annehmen müßte.

Wohin das Auge blickt, trifft es auf Ruinen! Wie wenig haben die Banken bei Mexico verschuldet und doch wird es immerhin einige Jahre dauern, bis dieser vertrauenswürdigste aller exotischen Staaten wieder zu Kräften kommt. Griechenland war gewiß nicht ganz mustergiltig verwaltet, aber von da an bis zu der Verlegenheit, wo ein Gold-Agio von 80 und 60 Prozent ausbrach, mußten doch in den Spelmetalverhältnissen der Welt Verschiebungen eintreten, die kein Bankdirektor vorahnen konnte. Ob die Bondshaber jetzt in Berlin Proteste an ein Ministerium senden, das jeden Augenblick abtreten kann, an eine Kammer, deren Auflösung eben so möglich ist, und an einen König, dessen Couponvollzahlungrede bei der Kanaleröffnung von Korinth von ihm selbst längst vergessen ist, — ob solche Proteste noch einem Andern nützen als Dem, der sie ins Neugriechische überträgt, bleibt doch höchst zweifelhaft. Dann folgen die amerikanischen Bahnen mit ihren Receiverships und Zinseneinhalten. Auch bei ihnen war die Krisis als Produkt des Silberfalles keineswegs voraus-zusehen, aber sonst sind allerdings auf diesem Gebiete unverkennbare Sünden begangen worden, für deren gründliche Beseitigung noch alle Merkmale fehlen. Nur Grünspedte und solche, die es scheinen wollen, vermögen sich an den New-Yorker Depeschen zu erbauen, die z. B. zunächst von dem unerwarteten Erstehen eines energischen Vertreters der Gläubigerrechte melden (folgt irgend ein Name aus einer Novelle von Bret Harte) und die dann mit dem Beschlusse des Comité's nachhinken, sich jenem Ehrenmann voll und ganz anzuschließen. Die amerikanischen Verhältnisse werden sich ja vielleicht, wie man Dies gewöhnt ist, eben so rasch erholen, wie sie in gerabezu grotesker Weise heruntergekommen sind, aber Das wird die Komplikationen einer ganzen Reihe von Bahnen noch keineswegs entwirren. Hier ist ein Gebiet, wo einige unserer großen Institute und auch unserer feinen Emissionshäuser in jene Dschungeln geritten sind, in denen der Tiger der amerikanischen Geldschlauheit gefahrvoll umherschleicht. In Berlin selbst fehlt für Mortgagebonds fast jedes kontrollirende Verständniß. Desto aufmerksamer wird man in Frankfurt, Amsterdam und London den Schauspielen und deren einzelnen Aufzügen folgen, die in der Union von unseren Vertrauensmännern (so nennt man Delegirte, die sich selbst gewählt haben) nunmehr veranstaltet werden. Die Bedeutung dieser Verhältnisse geht weit über ihren eigentlichen Inhalt hinaus. Denn erstens lähmt sie Banken von leitender Anleithätigkeit in ihrer Expansionskraft und zweitens bringt sie diese Banken in Kollision mit so manchen wichtigen Konsorten. Eine solche Kollision braucht nicht immer ausgeschlossen zu werden, wie Dies jetzt z. B. in einem anderen Falle seitens der Dresdner Bank geschah, aber es genügt, daß starke Streitigkeiten latent fortwirken, um innerhalb einer Bankengruppe einschneidende Veränderungen hervorzubringen.

Was so eine Kleinigkeit bedeutet, ist ja an Italien zu sehen, dem die Hochfinanz in Berlin nur zwanzig Millionen vorschleift und dabei noch durch die Zeitungen verkünden läßt, daß sie diese Summe ohne Weiteres in sich selbst hätte aufbringen können. Wahrscheinlich waren die Sendboten der Disconto-



gesellschaft nur deshalb zu Willy v. Rothschild geeilt, um ihm mitzutheilen, daß er diesmal nicht betheiligigt werden kann. — Noch heiterer stimmt es allerdings, Herrn Giolitti versichern zu hören, daß der Staatschaß vorläufig gar nicht mehr brauche. Es ist in der That lange her, seitdem die Geschäftswelt einem Manne so unüberlegtes Vertrauen geschenkt hat wie jenem italienischen Premier.

Man muß immer bedenken, wie das ganz neue Kursniveau der italienischen Werthe den eigentlichen Angelpunkt unserer so tiefen Depression bildet und wie eine kräftige Erholung gerade dieses Gebietes als einzige Möglichkeit zu einer Besserung überhaupt erscheinen muß. Das war das Schlimmste! Lange Zeit hatten die deutschen Banken ihrem Publikum Italiener empfohlen und nun verlor man auf einmal an diesen Papieren nicht allein ungezählte Summen, sondern auch — das Vertrauen zu finanziellen Rathschlägen. Denn gerade, weil die Banken hierbei gar kein Vorwurf traf, weil sie zu derartigen Ankäufen mit vollem Rechte riefen, sagt sich jetzt der Kapitalist, daß momentan gar keine Anlage die beste Anlage sei. Sich betrogen fühlen, ist noch immer weniger peinlich, als sich verwirrt fühlen, und dieses Gefühl durchzittert den ganzen Rentenmarkt.

Für Italiens großes Anlehen bleibt übrigens die Stellung der Pariser Rothschilds ein deutliches Hinderniß. Alfons v. Rothschild, — nur er kommt in Betracht, so lange sein sehr fähiger Schwiegersohn, Herr Lambert, noch nicht mitzusprechen hat — muß es leider verstanden haben, sich nach den verschiedensten Richtungen ganz unbeliebt zu machen. Als etwas zu bekannter Orleansist steht er im Zeith eines politischen Mißtrauens, das ihm keinesfalls erlaubt, irgend eine größere Geschäftsoperation ohne die schärfste Kontrolle zu machen. Er, als der Reichste, kann also nicht einmal ein Anlehen seines — Londoner Hauses so umfassend unterstützen, daß er der heftigen Angriffe der Pariser Presse dabei überhoben bleiben würde. In solchen Affairen benehmen sich auch seine vornehmen Freunde aus dem Faubourg St. Germain höchst eigenthümlich, so daß man sich doppelt über die Ausschließlichkeit wundert, mit welcher der Chef der französischen Bankfirma, von der Hochfinanz hinweg, nur mit hoher Aristokratie verkehrt. Das rächt sich aber! Denn die Gelbleute an der Seine besitzen etwas mehr Selbstbewußtsein als ihre Kollegen von der Spree und es ist fast sicher, daß die Pariser Bankiers mit Rothschild in keiner großen Transaktion zusammengehen würden. Alles Das sieht wie kleine Ursachen aus, aber die Wirkungen sind in der That groß. Und nur die Rothschild'schen Häuser können das italienische Anlehen machen; nicht allein weil der Stolz der Herren in Rom, der sich legen würde, es so will, sondern weil die Banken heute nicht können.

Zwiespältigkeiten springen natürlich heute auch bei den Banken empor. In guten Zeiten ereignen sich solche nicht, nur in schlechten Zeiten wie jetzt wo man bei angebotenen Bethelligungen nicht offen sagen will: „Wir haben kein Geld“, sondern lieber die Qualität des Geschäftes selbst kritisiert. Man wird sich noch wundern über die vielen Lösungen alter, bewährter Finanzverbindungen, über die Schiebungen von Gruppe zu Gruppe, — alles Dinge, die sich heute vorbereiten und die, wenn sie einst als perfekt zu Tage treten, Wochen nachher im Depeschentheil der Blätter als eigene Drahtnachricht gemeldet werden. Wie gesagt: so Etwas ereignet sich immer nur in schlechten Zeiten. „Wenn die Krippe leer ist, beißen sich die Gänse.“

B l u t o.

## Notizbuch.

Von Luther wird in Berlin augenblicklich sehr viel gesprochen, fast so viel wie von dem großen Spieler- und Wucherer-Prozeß, in dem einer der Angeklagten sich zu einem jährlichen Fleischverbrauch von etwa 6000 Mark bekennen mußte und wo auch sonst noch interessante Dinge aus der großstädtischen Schule geplaudert wurden. Um Luther zankt man sich in der Provinzialsynode, denn die Herren Pastoren können sich nicht über die Frage einigen, wie Meister Martin sich zur neuen Agende und zu den gemischten Ehen gestellt hätte. Und nun hat Herr Rechtsanwalt Albert Traeger gar in eine freisinnige Urwählerversammlung den aufrechten Mann von Wittenberg eingeführt. Am 31. Oktober wird nämlich wieder einmal gewählt und da müssen rasch noch in allen verfügbaren Brauereien die wahlberechtigten Gefinnungen vorher gekräftigt und die biegsamen Rückgrate gestählt werden. Für diese Vergnüglichkeiten giebt's bei liberalen Männern schon längst ein sehr brauchbares Glühé: zuerst werden „die Ungeheuerlichkeiten des Landtags = Wahlsystems gezeihelt“, dann kommen die „agrarischen Begehrlichkeiten“ an die Reihe, hierauf werden sämtliche Steuerprojekte, weil sie den Bürger unerträglich belasten würden, verworfen und endlich wird für den Heerbanm zum Sammeln geblasen. So war es immer, so ist es noch heute und so wird es auch bleiben bis von den Vollen und Ganzen der letzte Mann auf der Strecke liegt. Aber Herr Albert Traeger hat Phantasie, er ist Dichter sogar, und da man beim besten Willen in Wählerversammlungen keinen Toast auf die Damen ausbringen kann, so verfiel er auf einen sehr originellen Schluß für seine neueste Urwählerrede. Während der amtliche Wahlzettel den 31. Oktober als Wahltermin verkündet, meinte er: „Wir wählen im November und da mögen die Wähler daran denken, daß ein Luther, ein Schiller, ein Scharnhorst im November das Licht der Welt erblickten. Mögen die Wähler dafür sorgen, daß Männer in den Landtag kommen, die die Ideale dieser drei Männer hoch zu halten gewillt sind.“ Sprach's und erhielt lebhaften Beifall von seinen Schaaaren, die wahrscheinlich entzückt waren, endlich einmal etwas Neues zu hören. Nur Einer in der Versammlung ließ sich die Sache doch durch den Kopf gehen und dachte drüber nach, ob die Drei, auf die Herr Träger sich berief, denn wirklich durch Hermes und Langerhans, durch Parisius und Knörcke so ganz würdig vertreten sein möchten. Hermes und Luther, — das ging, denn der Mann des Aquariums hat sich durch die Geschichte vom „Christusmärchen“ immerhin ein theologisches Verdienst erworben. Auch Langerhans und Schiller ließ sich noch hören, denn dem Mädchen aus der Fremde konnte die Tante aus Paris stolz gegenüber treten, die über politische Vorgänge an der Seine besser stets als der böse Bismarck unterrichtet war. Aber Parisius und Knörcke wogen am Ende doch Scharnhorst nicht auf; da hätte mindestens Pinze schon, der geniale Stratege, ins Feld geführt werden müssen. Pinze aber zeichnet gemeinsam mit dem Mommsensproffen jetzt die Wahlaufreife der Freisinnigen Vereinigung und ist deshalb kein rechter Volksmann mehr. Ueberhaupt die Volksmänner —! Wie es so geht, wenn ein Urwähler zufällig einmal zum Nachdenken kommt, ließ auch der Eine, während er rasch noch einen Schoppen hob, die Gestalten vorbeipassiren, die man während der letzten Jahre in der selben Brauerei ihm als bewährte Volksmänner von stählernem Rückgrat gepriesen hatte. Da war

dieser Pinze, zu dessen Charakterisierung der Eugen jetzt in der „Freisinnigen“ „nichts mehr sagen zu müssen“ glaubt. Dann der Barth, der im Parlamentsalmanach als ein bescheidener Schriftsteller figurirt und der plötzlich, während in Hirschberg-Schödnau noch immer vergebens die Leute sich mühen, ihn loszuwerden, als ein Hauptinteressent in Northern-Pacific-Bahnaktien sich herausstellt. Dann der Siemens, der Volksmann der Deutschen Bank, der Heinrich Hilgard (Sprich: Henry Willard) so freundlich empfing und geleitete. Und endlich der Schrader, der in Adlershorst so friedsam das Problem der Arbeiterwohnungen löste, als ob er mit anatolischen Bahnen gar nichts zu thun hätte und als ob eine Treuhänder nicht immer die andere wüßte. Sie waren sämmtlich einmal große Volksmänner gewesen und nun lobte sie herzlich höchstens noch der Börse-Courier. Und der eine Urvähler, der so zufällig einmal nachgedacht hatte, ging in trübem Zweifel nach Hause und nach einer schlaflosen Nacht beschloß er, sich der Wahl zu enthalten, weil man vor dem Lebensende auch des erprobtesten Volksmannes niemals wissen kann, ob er wirklich würdig war, am Dönhofsplatz neben Traeger auch Luther, Schiller und Scharnhorst zu vertreten.

Was kann von Hannover Gutes kommen? fragten, sehr unbedachtam, nörgelsüchtige Leute, als es hieß, der General Bronsart von Schellendorf sei zum preussischen Kriegsminister ernannt. Sehr unbedachtam, denn dem neuen Manne geht, abermals von Hannover, ein eben so guter Ruf voran wie einst dem General von Caprivi, und da er in ein Meßfort tritt, das er ganz genau kennt und in dem er nicht der Rathschläge von Schulkameraden bedarf, so wird er den rühmenden Ruf vielleicht auch rechtfertigen. Bei Allen, die ihm dienstlich näher traten, gilt er für einen der fähigsten und am Weitesten blickenden Offiziere der Armee. Außerdem ist er liebenswürdig und wohlwollend und, was fast noch wichtiger ist, sehr wohlhabend, so daß er an sein Portefeuille sich nicht ängstlich zu klammern braucht. Beim ersten Konflikt, der ihn wirklich ärgert, wird er gehen; aber vom Parlament wird er, als ein aristokratischer Militärseigneur der alten Schule, so leicht sich nicht ärgern lassen. Ueberhaupt sagt man von ihm, daß er sich nicht gern ärgert; er soll bequem sein, aktiv und passiv: bequem. Sein Vermögen erlaubt ihm, ganz nach seinem Behagen zu leben, und er gab wirklich das Kommando nur ab, um Ruhe zu haben und vor physischen Anstrengungen bewahrt zu sein. Kriegsminister: Das ist mehr, ist auch viel verlockender, denn da lebt man in Berlin, ist bei Hofe, und wenn die Lücken des letzten Militärgesetzes erst ausgefüllt werden, sind für einen gewandten Mann auch noch Lorbeern zu holen, namentlich für einen, der entschlossen ist, sich immer auf der Linie der Meinung des obersten Kriegsherrn zu halten. Unter vielen gleichgiltigen und verschwimmenden Ministergefißtern sind die Physiognomien der Herren Posadowsky und Bronsart durch ihre deutliche individuelle Prägung immerhin auffallend und man wird gut thun, sie im Gedächtniß zu behalten. Wenn der General Bronsart von Schellendorf einst geht, vielleicht in den Ruhestand, vielleicht auch in ein andres Ministerhotel, dann wird man von ihm jedenfalls mehr als von seinem Vorgänger zu erzählen haben, dem nur die hübsch erfundene Anekdote folgt, er habe, als beim Morgenritt sein Adjutant ihm von der neuen Militärvorlage erzählte, lachend ausgerufen: „Ach Unsinn — wahrscheinlich wieder so eine von Goplers bekannten Ideen!“



Berlin, den 4. November 1893.

## Die Wechselreitschule.

Ⓔleich vor dem Bahnhof fängt die Langeweile an, in Hannover. Ein freier Platz, öde wie eine Mittelpartei, lange, geradlinige Straßen mit verschlossenen Häusern, die feierlich und langweilig den Wanderer ansehen wie eine Kede des Herrn von Bennigsen zu irgend einer dritten Lesung. Auf den Straßen gut gekleidete und gewaschene Menschen, die sich die erdenklichste Mühe geben, durch behagliches Schlendern und müßiges Planiren dem Fremden den Schein einer Großstadt vorzugaukeln, und außer diesen Menschen noch Engländer, *qualité d'exportation*, die, wie der Rochester der seligen Birch-Pfeiffer, auf dem Wege über den Kanal rasch Lords geworden sind und die in dem billigeren Kontinentalkomfort von den Anstrengungen des Schneiderberufes höchst fürnehm sich nun ausruhen. Viele Hotels und Pensionen, fast nirgends eine Heimstätte für Menschen von individueller Prägung; proßige Kaffeehäuser, wo zwei blasirte Mimen mit einem müden Tanzkomiker Domino spielen; einige Bierpaläste und Kasernen als ragende Monumente neupreußischer Kultur; viel grollendes Welsenthum, das wehmüthig und verärgert zu dem leeren Schloß Herrnhäusen hinaufblickt, und eine geschäftige Beamtenschaar, die morgens auf das Kriminal mit Akten und abends mit Abonnementbillets ins Hoftheater geht, wo von langweiligen Leuten langweilige Stücke aufgeführt werden. Eine Stadt in Städtchen, eine Stadt ohne Persönlichkeit, nicht ganz so schlimm freilich wie Berlin, das große undeutsche Asyl für obdachlose Parvenus, aber eigentlich doch nur eine Stadt nach dem Herzen eines kommandirenden Generals, der, mit dem Jäger auf dem Bock, durch

die hallenden Straßen rollen und im Gefühl seiner Würde und Höhe völlig vergessen kann, daß da draußen, hinter dem Bahnhof, in der Sorge um Ur und Halm eine Menschheit sich verzehrt, während er für die höchsten Güter der Nation kämpft, mit dem neuen Exercir-Reglement.

Nur eine romantische Ecke gabs, für den Fremden, in der steifen und stillen Stadt: die Reitschule. Er sah sie vielleicht nie, aber er hörte immer und überall von ihr und schließlich hielt er sie wohl gar für den mystischen Wunderhof von Hannover. Im Spezialitäten-Theater, wenn einer Tricotbame mit starken Beinen und schwacher Stimme eine extravagante Blumenspende dargebracht wurde, zwinkerte der Logenschließer verfänglich und raunte: „Die Herren von der Reitschule!“ Im Gehölz, das man auf dem langen Wege durch eine gothisch gährende Willenvorstadt erreicht, traf man am nächsten Morgen vielleicht wieder die böse Chanteuse, hoch zu Ross, einen impertinent glänzenden Diener daneben, im vertrauten Gespräch, und wieder hieß es dann, mit dem selben verfänglichen Zwinkern: „Reitschule!“ Und tobte nachts irgendwo ein lärmender Troß in ein Restaurant, sah man durch die geöffnete Thür bunte Röcke und vernahm Säbelgeklapper, dann blickten selbst die eifrigsten Stakspieler wohl auf und Einer winkte dem Andern zu: „Reitschule!“ So entstand allgemein eine Legende und ein Parfum, Etwas wie eine Mischung von Stallgestank und weichlich kosenden Vouboirdüften, und der Fremde witterte da etwas reizend Verruchtes, etwas Orgiastisches, und je mehr das nationalliberale Pathos der Straßen und Häuser ihn langweilte, desto heißer wurde sein Sehnen nach dem einen Fleck, wo sich die Tugend erbricht und, bei knallenden Pfropfen, sich das Laster zu Tische setzt.

Die Legende hat ausgelebt, das Parfum ist zerflattert. Denn auf dem Tische des Landgerichtes zu Hannover stand eine Moulette, die der neugierige Herr Fritz Friedmann, um auch einmal solches merkwürdiges Ding zu sehen, als Experimentirgeräth herbeizuschaffen beantragt hatte; Zeugen und Sachverständige bemühten sich, die schweren Künste des Mogelns und Falschspielens dem hohen Gerichtshof glaubhaft zu machen; und auf der Anklagebank hockte ein Häufchen Glückritterthum neben fatten Wucherern und behenden Schleppern. Das ganze Bild gar nicht orgiastisch und gar nicht verrucht, auch nicht reizend; nur eine neue, banale Illustration zu dem alten Liede vom Gimpelfang. Seitdem weiß man, daß die geheimnißvollen Helden der

Reitschule an der Roulette und beim Macao vom „ollen ehrlichen Seemann“ und seinen Genossen ganz gemein ausgeplündert wurden, ohne Poesie und Romantik, und daß sie fast immer in der ärgsten Geldklemme waren. Seitdem spricht der Börsenwitz von der Wechselreitschule und die schönbesten Jobber, die gestern noch stellten, weil sie mit Italienern zu lange in der Hauffe geblieben waren, reiben vergnügt, als habe die Freisinnige Vereinigung schon für den Landtag Mandate gewonnen, sich nun die Hände, weil Tubals Trost ihnen nahe kam, daß andere Leute auch Unglück haben. Und seitdem riecht es in der Nähe des Wunderhofes von Hannover, wo früher verfänglich gezwinkert wurde, ganz bürgerlich-muffig nach Wechselschulden.

Aus dem Garnisonsstandälchen möchte man gern einen großen Skandal machen und deshalb thut man, was man in solchen Fällen immer thut: man stellt sich erstaunt. Ist es möglich? Solche Furchterlichkeiten passiren also im Deutschen Reich? Es giebt wirklich Kavallerie-Offiziere, die Hazard spielen, anstatt nach beendetem Dienste sittig zu Hause zu sitzen, die neue Agende oder die Militärbrochüren des Majors Keim zu lesen und zur Abwechslung höchstens eine Patience zu legen? Davon hat natürlich Niemand eine Ahnung gehabt; Niemand bezweifelte, daß so ein junger Lieutenant wie ein Mönch lebt, mit seinem Burschen pünktlich die Abendandachten hält und als ein reiner Mann endlich in den christlichen Ehebund tritt. Zwar ist der verschuldete Offizier, der auf eine reiche Heirath spekuliren muß, längst in allen Witzblättern eine Lieblingsgestalt; zwar hat Herr von Moser mit seinem Samen dafür gesorgt, daß auch in ihren Nöthen die kavalleristische Schneidigkeit nicht unbekannt blieb; zwar zeigt man in allen Städten die Theatermädchen oder die Springerinnen, die von forschenden Kriegerern unterhalten werden, und geschwätzig Konfektionäre plaudern es manchmal aus, welcher Reiterprinz die riesigen Toilettrechnungen bezahlt, — aber Das thut nichts: man ist doch erstaunt, ganz wie damals über Heinzes, erstaunt und sittlich entrüstet. Und das Wertwürdigste ist, daß die sittliche Entrüstung sich nicht gegen die Angeklagten kehrt, sondern gegen die Zeugen, daß nicht die wackeren Herren Abter und Seemann und Fährle in den Abgrund verdammt werden, sondern die leichtsinnigen Lieutenants, die von den geschäftskundigen Ehrenmännern ausgewuchert und ausgeplündert wurden und die mit dem Verzicht auf ihre Karriere nun wahrscheinlich thörichte Jugendstreiche bezahlen

werden. Im Theater, ja, da ist der flotte Reiter, den der Wucherer in den Fängen hat, eine sympathische, eine des Liebens stets würdige Gestalt, da folgt der Beifall dem tadeln Schuldenmacher Bassanio, und wenn Shylock geprellt wird, jubelt die Menge laut. In der hannoverschen Wirklichkeit aber wird Sympathie und Beifall ganz anders vertheilt: da ist das Schuldenmachen und Spielen ein gräuliches Laster, vor dem die Gerechten scheu seitab weichen, und wenn Herr Abter um den Ertrag seines mühsamen Falschspielens geprellt wird, dann beginnt ein bedenkliches Schütteln des Kopfes und der gute Bürger verzeichnet mit gerunzelten Brauen die Symptome tiefster sittlicher Verkommenheit bei den Edelsten der Nation.

Das hat mit ihrem Posaunen die liebe Presse vollbracht. Zuerst machte sie aus dem Skandalchen einen Skandal, einen riesenhaften, und den versucht sie nun, nach allen Regeln politischer Fälscherkünste gehörig auszubeuten. Ehe die Antisemiten sich noch regen konnten, waren die Liberalen schon wach, und weil die Antisemiten, um die Regirenden zu schonen und der Unzufriedenheit ihres Gefolges doch ein Ventil zu öffnen, täglich auf die schlimmen Juden schimpfen, die am Ende aber nicht allein aller Uebel üble Väter sind, deshalb wirkt ihr Alarmruf auch da nicht mehr, wo er vielleicht berechtigt wäre. Die Liberalen verstehen das Geschäft besser: sie sparen wohlweislich ihre Kräfte auf und schlagen nur da dann zu, wo der Schlag auch wirklich schaden und lebensgefährlich verletzen kann. Solche Gelegenheit glauben sie jetzt gefunden zu haben und die Arbeit ist äußerst geschickt vertheilt. Den Auftakt gab die Tante Boffin, als berechnigte Vertreterin des ehrbaren Bürgerthumes in Stadt und Land; sie hatte wieder einmal ihren ganz großen Tag, als sie ausrief: „In der That bildet das Hundert Zeugen, das in Hannover zu den Verhandlungen geladen war, nur einen Bruchtheil jener aristokratischen Gesellschaft, die sich mit Spielern, Hochstaplern und Wucherern einläßt, jener Welt, in der Jeder den Andern zu rupfen sucht, um schließlich selbst gerupft zu werden . . . Da sühnt man auf die Wucherer, die gewiß keine Schonung und kein Mitleid verdienen. Aber sie sind nur wie die Hyänen oder die Geier, sie erscheinen dort, wo sie Fäulniß wittern. Sie sind nicht die Ursache, sondern erst eine Folge des Uebels.“ Und so weiter, bis zu dem Schluß: „Und wenn der junge Landwirth, der gut zu leben, aber nicht gut zu wirthschaften versteht, in immer größere

Schwierigkeiten geräth, so tritt er dem Bunde der Landwirths bei und verlangt die Ablösung der Grundschulden durch den Staat.“ Was hier mit einiger Schüchternheit noch angedeutet wird, das spinnen die niederen Organe munter fort und in dem Wahlartikel des schmierigsten Berliner Börsenblattes konnte man lesen, daß die Landwirthschaft eigentlich nur von den „Spielervätern“ betrieben werde. Der Prozeß wird nicht mehr gegen Abter, Rosenberg und Genossen geführt, sondern gegen die „Agrarier und Junker“; und nicht mehr zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten schwebt der Handel, sondern zwischen der guten Bourgeoisie und der bösen Aristokratie.

Diese Identifizirung ist nicht ganz ungefährlich und die Posaunisten mögen froh sein, daß nicht über diesen geschichtlichen Prozeß das Landgericht zu Hannover ein Urtheil zu fällen hat. Die Herren Stephany, Stettenheim, Meyer, Klausner und wie sie sonst heißen mögen, die jetzt so pathetisch oder auch grimmig witzelnd über das Laster leuchten, sind ja gewiß alle, alle ehrenwerth; sie kennen den Begriff leichtsinniger Verschuldung gar nicht und haben nie eine Karte berührt. Aber wenn sie so um sich sehen, müssen sie doch bemerken, daß in ihren Kreisen täglich Geschichten passiren, neben denen die Enthüllungen aus der Wechselreitschule nur winzige Bagatellen sind. Da werden mit Reklamen und erbettelten Freibillets die Gläubiger und die Wucherer vertröstet; da versammeln, an schönen Sonn- und Feiertagen, bei einem Kollegen, den sie Alle kennen, Männlein und Weiblein sich zu einem Tanz um die lustige Sieben oder zu einem ähnlichen Gesellschaftspiel; da deutet man mit dem Finger auf die sehr respektablen Männer, die einst in der lohnenden Gunst des Herrn Wyszchnegradsky sich gesonnt haben oder die als Börsenkritiker mit Konsortialbetheiligung friedliche Tage fristen. Und wenn sie dann noch etwas weiter blicken, erkennen sie vielleicht auch, daß die Leute Fleisch von ihrem Fleische sind, die in bourgeoisen Klubs Dreißigtausendmarkpartien spielen, daß es kein Graf, sondern ein Geheimer Kommerzienrath ist, der neuen Theatermädchen durch eine vertraute Kupplerin einen Durchschnittssatz von zweitausend Mark für den Monat anzubieten pflegt, und daß in Berlin wenigstens bei der Konkurrenz auf dem Liebemarkt die Kavaliere und Kavalleristen schon längst nicht mehr gegen die alten Herren mit den triefenden Augen und den grauen Scheinen aufkommen können oder gegen die Bankierssprossen, die einer spanischen Tänzerin die Hälfte des Raubes



zu Füßen legen, den ihre Väter von Türken oder Mexicanern erbeutet haben. Die Bourgeoisie hat wirklich kein Recht, mit pharisaischem Hochmuth auf die aristokratischen Laster herabzusehen, und am Wenigsten da, wo sie mit dem an der Börse und in der Presse organisirten Schwindel unsauber verstopft ist. An jeder herrschenden Kaste zehrt die Korruption und es wäre nicht zu verwundern, wenn der Militär-adel, der sich als Kameraden des uniformirten Monarchen fühlen und überall Vorzugsrechte ansprechen darf, von bedrohlichen Verfalls-symptomen heute angefressen wäre. So schnell aber und so völlig ist noch nie eine herrschende Klasse korrumpirt worden wie die der behenden Bankiers, die seit hundert Jahren erst auf den Thron gelangt ist und die in Cornelius Herz, in Arton, Stroußberg, Leipziger und den Sommerfelds doch schon Musterexemplare gezüchtet hat, neben denen die Zeugen nicht nur, nein, auch die Angeklagten der Wechsel-reitschule in schüchternen Schülerscham jetzt erblicken müssen.

Die Braven, die in den frechsten Börsenbanditen nur eben „Loßere Gesellen“ sahen, zetern jetzt höchst erbaulich über den verkommenen Adel und über die Offiziere, weil diese Berruchten beim Macao die Emotionen suchten, die ihnen die Langeweile und der Kamaschen dienst der Garnisonstadt versagte. Aber die jungen Herren haben höchstens ihre Verwandten geschädigt, mit denen sie sich darüber auseinandersetzen mögen, und nicht fremde Existenzen, deren blindes Vertrauen die Trompetenstöße der Presse ihnen warben. Dieser wichtigste Unterschied wird vergessen und aus dem Skandalälchen wird ein politischer Skandal gemacht, weil diesmal der wirtschaftliche Liberalismus auf der ganzen Linie triumphirt: im freien Spiel der Kräfte haben die Lieutenants sich mit den Absterben gemessen, sie sind, wie es dem Schwächeren gebührt, unterlegen und zum Schaden haben sie nun den Spott und den Schimpf. Eigentlich müßten die Angeklagten sämmtlich frei gesprochen werden, denn sie haben im Grunde nur nach dem erhabenen Satze des Herrn Schulze-Dehlißsch gehandelt, daß mit dem steigenden Risiko auch die Risikoprämie steigen muß, und sie haben gezeigt, daß, allen Wuchergesetzen zum Troß, der kaufmännische Geist unter allen Umständen sich durchzusetzen und mit Braunschweiger Loosen an der Wechselreitschule sogar die glänzendsten Resultate zu erzielen weiß.



## Leo XIII. als Papst. \*)

Als der Kardinal Antonelli starb, war die Politik des Heiligen Stuhles folgende: Alle weltliche Macht war verloren; aller moralischer Einfluß der Kirche auf die Weltbegebenheiten war, wenn auch nicht geradezu vernichtet, so doch stark in Frage gestellt; die diplomatischen Beziehungen mit fast allen europäischen Regierungen waren abgebrochen; das Papstthum war eine Zielscheibe nicht nur des Angriffes seiner Gegner, sondern auch der Verdächtigungen seiner Freunde. Die Entmuthigung war allgemein und die Verstimmung tief bei den Katholiken. Selbst die Hierarchie, die seit dem Bestehen der Kirche deren festestes Band bildet, war geschwächt und gelockert. Man sah, wie Laien die Führung der Bischöfe kritisirten, sich ihrer Autorität entzogen und mitunter sogar einen Theil davon zu usurpiren bestrebt waren. Es hatte sich die Meinung festgesetzt, daß das von depöfundierten Fürsten bewölkerte Rom ein großer Intriguen- und Verschwörungsherd geworden sei. Zu einer Zeit, wo man selbst den Schein hätte vermeiden müssen, als ob man die Ansprüche der Laien unterstütze, wo man sich hätte hüten sollen, ihre Angelegenheiten mit denen der Kirche zu identifiziren, gestattete man ihnen, Beides mit einander zu verwechseln; man duldete, daß menschlicher Ehrgeiz und menschliche Leidenschaft sich mit den geistlichen Interessen vermengten.

Pius IX. that nichts in dieser Hinsicht, sondern ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Im Grunde genommen, mißfiel es ihm nicht, inmitten solcher Stürme verglichen zu werden mit jenem „festen Turme, der niemals unter dem Draußen der Winde das Haupt neigt“, und an dem alle Diejenigen, welche die Welt verschmäht, verabscheut oder der Hoffnung beraubt, eine Zuflucht und einen Trost finden. Nichtsdestoweniger lernte er in der letzten Zeit seines Pontifikates, nach Antonellis Tode, begreifen, daß er sich getäuscht hatte, aber er fühlte bereits, wie das Leben ihm entchwand und er überließ seinem Nachfolger die Sorge, seine Fehler wieder gut zu machen. Er sprach, nicht ohne bittere Traurigkeit, und als wäre seine Regierung ein Ende gewesen, von einem Wiederanfange, von einem Wiederaufbaue: „Der neue Papst“, sagte er, „muß wieder ganz von Neuem beginnen und eine andere Politik verfolgen als die meinige“. Aber der neue Papst sollte nach seiner Idee nicht Kardinal Pecci sein, sondern Kardinal Bilio. Pius IX. wollte wohl eine von der seinigen verschiedene Politik, doch eine ihr direkt entgegengesetzte hätte er nicht zu befürworten gewagt. Nun aber, sobald Leo XIII. auf den Thron gelangt war, zeigte er klar und deutlich, daß seine Politik das Gegentheil von der Pius des Neunten war.

Sie war das Gegentheil davon, soweit überhaupt die Person des Papstes Einfluß haben kann auf die Kirchenpolitik, welche die strikteste ist, die man sich vorstellen kann, die stabilste, durch die Tradition am Meisten eingeschränkte. Der Gegensatz erhellte schon aus den Schreiben, in denen der souveraine Pontifex seine Wahl notifizirte, besonders aus dem an den Kaiser Wilhelm. Wie war doch

\*) S. Nr. 57 der „Zukunft“.

der Ton darin verändert! Pius IX. hatte gedroht, hatte die Erinnerung an Attila wachgerufen, das Wort des heiligen Bonifazius wieder aufgenommen; er hatte einfach und stolz ausgerufen: „Wir sind keine stummen Hunde; wir kämpfen für den Heiland und wir werden, wenn es noth thut, sterben für den Glauben unserer Väter.“

Leo XIII. begnügte sich damit, die „Abwesenheit der guten Beziehungen zu bedauern, welche einst zwischen Preußen und dem Heiligen Stuhle geherrscht hatten“, und, einige Monate darauf, als eine deutsche Pilgerschaar zu seinen Füßen niederkniete, fand er gegen die Verfechter des Kulturkampfes keine Verwünschungen mehr und keine Drohungen; nur ein Gebet sprach seine Lippen aus: „Wollte Gott, daß Diejenigen, welche jetzt der Kirche feindlich gesinnt sind, von ihrer Tugend gerührt würden, oder daß sie gegen ihren Willen ihre göttliche Aufgabe erkennen und ihres wohlthätigen Wirkens theilhaftig werden möchten.“ Das war nicht mehr die selbe Sprache, nicht mehr das selbe Verfahren, nicht mehr die selbe Hand. Was sein Programm anbelangt, so hatte Leo XIII. darüber, wie man weiß, längst schon seinen Entschluß gefaßt. Wenn man gewissen Indiskretionen Glauben schenken will, so hatte er auch ein Programm für eine Civilregierung, das natürlich weder formulirt noch angewendet werden konnte, obwohl in einem seiner Schriftstücke der Papst flüchtig darauf anspielt. Man kann ungefähr muthmaßen, wie diese Civilregierung gewesen sein würde: etwas ganz Aehnliches wie die konstitutionelle Regierung in Belgien, ohne Parlament und mit einem Minister der äußersten Rechten. Sie würde für sehr liberal und sehr modern gehalten worden sein, weil sie den Laien einen Antheil an der Ausübung der weltlichen Macht gewährt haben würde. Und diesen Antheil hätte er ihnen zweifelsohne weniger aus prinzipiellen Gründen als in Folge seiner Reaktion gegen das System Pius des Neunten gewährt, der die Laien selbst von den Civilämtern ausgeschlossen und ihnen dadurch Veranlassung zu begreiflichen Klagen gegeben hatte. Jedenfalls würde Leo XIII. sorgfältig das Gebiet der weltlichen Dinge von dem der geistlichen Autorität gesondert haben. Die Herrschaft über die Seelen würde strenger denn je den Priestern, den Bischöfen, dem Papste vorbehalten worden sein.

Der Papst beabsichtigte, vor allen Dingen das Wohl der Gläubigen zu fördern und allenthalben katholisches Empfinden zu verbreiten oder zu festigen, und zwar unter Bewahrung einer vollkommenen Ruhe und einer Mäßigung, welche den eifrigsten Proselytismus mit erträglichen Formen umgeben sollten. Er wollte Alles bewilligen, was man überhaupt bewilligen konnte, wollte bis an die äußerste Grenze der Zugeständnisse gehen, soweit Doktrin und Dogma nicht darunter leiden würden. Doch sollte diese Grenze wohl innegehalten und nicht überschritten werden. Sein Streben war darauf gerichtet, zu verhindern, daß die Religion einer Partei als Waffe diene im Kampfe gegen die anderen politischen Parteien und daß der Religion auf diese Weise etwa Schläge versetzt würden, die eigentlich der Partei gelten sollten. Er war bereit, alle Regierungsformen anzuerkennen und anzunehmen, ohne sich deshalb von dem Grundsatz zu entfernen, daß alle Macht von Gott käme — Non est potestas, nisi a Deo; — im Uebrigen aber sogar zuzugeben, daß Gott den Völkern eben so gut wie den Fürsten die Macht verleihen könne. Er trachtete danach, in den Herzen den Frieden und in den Intelligenzen die Unterwürfigkeit wieder herzustellen, die Familie durch die Erklärung der Unlösbarkeit der Ehe, durch eine weitausschauende Fürsorge, durch

Alles, was Unterricht und Erziehung berührt, zu restauriren, die Gesellschaft zu kräftigen und zugleich der Kirche das verlorene Prestige zurückzugeben durch die Einrichtung christlicher Genossenschaften und durch Jugend- und Arbeiterschulen, unter Mitwirkung der Bischöfe und der katholischen Presse. Er wollte sich in das Studium der sozialen Frage vertiefen und so das Papstthum, indem er es mit den lebendigen Fragen der Gegenwart verquickte, verjüngen und eine Annäherung an die bestehenden Regirungen zum Beweise dafür erwirken, daß die Kirche sie in ihrer schwierigen Lage nicht verläßt. In der ganzen Welt gedachte er sich den öffentlichen Gewalten gegenüber so zu stellen, daß, wenn etwa irgend eine Reibung mit dem Heiligen Stuhle entstände, es klar zu Tage träte, daß nur sie Schuld daran wären. In Italien hatte er sich vorgenommen, die Jahrhunderte lang bestehenden Rechte zu vertheidigen, und zwar hauptsächlich mit dem Argumente, daß das Papstthum keineswegs der Feind Italiens sei, sondern daß es im Gegentheil seit dem Untergange des römischen Reiches seine höchste und einzige Größe gebildet habe. Er gedachte jede unmittelbare Versöhnung zurückzuweisen, irgend eine Einigung in ferner Zukunft vorzuschlagen und den Plan der Einigung zum Vorwand der Vermeidung der Versöhnung zu benutzen. Das sind die wesentlichen Punkte, die Hauptlinien, die Grundzüge des Programms, das Kardinal Pecci in seiner Einsamkeit zu Perugia für den zukünftigen Leo den Dreizehnten vorgezeichnet hatte.

Um zu zeigen, daß Leo XIII. sich bemüht hat, diesen reiflich erwogenen Plan auch zur Ausführung zu bringen, genügt es, die hauptsächlichsten Handlungen seines Pontifikates zu nennen. Er war bemüht, katholisches Empfinden zu verbreiten und zu befestigen; er hat thatächlich in Schottland, in Ostindien, in Armenien und in Afrika die Hierarchie wieder hergestellt; er hat die Missionsgesellschaften vermehrt und mehrere Millionen für die Propaganda aufgewendet; er hat in Italien Schulen gegründet, von denen die in Rom allein 250 000 Franken jährlich kosten; er hat zum Feldzuge gegen die Sklaverei ermuthigt und seinen Segen dazu gegeben. Er hat den Regirungen Zugeständnisse gemacht und dennoch dabei nicht die Grenze überschritten, bei der die Lehren hätten Schaden leiden können; Beweis dafür: das Einvernehmen mit Deutschland, mit der Schweiz; die Verhandlungen mit Rußland, bei denen er sich weigerte, hinsichtlich des Gebrauches der polnischen Sprache nachzugeben, die von hohem Interesse für die Existenz des Katholizismus in Polen ist. Er hat alle Regirungsformen anerkannt und angenommen. Darüber hat er vielleicht am Meisten geschrieben und sich am Deutlichsten geäußert. Hat man nicht die Encyklika über die weltliche Macht? Das Schreiben an Monsignore Rampolla, der bazumal Nuntius in Madrid war, worin der Papst die Karlisten desavouirt, welche die Religion zum Werkzeuge ihrer Pläne gemacht hatten? Hat man nicht ferner das Schreiben an den Erzbischof von Paris, welches bezweckt, Monsignore Szacki, den Nuntius in Paris, zu unterstützen, der nach der Beschuldigung der unversöhnlichen Katholiken darauf hingearbeitet haben sollte, die Republik zu untergraben und die Kündigung des Konkordates zu provoziren? Er hat die Familie auf den bisherigen Grundlagen restauriren wollen: man lese die Encyklika über die „modernen Irrthümer“, worin er die Sozialisten und die Nihilisten verdammt und die — ein merkwürdiges Faktum — bis nach Rußland hinein Verbreitung fand. Er hat dies Alles zur Stärkung der bestehenden sozialen und politischen Ordnungen gethan, zum Ruhme der Kirche und zur

Ehre und Würdigung des Papstthums; er hat es gethan als Papst und in der Tonart, die sich für einen Papst geziemt.

Man bedenke, daß er die Vorurtheile eines hestzigjährigen Priesterlebens, eine Tradition von fast 2000 Jahren und alle möglichen Eide und Gelübde in sich verkörpert; daß er ein Sklave der Sitten, des Ritus, des Ceremoniells ist, daß jedes seiner Worte ihn verpflichtet und jede seiner Gesten ihn bindet; daß der geringste seiner Erlasse ein Ereigniß ist, welches in der Kirche eine vielhundertjährige Geschichte umstößt und neubegründet. Man bedenke, daß er, um den Gelehrten die Archive und die Bibliothek des Vatikans zu öffnen, einen Kampf hat ausfechten müssen. Man wird sich danach nicht mehr darüber wundern, daß er, obwohl so besorgt für das Loos der Arbeiter, dennoch in gleicher Weise dafür besorgt ist, die Schranken, welche die Gesellschaft noch in Klassen theilen, nicht zu beseitigen; man wird sich auch kaum darüber wundern, daß er gegen die katholische Bevölkerung Irlands, die ihm die Empörung verkörpert, sich mit der protestantischen Regierung Englands verbündete, welche die Autorität darstellte.

Worüber man sich eigentlich eher wundern müßte, das ist, daß ein so alter Priester wie der Kardinal Pecci nach dem Hirtenbrieft über die „Katholische Kirche“ und das „Neunzehnte Jahrhundert“ die beiden Briefe über die „Katholische Kirche“ und die „Civilisation“ verfassen konnte, daß er, auf den Thron des heiligen Petrus berufen, nichts von Dem verleugnete, was jene Briefe enthielten und daß er den Geist, der sie diktiert hatte, zum Geiste seines Pontifikates machte.

Was liegt daran, daß er, das *rationabile obsequium* und die halb rationalistische Philosophie des Heiligen Thomas predigend, dennoch den Rationalismus in Bann und Acht erklärt? Was liegt daran, daß er sich einen Modernen nennt und dennoch die „modernen Irthümer“ und mit diesen Irthümern eine Anzahl von Dingen verwirft, die man im Namen der Freigeisterei für Wahrheiten halten kann? Was liegt daran, ob er sich mit Italien verböhnt oder ob er nicht vielmehr anstatt einer Ausöhnung „Kombinationen“ — *combinazioni* — sucht und dabei den wunderbaren Reichthum seines Florentiner Diplomatentales entfaltet, mit dem er alle italienische Finesse und alle bischöfliche Salbung zu verbinden weiß? Und was verschlägt es am Ende, daß er überall und allezeit, trotz seiner wahrhaften Pietät und aufrichtigen Liebe für die Glenden, ein politischer Papst ist?

Die außerordentlichste aller Verböhnungen, er hat sie versucht —: die der Kirche mit dem Jahrhundert, mit dem neunzehnten Jahrhundert; Das genügt, um ihn für den modernsten und vielleicht für den hervorragendsten Papst — für ein *lumen in coelo* — zu erklären. Aber vielleicht auch ist er nur ein Papst des Ueberganges von der alten zur neuen Auffassung des Papstthumes; denn es giebt eine neue Auffassung von dem Papstthume: auch diese Institution, welche sich für den Schwerpunkt, für die unveränderliche Axt der Welt ausgab, wird in der Evolution der Welt mit fortgerissen. Vielleicht wird Leo XIII in Zukunft nur als derjenige Papst betrachtet werden, der Das zuerst begriffen und der sich dagegen zuletzt gesträubt hat.

Das Papstthum entwickelt sich wie alle Dinge und Institutionen auf Erden. Aber diese Entwicklung selbst, die neue Auffassung von der Macht und der Pflicht der Päpste, wie sie sich unter Leo dem Dreizehnten geltend macht, stürzt und vernichtet nicht die Ueberlieferung. Nach dem Geständnisse der Rigoristen

steht diese Auffassung mit der Ueberlieferung nicht im Widerspruche, sie ist ihr vielmehr gemäß, ist in ihr enthalten: „Die Kirche“, sagen sie, „hat sich immer den Zeitverhältnissen anzupassen verstanden.“ Was die Vergangenheit anbetrifft, so könnte man fast sagen: „Die Kirche hat sich immer die Zeitverhältnisse anzupassen verstanden.“ Indessen, es ist durchaus richtig, daß die Kirche sehr biegsam ist. Und bei alledem ist es eben so richtig, wenn man sagt, sie verstehe es, sich nicht zu beugen. Sie ist eben schmiegsam oder ist es auch nicht, sie bequemt sich den Zeiten an oder nicht, je nachdem es sich ums Dogma oder um die Politik handelt. Leo XIII., ein außerordentlich politischer Papst, hat diese Biegsamkeit, diese Schmiegsamkeit, dieses Anpassungsvermögen der Kirche nur bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt.

In dieser Hinsicht ist er kein Neuerer, kein Bahnbrecher. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er mit dem schismatischen Rußland, mit dem protestantischen England verhandle und beide mit Vorurkommenheiten überhäufe und nichts als Aufmerksamkeit für sie habe. Angenommen, es verhielte sich wirklich so, so würde Dies nur die äußerste Steigerung, die letzte Staffel, die letzte Machtäußerung der traditionellen Politik der Päpste darstellen. Die Kirche hat sich den Zeitverhältnissen angepaßt; wir sind nicht mehr im sechzehnten Jahrhundert, wo sie eine Bartholomäus-Nacht dulden würde und wo sie zum Königsmorde aufforderte, wenn die Könige Rezer waren. Sie, die auf Erden die höchste, die offenbarste Autorität, die gesammte und unfehlbare Autorität sein will, sie hat die Verpflichtung, überall und in Allen, in denen es verkörpert ist, das Autoritätsprinzip zu vertheidigen. Joseph de Maistre, den der Papst sehr häufig und sehr genau in seinen Hirtenbriefen citirt hat, äußert sich darüber wie ein Liberaler. Nur daß Leo XIII. Das, was de Maistre den nichtkatholischen Monarchien gegenüber recht sein läßt, auch gegenüber den Regierungen von anderer als monarchischer Form für billig hält. Ohne Zweifel ist auch Das nicht durchaus neu, es verstoßt auch nicht gegen die Tradition oder es ließe sich wenigstens doch mit ihr vereinigen. Man könnte Belege dafür in den Evangelien finden. Doch zwischen den Evangelien und uns liegen die Zeiten aller großen Päpste des Mittelalters, der Renaissance, des alten Regimes, der weltlichen Macht. Es handelt sich hier also doch wohl um etwas Anderes, etwas Neues, was im Beginnen, oder um etwas Erneutes, was im Wiederbeginnen ist. Es ist eine fortschreitende Bewegung um die unveränderliche Axe einer Politik, die, immer feiner und feiner, das unbeugsame Dogma umkreist.

Das Wort „umkreist“ ist hier an seinem eigentlichen Platze: man muß es im eigentlichen Sinne verstehen. Die Umgebung Leos des Dreizehnten entsezt sich nicht davor. Ein Journal, das guten Grund hat, dem Papste ergeben zu sein, trägt kein Bedenken, einen von deutschen Gelehrten beliebten Ausdruck zu adoptiren und zu schreiben, daß das Papstthum gegenwärtig an einer „historischen Wende“ angelangt sei. Es ist gewiß nicht gleichgültig, zu wissen oder nicht zu wissen, welche Richtung es nun nimmt und wohin es am Ende die Kirche noch führen kann.

Was ich soeben über die Unterhandlungen Leos des Dreizehnten mit der schismatischen Regierung Rußlands oder der protestantischen Regierung Großbritanniens gesagt habe, wäre zu unvollständig und würde nicht genügen, den Charakter der auswärtigen Politik des Papstes darzulegen,

wenn sich nicht in den Beziehungen des Papstthums zu den europäischen Staaten ein Vorfall ereignet hätte, den der römische Hof als ein bedeutames Ereigniß ansieht. Der Papst ist in dem Streite, der zwischen Deutschland und Spanien um die Karolinen-Inseln schwebte, zum Schiedsrichter erwählt worden. An diesen einfachen Vorfall hat man überschwängliche Hoffnungen geknüpft. Man hat im Anschluß daran eine gewisse moderne Suprematie des Priestertums über das Herrschertum in Gedanken wiederhergestellt.

Die Erinnerung an diesen exceptionellen Fall und die Erwartung anderer ähnlicher Fälle haben nicht verfehlt und verfehlen auch jetzt noch nicht, einigen Einfluß auf den Gang der auswärtigen Angelegenheiten des Heiligen Stuhles auszuüben. Das Beispiel des Schiedsrichteramtes in der Karolinenfrage führt man beständig im Munde, hat man fortwährend vor Augen. Um zwischen Nationen und Regierungen zum Schiedsrichter bestellt zu werden, hütet man sich ängstlich davor, sich irgend eine Nation zu entfremden, es mit irgend einer Regierung zu Reibungen kommen zu lassen. Man erkennt sie alle an, man erklärt sie alle für legitim, und zwar nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Theorie, nicht nur in ihrer Politik, sondern auch in ihrem religiösen Bekenntnisse. Das göttliche Recht hat sich verändert, gemildert, erweitert. Gott ist nicht mehr der unmittelbare und ewig sprudelnde Quell der Macht, in dem sich die Monarchien immer von Neuem baden, er ist nur noch ihr entfernter Ursprung. Er ist der Ursprung des Ansehens und der Macht, nichts weiter, in welche Form auch immer die Autorität sich kleidet, in welche Hände auch immer im Verlaufe der Geschichte der Besitz der Herrschaft gelangt.

Man kann diesen Punkt in der Öffentlichkeit gar nicht genug betonen, weil man ihn im Vatikan sehr stark betont. Man wehrt sich daselbst mit aller Energie dagegen, die antikonstitutionelle Opposition zu ermutigen oder zu billigen, welche den demokratischen Regierungen von den alten machtlosen Parteien gemacht wird. Ich glaube, offen gestanden, daß man dort die Obstruktionpolitik für schädlich und für unfruchtbar hält. Es ist, meint man, unmöglich, den Vorschriften und Absichten Leos des Dreizehnten zuwiderzuhandeln. Und in der That, die Lehren des Papstes kennen in dieser Hinsicht keine Unklarheit und kein Schwanken. Der Gedanke versteckt sich nicht hinter die Wendungen einer eleganten Metapher. Der Herrscher einerseits und der Beherrschte andererseits sollen aus der Ehrfurcht und Liebe zu Gott, dessen Geschöpfe sie in gleicher Weise sind, eine gegenseitige Ehrfurcht und Liebe und die Gewöhnung an die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Höchsten schöpfen.

Durch diese gegenseitige Liebe, durch diese Ehrfurcht und die Gewöhnung an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, durch die Mäßigung der Arbeitgeber und die Bescheidenheit der Arbeitnehmer, wird die soziale Ausöhnung, deren großer Schöpfer der Papst sein will, verwirklicht werden. Es handelt sich nicht darum, die Gesellschaft zu nivellieren und Rang und Klassen zu vermengen; man soll sie nur in einem gemeinsamen Glauben einander näher bringen, in einem gemeinsamen Kulte und in der gemeinsamen Ausübung der christlichen und menschlichen Tugenden. Man braucht sie nur an die Gemeinschaft der Taufe und die Verbrüderung durch das Kreuz zu erinnern. Man muß verhindern, daß die Reichen die Armen verachten, damit nicht die Armen die Reichen hassen. Man muß den Sozialismus ertöten, indem man den Egoismus tötet, der den Reichen zur Habucht und den Armen zum Meide reizt. Jeder Einzelne soll

sein Theil haben, jedem Einzelnen soll man sagen: „Bis hierher und nicht weiter!“ So soll man zu ihm sprechen im Namen der unfehlbaren Autorität, im Namen Gottes, von dem alles Recht ausgeht, im Namen des ewigen und allumfassenden Gesetzes. Danach mögen dann die Regirungen Gesetze geben und die Einzelheiten ordnen. Und bei diesem Werke des Heils und des sozialen Schutzes sollen sie die Helfershelfer und gewissermaßen auch die Hilfstruppen des Heiligen Stuhles darstellen, der die Führung haben wird.

Das sind die Umrisse der neuen Fassung, das ist die neue Rolle des Papstthums. Es erscheint allmählich, wenn auch nicht ganz so wie es ist, so doch wie es zu sein wünschte: nämlich als eine Institution, die den Frieden unter den verschiedenen Völkern und den Frieden innerhalb des einzelnen Volkes aufrecht erhält und die, über die Welt erhaben, für die Welt arbeitet; als eine unbestimmte, unfassbare Gewalt von ganz besonderer Natur, welche, uneingeschränkt von Raum und Zeit wirkend, die Erde gar nicht, aber den Menschen in seinem innersten Sein desto mehr berührt; und die nun, seitdem sie ihren irdischen Besitz verloren hat, tausendmal freier ist als ehedem und tausendmal Kühner, seitdem die Kraft der Waffen keine Macht mehr über sie hat; als ein mythischer Baum mit immer lebendigem Stamme, der seine toten Zweige und seine welken Laubkronen zwar freiwillig fallen läßt, aber dessen wuchernde Wurzeln, wie ein Netz über den Erdball geworfen, in der Tiefe der Völker, in diesem uner schöpfbaren Boden, ihren Saft, ihr Leben und ihr Gedeihen suchen und finden.

Was Leo XIII. Neues in die schmieg- und biegsame Politik der Kirche hineingetragen hat, ist Folgendes: die bevorzugte Stellung eines internationalen und supernationalen Schiedsrichters, die er den Heiligen Stuhl hat einnehmen lassen, eine Stellung, welche die von Rom am Meisten gefürchteten, am Meisten unabhängigen Staaten, nämlich die andersgläubigen Staaten anerkannt: ein Deutscher Kaiser hat ihm den Karolinenstreit unterbreitet; ein anderer Deutscher Kaiser hat ihn über die Arbeiterfrage um Rath gebeten. Am unabänderlichen Dogma ist Leo XIII. offenbar kein Neuerer geworden. Aber er hat Neuerungen in Dem geschaffen, was das Dogma außs Innigste berührt: in der Disziplin. Er hat die Philosophie des Heiligen Thomas wieder zu Ehren gebracht; er hat innerhalb der Kirche den Geschmac an der Geschichte und an den Naturwissenschaften wieder wachgerufen. In Wahrheit hat er den Syllabus nicht zerrissen, er hat einige Sätze neu gefaßt, aber er hat nichts hinzugefügt, und wenn er es gethan hätte, so wären es nur Irrthümer gewesen, die sein eigener Verstand als solche verurtheilt hätte. Wir haben hier sicherlich einen wichtigen Zug an der Gestalt Leos des Dreizehnten. Er hat nicht, wie das andere Päpste gethan haben, die Vernunft verbannt, im Gegentheil, er hat sie aus der Verbannung zurückgerufen und sich damit begnügt, sie unter die Aufsicht des Heiligen Stuhles zu stellen. Er hat die Fesseln der Hierarchie, die sich lösten, wieder fester geschlossen, damit eine weise und fromme Kritik fernerhin gefahrlos gestattet werden könnte.

Und wie er dem Syllabus nichts hinzugefügt hat, so hat er auch dem Dogma nichts hinzugefügt. Pius IX. hatte die Unfehlbarkeit und die unbestechte Empfängniß proklamirt; dadurch hat er seiner Zeit einen Schlag ins Gesicht versetzt. Leo XIII. hat nichts Neues proklamirt und dadurch gerade, kann man sagen, war er ein Neuerer. Und anstatt gen Himmel zu schauen, hat er auf



sein Jahrhundert geblickt und es hat ihm geschienen, daß Das, was das Jahrhundert von der Kirche erwartete, weniger neue Glaubensartikel als Frieden, Barmherzigkeit und ein gewisser moralischer Impuls wären. Dies ist der Grundgedanke seiner Regierung. Man nehme die Liste seiner Schriften zur Hand. Sehr wenige davon beschäftigen sich mit der Religion als solcher, fast alle behandeln soziale Fragen von religiös-moralischen Standpunkten aus. Und Dies ist die moderne Auffassung des Papstthumes.

Diese Auffassung ist so modern, daß die allerentschiedensten Positivisten nicht darüber hinausgegangen sind. Man öffne den vierten Band der Soziologie von Spencer; man finde daselbst den folgenden Passus über die Zukunft der religiösen Einrichtungen: „Nemehr die Civilisation fortschreitet, desto mehr drängt das sich entwickelnde ethische Element die Wichtigkeit des rituellen Elementes zurück.“ Und ein Stück weiter: „Die moderne Predigt nimmt immermehr einen moralischen Charakter an. Die dogmatische Theologie mit ihren Verheißungen von Belohnungen und ihren Androhungen von Strafen räumt nacheinander der Gerechtigkeit, der Rechtschaffenheit, der Güte und Aufrichtigkeit ihren Platz ein.“ Finden diese Spencer'schen Formeln nicht im Pontifikate Leos des Dreizehnten eine auffallende Bestätigung? Mindestens ist das Zusammentreffen sehr merkwürdig. Doch vielleicht ist es noch viel mehr als merkwürdig, vielleicht stehen wir hier einem Gesetze gegenüber, das durch die Thatsachen bestätigt und gerechtfertigt wird.

Wie Dem auch sei, die wesentlichste Thatsache ist folgende: das Papstthum bevorzugt gegenwärtig offenbar die Moral vor dem Dogma. Es begreift das Dogma in der Moral. Es nähert sich der Welt. Es ist mehr denn je, ohne weltlichen Besitz, eine weltliche Macht. Während es, um mit Spencer zu reden, den Menschen nur von „Gerechtigkeit, Ehrbarkeit, Güte und Aufrichtigkeit“ spricht, strebt es mehr denn je danach, eine Weltmacht zu sein. Es ist jünger geworden und, man darf es sich nicht verhehlen, es ist auch größer geworden. Ist das nur die persönliche Größe Leos? So hoch man auch die Persönlichkeit des Papstes schätzen möge, die Verjüngung des Papstthums scheint dennoch eine tiefere Ursache zu haben. Wird seine Größe von Dauer sein, auf Jahrhunderte von Jahrhunderten, wie die Kirche sagt? Das ist, um wiederum mit der Kirche zu reden, Gottes Geheimniß. Alles, was wir mit unserer Erfahrung wissen, ist, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Papstthum und die Welt wie benachbarte Planeten gleiche Bahnen verfolgt und eine seltene Anziehung auf einander ausgeübt haben. Ist man nun wirklich an einer historischen Wende angelangt und wird die Erneuerung eine lange Geschichte haben? Was kümmert Das die Kirche? Sie glaubt, nach Gottes Wort, an eine Ewigkeit. Sie wird fortfahren, der Ewigkeit entgegen zu gehen. Sie wird sich zwischen Himmel und Erde aufrichten als das älteste und ehrwürdigste Gebäude, mit Kapellen für alle Heiligen und Glockenthürmen in allen Stilen. Möglich, daß ich mich täusche, — aber es scheint mir, als ob Leo XIII. auf dem symbolischen Grundsteine sehr Altes und sehr Neues an einander gefügt und so einen Glockenthurm erbaut und einen Stil entdeckt habe.

Paris.

Charles Benoist.



## Laiengedanken über Steuern.

Ce qui m'étonne, c'est la quantité de choses  
bonnes à dire et à faire qui ne se disent et ne  
se font pas. Kürst Welterlich.

Sehr geehrter Herr Harden!

Gestatten Sie mir, unter der Regide des vorstehenden Ausspruches eines hervorragenden, noch heute mehr verkannten als gekannten Staatmannes der Vergangenheit, auch ein Wort über eine Tagesfrage zu sagen, die jetzt alle Kreise der deutschen Bevölkerung beschäftigt. Jeder hält sich für berechtigt, weil Jeder von ihr berührt wird, darüber sein Wort mitzureden, sei er Fachmann oder Laie; ja, Jeder fühlt sich veranlaßt, mit Vorschlägen an die Oeffentlichkeit zu treten, Jeder, — bis zu jenem königlich Sächsischen Oberförster, der mit einer auf 20 Mark normirten Besteuerung der Jagdscheine den durch das Militärbudget ins Schwanken gerathenen Finanzen des Deutschen Reiches wieder auf festen Boden verhelfen zu können meint.

Nun bin ich zwar auch insofern nur ein Laie, als ich mich niemals als Staatsbeamter mit Auflegung oder Erhebung von Steuern befaßt habe. Aber, da ich schon auf der Universität mich mit Nationalökonomie im Allgemeinen und mit der Steuerpolitik im Speziellen zu beschäftigen Gelegenheit hatte, auch als langjähriges Mitglied der Ersten Kammer meines engeren deutschen Vaterlandes den Finanzfragen nahe gestanden habe: so werden Sie es wohl nicht gar zu vermerken finden, wenn ich einige Seiten Ihrer Zeitschrift in Anspruch nehme, um die Gedanken, die sich mir heute über die für das Geschick des deutschen Volkes so hochwichtige Angelegenheit aufdrängen, auseinanderzusetzen und hoffentlich auch zu begründen. Ich bin mir dabei von vornherein bewußt, etwas ganz Anderes, namentlich aber Einfacheres zu bieten als die verschlungenen und vielgestaltigen Pläne und Projekte, die theils von den praktischen Staatsmännern und Parlamentariern in Aussicht genommen, theils von einem hervorragenden Manne der Wissenschaft, wie Dr. Albert Schaeffle, an dieser Stelle in Vorschlag gebracht worden sind. Aber gerade aus diesem Grunde freue ich mich meiner Qualität als Laie, weil sie mir gestattet, ohne alle Rücksichten auf Stellung oder Parteiwesen meine Ansichten auszusprechen, frisch von der Leber weg zu reden und offen zu bekennen, daß mich keine Maske schreckt, wo, wie und von wem sie auch getragen werde.

Bei meinen Darlegungen habe ich nur die Finanzen des Reiches im Auge und die von mir in Vorschlag gebrachten Steuern sollen in erster Linie den Charakter als Reichssteuer beanspruchen, um als solche neben den Eingangszöllen auf fremde Produkte, mögen solche die Form von Finanz- oder Schutzzöllen tragen, und dem Postregal, zur Vervollständigung der nothwendigen Einnahmen des Reiches zu dienen.

Ich stelle an die Spitze meiner Erörterungen den Satz, daß ein gutes Gesamtssteuersystem als ersten und hervorragendsten Charakter drei Eigenschaften in sich vereinigen muß: 1. möglichste Gerechtigkeit in Bezug auf die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler; 2. möglichste Einfachheit in Bezug auf die

Umlegung der einzelnen Steuern sowie auf deren Erhebung; 3. möglichste Elastizität behufs etwa dauernd oder vorübergehend sich notwendig machender größerer Anspannung wegen erforderlicher größerer Einnahmen.

Es steht wohl zweifellos fest, daß jeder Unterthan des Reiches sein Theil Steuer bezahlen muß, auch der am Wenigsten mit Vermögen und Einnahmen Gefegnete, auch der Proletarier, — ein Name, den ich als einen durchaus nicht entwürdigenden Begriff wähle. Ich will damit nur die große Masse der Steuerzahler bezeichnen, die den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien theils aus ihrer Hände Arbeit ziehen, ohne große Beihilfe von Vermögensbestandtheilen, Werkzeugen, Maschinen u. s. w.; — selbst der kleinere Handwerker wird dazu zählen, ferner der kleine Kaufmann, der ganz kleine Grundbesitzer, der auf seinem Grundbesitz nicht einmal das eigene Brot erbaut, endlich auch der durch eine beschränkte geistige, aber wenig rentable Arbeit sein Leben fristende Steuerzahler, sobald dessen Einkommen nicht eine gewisse ansehnlichere und für eine besondere Steuer faßbare Höhe erreicht.

Jeder muß Steuern zahlen, weil a) Jeder den Schutz des Staates in irgend einer Weise genießt, b) Jeder im Reiches Wähler ist seit Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in aktiver und passiver Richtung, mithin seinen Einfluß auf die Staatsmaschine in irgend einer Höhe ausübt. Die allgemeine Militärpflicht kann als Aequivalent nicht genügen für den gewährten Staatsschutz, denn deren Leistung ist auf Jahre beschränkt, während der Staatsschutz und das Wahlrecht fortbauern. Endlich aber muß auch c) Jeder, auch der Proletarier, sein — wenn auch in Summa geringes — Steuerquantum entrichten, weil die große Zahl der unter dieser Bezeichnung zusammengefaßten Steuerzahler zwar pro Einzelnen nur wenig, aber in der ganzen aus Steuern fließenden Einnahmesumme des Staates doch einen großen Quotienten repräsentirt.

Zur größeren Klarheit für die folgende Entwicklung sei hier nochmals wiederholt, daß ein wesentliches Erforderniß für jede Steuererhebung ist a) deren Sicherheit, b) deren leichte Erhebung, c) deren leichte Steigerung im Bedarfsfalle und d) hauptsächlich die möglichste Bequemlichkeit für den Zahler in deren Entrichtung.

Die Bedingungen sub a, b, c werden erfüllt durch möglichst wenige Steuerarten und deshalb schlage ich überhaupt nur drei im Inlande des Reiches zu erhebende Steuern vor:

- a) Die indirekten, bisher erhobenen Steuern auf Verbrauchsartikel.
- b) Eine allgemeine Einkommensteuer von einer gewissen Höhe des Einkommens an, von der die Proletariatsklasse, die schon durch die Steuern sub a genügend getroffen wird, frei zu bleiben hat.
- c) Eine Börsensteuer,

und sehe von jeder anderen Steuer in irgend welcher Form ab, sei es als Erbschaft-, als Vermögens-, als Gebrauchs- oder Luxussteuer, weil diese Steuern, um bedeutende Erträge in die Reichskasse zu bringen, sehr schwierig in der Erfassungsmethode des zu besteuerten Objectes sind, dem Zahler daher lästig, gehässig und für die Steuerbehörde mit großer Weitläufigkeit verbunden sind, was für alle drei ziemlich gleichmäßig gilt, besonders aber für die Gebrauchs- und Luxusartikelsteuern, wie und wo sie auch erhoben werden sollen.

Es ist zwar richtig, daß durch die beiden ersten Steuern, namentlich die Vermögenssteuer, diejenigen Vermögenstheile regelmäßig getroffen würden, die sonst für alle Zeit steuerfrei bleiben. Wer ersparte Theile seines Ein-

kommenß in Maschinen, industriellen Anlagen, zinstragenden Hypotheken oder Papieren anlegt, vermehrt sein Einkommen; wer aber seine ganzen Ersparnisse oder einen Theil davon jährlich für Sammlungen, Juwelen, Barkanlagen, Verschönerung seines Hauses, Vermehrung seines Mobiliars verwendet, ist nicht in der Lage, aus dieser Veranlagung mehr Einkommen für sich im folgenden Jahre zu ziehen. Wer aber auf derartige Anlagen viel verwenden kann, wird meist ein großes Einkommen haben, daher durch die progressive Einkommensteuer schon ohnehin stark betroffen werden und den übrigen Steuerzahlern gegenüber schon seiner Steuerpflicht in ausgiebigem Maße zu genügen gezwungen sein. Sammler aus reiner Lust am Sammeln, über ihre Verhältnisse hinaus, wird es doch stets nur Wenige geben, wie es nur wenige Geizige im Sinne Harpagon's heute geben wird, die ihr Geld bloß als Geld aufstapeln, ohne Zinsen und Nutzungsertrag.

Für den Proletarier, der seine Einnahme laufend macht und auch eben so wieder ausgiebt, oder für den Rentner, der nur über eine gerade für seine und der Seinigen Existenz hinreichende Rente verfügt, sind die indirekten Verbrauchssteuern deshalb die bequemsten Steuern, weil er sie entrichtet, wenn es ihm paßt, oder wenn er konsumirt. Ein Theil der betroffenen Gegenstände gehört zwar zu den unentbehrlichen Lebensmitteln, wie Kaffee, dessen Surrogate, Heringe, Salz, Brot, um es gleich mit hierherzunehmenden, obschon nur ein relativ kleiner Theil des konsumirten Brotgetreides, als nicht im Lande erzeugt, durch den Eingangszoll besteuert wird, mithin der für den importirten Theil dieser Brotfrüchte bezahlte Zoll, auf den Gesamtconsum an Brotgetreide vertheilt, nur wenig auf dessen Preis, wenn überhaupt, einwirken wird. Wein, Bier, Branntwein, Zucker, Thee und fremde Gewürze, trotz seines allgemeinen Gebrauches auch der Kaffee, sind überhaupt, im wahren Sinne des Wortes genommen, keine eigentlichen, absolut nothwendigen Nahrungsmittel, sondern gehören, wie der Tabak, zu den Luxus- und Gebrauchsgewohnheitmitteln, die sogar eher entbehrlich sind als heutzutage das Petroleum, das ich ebenfalls unter dieser Rubrik der Verbrauchsmittel besteuert sehen will. Es ist nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung ein ärztlicher Irrthum, und von Seiten der daraus politisches Kapital schlagenden Parteien eine bewußte oder unbewußte Heuchelei, wenn diese Verbrauchsgenußmittel als absolut nothwendige Nahrungs- oder sonstige Konsumartikel für den Unbemittelten hingestellt werden, und wenn, sobald die Regierung sie schärfer erfassen will, mit Sentimentalität und plötzlich erwachender Liebe für die unterste Klasse der Staatsbürger von den „schwachen Schultern“ gesprochen wird. Alle jene vorhin genannten Verbrauchsobjekte sind durchaus entbehrlich wie der Tabak, und die Enthaltung davon ist weit nützlicher für die Kräfte als deren Gebrauch, da ihre Wirkung nur eine vorübergehende, hinterher aber, falls der Gebrauch nicht wiederholt wird, eine erschlassende ist. Einen Beweis für diese Behauptung liefern die italienischen und polnischen, theilweise sogar die hier nach Sachsen kommenden czechischen Arbeiter, die wegen ihrer Nüchternheit, Tüchtigkeit und relativen Anspruchslosigkeit als ganz vorzügliche Arbeiter in allen Theilen Deutschlands seit vielen Jahren schon so beliebt sind.

Der Unbemittelte, der Proletarier, entrichtet aber diese Verbrauchssteuer auch in für ihn äußerst bequemer Weise, weil er sie laufend, je nachdem er Einkommen verbraucht, erlegt, in ganz kleinen, unbedeutenden Posten, in Zehntel-Pfennigen und zum Theil noch kleineren Bruchtheilen. Er merkt es gar nicht, daß er

Steuer zahlt, während jede direkte Steuer, die ihm an einem bestimmten Tage und nach Höhe einer vorher festgesetzten Summe abverlangt wird, ihn genirt, auch wenn deren Betrag nicht hoch ist. Er muß darauf sparen; hat er es nicht gethan, so muß er die Summe von seinen Tagesausgaben kürzen; zahlt er nicht, weil er es nicht entbehren kann, so wird er gemahnt und hat Kosten; zahlt er auch dann nicht, so wird er exekutirt, hat wieder Kosten, Sammer und Verluste. Darum, und weil ein Theil dieser Verbrauchsobjekte, Tabak, Branntwein, Bier, Wein überhaupt, wenn man es richtig und ohne Vorurtheil betrachtet, entbehrlich sind, wären solche nach meiner intimsten Ueberzeugung auch im Nothfalle stets einer Steigerung fähig, wie die Reichsregierung es jetzt mit Bier und Branntwein wirklich beabsichtigte, wovon sie sich durch das Jetergeschrei sogenannter Volksfreunde leider hat abhalten lassen, um zu allerhand kleineren, noch in der Zukunft dunklem Schooße ruhenden Steuerprojekten ihre Zuflucht zu nehmen. Ich behaupte übrigens, daß der Unbemittelte, namentlich der Arbeiter, gar nicht so sehr auf's Geld sieht, sobald es seine Nahrung- und vorzüglich seine Genußmittel anbetrifft. Hier in Sachsen ist das Volk in seinen untersten Klassen seit langer Zeit, zum großen Schaden seines Geldbeutels und seiner Gesundheit, ein viel zu feines Roggenbrot. Gerade die ärmsten Kreise essen das feinste, weißeste, mithin, wie jeder mit der Brotfabrikation Vertraute bestätigen wird, theuerste Brot. Selbst in dem Theuerungsjahre 1891/92 ging in diesen Kreisen Niemand von seinen Gewohnheiten ab. Man aß und zahlte Brot für 14—15 Pfennige das Pfund, während man schwärzeres, nahrhafteres, besser schmeckendes, weniger Zuthat an Butter und Fett erforderndes um 2, 3, 4, ja das ausgezeichnete Militärbrot um 5—6 Pfennige pro  $\frac{1}{2}$  Kilogramm billiger hätte haben können. Niemand dachte daran; wohl aber schimpfte und klagte Jeder über das theure Brot, die Kornjuden, die Börsenspekulation, die Kornzölle, die russische Regierung mit ihrem Ausfuhrverbot. Wäre damals eine Reichstagswahl gewesen, wo es noch keine antimilitarische Reformpartei und keine Landwirtheypartei als Ableiter gab, so hätten die Sozialdemokraten aus der Summe der über das theure Brot Mißvergnügten noch viel mehr Stimmen erhalten als jetzt, wo man sein Mißvergnügen auf andere Dinge übertragen hat. Schwärzeres, billigeres Brot, wie man es in Süddeutschland, zum Theil in Preußen, in Oesterreich ist, wollte Niemand haben. Hätten falsche Volksfreunde oder undorfsichtige Politiker dieser Steuerklasse nie Etwas vorgerebet, sie würde unbeanstandet ihre selbst etwas erhöhten Verbrauchs-, Nahrung-, Genuß- und Gewohnheitmittelsteuern weiter gezahlt haben, sobald man sie mit allen direkten Steuern verschont hätte. Mit Bier und Tabak ist es wie mit dem Brot. Welche bedeutende Quote seiner Tagesausgabe verwendet der Deutsche überhaupt, namentlich aber der Arbeiter, heuligen Tages auf Bier und Tabak! Die Hälfte dieser Summe auf Brot, Fleisch, Gemüse verwendet, würde ihm in seiner Arbeitsfähigkeit, seiner Gesundheit, seiner Lebensfrist, seiner Körperschönheit von weit größerem Nutzen sein.

Als zweite und diesmal direkte allgemeine Steuer, von der nur die durch die vorhin abgethane erste Steuer betroffenen Minderbemittelten zu befreien sein würden, wünsche ich eine progressive Einkommensteuer, und zwar anfangend von einem nicht zu niedrigen Einkommen, etwa von 1600 M an aufwärts, mit niedrigem Prozentsatz des Jahres-Einkommens, etwa 1 pCt., steigend bis zu 3—5 pCt. Wer eine Million Einkommen pro Jahr hat, kann 5 pCt. davon immer noch leichter entbehren als der Proletarier, der nur

die erste Steuer, die indirekte Verbrauchssteuer, mit 3—5 pCt. seines Jahreseinkommens entrichtet. Auch genießt Jemand, der ein so hohes Einkommen hat, bei dem er im Verhältniß zum Proletarier zu der ersten Steuer nicht seinem hohen Einkommen entsprechend mehr zahlt, in weit höherem Grade als Jener die Schutz- und Stützmittel des Staates, namentlich aber alle das Leben und die Erwerbsthätigkeit fördernden Institutionen. Ein starker Produzent, sei er Gutbesitzer, Fabrikant, Handelsherr, Großrentner, bedarf der Vortheile und der in- und ausländischen Einrichtungen eines geordneten Staatslebens in weit höherem Maße als der Unbemittelte, der überall existiren kann und für den das Vaterland ein weit weniger reicher und großer Begriff ist als für den mit mehr Mitteln vielseitig Strebenden oder Genießenden.

Seit nunmehr bald 20 Jahren wird in Sachsen bis auf einen Rest der Grundsteuer, deren Ertrag nach einem nicht sehr nachahmenswerthen preussischen Muster zur Hälfte an die Schulgemeinden abgetreten wird, nur die Einkommensteuer als einzige Hauptsteuer erhoben; Jedermann ist mit der Einrichtung zufrieden und sie hat sicherlich dazu beigetragen, den hohen Wohlstand des Landes zu fördern. Uebelstände hat sie nur anfänglich im Gefolge gehabt; sie sind abgestellt worden und haben sich bei rascher Gewöhnung der Bevölkerung an die Modalitäten des Gesetzes nicht wiederholt. Auch Hinterziehungen und Reklamationen werden immer seltener. Von ca. 3 500 000 Einwohnern besitzen 149 220 Personen ein Einkommen über 1600 M., würden also unter die von mir in Vorschlag gebrachte Reichseinkommensteuer fallen. Diese 149 220 Personen versteuern ein jährliches Einkommen von 735 857 627 M. und zahlten dafür bei einem Prozentsatz, der von 1,16 pCt. bis zu 3 pCt. steigt, 17 699 474 M. Steuer im Jahre 1892. Ein solches Resultat, auf das Deutsche Reich berechnet, würde bei 49 428 470 Reichsangehörigen 249 572 583 M. Reichseinkommensteuerertrag von den Einkommen über 1600 M. ergeben. Wenn auch zugegeben werden muß, daß diese Anrechnung der Resultate der sächsischen Steuer auf das Reich nicht absolut zutreffend sein kann, weil der Wohlstand nicht allenthalben ein so gleichmäßig vertheilter sein wird wie in dem Königreich Sachsen, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß die ganz großen Einkommen, die mit 3 pCt. herangezogen werden, in den großen Finanzcentren des Reiches, in den Seestädten, sowie die großen Einkommen aus Grundbesitz und Industrie in relativ größerer Anzahl in Reich vertreten sind als in Sachsen, wo Vermögens-Einkommen von über 300 000 M. nur von 55 Personen, von über einer Million aber nur von 6 Personen besessen und versteuert werden. Die Veranlagung der Reichseinkommensteuer würde dadurch wesentlich erleichtert werden, daß die allgemeine progressive Einkommensteuer bereits in Sachsen und Preußen eingeführt ist, die zusammen mit 33 460 051 Einwohnern über  $\frac{2}{3}$  der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches aufweisen.

Als dritte und letzte Steuer wünsche ich eine Börsensteuer, möglichst hoch, so hoch, wie sie sich irgend erheben läßt, wenigstens für einen Theil der an der Börse effectuirten Geschäfte. Denn hier sind zwei Kategorien von Börsengeschäften streng zu unterscheiden: a) das Effectivgeschäft, b) das Differenz- und Börsenspielgeschäft.

Das Effectivgeschäft ist mit einer nur mäßigen Steuer auf jeden dadurch herbeigeführten Besitzwechsel heranzuziehen, obgleich eine Besteuerung darauf eben so gut berechtigt ist wie bei Mutationen im Grundbesitz, wo

logar Kirche, Schule, Gemeinde und milde Stiftungen nach Lokalstatuten ihren Theil abbekommen.

Die Erhebung dürfte mit nicht zu großen Schwierigkeiten verknüpft sein. So gut wie jetzt kein Liter Rohspiritus vom Produzenten an den Großhändler und von diesem an den Detaillisten ohne Intervention eines Steuerbeamten vor sich gehen kann, können auch Einrichtungen getroffen werden für die Uebergabe seitens der Bankiers an den Kunden, sei es beim Ankauf der Effekten an der Börse, sei es bei oder vor der Aushändigung an den Käufer. Natürlich ist bei jedem Besitzwechsel die Steuer nur einmal zu erheben, wie dies auch bei Immobilien der Fall ist. Die Kontrolle wird durch Verpflichtung der Bankiers und durch die Berechtigung, in deren darauf bezüglichen Büchern Einsicht zu nehmen, nicht schwer sein. Wenn man die zahllosen Weitläufigkeiten bedenkt, mit denen die Produktion und der Handel mit Spiritus im Interesse der Steuererhebung für Produzenten und Händler verknüpft ist, so kann Niemand in den theilhaftigen Kreisen es als eine Unbilligkeit, als eine Belästigung seiner Person und seines Geschäftes empfinden, wenn aus gleichem Interesse ihm Nehuliches in weit geringerem Maße auferlegt werden sollte.

Das Differenzgeschäft, das Börsenspielgeschäft, welches, die interessirten Kreise mögen darüber sagen, was sie wollen, so bald es bloß Papiere, Staats- und andere Effekten betrifft (bei Getreide, Kaffee, Spiritus, Del u. s. w. mögen dafür aus dem Deckungsbedürfnis entspringende andere Gründe cum grano salis theilweise sich anhören lassen, obwohl es sich jetzt bei diesen Objekten auch meistens nur um Differenzgewinne handelt), absolut nutzlos und unproduktiv, und deshalb eben so zu beurtheilen ist wie Lotto- und Lotteriespiel, Spiel in Monaco, kann kaum hoch genug besteuert werden, und wird selbst bei niedrigem Prozentsatz auf die dabei umgesetzten Summen überraschend große Steuerresultate geben. Wenn man gelegentlich der in Deutschland, namentlich in Berlin, in letzter Zeit gegen ungetreue Bankiers geführten Prozesse unter anderen überraschenden Dingen erfahren hat, daß ein Bankier, der nur 600 000 Mk. eigenes Vermögen besaß, aus seinem Geschäft jährlich ein Einkommen von etwa 200 000 Mk. bezog, so kann das nur aus den Kommissionsgebühren, den sogenannten Provisionen der Bankiers bei den Terminspekulationen ihrer dazu sorgfältig ausgewählten Kunden stammen. Bei den in solchen Termingeschäften, wobei es sich nur um Gewinn oder Verlust der Differenz handelt, vorkommenden enormen Umsätzen fast jedes ihrer Kunden ist leicht zu berechnen, was selbst bei nur  $\frac{1}{5}$ , ja  $\frac{1}{10}$  pCt. Provision, so weit ist man theilweise bereits herabgegangen, für den vermittelnden Bankier an Geschäftsgewinnen herausspringt, um so mehr, als er bei jedem Geschäft diese Provision zweimal sich berechnet, beim Ankauf und beim Verkauf. Ich bin weit entfernt, den Herren diese Gewinne verargen oder sie gar ihnen verkümmern zu wollen. Sie haben ja die ganze Arbeit bei diesem Glücksspiel, und namentlich auch das ganze Risiko, ab und zu auch wohl wirkliche Verluste, trotzdem sie ihre Kunden auf ihre Zahlungsfähigkeit genau zu prüfen pflegen, auch häufig wohl nicht ohne vorherige Deckung durch Depots und Hypothekenbestellung operiren. Aber der Staat muß für seine dem Allgemeinwohl gewidmeten Aufgaben von diesem tollen Tanz um die Milliarden, die jährlich an den Börsen Deutschlands auf diese Weise gehandelt werden, seinen Antheil bekommen, und eine Erhebung der Steuer darauf in der Höhe der dem Bankier ohne Anstand bewilligten Provision würde kaum als unangemessen bezeichnet werden können.

Mit diesen drei Steuern kann das Reich sicher auskommen, auch für die größten Bedürfnisse, und mit voller Gerechtigkeit und hinreichender Entlastung der schwachen, genügender Belastung der starken „Schultern“, nach dem beliebten Ausdruck. Sie bieten, als System vereinigt, alle Vortheile der Einfachheit für die Reichsregierung sowohl als für die Steuerzahler, während ein komplizirteres aus vielen verschiedenen Steuern zusammengesetztes System weder eine so gleichmäßig gerechte noch eine so bequeme Veranlagung, Erhebung und Zahlungsweise für sich aufweisen könnte. Auch alle Ansprüche, die man irgend an die Gerechtigkeit einer Besteuerung stellen kann, werden durch diese drei im Verein wirkenden Gesetze vollauf befriedigt.

Wer sich Verbrauchsgenüßmittel gestattet, mag dafür auch seine Steuer zahlen. Er kann das um so mehr, wenn es für ihn der einzige Weg ist, auf dem er die Steuerpflicht gegen den Staat, gegen das Reich erfüllt. Ferner, wer große und weit über die bequemste Lebensnothwendigkeit hinausgehende Einkünfte hat, wer für sein Leben, seinen Erwerb, sein Vermögen die Schutz- und Verkehrseinrichtungen des Staates, des Reiches, in großem Maßstabe gebraucht: ein großer Grundbesitzer, Fabrikant, Handelsherr, Bankgeschäft oder Privatbankier, ein Graf Händel oder Schaffgötsch, ein Krupp, der einem Wünsche seines Kaisers zu Gefallen es sich eine Million kosten läßt, um seine Rielenmordinstrumente nach Chicago zu senden, ein Bremer oder Hamburger Aheber, ein Woermann, Slomann, der in allen Welttheilen für seine Schiffe den Schutz der Reichsmarine genießt, ein Rothschild, Bleichröder, große Kreditinstitute, die durch ihre Geschäfte mit und für den Staat jährlich große Summen verdienen — sie Alle können schon einen hohen Prozentsatz ihres jährlichen Einkommens auf den Altar des ihnen so nützlichen Vaterlandes niederlegen, ohne sich irgend Etwas im Streben und Leben versagen zu müssen. Der Proletarier aber, der von den großen Steuersummen liest, die durch das Einkommensteuergesetz, welches ihn freiläßt, aufkommen, wird sich seiner bequemen kleinen Steuer nicht weigern, sich bescheiden und mit der Zeit auch einsehen, daß, wer Viel hat und Viel zahlt, auch mehr rathen darf als er. Wer endlich spielt, aus purer Lust, aus blöder Gewinnsucht, wer seinem Bankier, wenn er z. B. bei ihm im Jahre im Börsenspiel eine Million umsetzt (und wie Viele gehen noch weit darüber hinaus) dafür 2000 M. Provision und darüber zahlt, der kann dem Vaterland, mit dem man sich heute gern so laut brüftet, wenn es nichts kostet, dem „Deutschland, Deutschland über Alles!“ wohl auch die gleiche Summe für sein Treiben und Hoffen opfern. Er wird sich deshalb nicht schneller ruiniren, — worauf es ja in der Mehrzahl der Fälle hinausläuft; und hat er wirklich einmal Glück, so kann er getrost von seinem Spielgewinn so viel abgeben, wie er es schon jetzt bei jedem Lotteriespiel zu thun genöthigt und gewöhnt ist.

Somit wäre ich am Ende meiner in bester Absicht und nach reiflichem Ueberlegen verfaßten Arbeit angelangt. Ob sie von großem, namentlich von baldigem Erfolg beglückt sein wird, möchte ich stark bezweifeln, eben weil das von mir Beabsichtigte so einfach zu begreifen und durchzuführen ist. Ich tröste mich aber über den voraussichtlichen Fehlschlag mit der Hoffnung auf die Zukunft und mit einem weisen Worte des selben großen Staatsmannes, unter dessen geistigem Schutze ich meine Arbeit begonnen habe: „Wer die Wahrheit und den Irrthum erkennt, wird leicht zum Brehiger in der Wüste.“

Dresden.

Dr. jur. Graf A. Wilding.





## Maltechnik und Akademien. \*)

Die Deutsche Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren hat wohl deshalb eine weit über Deutschland hinaus reichende Bewegung hervorgerufen, weil trotz des Mode gewordenen Gerades, daß wir gegenwärtig uns einer hohen Blüthe der Kunst zu erfreuen hätten, alle Einsichtigen darüber einverstanden sind, daß wir zu einem sehr niedrigen Stande der Kunstübung und des Kunstverständnisses gelangt sind, umgekehrt wie die Wissenschaften, die in erfreulichem, ununterbrochenem Aufsteigen begriffen sind. Es ist hier nicht der Ort, den allgemeinen sozialen und sonstigen Ursachen dieses Niederganges nachzuforschen. Daß sich aber, was insbesondere die Malerei betrifft, das Uebel zunächst in dem Verfall der Technik kund giebt, leuchtet sofort ein, wenn wir auf die großen Zeiten zurückblicken, in denen die höchsten Meister ihre vollendetsten Werke schufen.

Niemals — das ist selbstverständlich — kann die Technik Selbstzweck sein. Sie bietet nur die Mittel zu den eigentlichen Zwecken der Kunst. Aber jene großen Meister wußten, daß man sich nicht sorgfältig genug vorbereiten, nicht energisch genug nach der vollen Herrschaft über die Mittel streben kann, wenn man sich der höchsten Wirkungen und der größtmöglichen Dauer der Werke versichern will. Wir wissen sehr wenig von den Anfängen der Technik, sehr wenig selbst von der griechischen Malerei. Wir haben ja nur deren Ausläufer in Pompeji, den Kaiserpalästen und anderen Wandgemälden. Wir wissen nur, daß die Technik nie ganz verloren ging, daß sie sich nach Byzanz flüchtete und durch das frühere Mittelalter hindurch im Dunkeln fortbestand, bis sie in der großen Zeit der Renaissance eine glänzende Auferstehung feierte. Denn die genialsten Meister waren stets auch die raffiniertesten Techniker. Ich meine damit nicht allein die virtuosen Künste der Del- und Temperamalerei, die Tizians, Correggios, Rubens' Bildern einen so unvergleichlichen Zauber verleihen und schon vor ihnen in den Werken der Niederländer mit einem Schmelz, einer

\*) Der Vortrag, den Professor Franz von Lenbach auf dem Münchener „Kongreß für rationelles Malverfahren“ gehalten und dessen Veröffentlichung er der „Zukunft“ als einen ersten Beitrag gewährt hat, wird gerade in der räumlichen Verbindung mit der vielfach von anderen Anschauungen ausgehenden Betrachtung des Herrn Herman Hefserich, der auch Akademie-Professor ist, hoffentlich dazu beitragen, den Stand der heutigen Kunstproduktion und die Möglichkeit, sie durch verständige Schulung zu heben, in ein helleres Licht zu rücken.

Leuchtkraft und unverwüßlichen Dauer der Farben sich offenbarten, durch welche diese schönen Werke zu ewig werthvollen Juwelen der Kunst geworden sind. Auch die scheinbar einfachste Technik, das Fresko, wurde von den Meistern des Quattrocento und nach ihnen von dem gewaltigsten Genie des sechzehnten Jahrhunderts, von Michelangelo, auf eine Höhe der Vollendung gebracht, die wir nicht genug bewundern können. Und weit entfernt, daß die Künstler über der Ausbildung der Mittel den Zweck der Kunst aus den Augen verloren hätten —: gerade die geistigsten, im höchsten Sinne künstlerisch begabten Maler waren am Unermüdblichsten in dem Bestreben, das technische Können zu vervollkommen.

Die nothwendige Folge hiervon war, daß auch ihre Schüler in den Besitz der wichtigsten Kunstmittel gelangten und daß selbst geringere Talente dadurch zu erfreulichen Leistungen befähigt wurden. Die Kirchen und Galerien sind voll von Bildern, in denen sich der Segen einer solchen praktischen Schulung, einer Ueberlieferung erprobter Methoden, erkennen läßt.

In diesem Sinne hat die Schule der Carracci die Kunst ihrer Tage fast zu der Höhe der klassischen Zeit emporgehoben und auch Reynolds hat in England eine große Schule geschaffen, deren belebenden Einfluß man bis in die letzten Dezennien noch an den besten Kunstleistungen in Frankreich wahrnehmen kann, und was unser eiserner Cornelius angestrebt und geschaffen hat, ist uns Allen in lebendiger Erinnerung.

Das ist nun leider in unserer heutigen Zeit sehr anders geworden. Ein junges Geschlecht ist herangewachsen, das in pietätlosem Dünkel den großen Verfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunst von vorn anfangen will. Wer in der Wissenschaft oder im Handwerk die Erfahrungen und Erfindungen der Jahrtausende ignoriren wollte, würde nicht nur einfach ausgelacht und für einen Narren erklärt werden, sondern bei seinem thörichten Eigensinn auch verhungern müssen. Ein Maschinentechniker, der nicht aus den Leistungen seiner Vorgänger Nutzen schöpfen wollte, würde es höchstens zur Erfindung eines Schubkarrens oder einer Kaffeemühle bringen, wenn er überhaupt Talent hat und alt genug wird. In der Kunst aber soll Das ganz anders sein. Der zuchilose Geist, der durch die heutige Welt geht, bewirkt und begünstigt die Auflehnung gegen jede anerkannte höhere Macht und sieht ein Hinderniß der freien Entwicklung in der Dankbarkeit gegen Diejenigen, die der Welt durch ihr begeistertes Schaffen die höchsten Genüsse bereitet haben. Was Jene geleistet, so heißt es, möchte für ihre Zeit ganz läßlich gewesen sein. Sie aber, die Kinder einer neuen Zeit, dürften nicht rückwärts schauen, nichts von den Alten lernen, nicht einmal die Mittel von ihnen annehmen, durch die jene Großen zu ihren herrlichen Wirkungen gelangt sind. Denn diese

Neuesten bilden sich ein, wenn sie sich an der Hand der bewunderten Meister leiten ließen, den Weg zur Wahrheit und Natur nicht zu finden, der doch, wie sie meinen, nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Muth habe, mit Scheuklappen gegen fremde Eindrücke vor den Augen, der eigenen werthen Nase nachzugehen.

Nun, wie weit diese jugendlichen sonderbaren Schwärmer auf diese Weise kommen, sehen wir heute an allen Ecken und Enden. Nicht, daß es an den Talenten fehlte! Aber alle treten mit dem Anspruch auf, sogleich fertige Meister zu sein, die sich nicht dreinreden und nach überlebten Kunsttheorien meistern zu lassen brauchten, da Jeder das Recht habe, die Art, wie er die Natur anschaut und wiedergiebt, für eine vollberechtigte, wenn nicht gar alleingiltige zu halten. Das alte einfältige Sprüchwort: Kein Meister fällt vom Himmel, wird von dieser dreisten Kunstjugend als altväterische Weisheit verlacht. Und da das Feldgeschrei: Wahrheit! Nichts als Wahrheit! auf allen Gassen erschallt und der Begriff „Schönheit“ für eine akademische Verblendung erklärt wird, ist es freilich sehr überflüssig geworden, sich um die Mittel zu bekümmern, durch die jene alten Meister, auf ihrem „längst überwundenen Standpunkt“, das Schöne hervorzubringen, sich bemüht haben. Ein Dichter, der auf seine Zeit wirken will, wird ein lebhaftes Interesse haben, Alles kennen zu lernen, was an bedeutenden poetischen Werken vor ihm entstanden ist. Er wird sich vor allen Dingen bemühen, die Sprache, die sein Kunstmittel ist, gründlich zu erlernen, und er wird sich nicht einsallen lassen, zu glauben, mit ihm fange die Sprache an und nur, wenn er sich um die Regeln der Grammatik nicht kummere, könne er zu den eigentlichen und richtigen Naturlauten gelangen. In der bildenden Kunst aber soll das Alles anders sein. Da pocht ein jeder noch so talentlose Pfuscher auf seine Selbstherrlichkeit und glaubt, besonders originell zu reden, wenn er hilflos stammelt und stottert und von einer edlen und sorgfältig ausgebildeten Technik nichts weiß, die für uns bildende Künstler doch die Sprache des Dichters ersetzen muß.

Wir müssen uns in der Technik auch stets daran erinnern, daß wir nur ein sehr mangelhaftes Material haben; wir können nicht Licht auf unsere Paletten spritzen, sondern eben nur Farben, und weil die Wirkung der Farbe gegenüber der Leuchtkraft der Natur nur eine minimale ist, so haben die Alten den Zweck verfolgt, die Natur so zu übersehen, daß sie einen analogen Zauber ausübt, den nur wieder feingebildete Talente sehen können.

Unsere gemeinsamen Bestrebungen sollen nun nicht allein uns Aelteren, sondern namentlich auch dem jüngeren Geschlecht zu Gute kommen, das freilich für die nächste Zeit wenig Hoffnung giebt, auf irgend welche Mahnungen zu hören. Es wird nicht leicht sein, uns bei diesen von dem

Phantom einer Scheinwahrheit befangenen Talenten Gehör zu verschaffen, da oft sehr unwissende sogenannte Kunstschriftsteller, manchmal ganz unbesessene Jünglinge, in den Tagesblättern auf ihrer Seite sind und mit der Verkündigung, es sei eine neue Aera der wahren, freien, volksbeglückenden Kunst angebrochen, die in der Regel ziemlich naiven Kunstjünger in ihren Thorheiten bestärken, vor Allem darin, daß zwischen ihnen und der alten Kunst eine spanische Wand aufgerichtet werden müßte, damit sie ja nicht am Ende durch einen zufälligen Blick in das mit Unrecht gepriesene „gelobte Land des Schönen“ zu den alten Meistern zurückgelockt werden könnten.

Hier einzutreten und das weitere Umsichgreifen eines von der Schönheit verlassenen Naturalismus zu verhüten, wäre nun Sache der Akademien. Nur sind diese leider meines Erachtens unzweckmäßig organisiert und von der herrschenden Richtung angesteckt, und wenn auch einzelne kräftige Talente in ihnen eine Vorbildung erhalten, die nicht ganz fruchtlos bleibt, so wird doch in den meisten Fällen durch die dort bestehenden Methoden nur ein Künstlerproletariat gezüchtet, das hernach bei der ungeheueren Konkurrenz elend verkümmert und, statt Werke zu schaffen, die einem wahrhaften Bedürfnis entsprechen, nur Waare liefert für die unglückseligen Kunstmärkte unserer Ausstellungen, diesen einst prunklosen, jetzt prunkvollen Bilderbeerbigungs-Anstalten, die auch ein Wahnsinn sind. Mir wenigstens ist, wenn ich auf einmal 2000 Bilder sehen soll, als ob ich auf einmal 2000 Musikinstrumente hören müßte, von denen die Hälfte obendrein noch falsch klingt. Es könnten aber die Akademien sich große Verdienste erwerben, wenn sie die Resultate unserer Forschungen hinsichtlich „rationeller Malverfahren“ sich aneigneten und den Schülern überlieferten. Das müßte aber, wie der ganze Unterricht überhaupt, immer mit dem Hinblick auf ein zu schaffendes Kunstwerk, nicht als bloße leere Theorie geschehen, so daß schon der Anfänger dazu angehalten würde, zu lernen, Bilder zu malen im Sinne der großen, echten Kunst. So viel ich weiß, hat man früher eine grundirte Leinwand zu nichts Anderem benützt, als um ein Bild darauf zu malen; Studien und Stubientöpfe malen, so Etwas kannte man damals nicht. Wer zum Bildermalen noch nicht reif war, sah zu, wie sein Meister es anfang, und begnügte sich einstweilen, ihm die Farben zu präpariren. Heute entblödet sich Niemand, seine unbeholfensten Versuche, mit Farben und Pinsel zu hantiren, mit einem Rahmen zu versehen und für ein Bild auszugeben, das dann freilich keinem Menschen Freude macht und keinen Käufer findet. Das kann nur anders werden, wenn die akademische Trennung zwischen Theorie und Praxis aufgehoben und der Schüler so früh wie möglich dazu angehalten wird, irgend Etwas zu produziren, was einen realen, praktischen Zweck erfüllt, und wäre es nur ein handwerklicher oder dekorativer, so lange die

geistige Begabung zum Schaffen eines freien Kunstwerkes nicht ausreicht. Nur auf diesem Wege kann der trostlosen Ueberproduktion auf dem Gebiete der Kunst gesteuert und dem Unwesen der Ausstellungen ein Ende gemacht werden, die mehr und mehr zu Asylen für obdachlose Bilder geworden sind.

Wenn wir auch ferner, wie schon gesagt, in unserem Kunstunterrichte nur — oder doch zu viel — theoretisiren, so erreichen wir nichts. In den Staatsanstalten soll der junge Mann so vorbereitet werden, daß, wenn er hinauskommt, er sich zu helfen weiß und Brauchbares schaffen kann. Die Werkstätte muß die Grundlage werden, ob nun der junge Mann nur zum Kunsthandwerker oder zur höheren Kunst sich entwickelt. Ich kann Beides kaum trennen; es ist mir immer schwer, von einem Gegensatz zwischen Dekorationsmalerei und höherer Kunst zu sprechen. Es ist Alles das Höchste, wenn es „vollendet“ schön ist, ob es nun ein schönes Möbel oder ein Raphael ist! Das haben auch alle großen Künstler stets gefühlt und von ihnen sind die Meisten aus dem Handwerke herausgewachsen; viele Bildhauer waren Goldschmiede und viele Maler Handwerker. Wenn dieses Alles berücksichtigt wird, wenn der junge Mann zum Praktischen erzogen wird, so kann es nicht vorkommen, wie jetzt in München, wo 2000 Maler und darunter viele Talente sind, daß man Aufträge, wie z. B. die Dekorationen für die Wagnervorstellungen, nach Wien und Koburg vergeben muß. Weil solche Verhältnisse überhaupt eintreten können, deshalb erscheint mir unser Unterricht an den Lehranstalten für die Kunst zu theoretisch; er ist sehr oft mit dem Schwimmunterricht auf dem Lande zu vergleichen. Der Lernende wird jahrelang theoretisch mit allen Regeln der Schwimmkunst, mit dem spezifischen Gewichte u. s. w. vertraut gemacht, und wenn er endlich nach jahrelangem Studium wirklich ins Wasser geworfen wird, dann — ertrinkt der Aermste!

Wir wissen, daß das Schimpfen auf die Akademien andererseits wieder höchst parteiisch und ungerecht ist, denn auf unseren Akademien ist so Mancher, der den Faden der alten großen Kunst weiterzuspinnen sucht.

Bei der Schwierigkeit, eine Ueberzeugung zu vertheidigen, die den landläufigen Vorurtheilen so entschieden widerspricht, bin ich mir wohl bewußt, mit meinen kurzen Andeutungen auf vielfache Mißverständnisse zu stoßen. Vielleicht aber regen meine unzulänglichen Worte doch die Machthaber an, über die Mißstände unseres heutigen Kunstlebens tiefer nachzudenken; vielleicht veranlassen sie ganz besonders auch die Staatsregierung, die leitenden Kreise, welche uns so viel Wohlwollen entgegenbringen, zur Abhilfe der schwersten Schäden, zur Errichtung einer Versuchsstation, einer praktischen Werkstätte, den Künstlern die Hand zu bieten.

München.

Professor Franz von Lenbach.



## × Kunstakademien.

Herman Grimm schrieb den Vertheidigern der Kunstakademien einen tönenden Aufsatz voller Fragezeichen. Die Deutsche Literaturzeitung theilt ihn mit. Es heißt da: „Die Kunstgeschichte lehrt, daß ein Zustand der künstlerischen Produktion, wie wir ihn heute erleben, noch nie geherrscht habe. Auffallend sind die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Listen der Verkäufe: ein nur geringer Bruchtheil der ausgestellten Werke, und zwar meist geistig nichtsagende Stücke, werden abgenommen. Was wird aus den übrigen? Die Beantwortung dieser Frage ist gleichgiltiger als die: Welche Bedeutung haben, nationalökonomisch betrachtet, die für die Gesamtheit und zugleich also für die ungemaine Mehrzahl der unverkauft bleibenden Stücke aufgewandten Kosten und Mühen? Und ferner, wie sind diejenigen Staatsanstalten zu beurtheilen, welche bedeutender Summen jährlich bedürfen und sie auch empfangen, um durch Unterweisung die Zahl Derer noch zu vermehren, welche jahraus, jahrein Kunstwerke für Ausstellungen hervorbringen, die Niemand bestellt, für die auch Käufer fehlen, von deren Ertrage die Hervorbringer aber leben sollen. Empfähle es sich vielleicht, diesem abnormen Zustande eine gewisse Beschränkung zu geben? Und läge nicht dafür vielleicht das radikale Mittel nahe, daß man die Staatsanstalten für Künstlererziehung aufhöbe? Es giebt ja doch auch keine Akademien für Theater- und Romandichtung, und Niemand wird sie einrichten wollen. Seitfamer Weise sind diese Fragen von den bildenden Künstlern selbst, welche ihre Stimme oft laut erheben und besonders bei privaten Besprechungen zuweilen sehr energisch lautende Ansichten äußern, öffentlich noch nicht in dem Umfange besprochen worden, daß man sagen dürfte, unsere Künstler denken so oder so in dieser Beziehung. Gegen die Akademien hört man heftige Vorwürfe, immer aber nur im Allgemeinen. Die diesjährige Sezession ist offenbar gegen die Akademien gerichtet: kein Wort des Kata-loges aber verräth dies.“

Herman Grimm ist wirklich ein Schriftsteller, über den man sich freuen kann. Frisch, unbefangen, von glücklichster Ahnungslosigkeit selbst gegenüber seiner eigenen Vergangenheit,\*) ist er das Ideal eines Publizisten, der, als existirte er nicht selbst, und sich lebiglich durch die Form, in die er sie kleidet, manifestirend, der Dolmetsch der die Zeit bewegenden Gefühle sein soll. Auch diesmal hat Herman Grimm gutes Gehör gehabt und er hat mit der von ihm aufgestellten, von den beteiligten Spezialisten längst gefühlten Empfehlung, die Kunstakademien aufzuheben, einen für das Publikum neuen Gedanken erschlossen; ein geschickter Publizist mit einer neuen, wohlfunbirten Meldung.

\*) Er hatte einmal den lebhaftesten Wunsch, eine Berliner Akademie zu leiten.

Der andere Herman Grimm, der Essayist, hat mit diesem nicht immer Ideenassoziation. Es sind zwei Seelen in Herman Grimm, die des Erfinders und des Finders, die des subjektiven Essayisten und die des Darlegers von bestehenden Zuständen. In diesen Darlegungen hat er allen subjektiven Charme der Form und die Victor Hugosche Rhetorik, die jede durchsichtige Thür, als wenn sie eine fabelhaft dicke wäre, einrennt, aber wer wäre Der, dem diese pomphafte Schönheit der Sprache nicht gefällt.

Zur Sache ist zu bemerken, daß in der That alle unsere Akademien unnütz sind. Der Thatbestand lehrt es. Es wirken jetzt auf die Kunstleiven folgende gänzlich antiakademische Künstler ein: Menzel, Liebermann, Uhde, Böcklin, Guthrie, Lavery, Besnard, Puvis de Chavannes, Raffaelli, Carrière, Monet, Lenbach, Whistler, Klinger und so weiter und so weiter. Es ist den Kunstleiven, wenn sie eine Ausstellung besuchen, völlig gleichgiltig, daß ihr Lehrer, den sie an der Königsberger Akademie oder an der Casseler Kunstschule hatten, ebenfalls Bilder dort hat. Die sagen ihnen meistentheils wenig. Die Erziehung konnte der Staat diesen Herren wohl übergeben — die Eleiven nehmen sie aber von ihnen, sobald sie Bilder gesehen haben, nicht mehr entgegen. Was Cornelius Gurlitt bemerkt: wie kann man lehren, was man selbst nicht kann, fällt diesen blutlosen Lehrern, wenn sie ehrlich sind, schwer aufs Herz. Es sind nur die Kraftvollen unter den Künstlern, denen jetzt, in der Situation von heute, die Erziehung zufällt; sie treten nicht in den Akademien, sondern nur in den Ausstellungen den Eleiven nahe. Und so hat sich das Verhältniß zu Ungunsten der Akademien verschoben: der junge Künstler lernt erster Hand auf den Ausstellungen.

„Subjektive Künstler“, wird man sagen, „dürfen nicht die Leitung der Kunstjünger in die Hand nehmen“. Man hat ganz Recht, so zu sprechen. Auch hat die PrivatMalschule, die der subjektive Eugène Carrière in Paris eröffnet hat, keinen Erfolg und wird hoffentlich keinen haben. Es wäre gräßlich, wenn wir mit Portraits, die von Dampf umgeben sind, von Hinz und Kunz überschüttet würden, eben so wie es schrecklich wäre, wenn (besonders in der früheren Zeit, als Gabriel Max noch schreckliche Themen hatte) Gabriel Max mit seiner amtlichen Lehrstellung in München den Erfolg gehabt haben würde, daß hundert Schüler wehleidige Madonnen, Wachsgeichter, schmerzlich zuckende Münder gemalt hätten; oder wenn Menzels Arbeitergesichter aus der Lauraöhütte uns von tausend Leinwänden angegrinst hätten, wenn Uhdes Madonna in der Werkstätte des Zimmermanns tausend Madonnen aus dem alltäglichen Leben, Whistlers Feuerwerke an den nächtlichen Ufern der Themse tausendmal Raketenblitze auf dunkelblauem Himmel gezeitigt hätten. Man kann sagen, daß jeder der subjektiven Künstler als Lehrkraft eine Gefahr ist, daß sie

aber auf den Ausstellungen, sich gegenseitig aufhebend, unschädlich werden und doch unterrichten, sich eingraben, den Sinn des Schülers aufregen, begeistern, ihm neue Horizonte öffnen. Wie vergift er da rasch das in der Akademie in Dresden Gelernte! Ein gänzlich Ununterrichteter, ein Heide, ein Wilder ist der zähmste Schüler der Akademien, nachdem er eine moderne Ausstellung besucht hat. Er fängt von vorn an, er fängt für sich an und so sind die Zustände Gott sei Dank sehr gute.

Sehr gute? Eigentlich doch nicht. Sehr gut wäre es, wenn wir weniger Originalität hätten. Das wird krankhaft. Wir bekommen jedes Jahr neue kleine Herren, die sich für eine Individualität halten und doch keine gehörige sind. Nein, sehr gut ist dieser Zustand nicht. Aber was will man thun? Die leitende Idee bei den Akademien ist ja eine sehr verständige gewesen. Reformiren, wiederherstellen, gründlich unterrichten, die Tradition pflegen. Geheimrath Jordan ist noch jüngst in einem Vortrag auf die geheiligte Tradition zu sprechen gekommen. Wer hat sie aber? Das ist der Streitpunkt.

Wenn ein Carracci heute lebte, das wäre noch gut. Aber Die, die nur, weil sie ängstlich sind, sich nicht auf das Fahrwasser der offenen Malerei wagen und kurz gesagt, darum zeichnen, weil sie nicht malen können, führen den Unterricht! Nicht gewaltige Männer, die, freilich der Originalität ermangelnd, in Dem, was jeder Künstler wissen mußte, fern sind, sondern erbarmenswürdige kleine Nachkommen, einige spärliche noch von Cornelius, der selbst nichts „konnte“, einige ganz entfehlige aus der Dresdener Idealistenschule, einige mittelmäßige aus der Berliner kleinen Welt, die den Ursprung ihres Geistes bei dem Maler Lessing hat, der selber so wenig Tradition besaß, daß er die Galerie alter Meister, deren Inspektor er war, niemals besuchte, — diese Gruppe von Cornelianern, die ausstirbt, von Dresdener Idealisten, die noch nicht stirbt, von Berliner Malern des „Realismus“, der nüchtern ist, repräsentiren zur Zeit Das, was Herr Jordan die Tradition nennt. Es ist das Einzige, was wir aufzuweisen haben in diesem Artikel; und wenn man nur über etwas so Jämmerliches verfügt, dann wirft man lieber diese Tradition fort, dann ist man lieber ein Narr auf eigene Hand, dann fängt man lieber an, sich selbst zu unterrichten, als von Leuten sich unterrichten zu lassen, die „lehren, was sie selbst nicht können“.

Die Akademie von München hat eine Ausnahmestellung. München ist eine Stadt nicht von Originalitäten, aber doch von solchen Malern, denen bei den Originalitäten rascher Etwas einfällt. Diese Maler bilden Etwas wie einen Mittelstand zwischen den gefahrbringenden Originalitäten und den Malern, die nichts sind. Man verfügt in München über eine



ziemliche Zahl von solchen Künstlern, und die Akademieleitung, weil sie den Professionellen und nicht den Theoretikern anheim gegeben ist, hat den ganz vernünftigen Weg betreten, mit solchen Malern der raschen Nachempfindung die Lehrstühle nach ihrem Freitwerden von den veralteten Lehrern zu besetzen. So erhält sich die Akademie in München doch ziemlich frisch. Sie ist unsere beste. Diejenigen Schulen, die ihr Exempel befolgen, stehen sich, je näher ihr Verfahren dem Münchener ist, um so besser.

Man kann diesen Standpunkt den opportunistischen nennen. Ich persönlich verhehle nicht, daß mir der radikale freilich noch lieber ist. Auch glaube ich, man wird dahin kommen.

Praktisch ist er schon in manchen der Anstalten zu Hause, die sich äußerlich nicht von den Staatsakademien unterscheiden, insofern sie Klassenräume, Modelle, Schüler und Lehrer haben. Im Ingenium der Schüler und — des Geschäftsmannes, der diese Unternehmungen leitet, unterscheiden sie sich aber doch von den bisherigen Anstalten. Der geistige Einfluß ist gleich Null. Der Schüler findet die Nebenschüler, die Klassenräume, die Modelle unentbehrlich, den Lehrer entbehrlich. Und dieser macht sich so klein wie nur möglich. Er fungirt als Elementarlehrer. Er korrigirt den Anfänger. Den Vereiften läßt er in Ruhe. Der arbeitet nach dem Modell, in den Pausen sieht er die Arbeit seiner Nachbarn an. Und so hilft er sich bis zur Gesellschafft durch; und dann haben einige von solchen Eleven mehr Chance auf Erfolg als die Schüler der Staatsanstalten, weil sie Zeit und Beeinflussung erspart haben. Zeit auch, denn die Staatsanstalt giebt den in dieser Epoche noch unerhört überflüssigen Unterricht in der Perspektive, Anatomie, Kunstgeschichte und Antike. Wie Viel soll denn solch ein unglücklicher Eleve zum Anfang in sich aufnehmen? Er soll nach der Natur zeichnen, also naiv, zugleich aber die große Kunst der Antike begreifen; was er sieht, soll er malen und zugleich lernen, wie die Knochen sind, die unter dem Fleische liegen. Es ist überflüssig, wenn nicht von Schaben, ihn jetzt die Kunstgeschichte lehren. Was soll ihm die jetzt? soll er sich jetzt schon entscheiden, ob er mehr nach Raphael oder nach Michelangelo arten will? Ist das nicht die ärgste Töchter-schulenüberstürzung, das Kind, das der junge Künstler noch ist, mit den verschiedenen Aesthetiken der verschiedenen Epochen, die gewesen sind, zu belästigen? Und aus Dem hofft man einen subjektiven Künstler zu machen, dem man schon im Reime verschiedene Platten, von denen er seine Gerichte essen könne, vorsetzt? Statt ihm zuzuhalten, was früher war, damit er uns, wenn er ein Künstler ist, überraschen könne, wollen wir aus ihm einen unterrichteten Menschen machen? Und er, der naiv sehen soll, soll die Anatomie lernen, vor deren Bekanntwerden so ausgezeichnete Künstler schon

Gesichter gemalt haben? Muß er mehr wissen, der kleine Kerl, als van Eyck? Ist es geschickt, ihm zu sagen: So hat van Eyck die Gesichter gelassen, so hat der römische Portraitist sie veredelt? damit das junge Reich, auf daß seine Kunst seinen Gebattern Freude mache, den Ausweg wähle, zwischen van Eyck und den römischen Portraitisten in der Mitte zu schwanken, und die enorme Zahl Derer vergrößert, die uns langweilen. O Sinn! Du hast den Verfassern der kgl. Preussischen Akademielehrpläne nicht beigefanden!

In den Kreisen der schaffenden Künstler, die längst mit den Akademien gebrochen haben, wird die gegenwärtige Zeit als eine Blüthenperiode im Verhältniß zu der Epoche empfunden, in der die deutschen Akademien mit ihnen wirklich anhängenden Künstlern ihren Einfluß übten. Eine natürlichere Kunstentfaltung ist die, die aus den Ausstellungen geboren wird, als die, die die Schulräume bringen. Ist auch die leider aus den Ausstellungen geborene, darum zu sehr nach Originalität haschende Kunst unserer Tage nicht entfernt der alten Kunst gleichzustellen, so ist doch schon die enorm gewachsene Kunstfertigkeit unserer Künstler ein Beweis, daß unser Zustand dem schönen Zustand, der in der Renaissance vorhanden war, etwas, etwas näher gekommen ist. Die Zeit, die die „Technik“ von Julius Anton Benno Hübner und die Naturwahrheit — er glaubte, es wäre Naturwahrheit; sie war sein Ziel — des Kostümmalers Lessing, wenn nicht bewunderte, doch als zweifellos vorhanden hinstellte, diese Zeit ist vorüber; Künstler wie Menzel, wie der Bildner Robin, zeugen von einer Technik, die die Epoche, in der Herman Grimm und Geheimrath Jordan Jünglinge waren, nicht in der zeitgenössischen Kunst gekannt hat, ich sage noch mehr: nicht in der alten Kunst erkannt hat. Und unsere Maler, die Bildhauer sind, unsere Bildhauer, die malen, alle unsere Künstler, die sich nicht mehr, wie in der Epoche, in der Geheimrath Jordan den Bestand seiner Nationalgalerie wiederfindet, in „Portrait“, „Genre“, „Landschaft“= Maler gliedern, vielmehr Persönlichkeiten in allen den Gegenständen wieder spiegeln, die sie behandeln —: alle diese Aenderungen unserer Gegenwart beweisen eine Rückkehr der Kunst zum Zustande, wie er in der Renaissance war. Wenn Jordan jetzt „Tradition“ verlangt, so ist er wie ein Vertreter der Geistlichkeit von Rom, die von Luther Gehorsam gegen die Kirche forderte. Nach Luthers Ansicht war die Kirche schlecht geworden und er in der Tradition. Wir können zur Zeit noch nicht anders in der Tradition sein als mit Revolution gegen die schlechten Künstler und gegen die nicht verständigen Leiter, die ihrerseits leider noch gehorsame Schüler der Epoche vor ihnen sind.

Es lebe Leonardo!

Herman Helferich.

## Vergleichende Mythologie.

Der tiefgreifende Unterschied zwischen antiker und moderner Wissenschaft (das Wort im weiteren Sinne genommen) kann nicht schärfer bezeichnet werden, als wenn man das Experiment als das spezifische Charakteristikum unserer Untersuchung und Weltauffassung bezeichnet. Ursprünglich eine Errungenschaft der Naturgeschichte, ist es allmählich ein Gemeingut der wissenschaftlichen Methode in der Gegenwart geworden und beginnt sich auch da einzubürgern, wo anfänglich ein gewisses Mißtrauen gegen seine Verwendung herrschte. In der That ist nämlich die Vergleichung, mittels deren sämtliche historische Disziplinen ihre Aufgabe erlebigen, nichts weiter als ein immerfort wiederholtes Experiment, ob irgend eine Gruppe von Erscheinungen sich unter irgend eine allgemeine Formel bringen läßt. Dies Verfahren ist überall das selbe, ob es sich um Vorgänge auf sozialem Gebiete oder um Thatfachen menschlicher Sprachbildung handelt. Die vergleichende Linguistik (die erste auf diesem neuen, vielversprechenden Felde), die Kulturgeschichte, die Mythologie und Religionwissenschaft, auf der anderen Seite die Völkerkunde in den verschiedenen Abzweigungen, wie vergleichende Rechtswissenschaft, Ethik u. s. w., sie alle stehen auf der selben unantastbaren Basis einer möglichst ausgedehnten Prüfung des induktiv gewonnenen Materials. Auch die Philosophie, sofern sie nicht nach der alten Schablone weiter gelehrt und behandelt wird, beginnt von diesem neuen Geiste ergriffen zu werden und die Welt nicht mehr aus der unerschöpflichen Tiefe des eigenen Bewußtseins zu konstruiren, sondern nach sozialpsychologischer Methode der Entfaltung des menschlichen Bewußtseins überhaupt, von dem das menschliche Ich nur einen sehr geringfügigen Ausschnitt darstellt, nachzuspüren.

Es gehört zu den größten Verdiensten der modernen Sprachvergleichung, von dieser erhabenen Warte aus in nebelumspinnene Zeiträume in der Entwicklung des Menschengeschlechts ein aufklärendes Licht geworfen zu haben, in Perioden, die jeder schriftlichen und monumentalen Ueberlieferung entrückt waren; das Wort selbst erzählte dem kundigen Forscher in seiner Zusammensetzung und Entwicklung die Geschichte der darin sich manifestirenden Ideen. So entstand (zugleich, wenn auch, genau genommen, etwas später unter Zuhilfenahme anthropologischer und prähistorischer Momente) in der Morgendämmerung geschichtlichen Werdens das natürlich mehr oder minder hypothetische Bild der indogermanischen Rasse, dem bald ein eben so reichgegliederter Stammbaum anderer Völkerschaften nachfolgen sollte. Am Umfassendsten, mit einem staunenswerthen Aufwand von Gelehrsamkeit, ist dieses Prinzip

verwirklicht in dem bislang aus acht Bänden bestehenden Grundriß der Sprachwissenschaft von dem bekannten Wiener Ethnographen und Linguisten Fr. Müller, der unter Benützung des naturwissenschaftlichen Rassentypus eine genealogische Klassifikation nach dem wesentlich durch Ernst Haeckel betonten Moment der Behaarung aufzustellen sucht. Selbst für ausgesprochene Gegner dieser anthropologisch gefärbten Richtung ist diese mit bewundernswerthem Fleiß zusammengetragene Materialsammlung von unschätzbbarer Bedeutung. Dieser vergleichenden Sprachwissenschaft schließt sich unmittelbar an die vergleichende Mythologie, die eben da erst zu einer selbständigen Wissenschaft sich entfalten konnte, als sie die engen Grenzen eines Volkes und Landes überschritt (meist war dies das gräco-italische Areal gewesen) und die mythologischen Gebilde einer ganzen Klasse ihrer Prüfung unterzog. Diese Erweiterung des bisherigen Horizonts haben wir in der Hauptsache unserm gelehrten Landsmann in Oxford, Professor Max Müller, zu verdanken, dessen Herausgabe der alten indischen Gesänge des Rigveda allein schon eine Ruhmesthat bildet. Hier möge mir der Nachweis gestattet sein, inwiefern auch die anderen Probleme der vergleichenden Mythologie und Religionwissenschaft (beide gehören unmittelbar zusammen und sind sogar bis auf einen bestimmten Punkt hin identisch) durch die sprachliche Untersuchung gefördert worden sind.

Ehe wir in die eigentliche Diskussion unseres Themas eintreten, bedarf es noch der Zurückweisung eines sehr verhängnisvollen Irrthums, nämlich der unter dem Banne eines einseitigen Darwinismus hin und wieder auftauchenden irrigen Meinung, als ob die Religion, wie der alte Lucrez und nach ihm manche Aufklärer des vorigen Jahrhunderts wollten, eine bloß priesterliche Erfindung sei, voll Lug und Trug, ohne jede soziale Begründung. So unbestreitbar unsere moderne, mechanische Weltanschauung sich nicht verträgt mit den frommen Behauptungen und Anforderungen einer gläubigen Dogmatik, so daß es eine nutzlose und thörichte Arbeit ist, diese tiefe Kluft irgendwie überbrücken zu wollen, so wenig ist es kulturhistorisch und völkerpsychologisch irgendwie gerechtfertigt, den merkwürdig kräftigen, man könnte fast sagen, unausrottbaren Trieb zu religiöser Bildung und Gestaltung, den Animismus, diesen radikalen Gegensatz zum Mechanismus, als ein äußerliches Produkt gewisser spekulativ veranlagter Köpfe hinzustellen, die dadurch möglichst viel Kapital für ihr persönliches Ansehen zu gewinnen hofften. Wie so vieles Andere, zeugt auch diese Ansicht von einer grünblischen Verkenntung der großartigen welthistorischen Faktoren und sozialen Ideen, die im Menschengenoste schlummern, und es beweist deshalb geringes Nachdenken, diese Behauptung der so völlig unhistorisch veranlagten Aufklärung in unseren Tagen gedankenlos und doch mit einem gewissen

Anschein selbstgefälliger Würde nachzusprechen. Weder die Psychologie noch die Völkerkunde unterstützt den mit beneidenswertlicher Vertrauensseligkeit ausgesprochenen Satz, daß es manche Stämme gebe, denen jede religiöse und mythologische Vorstellung überhaupt abgehe. Gerade so wie der sprach- und vernunftlose Urmensch, den dieser abenteuerliche Nihilismus als Urahn an den Anfang des Menschengeschlechts setzt, re vera nicht existirt, sondern wie der Mensch sich stets in einer, und sei es auch noch so lockeren, sozialen Gliederung zeigt, so findet sich auch damit vereint neben den rechtlichen, sittlichen und künstlerischen Regungen die religiöse Anlage als ein unveräußerliches Erbgut des homo sapiens — nur selbstverständlich in den denkbar verschiedenartigsten Nuancirungen. Wer einseitig genug ist, den spezifisch-dogmatischen Standpunkt des orthodoxen Christenthums als ausschlaggebenden Werthmesser zu verwenden, der wird sich einem blöden, stumpfsinnigen Fetischismus eines Buschmannes oder eines Australnegers gegenüber schwer enttäuscht finden. Im Uebrigen ergibt sich für eine vorurtheilslose Auffassung des Problems so viel von selbst, daß, so groß, intensiv genommen, die Unterschiede sein mögen, qualitativ darin sich alle religiösen Ideen ähnlich sind, daß sie die Verehrung eines übersinnlichen und meist auch unendlich gedachten Wesens voraussetzen, mag sich dieses auch vorübergehend in irgend einem fragenhaft verzerrten Holzblock offenbaren. Selbst der gewöhnlichste Fetischanbieter macht nämlich (was sehr beachtenswerth ist) einen Unterschied zwischen der permanent wirksamen Kraft und der zufälligen und vorübergehenden Form, in der sie hervortritt.

Auf Grund nun des durch die Sprachwissenschaft zu Tage geförderten Materials ist es der vergleichenden Mythologie unserer Tage gelungen, die Erzeugnisse der griechischen Phantasie, die unseren Voreltern ein Sondergut gerade des hellenischen Volksgeistes zu sein schienen, als wesensverwandt oder gar als identisch mit den entsprechenden germanischen und indischen Sagen zu erweisen. Die Griechen, sagt Max Müller\*), galten immer für ein Ausnahmevolke und ihrem besonderen poetischen Genius wurde die Erfindung einer so merkwürdigen Sammlung von Phantasie- und Schreckgebilden, wie es ihre Mythologie war, zugeschrieben. Als man aber and, daß fast jedes Volk, ob nun civilisirt oder uncivilisirt, etwas Aenliches besaß und daß diese verschiedenen Mythologien die überraschendsten Uebereinstimmungen aufweisen, konnten sich die Philosophen der Annahme nicht entschlagen, daß die Mythologie nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein müsse, daß in all der Unvernunft, die unter dem Namen Mythologie geht, doch auch einige Vernunft liegen müsse. Den Grund ent-

\*) Natürliche Religion und physische Religion, Leipzig. W. Engelmann.

deckte man in der Sprache, in ihrer natürlich voranschreitenden Entwicklung von den Wurzeln zu Worten, in dem Zwange, Wurzeln, die menschliche Tätigkeiten bezeichneten, zur Benennung der auffallendsten Erscheinungen der objektiven Welt verwenden zu müssen, vielfach auch darin, daß die mythologische Bedeutung solcher Namen vergessen wurde. Die Mythologie repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine durch vulkanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphisches Sprechen und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen, der Sprache in den weit hin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schicht die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken. Diese psychische Verwandtschaft (was man sonst chemische Affinität nennt) erstreckte sich aber auch über den streng begrenzten Rahmen des Rassenotypus hinaus; nicht nur Herkules und Herakles, Jupiter und Dyaus, Eos und sanskritisch Ushas sind identisch, sondern in dem unaufhaltsamen kulturgeschichtlichen Mischung- und Assimilationprozeß der Völker mit einander wurden auch die fremden Gottheiten, also in unserem Falle die semitischen und assyrischen Olympier, ganz von selbst zu Kristallisationspunkten neuer mythologischer Gestaltungen. Wie Hellas aus dem Orient seine Münzen, Buchstaben, Maße und seine archaische Kunst entlehnte, so erfuhr es auch die lebhaftesten religiösen und mythologischen Anregungen, obwohl man sich vor einer Verwechslung der bloßen Uebertragung und äußerlichen Aneignung mit einer durch fremde Beeinflussung herbeigeführten Verarbeitung solcher dem Sinne und der Bedeutung nach meist verwandter mythologischer Vorstellungen hüten muß. Ein derartiger rein kommerzieller Import, wie ihn z. B. das seinen Idealen entfremdete, entgötterte Rom der Kaiserzeit betrieb, das ja aus allen entlegenen Winkeln seines riesigen Imperiums sich mehr oder minder würdige Repräsentanten für sein internationales Pantheon zu verschaffen suchte, ist hier natürlich nicht gemeint. Es lassen sich aber auch Uebereinstimmungen und Parallelen denken, die schlechthin jeden sprachlichen und ethnographischen Zusammenhang überschreiten, wo also jede Entlehnung sofort ausgeschlossen ist, wie andererseits eine gemeinsame Ableitung aus einer gleichen kulturgeschichtlichen Basis. Was sollen wir z. B. sagen, wenn sich nach den epochemachenden Entdeckungen Bastians auf Hawaii die seltsamsten und bis ins Detail sich erstreckenden Parallelen zwischen griechischen und polynesischen Sagen finden? Es ist ein Zeichen der unausrottbaren Neigung, überall in der Völkergeschichte auch für die entferntesten Stämme und entlegensten Zeiträume irgend eine unmittelbare Uebertragung anzunehmen, wenn mit Rücksicht hierauf

der treffliche Fornander sich dies Wunder dadurch erklärt, daß er die so wie so schwer genau zu bestimmenden Eushiten als die Vermittler zwischen jenen beiden Gebieten hinstellt. Auf diese Weise wird freilich eine Lücke der ja leider recht fragmentarischen Weltgeschichte ausgefüllt, aber nur mit einer recht lustigen Hypothese, mit der Niemandem gebient sein kann. Hier hilft nur die breite, den ganzen Erdball und die gesammte Entwicklung der Menschheit umfassende sozialpsychologische Anschauung, wie sie mit so seltenem Glück z. B. schon die vergleichende Rechtswissenschaft unter der Führung von Post, Kohler u. bei uns, und um von den fremden Koryphäen wenigstens einige zu nennen, von Letourneau, Giraud-Teulon, Mac Lennan u. s. w. zur Anwendung gebracht worden ist. Hier fehlt jede ethnographische, topographische und was für Viele noch befremdlicher sein möchte, auch jede chronologische Beziehung; hier handelt es sich nur um die gleiche Struktur der mythologischen Idee, wie sie in irgend einer Gottheit oder einem ganzen System zum Ausdruck gelangt. Und da zeigt es sich, daß bestimmte mythologische und religiöse Grundformen der Menschheit trotz aller geschichtlichen und geographischen Nuancierungen gemeinsam sind, und somit zu dem wahrhaften Bestande des allgemeinen Menschlichen gehören, das wir nur nach dem beschränkten Ausschnitt unserer kleinen, aber gewöhnlich mit vielem Gewicht als Weltgeschichte ausgegebenen abendländischen Gesittung mit dem bekannten orientalischen Anhängseln zu entwerfen pflegen. Diese wirklich universell gleichartige Struktur des menschlichen Empfindens schrumpft in einer derartigen schrankenlosen ethnologischen Perspektive auf einige elementare Grundformen zusammen, die sehr erheblich von dem Modell abweichen, wie es die gangbaren Kommentare unserer großen Dichter als die angeblich unverbrüchliche Norm für die menschliche Gattung aufstellten.

In dieser psychologischen Analyse kehren bei aller Mannichfaltigkeit im Detail doch bestimmte, typische Züge der mythologischen und religiösen Auffassung bei allen Völkerschaften der Erde in bestimmten Entwicklungsphasen wieder; so, um nur einige dieser Schemata zu nennen, im Anfang aller Dinge, vor jeder individuellen, geschweige denn menschlichen Existenz, die eine unterschiedslose Urnacht, die alles Sein aus ihrem Schooße entläßt; in den verschiedenen Schöpfungperioden stets das Auftreten des menschlichen Geschlechtes verhältnismäßig sehr spät; ein unentschiedener Kampf böser mit guten Gottheiten; ein längst verschwundenes paradiesisches Zeitalter, darauf ein Sündenfall, Eintreten allgemeiner sittlicher Verfall, inmitten alles bunten, polytheistischen Gewimmels sichtlich schon frühzeitig eine gewisse monotheistische, oder wie der gegenwärtige, freilich etwas Anderes bedeutende Ausdruck lautet: henothetische Tendenz,

und immer und überall lassen sich die ersten mythologischen und religiösen Ideale auf physische und soziale Bedingungen zurückführen. Immer ist die Natur der Grundton, auf den diese Gebilde der Phantasie gestimmt sind, bald in fragenhafter Verzerrung in dem umbüfterten Gehirn eines unter dem Druck der äußeren Natur erliegenden Regers, bald in harmonischer Verklärung und ästhetischer Formvollendung bei den durch die verschwenderische Fülle eines nie fehlenden Schönheitssinnes ausgestatteten Hellenen, für welche ihre Umgebung nie eine Fessel wurde, sondern eine unerschöpfliche Fundgrube ihrer ewig regsamem Gestaltungskraft, bald in wild leidenschaftlichem, hoch dramatischem Pathos, das sich bis zum erhabenen Tragischen steigerte, bei unseren Altvorderen, denen der Kampf ums Dasein einen tiefen Ernst der Lebensanschauung aufzwang, dem sich seltsamer Weise ein ingrimmiger Humor und ein trotziger Muth zugesellte. Wie die Natur so einerseits den unerklärlichen Hintergrund für die ganze bewegte Szenerie bildet, innerhalb deren sich die Religion und Mythologie eines Volkes abspielt — es sei denn, daß eine hochgesteigerte Civilisation, wie die unsrige, auch in dieser Beziehung sich der Natur entäußert —, so spiegelt sich andererseits darin mit photographischer Treue die sozialpolitische Organisation des jeweiligen Volkes. Wie die Erde, so der Himmel; wie der Knecht, so der Herr; und deshalb ist es wahrlich kein Zufall, daß alle Olympier die Züge ihres Verehrers tragen; denn in den Göttern malt sich, wie Goethe treffend sagt, der Mensch. Die echt germanische Idee der Gefolgschaft, auf der schließlich der ganze Feudalismus bis in unsere Tage hinein beruht, läßt sich mit unzweideutiger Sicherheit aus unseren großen Nationalepen ablesen, eben so wie die oligarchische Struktur der ältesten griechischen Staaten mit ihrer monarchischen Spitze deutlich in der Ilias und Odyssee zu Tage tritt. Religion und Mythologie sind in gewisser Weise die ältesten Offenbarungen des menschlichen Geistes; Recht und Kunst sind, wie noch die griechische Entwicklung es klar erkennen läßt, ihre späteren Sprößlinge. Der erste Priester (sit vonia verbo!) war zugleich in seiner Person Richter und Arzt, er vereinigte die ganze Fülle der Wissenschaften, und wie er der unbeschränkte Herr über Leben und Tod war (deshalb das bekannte Institut der Priesterkönige), so verwahrte er auch den Schlüssel zum Jenseits und zu den Pforten der Hölle. Es bedarf geringen Nachdenkens, um genau den selben religiös-politischen Zusammenhang noch bei unserer Kirche zu entdecken, so uralt und deshalb gerade so ewig neu ist die Struktur der Weltanschauung, mit der sich der Durchschnittsmensch sein Dasein ausgestaltet.

Bremen.

Dr. Thomas Achelis.





## Der Elefant und der Maulesel.

Vor nunmehr gerade einem Jahre, am 22. Oktober 1892, schrieb ich Ihnen: „Bei allen wirthschaftlichen Berechnungen darf man nicht vergessen, daß unser Kongreß das Land regirt und nicht der Präsident. Wir können daher unter Umständen unter einem republikanischen Präsidenten einen sehr niedrigen, an Freihandel streifenden Zoll und unter einem demokratischen Präsidenten die höchsten Zölle haben, — wenn es ein der Opposition angehöriger Kongreß so dekretirt. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß wir noch unter dem uns von den Republikanern aufgehalften Milliarden-Budget seufzen, das gedeckt werden muß. Also selbst wenn Cleveland erwählt wird, braucht man seine Erwartungen in Bezug auf eine sofort eintretende und sehr einschneidende Zollreduktion nicht allzu hoch zu spannen.“

Leider scheinen sich meine Worte zu erfüllen, so sehr ich auch in diesem Falle gewünscht hätte, ein schlechter Prophet gewesen zu sein. Vor dem ersten Dezember wird dem Kongreß kein neues Tarifgesetz vorgelegt werden, ja allem Anscheine nach können wir froh sein, wenn wir es in diesem Jahre überhaupt noch erhalten. Denn Herr Wilson, der Vorsitzende des Komitees für Mittel und Wege, erklärte jetzt schon, daß die Ausarbeitung des Gesetzesentwurfs viel größere Schwierigkeiten mit sich brächte, als es bei der Morrison'schen und der Mills-Bill der Fall gewesen sei.

Meine frühere Bemerkung hätte ich sogar dahin erweitern können, daß wir nicht allein einen der Opposition angehörigen Kongreß haben können, welcher der Politik des Präsidenten entgegenarbeitet, wo immer er kann, sondern daß es sogar in einem Kongreß der eigenen Partei des Präsidenten einer energischen und gut geführten Minorität gelingen könne, auch die besten Absichten der Majorität und des Präsidenten zu vertreten. „Gut geführt“ — das ist die Hauptsache, namentlich wenn man so schlaue, mit allen Sunden gehezte und unverschämt reiche Gegner hat, wie es die Silberbarone sind. Aber gute Führung war leider immer der schwächste Theil der Demokraten, wenn sie an die Regierung kamen.

Unsere Witzblätter haben zwei stehende Figuren als Repräsentanten der beiden alten Parteien. Die republikanische, die sich selbst die grand old party nennt, wird als ein alter, fetter Elefant dargestellt, dessen Haut und Rüssel an verschiedenen Stellen zusammengeklebt ist. Das Kompliment wird von den republikanischen Blättern damit erwidert, daß sie die demokratische Partei als einen Maulesel darstellen, der mit der gierigsten Gefräßigkeit die vor ihm liegenden Disteln auffrisht.

Und gerade hier — in der Gefräßigkeit des Esels — liegt auch das Geheimniß seiner Dummheit. Die Republikaner waren so lange im Vollbesitze der Aemter und Kassen und haben beide so gründlich ausgenüßt und ausgeleert, daß nicht mehr viel übrig blieb. Ausgesperrt und ausgehungert, wie sie waren, stürzten sich die Demokraten, als das Volk, der republikanischen Schandwirthschaft müde, sie endlich wieder zur Regierung berief, wie die Wölfe auf die Reste und die ihnen endlich wieder zugänglich gemachten Aemter; Keiner gönnte dem Anderen auch nur ein Stück Brot, und während sie sich so um die Beute beißen, begehen sie eine Dummheit nach der anderen.

Um nur ein Beispiel zu erwähnen, haben die Demokraten im Repräsentantenhause allerdings ihre Schuldigkeit gethan, indem sie die berüchtigte Sherman-Klaufel mit 130 Stimmen Majorität widerriefen. Aber unmittelbar darauf schien es ihnen schon wieder leid zu thun, daß sie einmal etwas Geschicktes gethan hatten, und sie machten Dies auch sofort wieder durch die kolossale Dummheit gut, die Luder'sche Bill durchzupeitschen, die dem Bunde selbst bei den Wahlen zu den Bundesämtern nicht das geringste Aufsichtrecht mehr gestattet. Wie erinnerlich, war es mit einer der Hauptgründe, warum die republikanische Partei im vorigen Herbste geschlagen wurde, daß der kleine Gerngroß Harrison die sogenannte Force-Bill (Vergewaltigungsgesetz) durchzubringen suchte, durch die es einer eigens zu diesem Zwecke organisirten Bundespolizei, eventuell sogar dem regulären Militär, gestattet wurde, die Wahlen zu „schützen“, d. h. nach dem Willen der jeweiligen republikanischen Maschine zu lenken oder auch ganz umzustößen. Der Gesetzesvorschlag war nur eingebracht worden, um die demokratischen Staaten, namentlich aber den Süden, zu knebeln, die Wahl eines jeden demokratischen Präsidentschaftskandidaten für immer zu verhindern und um die Republikaner zu den unumschränkten Herrschern des Landes zu machen. Um derartige Versuche zur Errichtung einer Oligarchie (von der wir unter den Republikanern schon eine Probe hatten), auf möglichst lange Zeit hinaus unthunlich zu machen, wurde die Luderbill vom Hause angenommen.

Nun hat ja Niemand außer den verbissenen alten republikanischen Parteipferden Etwas gegen das Gesetz selbst einzuwenden, das der unter allen Umständen lästigen und zu allen möglichen Mißbräuchen führenden Bundesaufsicht ein Ende macht. Aber der Zeitpunkt, dieses Gesetz auf das Tapet zu bringen, war sicherlich so unglücklich gewählt wie nur möglich. Denn einstweilen mußte die ganze Kraft auf die Beseitigung der Silberbill konzentriert werden. Ueberhaupt benehmen sich die Demokraten augenblicklich, als ob sie es darauf anlegen wollten, das Volk so anzukeln, daß es sie im Jahre 1896 wieder mit Glanz hinauswirft. Die Lektion wäre ihnen auch von Herzen zu gönnen, wenn die Republikaner in vielen Punkten nicht noch schlimmer wären und dann das ohnehin schwer geprüfte Land noch ganz ausfaugen würden.

Unter den gegenwärtigen Umständen ist der bedauernswertheste Mann im Lande Grover Cleveland, der fähigste und ehrlichste Staatsmann, den die Vereinigten Staaten seit lange zum Präsidenten hatten, der aber von dem unter der Führung des Senators Hill und des Tammany-Häuptlings Richard Croker stehenden geld- und heutigierigem Flügel seiner eigenen Partei auf Schritt und Tritt an der Ausföhrung seiner Reformpläne gehindert wird. Hill ist ein ganz gewöhnlicher politischer Drahtzieher, der die Politik lediglich um der darin steckenden Beute willen betreibt. Er hat im vorigen Jahre auf die Wahl zum Präsidenten spekulirt und ist nun natürlich wüthend darüber, daß sie nicht auf ihn gefallen ist, und er ist schon seit der ersten Wahl ein Todfeind Clevelands. Sein Kumpan Croker war noch vor wenigen Jahren ein kleiner Angestellter der New-Yorker Central- und Hudson-River-Eisenbahn. Da man ihn daselbst nicht gleich zum Präsidenten machte, verlegte er sich auf die Politik und trat gleich in den berüchtigten Tammanyring ein. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, sondern beschränkte sich darauf, die schmutzigen Geldgeschäfte bestechlicher Gesetzgeber und Beamten mit den Staats- und Stadt-Kontrahenten zu besorgen, bis er von beiden Theilen genug wußte, um sie unter seinen Daumen zu drücken. Heute ist der Mann der Herr (boss) von New-York; er ernennet

die Beamten und setzt sie ab (notabene: er thut nichts direkt, sondern läßt Alles durch seine Kreaturen besorgen) und das irländische Stimmvieh muß ihm diejenigen Leute in die Legislatur wählen, die er dort haben will. Wie einträglich das Geschäft eines politischen „Bosses“ hier ist, kann man daraus ersehen, daß Croker in den wenigen Jahren seiner Führerschaft genug Geld zusammen gespart hat, um sich einen prächtigen Palast in der oberen Stadt zu kaufen, einen Rennstall zu halten, der seines Gleichen sucht, und erst neulich ein Pferdegestüt an sich zu bringen, für das er eine Viertelmillion Dollars in baarem Gelde bezahlte.

Uebrigens hat die Croker-Hill-Clique neuerdings einen Plan ausgeheckt, um den äußerst gewissenhaften Kontrolleur Myers, der wie ein Cerberus die Stadtkasse hütet, auf irgend eine Weise, wahrscheinlich durch die Legislatur, aus seinem Amte herausdrängen zu lassen. Gelingt ihnen auch noch dieser Streich, so ist Niemand mehr da, der Tammany-Hill und Konsorten daran hindern kann, ihre Hände und Arme bis an die Ellenbogen in die öffentlichen Kassen zu stecken.

Und eine solche Räuberbande reißt jetzt den Mund bis an die Ohren auf, weil Cleveland — der übrigens kein Wort von der ganzen Geschichte wußte — den Herrn van Alen, einen Verwandten der Astors, der, wie so viele andere reiche Demokraten, fünfzigtausend Dollars zu dem Wahlfonds beigesteuert hat, auf die Empfehlung seines früheren Marine-Ministers Whitney und anderer hervorragender und absolut unbestechlicher Männer hin zum Botschafter in Rom ernannt hat. Wer lacht da?

New-York.

John Hampton.



### Aus dem Kultusministerium.

Im Kultusministerium  
Da spukt's, rumort's, da geht es um,  
Da ist die sel'ge Adelheid  
Von Mühler in geschloss'nem Kleid.  
Ihr läßt's im Grabe keine Ruh,  
Diemeiß der Phidias ohne Schuh,  
Und ohne Hemd und ohne Rock,  
Ja sogar ohne Havelock.

Im Kultusministerium  
Da spukt's, rumort's, da geht es um,  
Das macht dem Herrn Minister Bein,  
Er dekretirt drum hinterdrein,  
Aus Prüderie nicht etwa — nur,  
Damit nicht Kunst zu sehr Natur:  
Dem Phidias meißelt gut und kurz,  
Ihr wißt schon wo, 'nen keuschen Schurz

Im Kultusministerium  
Da spukt's nicht mehr, geht nicht mehr um.  
Dem Phidias ist sein Recht geschehn,  
Wie konnt' er auch so nackt stehn.  
Verhüllt nun ist er, wie's erlaubt,  
Verhüllt hat auch die Kunst ihr Haupt  
Und traurig wahrlich klang die Mär,  
Wenn sie nicht zu bosstlich wär.

Wiendorf in Anhalt.

A. Sonnemann.



## Die Kukuksinsel.

„Atlantis“ nannten sie die Alten; sie liegt, groß wie Irland, 2000 Seemeilen ab Kadir, zwischen den Sargasso-Wiesen des Ozeans. Auf den Landkarten steht sie nicht, aber mein blinder Onkel Thornton hat sie gesehen und mir oft davon erzählt; und mein Onkel Thornton log nie, er war ein guter Christ. Es dürfte, in unserer sozial aufgeregten Zeit, interessieren, über die idyllischen Zustände auf jener Insel Näheres zu erfahren. Ich sammelte deshalb in meinem Gedächtniß, was mir der fromme vortreffliche alte Herr berichtet hat — Friede seiner Asche!

Die Kukuksinsel hat weiches Meerklima, ist reich an Wald, Wiese und Gartenland. Die Fische ihrer Gewässer werden nicht mit Anilin vergiftet, die Waldbögel nicht in Käfige, noch weniger auf Damenhüte gesetzt, die Hengste nicht verschnitten. Bergland dient als Weide oder wird zu Gärten terrassirt; die Felder tragen mehr Korn als Kartoffeln; die Zuckerrübenindustrie ist minder stark entwickelt als um Magdeburg oder Ochersleben. Die Städte dort haben ihre Rieselfelder-Wirthschaft zu einem Grade gesteigert, den wir kaum ahnen; überhaupt steht der Gemüsebau höher als die Agrikultur. Fäkalsteuern wie in Breslau sind nie auf jener Insel eingeführt worden.

Die Industrie ist bedeutend; elektrische Maschinen giebt es in großer Zahl, hierin mag sogar unser Europa überholt sein; dagegen fehlt beim Mangel an Kohlen die Dampfmaschine. Die Parlamente verhandeln nie um den Zukunftsstaat. Die Volksdichtigkeit entspricht der im Königreich Sachsen nahezu. Die Intelligenz der Inselaner mag der indoeuropäischen gleich kommen; viele Dummköpfe, einige Gescheite. Den Aberglauben, als ob Erziehung und Schule aus einem Esel ein Pferd machen könnte, haben die Phäaken der Kukuksinsel nie getheilt.

In einem Punkte sind sie Sozialisten: sie kennen keine Erbschaften. Sie würden die Frage gar nicht verstehen: „Wozu Einer sich bemühen solle auf Erden, wenn er seinen Kindern doch nichts hinterlassen dürfe“? Wer mehr erwirbt, genießt ja auch mehr; kann zu gemeinnützigen Zwecken mehr verwenden und dadurch Ehre einheimen; zudem seine Kinder — die kann er in bessere Schulen schicken, sie fördern, solange er selber lebt; das ist Vortheil genug. Nach dem Tode jedes Besitzers fällt der Besitz wie selbstverständlich an die Gemeinde.

Im Uebrigen lebt sich auf Kukuksland ganz ähnlich wie bei uns. Kein sozialistischer „Zwangstaat“, kein Kellnerdienst à la Bellamy; die klugen Inselbewohner wissen geistiges Können wohl zu schätzen und würden nie einen Helmholz oder Taine um der dummen blöden Gleichheit willen jahrelang vor den Karren spannen. Nein, wo Jeder ein Plätzchen offen findet, da bricht er ein, ganz wie in Deutschland auch; und nugt dabei seine Kraft, Intelligenz und Bildung, so gut er vermag, um möglichst weit nach oben zu gelangen.

Aber Eines begreifen die Kukuksmenschen nie, so oft mein Onkel es ihnen zu erklären suchte. Daß wir in Europa uns zugleich über Arbeitslosigkeit, Konkurrenz, „Ueberproduktion“ und über Mangel, Hunger, Unterkonsumption beklagen können. Sie fragten immer wieder, warum nicht einfach die „Arbeitslosen“ oder ungenügend Beschäftigten Güter für die Darbenden herstellen? Da die Natur ja reich sei, so müsse eine Steigerung des Schaffens und eine Steigerung des Genießens gleichzeitig zu veranstalten sein.

Mein Onkel berichtete ihnen, eben Das wollten auch unsere „Sozialisten“ ins Werk setzen. Aber was er von dieser Partei mitzutheilen wußte, das erzeugte bei jenen friedlichen Insulanern einen wahren Entrüstungsturm. Mein Onkel hatte leider gerade den Dichter Richter in seiner Schiffsbibliothek! „Ja“, meinte er, „wenn wirs nicht machen wie diese Demokraten, so geht eine Abhilfe überhaupt nicht an. Wir haben nicht genug Geld“.

Wie „man nicht genug Geld haben“ könne, das erschien den naiven Leuten vollends unverständlich. „Wer arbeitet, der ißt auch; also kann es keine Ueberproduktion geben — Und wer essen will, der muß Arbeit finden; also giebt es keinen Mangel. Das Geld ist doch bloß zum Tauschen des Einen gegen das Andere da; was kann dieses kalte, plumpe Tauschmittel bei der Sache thun?“

Das Geld sei selbst Waare, belehrte Onkel Thornton. Es gäbe nun einmal bloß so und so viel Gold und Silber in unserem Lande. Und das Silber hätten sie durch die „Goldwährung“ auch noch zum Theil vernichtet. Als aber die Nationalökonomien vom Kukuland Das vernahmen, da rissen sie Augen und Mund auf. Diese unschuldigen Leute hatten vollen Ernstes gedacht, es müsse in allen Staaten sein wie bei ihnen, daß nämlich genau oder doch ungefähr so viel Münze im Lande stecke wie der Arbeit einerseits, dem Verbrauche andererseits entspräche. Ja, sie habens bequem: der Staat macht ihnen jährlich so viel neues Geld, wie den zuwachsenden Bedürfnissen und Arbeitskräften entspricht. Der Minister studirt die Bevölkerungstafel: so viel neue Weltbürger, so viel mehr Produktion, so viel mehr Bedarf — aber auch so viel mehr Moneten!

„Ja, habt Ihr denn so viel Silber und Gold?“ fragte mein Onkel.

„Und wenn nicht, so machen wir eben Geld aus irgend was Anderem. Bismöglich nicht gerade aus Papier, das zerreißt so leicht“, sagten die Insulaner. „Aber der Staat garantirt ja Alles. Die Sargassowiesen allein sind ein schönes Faustpfand“. Und sie lachten.

Ob nicht das Edelmetall auf die Weise entwerthet würde? meinte mein Onkel. Aber jene Inselgelehrten glaubten, Das besser zu wissen; sie setzten nämlich breitspurig auseinander, daß ein Quotient zwischen vorhandenem Waare und vorhandenem Gelde im Allgemeinen den Werth des Geldes bestimme. Da nun grundsätzlich nicht ein Groschen mehr Münze geschlagen würde, als dem wachsenden Vorrath und Mangel angemessen sei, so bliebe jener Quotient eine Konstante. Mit dem „nicht ein Groschen“ haben die guten Herren allerdings wohl ein wenig aufgeschnitten; aber es schadet nichts, sie habens doch ganz vortrefflich durchgehalten bisher.

Wir freilich sind weiter in der Kultur. Je mehr unsere Bevölkerung steigt, desto sorglicher suchen wir das Geld aus dem Lande zu schaffen. Aber dafür haben wir unsere Altersversicherung, die es auf Kukuland nicht giebt; offizielle Klebmarken sind dort nämlich unbeliebt.

Noch über Eines wunderte sich mein Onkel, wie leicht dort alle staatlichen Karrieren den jungen Leuten gemacht werden. Je mehr Einwohner, desto mehr „Posten“! ist Lösung jener Barbaren. Da ist denn doch der preussische Staat weiter vorgeschritten. Vergrößert sich die Einwohnerzahl, so vermindert er etwa die Lehrerstellen, streicht den Gewinn ein und beklagt alsdann die „Ueberfüllung aller Berufe“ als ein unvermeidliches Uebel.

Dr. Julius Schulz.

## Rouge et Noir.

Ein wunderliches Halbjahr ist es, auf das jetzt das heilige Köln zurückblicken kann. Wer die erste Maiwoche und die letzte Oktoberwoche vergleichend betrachtet, den will es fast bedünken, als wäre alle historische Entwicklung mehr ein Nebeneinander als ein Nacheinander der Ideen. Just in den ersten Tagen dieses Semesters brachten viele Tausende unter dröhnendem Glockengeläute dem aus Rom mit dem Kardinals-Purpur zurückgekehrten Erzbischof ihre Huldbigung dar, und nun, in der letzten Woche, hat Herr Webel zur Vorfeier des sozialdemokratischen Parteitages in einer Volksversammlung ebenfalls unter Zulauf vieler Tausende und nur unterbrochen von dröhnenden Beifallsrufen, es versucht, den Katholizismus als Brandopfer auf dem Altare der Sozialdemokratie darzubringen. Es mag nicht ohne Reiz sein, in den Morgenstunden dem Hochamt im Dome beizuwohnen und dann den kleinen Spaziergang zum Sitzungssaale des Parteitages zu machen. Man hat so Gelegenheit, zwei Welten gleichsam im Extrakt zu genießen, das schwarze und das rothe Köln.

Dort, mitten in der winkligen, engen Altstadt, die gewaltigen Pfeiler und Bogen, von mittelalterlicher Andacht entworfen, von der Frömmigkeit vieler Generationen wie für die Ewigkeit erbaut, an den Fensterscheiben in der Morgensonne erglühend die heiligen drei Könige, in der buntgemischten Schaar der Andächtigen, die in den ungeheuren Räumen sich ganz winzig ausnimmt, die elegante Aristokratin neben der Bauernfrau, die noch rasch zur Mutter Gottes ein Stoßgebet emporsendet um einen möglichst lukrativen Verkauf ihrer Hühner und Eier.

Hier, in dem breiten luftigen Neu-Köln, das säulengetragene Glasdach, unter dem die Vertreter des „zielbewußten Proletariats“ tagen. Das Haus ist von einem Spekulanten, einem Bourgeois errichtet, der damit alle anderen altmodischen Lokale Kölns tot machen wollte. Das ist ihm aber nicht gelungen, und so flattert denn jetzt auf den Trümmern des bürgerlichen Kapitals triumphierend die rothe Fahne. Im Hintergrund des Saales, auf einer Erhöhung, die drei Köpfe, die für jeden sozialdemokratischen Parteitag typisch zu sein scheinen: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte.“ Rechts die imperatorischen Züge Lassalles, links das Antlitz Karls Marx, das gar lebhaft äußerlich an das Petrus-Ideal gemahnt, und in der Mitte das urfibelte Weltkind Herr Singer, halb sich auf die vor ihm liegenden Papiere niederbeugend, halb sich der Versammlung zuwendend und sie berlinisch-jobial apostrophierend. Und nun erhebt sich die schneidige Vertreterin Kölns, ein lebendiger Protest gegen das „mulier taceat in ecclesia“. Den Klemmer fest auf die Nase gedrückt, beginnt sie eine Philippika für die Würde der Frauen und gegen die „Pfaffen“. Das Ganze ist eine Variation über das DoppeltHEMA: „Ehret die Frauen“ und „Erasez l'infâme“, und wird mit einem Feuereifer vorgetragen, wie ihn nur die Nähe so „vieler hundert Kapellen und Kirchen“ und die zufällige Anwesenheit einiger „Schwarzen“ auf der Journalisten-Tribüne in oppositionellen Gemüthern wachrufen kann. Die Rednerin ermahnt namentlich alle Hausfrauen, tapfer für die gute Sache zu wirken, und sie berichtet, wie sie selber, das Angenehme mit dem Nützlichen

verknüpfend, es niemals unterläßt, beim Abschluß ihrer Geschäfte auf dem Wochenmarkte den biederen Landleuten auch ein kräftig Wörtlein vom sozialen Elend zu sagen.

The great attraction des Parteitages für das Kölner Publikum war ohne Frage der „Köllsche Jung“: August Bebel. Bei seiner großen Volkserede am Vorabend war der Saal überfüllt und bei der Eröffnungssitzung, zu welcher der Andrang auch überaus groß war, fielen ihm die einleitenden Worte zu, die für die gegenwärtige Haltung der Sozialdemokratie in gewisser Hinsicht sehr charakteristisch waren. Die Beziehungen von Lassalle und Marx zu den Rheinlanden und zu Köln sind bekannt, und es versteht sich von selbst, daß diese das Motiv hergaben zur Bebel'schen Introdution. Aber während die Schilderung der Schicksale der Säulenheiligen Marx und Engels eine volle Viertelstunde in Anspruch nahm, wurde Lassalle in einer Minute abgethan. Mir war es, als ob der also Gepriesene seine olympischen Brauen runzelte, und die schön geschwungenen Lippen schienen ein drohendes „Quos ego“ zu murmeln. Auch hier zeigte es sich, daß der Ruck von Lassalle zu Marx nunmehr als vollzogen zu betrachten ist, worüber allerdings Niemand Zweifel hegen mochte, der die sozusagen offizielle Lassalle-Biographie Bernstein's kennt. Armer Lassalle! Du hast gar zu viel auf das höchste Glück der Erbtöchter, auf die Persönlichkeit gegeben; Deine Stellung und Dein ganzes Gebahren besagten zu deutlich, daß die sozialistische Idee zwar Dein Eigenthum, Du aber nicht Eigenthum der Idee warst. Und Du hast nicht bloß das Proletariat geliebt, sondern daneben noch manches Andere: antike Bildwerke und gute Musik, exquisite Soupers und schöne Frauen, und dazu noch meistens Aristokratinnen. Ja, eine Gräfin war es, deren delikate Angelegenheit Dich hier in Köln zum ersten Male in Kollision mit den Gerichten und so in die Oeffentlichkeit brachte, und um einer adligen Lorelei willen mußtest Du Dein Leben lassen. Alles Dinge, die sich für einen „Volksmann“ gar nicht schicken! Da ist der ruhige, kühle, leidenschaftlose Marx ein ganz anderer Kerl. Die Persönlichkeit tritt vollständig hinter die Idee zurück, und daß sie jeden Personen-Kultus verwerfen, das haben die „Genossen“ auch dies Jahr um die Wette versichert; sie werden ja wohl wissen, warum! —

Auch während der Verhandlungen hat Bebel mit seinem umfangreichen Referat über den Antisemitismus den Vogel abgeschossen. In der That, seine historische und psychologische Analyse des Antisemitismus war glänzend und gediegen, so daß der rauschende Beifall am Schlusse wohl verdient war. Der Vortrag wird als offizielle Agitationschrift der Partei im Druck erscheinen; ob diese — man möchte fast sagen akademischen — Ausführungen gegenüber einem so skrupellosen Gegner, wie es der „reine“ Antisemitismus ist, ihre Schuldigkeit thun werden, — das allerdings ist eine andere Frage.

Im Ganzen bewegten sich die Verhandlungen in streng geschäftlichen Bahnen. Man kennt ja das Wort, daß die glücklichsten Völker diejenigen sind, die keine Geschichte haben. Vielleicht darf man das Selbe, mutatis mutandis, auch auf politische Parteien anwenden und sagen: die glücklichsten Parteien sind diejenigen, die die langweiligsten Parteitage haben. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hätten die Sozialdemokraten alle Ursache, mit dem Kölner Parteitage zufrieden zu sein. Daß dazwischen manche persönliche Reibungen und Händeleien ans Tageslicht kamen, bewies eben nur, daß auch sozialdemokratische Führer gewissen menschlichen Schwächen keineswegs unzugänglich sind. In der einen Ecke des Saales prangte die Inschrift: „So schaffet neue Waffen

für die alten Kämpen, die, stetig jung, die Jugend lenken“. Die Jugend schien aber keine Lust zu haben, sich ferner lenken zu lassen, und so gab es denn einen kleinen Aufstand unter Führung der Herren Schippel, Schönlant, Legien. Den jugendlichen Leichtsinne namentlich, mit dem Herr Legien auf dem Frankfurter sozialen Kongreß so freundschaftlich im Kreise der andersgläubigen „Doktoren“ verkehrt hatte, fand man unverträglich mit der orthodoxen Lehre.

Wenn man etwa geglaubt hat, daß gerade der Kölner Parteitag sich durch besonders wüthende Angriffe gegen den Katholizismus auszeichnen würde, so hat man sich darin getäuscht. Les extrêmes se touchent; die beiden Extreme Katholizismus und Sozialismus haben sich hier in Köln zeitlich und räumlich gestreift. Daß sie aber geistig mehr als einen Punkt gemeinsam haben, darauf braucht wohl nur hingewiesen zu werden. Wenn dereinst der Zukunftsstaat den Kölner Dom für seine Zwecke in Anspruch nehmen sollte, dann dürften wohl einige bauliche Veränderungen nothwendig sein. Die Glasmalerei aber mag man auch dann ruhig unangetastet lassen; denn die heiligen drei Könige, die vor der nazarenischen Zimmermannsfamilie knieen, und der galiläische Fischer, der den Thron der Caesaren einnimmt, — was sind sie anders, wenn man sich mit der Deutung nur einige Mühe giebt, als Symbole des triumphirenden Proletariats?

Köln.

Dr. F. Howig.

\* \* \*

### Nachschrift.

Dieser Bericht über die Kölner Stimmung wäre nicht vollständig, wenn die sensationelle Nummer nicht erwähnt würde, die Herr Bebel sich bis zur letzten Sitzung aufgespart hatte: der Brief des stud. jur. Johannes Miquel an Karl Marx. Herr Bebel besitzt vier solche Briefe — wahrscheinlich hat Engels sie im Nachlaß Karls Marx gefunden —, aber er verlas nur einen und man muß zugeben: der eine war gut gewählt, gut namentlich für den Hörerkreis, auf den er wirken sollte. Der junge Johannes erzählt da, wie er nach Hannover geschickt worden sei, um Bauern-Aufstände zu organisiren, er nennt sich einen Kommunisten und Atheisten und bekennet als sein Ziel die Diktatur der Arbeiterklasse. Alle diese Dinge sind, bis auf den Atheismus, der jetzt, wo Herr Miquel alle Berliner Kirchen einweihen hilft, besonders interessant ist, nicht neu und die Parteitagsgenossen müssen in der preussischen Geschichte nicht sehr bewandert sein, um über so verspätete Enthüllungen sich noch aufzuregen. Warum soll zwischen 1850 und 1890 ein Kommunist sich nicht bis zum preussischen Finanzminister hinaufmausern? Warum, wenn er ein geschickter Mann ist, soll er nicht den Weg über die Diskonto-Gesellschaft nehmen und sich überall, wo man vom Bankwesen nichts versteht, den Ruf und den Ruhm eines großen Bankiers erwerben? Unaufrichtigkeit kann man nach dem Brief an Marx Herrn Miquel jedenfalls nicht nachsagen, denn schon damals schrieb er: „So Viel als möglich erringen, das ist mein Wahlspruch.“ Die Jahrzehnte von 1860 bis 1890 waren in der deutschen Geschichte so, daß Kommunisten und Republikaner sich in konservative Monarchisten umwandeln konnten; wenn man nach abermals vierzig Jahren wieder verrätherische Privatbriefe aus der Zeit nach 1890 verliest, dann wird die Freude der Sozialdemokraten vielleicht noch herzlicher sein.





## Der Kohlenmarkt.

Fettkohle, aber keine Gasflammkohle! Man hatte der Harpener Bergbaugesellschaft, deren mit Spannung erwartete Generalversammlung nunmehr vorbei ist, die Erwerbungsucht bezüglich der Zeche Hugo vorgeworfen, indessen Börseninteressen spielen wirklich dabei nur eine untergeordnete Rolle. So glänzend die Harpener Gesellschaft auch nach außen da stand, so war doch schon seit Jahren von deren Leitung die Nothwendigkeit erkannt worden, sich zu konsolidiren d. h. mit Bergwerken zusammenzurücken, welche die sehnlichst erwünschte Gasflammkohle besitzen. Da nun die Harpener Gesellschaft außer dem Kölner Oppenheim auch noch die Darmstädter Bank, die Berliner Handelsgesellschaft und die Dresdener Bank im Aufsichtsrath hat, so werden ihr die Herren von „Hugo“, Allen voran der Berliner Landau, wohl schon ordentliche Bedingungen haben stellen können. Hier, bei den steigenden Kursen von Hugo-Aktien, welche die anderen doch zunächst zu erwerben hatten, begannen wohl allerdings Gelegenheitsgewinne mitzuschlagen.

Der bewährte Direktor der Harpener Gesellschaft ist auch die Seele des großen Synbitates. Er hatte nicht, wie seine Kollegen von anderen Bergwerken, eine wahrscheinliche Einschränkung seiner persönlichen Selbständigkeit als Bedenken, sondern griff im Interesse des ganzen Marktes zu dem weder einwands- noch widerstandsfreien Mittel der Ringbildung. Dieser Ring nun entfaltet doch allmählich eine so durchdachte Festigkeit, daß es dabei in erster Linie den Händlern schwermüthig werden kann. Was diese früher thatsächlich gesündigt haben — durch große Blankoverkäufe an die Eisenbahnen, worauf erst Monate später billige Käufe bei den Zechen folgten — wird nunmehr doppelt gebüßt. Die Ruhrzechen sind jetzt quasi bei der fiskalischen Leitung der Saargruben in die Schule gegangen, sie haben von den strengen Grundätzen der preussischen Beamten zwar noch nicht die schlechteren Arbeiterlöhne entnommen, was in Rheinland-Westfalen auch übel bekommen würde, aber sie waren gelehrige Schüler da, wo es ihnen auf die Einkettung des Zwischenhandels ankam. Dieser hat an der Saar ohne Unterschied der Person noch immer 15—20 pCt. Kautions stellen müssen, damit sowohl die schließliche Abnahme als auch die Stückenfreie Abnahme gesichert erschie. Eine ähnliche Einrichtung so geheim sie z. Bt. noch gehalten wird, steht auch seitens des Kohlen-syndikates bevor und nur vielleicht die allerersten Rhederfirmen, wie Daniel oder Stinnes in Ruhrort, mit denen der Ring nicht so könnte, wie er möchte, werden mit jenem Kautionszwange wohl kaum beleidigt.

So wird doch einmal der Beweis geliefert, wie eine große Produktion, die zum Nutzen des Dritten, des Kaufmannes, auch Jahre lang mit Zubußen arbeiten mußte, ihrem Vermittler schließlich die Bedingungen diktiert. Wie selig wären z. B. die Eisenindustriellen, wenn ihnen Gleiches möglich wäre, aber hier fällt das Wörtchen Export ins Gewicht. Das ist ein Ding, bei dem Kredit in Betracht kommt und den können Dortmund oder Essen bis nach Buenos-Ayres hinunter nur mit beschämenden Erfahrungen gewähren. In der That haben bisher fast alle Versuche havarirt, die das alte Verhältniß aufheben wollten, nach welchem die Hansestädte die Ausfuhrwaare gegen baar übernahmen und erst ab Seehafen die ihnen eigene Technik im Vorgehen und Vertrauen wirken ließen. Welche Humoresken ließen sich nur über die Exportkataloge, Musterlager, Adressbücher zc. zc. schreiben, die plötzlich zum Hintweg-

drängen der Zwischenkaufleute erfunden worden waren und die dann doch leblich — Geld kosteten.

Bei Kohle ist aber eigentlich gar kein Kredit vorhanden, da nach Erhalt der einzelnen Sendungen, sobald die Faktura da ist, bis zum Fünfzehnten bezahlt sein muß. Wahrscheinlich wünscht unsere Industrie auch gar keine anderen Bedingungen und sie wird sich nur gegen jede Preiserhöhung wehren, die ja auch angefangen des förmlichen Darniederliegens wie die Faust aufs Auge paßt. Und trotzdem ist eine Erhöhung des Syndikatskohlenpreises um 5 Mark höchst wahrscheinlich! Denn Herr Direktor Müser von der Harpener, — ich wollte sagen: die Herren vom Syndikat, erwägen, etwas hart, aber richtig: wir können unsere Preise, bei denen wir uns zugleich für frühere Hungerjahre erholen müssen, weniger der Größe der Nachfrage anmessen als der Kleinheit der Vorräthe. Hier ist in der That der wunde Punkt! Die Lager sind allgemein ganz gering und dieß bei einer Produktionseinschränkung, die bereits im September von dem offiziell verkündeten Satz von 15 Prozent auf deren 7 heruntergegangen war. Vielleicht haben die verschiedenen ausländischen Stricks daran Schuld, obgleich Cardiffkohle bereits wieder bei fremden Submissionen den Ausschlag giebt und Belgien jetzt täglich 4000 Wagen mehr als im Oktober 1892 versendet. Vielleicht brängt auch der Winterbedarf. Dieser absorbiert aber nur nach einer frommen Sage leblich Hausbrand, da auch die Eisenbahnen bei großer Kälte ganz andere Ansprüche machen. Ein strenger Winter kann einen Mehrverbrauch von 25 Prozent hervorrufen, während die Winterzeit an sich über 30 Prozent der gesammten Kohlenansprüche darstellt.

Die Chancen unserer Zechen liegen also gegenwärtig befriedigend, und wenn der Himmel ihr Dividendengebet erhören sollte, bringen die nächsten Monate Alles eher als milde Witterung. Das wäre allerdings ein Querschnitt, den sich kein rechtschaffener Bergmann ohne Schaudern denken kann. Schließlich geht es doch mit der Kohle wie mit dem Getreide: Die Spekulation hängt dabei von dem Himmel ab.

Und nun noch die Zukunftsmusik auch dieses Theiles unseres Bergbaues! Bezüglich des Mosellkanales wurde kürzlich an dieser Stelle die schon ganz auskömmliche Opposition unserer Saarwerke geschildert; aber glaubt denn eine heilige Einfalt vielleicht, daß die Saargruben den Kanal nicht bekämpfen? Die königlich Preussische Bergwerksdirektion zu Saarbrücken, d. h. ein nicht unwichtiger Theil unserer Staatsbehörden, überzählt doch ihre Einnahmen, sie weiß recht gut, daß die Kanalisation der Saar von Saarlouis bis Konz mit dem Mosellkanal untrennbar verbunden ist. Alsdann wird aber die Saarkohle, die mit dem Ruhrprodukt nicht konkurriren kann, so enorm im Verbrauch zurückgehen, daß möglicherweise bis 3000 Bergleute entlassen werden müssen.

Der stille Einfluß der Saarbrückener Bergwerksdirektion in dieser Beziehung beginnt schon sehr früh. Naturgemäß hätten wir 1871 sofort den Rhein bis Hünningen für die große Schifffahrt tauglich machen müssen durch einen Kanal Mannheim—Straßburg, aber hiergegen waren: 1. die Reichsbahnen, 2. die Badischen Bahnen, 3. der Badische Staat wegen Mannheim, das von seinem Handel Einiges an Straßburg verloren hätte, 4. Bayern wegen Ludwigshafen und 5. als ausschlaggebend, weil es das preussische Finanzinteresse betraf, die Bergwerksdirektion an der Saar. Der Fiskus liefert nämlich an Ueberfluß aus diesen Gruben zwischen 39, 30 und 24 Millionen jährlich ab:

Pluto.

## Fraktion Pleite.

Einen kurzen Sommer nur hat die Fraktion Geldsack erlebt und auch dessen Süßigkeit vermochte sie eigentlich nur zu ahnen, als sie embryonisch noch im Schooße der freisinnigen Allmutter schlummerte. Damals schien ein neuer Frühling ihr anzubrechen: ein wirklicher Reichskanzler lud die Kompromißbergnügten zu Gast, in dunklen Ecken plauderten mit den Nichtsalskfreihändlern die Nichtsalsstaatssekretäre, Dinze probirte vor dem Spiegel den einst widerwillig abgelegten Majorsrock an und Nidert trällerte, wenn er durch die Straßen schritt und in den Schaufenstern die schönen großen Lederportefeuilles liegen sah: Warte nur, halbe —! Doch es fiel ein Keis in der Frühlingsnacht: Die Northern-Pacific-Bahn, deren Aktien den halben Thiergarten bedeckten, verfrachte und die namhaftesten Führer der freisinnigen Vereinigung hafteten über den Ozean, um mit ihrem Freunde Henry Willard, oder auch gegen ihn, der jetzt unter Pari stand, zu retten, was noch zu retten war. Nur eine Hoffnung ließen sie, da sie im Reichstag nur als ein Grüppchen noch kümmerlich vegetirten, zurück: die Hoffnung auf die Wahlen zum Preussischen Landtag. Bei diesen Wahlen, so hieß es, sollte die Plutokratie ja herrschen, und da sie in Berlin sogar einen leidhaftigen Vorsteher der jüdischen Gemeinde als Kandidaten ausbieten konnten, so durften die Vereinigten darauf rechnen, in der Hauptstadt wenigstens Eugen den Gewaltthätigen zu entwurgeln. Ganz munter forderten sie denn auch 4 von 9 Berliner Mandaten und schickten unbescholtenen Bürgern Circulare ins Haus, mit der Aufforderung, im Interesse der wahren Freiheit für die Mannen des Thiergartenfreisinn zu stimmen. Mit öffentlicher Rede aber hielten sie sich zurück, denn da drohte der Richter, und nur in der Börsenpresse und deren akademischer Wochenausgabe wurde tapfer auf die einst so gerühmte Volksparteilichkeit geschimpft. Und endlich erschien dann der große Tag und das Resultat war in allen neun Bezirken das selbe: Pleite. Das beweist noch nichts; eine Partei kann leiblich vernünftig sein und dennoch bei der Wahl keine Stimmen erhalten; aber eine Clique, der die verbreitetsten Zeitungen zu Diensten waren die immer davon schwabronirt hat, daß sie „weite Kreise des liberalen Bürgerthums“ repräsentirt, müßte in Berlin doch wenigstens, wo ihre Leute die festesten Wurzeln haben, bescheidene Erfolge erringen, wenn sie irgendwie lebensfähig sein will. Diese Hoffnung ist nun begraben; und es ist spaßhaft, zu sehen, wie in der Wonnefreude über dieses Begräbniß dritter Klasse Herr Richter endlich es ausgeplaudert hat, daß ein Thiergartenfreisinn wirklich kein Phantom war. Er schreibt: „Die Wahlmänner der Freisinnigen Vereinigung sollen zumeist in der ersten Wählerklasse des Thiergartenbezirks von einzelnen reichen Bankiers gewählt worden sein. Herr Rudolf Mosse als einziger Wähler der ersten Abtheilung seines Bezirks ernannte allein zwei Wahlmänner.“ Und dann spottet er höchst bedenklich über das Krebsen mit der „Kandidatur jüdischer Konfession“. Sollte der Begründer der Freisinnigen Zeitung sich in diesem Tempo weiter entwickeln, dann wird er an die früher vornehm verworfenen Namen Fraktion Geldsack und jüdisches Centrum sich gerade gewöhnt haben, wenn sogar die neuere und passendere Bezeichnung Fraktion Pleite wieder vergessen ist und wenn die im Börsenrestaurant trauerfestlich vereinte Generalversammlung bereits beschloffen hat, angesichts der gefährlichen Unterbilanz in die Liquidation der großartigen Maigründung einzutreten.



Berlin, den 11. November 1895.

## Haberfeldtreiben.

Herr Johannes Sigl aus Ascholtshausen in Niederbayern, seit nunmehr fünf Monaten Mitglied des Deutschen Reichstages, hat die liebenswürdige Angewohnheit, in seiner übrigens fast immer amüsanten Zeitung über die Ereignisse, die sich gerade in Preußen abgespielt haben, unter der Rubrik „Ausland“ zu berichten. Allzu freundlich ist diese Sitte nicht, aber sie muß wohl dem Geschmack der Leute des Bayerischen Vaterlandes entsprechen und immerhin erfahren diese Leute doch aus gedrängten Auszügen wenigstens, was da draußen im Reich und sogar, was in Preußen passiert. Die Kurberliner sind nicht so glücklich; denen wird zwar pünktlich mitgeteilt, was die Herren Nordau und Brandes zu telegraphiren geruhen; keine Dummheit wird ihnen verschwiegen, die ein französischer oder russischer Zeilenlöhner geleistet hat, und von den zahlreichen Gedenktagen und Jubiläen im Leben der Herren Birchow und Mommsen werden sie rechtzeitig vorher und nachher in Kenntniß gesetzt. Was sonst aber im Reich vorgeht, darum haben sie sich nur zu bekümmern, wenn es der Verlagspolitik zufällig in den Kram paßt. Im Allgemeinen gilt die Losung: Berlin ist das Reich und das Reich ist Berlin und die Banaufenschaar hinter dem Spreegelände hat ergebenst zu schweigen. So ist es gekommen, daß es in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine Zeitung für Deutsche nicht giebt und daß der Fremde gezwungen ist, nach einem der rheinischen oder süddeutschen Blätter zu greifen, wenn er auf seine Weise sich über die in Deutschland noch wühlenden oder schon herrschenden Stimmungen unterrichten will. Was soll er auch machen? Man kann

ihm doch wirklich nicht zumuthen, sich spaltenlang mit irgend einem Herrn Schulz-Lupiz oder Maſowcr zu beſchäftigen, dem geſpenſtigen Schlachtgetümmel unter den erſchlagenen Freiſinnskriegern zuzuschauen oder dem tiefen Weiſheitwort des Jugendbildners Rudolf Birchow nachzudenken, daß es ein „politiſches Verbrechen“ ſei, Rudolf Pariſius nicht wieder in den preußiſchen Landtag zu wählen.

In München haben ſich während der letzten Woche Vorgänge abgeſpielt, die den Stoff für mindestens ein Duzend Leitartikel liefern könnten; aber die hauptſtädtiſche Preſſe ſchweigt dazu, und da die mittleren und kleinen Provinzblätter, meiſt im Wege des Maſſenbetriebes, von Berliner Reportern verſorgt werden, die natürlich nur ſchreiben, was ſie vorher geſehen haben, ſo erfährt der gute Bürger höchstens durch eine kleine Notiz, wie außerordentlich verbreitet jetzt in Bayern die Neigung iſt, dem argen Beiſpiel des Herrn Sigl zu folgen. Im bayeriſchen Landtage hat der liberale Abgeordnete Hebel geſagt: „Herr von Bollmar hat bereits darauf hingewieſen, daß ſich in der Reichsregierung ſeit einigen Jahren caſaritiſche und abſolutiſtiſche Tendenzen geltend machen. Kein Redner hat ſich über jene Aeußerung ausgeſprochen, und es könnte den Anſchein gewinnen, als ob das eine ſpezifisch ſozialdemokratiſche Anſchauung ſei. Ich konſtatire aber, daß man in allen bürgerlichen Kreiſen und bei allen Parteien im Hauſe das Gefühl hat, daß in dieſer Beziehung ein Umſchwung ſtattfinden muß. Der bayeriſche Geſandte in Berlin hat in dieſer Beziehung nichts gethan, und es ſcheint, daß der Bundesrath überhaupt in der Sache nichts gethan hat. Es verträgt ſich mit unſerem föderaliſtiſchen und monarchiſchen Gefühl nicht, daß ein Drang nach Abſolutismus an der Spitze der Reichsregierung ſich immer mehr Geltung verſchaffen ſoll. Ich bin überzeugt, wenn der Verſuch nach dieſer Richtung fortgeſetzt würde, dann müßte ſich bald zeigen, daß das ſüddeuſche Volk in ſeiner Geſammtheit ſich dagegen wehren wird.“ Jrgend einen Widerſpruch fanden dieſe Worte nicht, vielmehr ſah der Führer des Centrumſich genöthigt, ihre Wichtigkeit ausdrücklich zu beſtätigen. Man ſollte meinen, ſolche Worte, die ſeit dem Beſtehen des Reiches noch niemals in einem deuſchen Parlament von den Vertretern großer Parteien ausgeſprochen worden ſind, dürften als ein Echo der im zweitgrößten Bundesſtaate — und nicht da allein — vorwärts drängenden Stimmungen nicht unwichtig ſein. Aber in Berlin will

man seine Ruhe und namentlich seinen Frieden mit den immer lächelnden Herren aus der Wilhelmstraße haben, die dafür gelegentlich auch wieder gefällig sind, und so schweigt man die unangenehme Geschichte tot, bei der obendrein gar ein vom Bacillus Berolinensis noch nicht verseuchter Liberaler arg kompromittiert ist, und berichtet lieber schnell über einen Sieg der Matabelle, über Gladstones Verbauung oder über eine Niederlage der Freisinnigen Vereinigung. Was geht uns Bayern an? Bayern ist Ausland.

Eigentlich ist dieses Beginnen recht undankbar; denn aus Bayern stammt ja der alte Brauch, dem die Presse eben wieder einen ihrer schönsten Siege verbankt. Die journalistischen Engelmacherinnen begnügen sich nicht damit, den unbequem quarrenden Bälgen sacht das Lebenslicht auszublasen: sie verwenden beinahe noch größere Mühe darauf, die anderen Rangen, für deren Erhaltung sie gut bezahlt werden, recht fleißig zu stopfen und aufzupäppeln. Augenblicklich wird gerade die Bürgertugend gehätschelt und es wird der andächtig gaffenden Menge gezeigt, welchem Abgrund die Adelskorruption uns entgegenführt und die agrarische Anmaßung. Zwar hat Herr von Meyerind sich erhängt und seine Genossen sind streng bestraft, aber das Haberfeldtreiben dauert in der Presse fort, denn noch hat man nichts von einer Disziplinierung der als Zeugen vernommenen Offiziere gehört, gegen die der Prozeß doch geführt werden sollte, noch ist das Glücksspiel nicht, wie die Bossin es wollte, sittlich geächtet", die Pferderennen sind noch nicht eingestellt und Totalisator und Staatslotterie sind noch immer nicht verboten. Dieser Kulturfortschritt muß aber gemacht und die deutsche Welt muß von Berlin aus endlich so weit gebracht werden, daß es für die munter klingelnden Schlittenpartien des mobilen Kapitals keine lästige Konkurrenz mehr giebt und daß, wer Emotionen sucht, sie nur da finden kann, wo, wie abermals die Bossin sagte, „die äußerlichen Vorgänge ein gemisses Maß von Besonnenheit in Anspruch nehmen“, nämlich an der Börse. Es handelt sich um einen geschäftlichen Konkurrenzkampf; und wie die fraktionelle Sozialdemokratie nicht gern sieht, daß die Massen ihr Geld in die Gewerkschaften und in die Volksbühnen tragen, so will auch der fraktionell gegliederte Kapitalismus nicht dulden, daß der Spieltrieb andere Befriedigung finde als an der legitimen Börse, die der ehrliche Kasler doch, zum Entsetzen des Freundes Bamberger, einst in heller Stunde

einen ansteckenden Ort genannt hat. Auf dem Grunde jeder politischen Erregung des Liberalismus, der mit der Freiheit heute so viel etwa gemein hat wie mit dem Wasser das Feuer, ruht eine wirtschaftliche Spekulation. Er spottet frech über den Schutz der nationalen Arbeit, denn ihm ist es gleichgiltig, ob er mit Deutschen, Polen, Bulgaren oder Kalmüken seine Geschäfte macht. Er tobt gegen jedes Privilegium der Geburt oder des Standes, denn jede Institution ist ihm unerträglich, die einen anderen Werthmesser kennt als das blanke Geld. Und es ärgert ihn bis zur Raserei, daß noch immer so viel schönes, baares, blankes Geld am Totalisator, in den Lotterien und bei der Roulette verloren wird, da es so ungleich nützlicher doch das lockere Erbreich der Bankierherrlichkeit düngen könnte. Wenn es erst keine Abeligen, keine Großgrundbesitzer, keine Offiziere mehr giebt, wenn der Kurszettel der darbenenden Menschheit als einziger Barometer dient, dann erst bricht auf Erden der Tag wahrer Freiheit an und ihre aufgehende Sonne bescheint sieghaft das schweißige Fett des Kommerzienrathes, der abends auf dem westöstlichen Divan den Frauen eine fünfstellige Ziffer ins Ohr tuschelt und der morgens mit einem Tausendmarktzettel für eine protestantische Kirche prunzt.

Diesem innig zu wünschenden Ziel soll auch das neueste Haberfeldtreiben uns entgegenführen. Nicht Alle, die mitthun, merken Etwas davon; sehr Viele glauben ganz gläubig, daß wirklich für die hohe, die himmlische Freiheit gestritten wird, — auch unter den bayerischen Haberern giebt's ja manche ehrliche Leute. Die aber dem Haufen befehlen, die sind ihrer Absicht und ihres Zieles sich schlau bewußt: sie wettern laut gegen den Militarismus und segnen leise den arlosen Militär-Bureaukraten, der aus der Schreibstube schnell Deutschland zum Industriestaat ernennt und den man deshalb gegen die süddeutsche Ungebuld und gegen den Lebensanspruch der Bodenbehauer unterstützen muß; sie haben Jahre hindurch, so lange die Beamtenchaft nur die Feder in der Eisenfaust eines genialen Praktikers war, uns mit dem Gezeter gegen die Bureaukratie gelangweilt und sie sind nun, da der Spiritus zum Teufel und nur das Phlegma der Aktenwälder geblieben ist, emsig dabei, gegen die Kreuzzeitung, die an einem judenfreien Tage den Muth gefunden hat, an dem allbeherrschenden Schreibtisch kräftig zu rütteln, die hohen und höchsten Verdienste der Bureaukratie um das Volk und den Staat zu verfechten. Sie kennen ihren Weg und

man darf sie nicht schelten, weil ihr schnüffelnder Instinkt auch in der Dunkelheit die Straße wittert, auf der ihrem Klasseninteresse die Erlösung winkt. Was sie nebenbei so von Freiheit faseln, von politischer, von Freiheit des Glaubens und Lernens, das ist nur für die Dummen, ist für das Gefolge ein Göße, an den es sich klammern und zu dem es, wenn das Geschäft schlecht geht und der Verdienst gering ist, brünstige Gebete emporstammeln kann. Beschleicht trotzdem einmal Wismuth die Reihen, dann tritt ein Führer stracks vor die Front und preist in einer schönen Rede den Heldenmuth seiner Schaar, die den schweren Kampf kämpft gegen die Uebermacht, den Kampf für das Geld, für die Bourgeoisie, für Börse und Zwischenhandel, die sämtlich in der Oeffentlichkeit bekanntlich keine ausreichende Vertretung haben. Auch die Haberer aus den bayerischen Bergen dünken sich Helden, wenn sie zu zweihundert Mann einen verlassenen Einödbauern oder drei verängstete Gendarmen bekriegen, und auch sie behaupten, für Wahrheit und Recht zu streiten, wenn sie wider die ihrem Klassen-gesetz Unfolgsamen sich zusammenrotten und den durch Schrot und Blei Erschreckten ein gereimtes Sündenregister vorjohlen. Ob die wehmenenden Haberer selbst immer sauberer sind als die ihrem Muster nachseifernden Stegreifritter von der Scheere und vom Federhalter, davon erfährt man leider nichts, denn auch die ländlichen Richter und Sühner erscheinen nur verummmt und sogar ihre verantwortlich zeichnenden Salings und Harichs bekommt man nicht zu Gesicht.

Diesmal ist das Sündenregister besonders lang und wohlgefällig lauscht ihm dennoch die Menge, weil es den Adel trifft, den verhassten. Mit diesem Haß muß man rechnen; er lebt nicht nur in neidischen Geldleuten und bei den Sturmerproben liberaler Bezirksvereine, er wurzelt im Volk und der findige Massenspekulant Ahlwardt, der ganz zufällig nur nicht ein talentvoller Sohn Sems sein kann, hat ihn mit sicherem Tacten denn auch schon erspürt. Dieser Haß wird nicht wanken und weichen, so lange die Schaar der Vielzubielen bei uns den Adel fast nur in der Gestalt höfischer Streber und rückwärts gefehrter Atavisten sich verkörpern sieht, die einen leider verschollenen Kinderglauben und eine für immer hinweggewehrte Unterthänigkeit zurückbannen wollen. So lange der Adel nur Rechte verleiht und nicht Pflichten aufbürdet, so lange die Adelligen nur Erben sein wollen und nicht Ahnen und so lange sie höheren Stolz darin sehen, bei Hofe die Zwanzigsten zu sein als



auf ihrer Scholle die Ersten —: so lange wird im Volk das Wort von den Edelsten der Nation keinen Wiederhall finden. Nicht den leichtsinnigen Offizieren, die vor und während der Gerichtsverhandlung recht häufig in ihrem Auftreten jede Vornehmheit vermissen ließen, gilt jetzt das schadenfrohe Jauchzen; diese jungen und älteren Hazardeure wird man am Sichersten vor weiterem Unfug bewahren, wenn man ihnen den Pumpbrunnen verschließt und auf Schulden nicht mehr ferner die Strafe des Abschiedes setzt; denn nur darum hat der Offizier beim Wucherer einen fast unbeschränkten Kredit, weil der weiß, daß die Familie eher ihr Letztes opfern als den jungen Herrn dem harten Loos der Verabschiedung aussetzen wird. Die boschafte Wonne von gestern und vorgestern aber ist durch die Wahrnehmung entseffelt worden, daß an den Vertretern der ältesten Weltanschauung sich plötzlich das allermodernste Laster enthüllt: die Geldgier und die Gewinnsucht. Es ist die begreifliche Freude Shylocks, den auf offenem Marktplatz der stolzeste Cavalier um ein Darlehen ansprechen muß. Und wenn Bassanio lange schon fault, werden Shylocks Genossen mit Fingern noch auf den Enkel deuten und, vergnügt schmauzend, sagen: Dessen Großvater haben Wir vor der Pleite gerettet.

Der Hofadel wird immer von dem Winke des Herrschers abhängig sein; er wird luxuriös leben, wenn am Hofe Luxus herrscht, und er wird sich zur Einfachheit bekehren, wenn Einfachheit Hofmode ist. Als Ludwig XVI. in einem Jahre 6400 Rehböcke schoß und für eine seiner zahllosen Reisen 120 000 Livres ausgab, mußte er, durch Sinekuren und Privilegien, auch dafür sorgen, daß sein adeliges Gefinde was Gutes zu schmausen hatte, und nach der Revolution war Napoleon klug genug, dem Hofstolz die Rückkehr zu den prunkenden Sitten der Valois und der letzten Louis zu gestatten und selbst nur, im grauen Mantel, aus der betrettenen Stroghenden Schaar um so wirklicher sich abzuheben. Der Versuch, heute den Monarchen auf eine dünne Säule zu setzen — unten nur wimmelnde, armsfällige Masse und oben ein einsamer Dalai-Lama in Uniform —, dieser Versuch würde scheitern und mit dem Gefinde dann auch den Herrn begraben.

Für den anderen Theil des Adels, der höfische Aspirationen nicht hegt und deshalb den Haberern doppelt verhaßt ist, liegt das Heil im Verzicht auf veraltete Vorurtheile und in dem Streben nach finanzieller Selbständigkeit. Wenn die Söhne alter Familien, ohne

auf Hofgunst oder reiche Heirathen spekuliren zu müssen, ihren Besiz bewahren können, ohne den auch der Adelsbrief ein werthloses Pergament ist, dann können sie auch im Ansehen des Volkes den alten, gesicherten Plaß wieder einnehmen, als Bewahrer einer langen Ueberlieferung nationaler Kultur und vornehmer Sitte. Ganz logisch und konsequent richtet deshalb der Liberalismus, der wirthschaftliche, der in seinen Banken nur Werthe prägen will, den mächtigsten Anprall gegen die agrarische Bewegung, die einzige, die uns die Landbedelmännlichkeit noch retten kann und die weder von militärischen noch von civilistischen Schreiberisch-Tyrannen darum gern gesehen wird. Die wohlmeinende Arlosigkeit lächelt freundlich zu dem Haberfeldtreiben, denn es säubert die Bahn, die zur Export-Politik führt.

\* \* \*

Aber vergebens hat gegen das Haberfeldtreiben ja in Bayern auch die weltliche und die geistliche Macht sich bemüht; es war ihm nicht beizukommen. Und so bleibt immer wieder nur, auch für unsere städtischen Sitten, das einzige Mittel: die verlarvt im nächtigen Dunkel schleichenden Haberer zu packen, sie ans Licht zu schleifen und die Demaskirten der Menge zu zeigen, auf daß sie endlich erkenne, welchen Sittenrichtern sie so lange geglaubt hat und von welcher unreinlichen Sühnerschaar sie so schlau sich betrügen ließ.



## Der Kampf um die Währung.

Sie wunischen eine gemeinverständliche, populäre Beleuchtung der Lage, wie sie nach den neuesten großen Währung = Ereignissen in Indien mit der Einstellung der freien Silberprägung und in Nordamerika mit der Beseitigung der Shermanakte sich gestaltet hat. Sie wunischen diese Beleuchtung nach dem ganzen Umfang der großen praktischen Interessen, wirtschaftlicher, politischer und sozialer Art, die von dieser Frage so tief berührt werden. Der Kampf um die Währung sei weithin, so bemerken Sie, auch für gebildete Kreise ein Lohwabohu, das der Klärung dringend bedürfe. Damit werden Sie wohl im Rechte sein. Ich selbst würde die populäre Beleuchtung der Währungslage für Ihren umfassenden und gemischten Leserkreis nicht gern übernehmen, wenn ich nicht fast täglich aus brieflichen und persönlichen Anfragen erführe, daß wirklich selbst den gebildeten Kreisen, so weit sie sich nicht genauer mit der praktischen Nationalonomie abgegeben haben, und namentlich auch praktischen Geschäftsmännern, die elementarsten Begriffe zur Beurtheilung einer Frage fehlen, die doch Alle, namentlich alle Angehörigen der produktiven Stände, so nahe angeht und für Jedermann ohne Ausnahme ein erhebliches, für die Landwirtschaft und für den Arbeiterstand aber geradezu ein vitales Interesse hat.

Ich sage: insbesondere für die Landwirtschaft! Ja, damit will ich feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln, indem ich Ihnen Boes, ich meine Ihren Angriff auf meine Ansicht über die Nutzlosigkeit eines bloß gegen Rußland gerichteten Differentialzolles, mit Gutem vergelte und Ihrem von Grund aus agrarischen Herzen in den Fragen der praktischen Währungspolitik volle Befriedigung zu verschaffen verspreche. Das werde ich freilich nicht aus Gefälligkeit thun, sondern aus strenger, altbegrundeter, bei allen späteren Wahrungereignissen bis herab zur Erlassung des neuesten indischen Munzgesetzes vom 26. Juni d. J. immer wieder nachgeprufter Ueberzeugung. Gerade indem ich gegenüber Ihrem Angriff bezüglich des Differentialzolles an der Ansicht festhalte, daß dieser Zoll für praktischen Agrarismus fast ein leeres Glas ist, das sich vor 1904 für den Schutzollbursch nicht wieder füllen läßt, oder auch eine vorläufig leere Tonne, an deren Umhertwalzung der Bund der Landwirthe keine Kraft verpuffen sollte, lebe ich der felsenfesten Ueberzeugung, daß die neueste Währungslage der Landwirtschaft einen vollen Keldch unverdienter, schwerer wirtschaftlicher Bedrängniß in Aussicht stellt, den an sich vorübergehen zu lassen und bei Zeiten wenigstens nach seinem ganzen bitteren Inhalt zu erkennen, sie das allergrößte und ein mit allen produktiven Klassen völlig

gemeinsames Interesse besitzt. Selbst die verachteten „Export-Interessen“, d. h. die Interessen der einer dichten Bevollerung durch Beschäftigung für das Ausland Brot gebenden Industrien, auch die Interessen der in der Mehrzahl befindlichen nicht landwirthschaftlichen Bevollerung, die gern billiges Brot ist, decken sich in der Wahrungfrage vollständig mit denjenigen der Landwirthschaft. Dieses Mal brauche ich daher auch dem agrarischen Theil Ihres Leserkreises nicht widerwärtig zu werden. Ich hoffe sogar, ihn zu versöhnen, obzwar es Abgründe für die Landwirthschaft sind, worüber ich die Augen zu öffnen habe. Hierbei habe ich freilich nicht nur, ja nicht einmal hauptsächlich diejenige Seite der Wahrungfrage im Auge, nach welcher sie für landwirthschaftliche Kreise bisher mit Vorliebe behandelt worden ist, ich meine die indischen, amerikanischen, österreichischen, russischen Exportprämien, welche durch Wahrungentwerthung mittelbar geschaffen worden sind und welche auf dem Wege des vertragsmäßigen internationalen Bimetallismus beseitigt werden sollen. Diese Seite der Frage ist nicht entfernt die bedeutendste; doch werde ich auch sie berühren.

Hier und heute will ich zunächst eine grundlegende Orientirung über die für Verständniß und Beurtheilung aller Wahrungfragen maßgebenden Begriffe versuchen, und zwar nicht in Gestalt einer geschriebenen Vorlesung über graue Theorien, sondern als Einführung in die praktische Währungspolitik der Gegenwart und einer absehbaren Zukunft. Ich frage: Was ist Währung? was sind die verschiedenen Währungssysteme? was sind die Haupt- und Nebenbestandtheile jeder guten Währung? was ist die Grundeigenschaft jeder guten Währung?

Was Währung überhaupt ist? Man verwechselt und vermengt sie vielfach mit dem Munzwesen und namentlich mit dem Munzfue. Nun berühren und durchbringen sich zwar beiderlei Dinge, sie sind aber dennoch streng auseinander zu halten. Zwei Länder mit völliger Verschiedenheit in der Zusammensetzung ihres Munzsystems aus Gold-, Silber-, Kupfer- und Nickelmünzen und mit eben so großer Verschiedenheit des Fußes, auf welchem sie das Pragegrundgewicht des Wahrungsmetalles in mehr oder in weniger Munzeinheiten (Francs, Kronen, Gulden, Dollars, Rubel u. s. w.), zu mehr oder weniger schweren Munzstucken, größer oder leichter, auskroten, können dennoch die selbe Währung haben, heiße diese Gold- oder Silber- oder Gold- und Silber- oder Zwangspapier-Währung. Die ganze civilisirte Welt vermöchte die selbe Währung, etwa die internationale vertragsmäßige Doppelwährung, zu besitzen, ohne darum die Selbständigkeit des besondern Munzfues jedes Landes, ohne das Nebeneinanderbestehen von Francs, Gulden, Mark, Kronen, Sovereigns, Dollars, Rubels aufzugeben.

Das Wesen der Währung besteht in der Eigenschaft von Münzen

irgend welcher Münzordnung und von Kreditgelbzeichen irgend welcher Benennung, als gesetzliches Zahlungsmittel für die Erfüllung jeglicher Verbindlichkeit gegeben werden zu dürfen und genommen werden zu müssen. Als dieses schlechthin geltende Zahlungsmittel heißt die Währung auch Valuta. Nur Münzen, denen diese Eigenschaft gesetzlich beigelegt ist, stellen Währungsgeld dar, aber sie stellen solches dar, ob sie auf schwerem oder auf leichtem Fuße, mit einer geringeren oder größeren Anzahl der Hauptmünzeinheiten (Francs, Gulden, Kronen u. s. w.) aus dem selben Prägegrundgewicht (jetzt überwiegend 1 Kilo zu  $\frac{9}{10}$  fein) ausgebracht werden. Kreditgelbzeichen, denen der Zwangskurs beigelegt ist, ohne daß sie jeder Zeit zu ihrem Nennwerth in Einheiten des metallischen Währungsgeldes eingelöst werden können, denen also der Charakter des bloßen Metallgelbsurrogates abgeht, stellen eine selbständige Währung nichtmetallischer Art dar, also eine Währung, innerhalb welcher Münzen überhaupt nur im Ausmaß des Bedarfes an kleinstem Scheidegeld noch erforderlich bleiben.

Dies zur Orientirung vorausgeschickt, läßt sich leicht ein völlig klarer Ueberblick über die verschiedenen Währungssysteme gewinnen. Man hat einmal zu unterscheiden: Metallwährungen und Kreditwährungen; zur zweiten Form zählen in Metallgeld nicht einlösliche Staats- und Banknoten mit der durch gesetzlichen Annahmepzwang (s. g. Zwangskurs) vermittelten Eigenschaft des allgemeinen gesetzlichen Zahlungsmittels. Man hat zweitens zu unterscheiden zwischen einfacher und doppelter Währung oder, so weit dieser Unterschied im Bereich der Metallwährungssysteme auftritt, zwischen Monometallismus und Bimetallismus.

Zu den einfachen Währungen gehört auch die uneinlösliche mit Zwangskurs versehene Papiervaluta, wenn sie, mangels der Einlösung in baarem Metallgeld, ein bloßes „Geldsurrogat“, d. h. Metallgelbsurrogat, nicht darstellt. Die zwei hauptsächlichsten Fälle der Einfachwährung bilden jedoch die einfache Silber- und die einfache Goldwährung, indem entweder nur die silbernen oder nur die goldenen Hauptmünzen („Kurantmünzen“) uneingeschränkt die Stellung des allgemeinen Zahlungsmittels einnehmen.

Als Doppelwährung erscheint dagegen jener Zustand, in welchem Gold- und Silber-Kurantmünzen nebeneinander zu gesetzlichen Zahlungsmitteln nach einer bestimmten dauernden oder veränderlichen Werthrelation ausgeprägt und gesetzlich in uneingeschränktem Maße zu jeder Zahlung benutzt werden können.

Die metallische, im engeren Sinne s. g. Doppelwährung, stellt zwei wesentliche Anforderungen. Die eine besteht in der freien Prägung jedes der beiden Edelmetalle auch für Privatrechnung gegen Prägevergütung (Schlagschatz), damit alles edle Metall seiner Hauptbestimmung, der

Bestimmung zum Wahrungsdienst, stets zugeführt werden könne. Dieser Zweck könnte freilich auch auf andere Weise erreicht werden; nämlich so, daß staatlich garantirte, auf Gold und Silber lautende Geldscheine gegen unbeschränkte Bankhinterlegung von Gold und Silber ausgegeben und nach einem jeder Zeit bestimmten Werthverhältniß zwischen Gold- und Silbergeld in Gold und Silber, etwa je zur Hälfte in Goldgeld, zur anderen in Silbergeld, einlösbar wären. Wo die freie Wahrungsv Verwendung alles Goldes und alles Silbers nicht oder nicht vollständig gesichert ist, wo und solange das eine Metall gar nicht oder nur beschränkt zur Wahrungsv Verwendung zugelassen ist, also am Uebergang in den Dienst des gesetzlichen Zahlungswesens gehindert wird, ist auch die Doppelwährung mehr oder weniger nur eine nominelle und unvollständige. So in der lateinischen Munzunion seit der Einstellung der freien Silberprägung. So bisher in den Vereinigten Staaten, soweit diese nur eine bestimmte Höchstsumme Silber per Monat für den Staatsschatz gegen Silber-Schatzscheine, sogenannte Certifikate, zur Prägung übernehmen.

Die andere Grundvoraussetzung für die Verwirklichung und Aufrechterhaltung der Doppelwährung ist die fixe Werthrelation zwischen beiden unbeschränkt zur Währung zugelassenen Edelmetallen. Ueber die Möglichkeit der Fixirung wird weiterhin besonders die Rede sein müssen. Hier ist vorerst nur zu erwähnen, daß in den Doppelwahrungslandern früher eine solche fixe Werthrelation genau oder nahe bei  $15\frac{1}{2}$  Kilo Pragesilber gleich 1 Kilo Pragegold so lange, als freie Prägung bestand, trotz großen Umwalzungem im Mengenverhaltni zwischen der Silber- und der Goldproduktion wirklich auch als Werthrelation auf den Edelmetallmarkten sich aufrecht erhalten hat. Erst seit der fortschreitenden Verdrängung des Silbers aus dem Wahrungsdienst hat auf dem Edelmetallmarkt ein Preissturz des Silbers von  $1:15\frac{1}{2}$  bis nahe an  $1:30$  sich vollzogen und man geht mit jedem weiteren großen Schritt weiterer Entwährung auch einem weiteren Sinken des Silberwerthes entgegen.

Der Leser bleibe unvollständig orientirt, wenn nicht noch kurz erwähnt werden würde, daß es nicht blos die metallische Doppelwährung giebt, gegeben hat und geben kann. Eine zweite Form der Doppelwährung ist die Verknüpfung von Edelmetall- und Papierwährung, wobei als gesetzliche Zahlungsmittel neben dem Metallgeld auch Staats- oder Banknoten ausgegeben werden, die auf Grund des Staats- und Bankkredits den Nenngleichwerth mit dem Metallgeld auch wirklich behaupten und mit der Metallwahrung zu einer gemischten, metallisch-papiernen Doppelwährung von allerdings ziemlich gebrechlicher Art sich verschmelzen. Diese gemischte Doppelwährung wird zur Tripelwahrung, wenn schon die Metallwahrung

des Landes Doppels, d. h. Gold-Silberwahrung ist. Die durch Zwangs-kurs künstlich hergestellte fixe Werthrelation der gemischten Doppelwährung wäre 1:1, 1 Franc, Dollar u. in Papiergeld gleich 1 Franc, Dollar u. s. w. Metallgeld. Wenn freilich im Umlauf in Folge der Entwerthung Papiergeld den Gleichwerth mit dem Metallhauptgeld oder „Kurant“ nicht zu behaupten vermag, so bleibt das Notengeld allein noch im Umlauf, da Niemand mehr mit dem werthvolleren Kurant zahlt, und plötzlich entpuppt sich die gemischte Doppelwährung zur einfachen Papierwährung. Dieser Gefahr würde auch Deutschland nicht sicher entrückt sein, wenn es mit stark hinkender Goldwährung in einen nicht rasch verlaufenden Krieg gerieth.

Bisher ist nur das vollwerthige Hauptwahrungsgeld, welches, als das schlechweg umlaufende, „auch Kurant“ heißt, zur einleitenden Orientirung ins Auge gefaßt worden. Nun drohen aber den Ländern mit einfacher Goldwährung, also dem Deutschen Reiche, von den erwähnten neuesten Ereignissen her weitere Störungen auch in denjenigen Wahrungnebenbestandtheilen, die neben dem Kurantgeld zum Zweck der Vermittelung theils der unter dem Betrag der Kurantmünzen zurückbleibenden Kleinzahlungen, theils des über die Bequemlichkeit der Kurantzahlung hinausgehenden Zahlung-Groß- und Zahlung-Fern-Verkehrs bestimmt sind. Das sind einerseits die unterwerthig ausgeprägten Scheidemünzen aus Nickel und Kupfer, hauptsächlich aber aus Silber, andererseits die zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erklärten Staats- und Banknoten. Selbst Länder mit Doppelwährung haben Silberscheidemünzen neben den kuranten großen Scheidemünzen, indem z. B. die 2-, 1- und  $\frac{1}{2}$ -Francstucke unterwerthig, d. h. zu 835 statt zu 900 millo fein ausgeprägt werden.

Es ist hauptsächlich die Silberscheidemunze, die in den Wahrungswirren einen hauptsächlichen Gegenstand der praktischen Währungspolitik bilden wird. Man muß sich daher das besondere Wesen, das die Silberscheidemunze mit allen übrigen Scheidemünzen gemein hat, erst vollständig klar machen. Da sind zwei Grundzüge besonders zu betonen: die Eigenschaft eines Nebengeldes neben dem Kurantgeld, so daß die Gesamtwahrung eigentlich überall eine zusammengesetzte ist, und die andere Eigenschaft einer Art metallischen Kreditgeldes, die aus der nothwendigen s. g. Unterwerthigkeit aller Ausprägung von Scheidemünzen sich ergibt.

Die Scheidemünzen sind wirklich ein wesentlicher Bestandtheil neben dem Kurant für jedes Währungssystem und sie kommen in jedem vor. Sie sind nämlich unentbehrlich für die Bewerthstellung der großen Masse alltäglicher Kleinzahlungen. Liegt denn aber in diesem Anloen einer unterwerthigen Scheidemünze an die vollwerthige Kurantmunze zum Zweck der Bewältigung jeder Art von Zahlungsverkehren nicht ein Abfall von der

Silber- oder der Gold- oder der Gold- und Silberwahrung? Auf den ersten Blick scheint es so zu sein; denn auch die Scheidemünze ist gesetzliches Zahlungsmittel. Näher betrachtet, ist gleichwohl im Scheidemunzenumlauf bei richtiger Ordnung dieses metallischen Nebengeldes, das neben dem Kurantgeld in die Währung hineinläuft, weder theoretisch noch praktisch auch nur theilweise eine Verneinung der Edelmetallwahrung zu erblicken. Der fragliche Scheidemunzenumlauf erscheint unter den entsprechenden Vorkehrungen doch nur als Surrogat von edlem Metallkurantgeld, als Geld für die Vollziehung von Kleinzahlungen unter dem Mindestbetrag der Hauptkurantmunze. Bestimmte in Munzform gebrachte Mengen Kupfer, Nickel, Scheidegoldsilber werden als Nennwerthbruchtheile der Kuranthauptmunzeinheit zu x Pfennigen, Hellern, Kreuzern, Kopfen u. s. w. ausgegeben, dem Kurantgeld für Kleinzahlungen werthgleich erklärt, hiernach als gesetzliche Stellvertreter des Kurantgeldes zu Kleinzahlung behandelt. Die Scheidemünzen haben also gesetzliche Zahlkraft, haben den Charakter einer Nebenwahrung innerhalb des Währung-Gesamtsystems.

Die Scheidemünzen sind immerhin eine Art metallischen Kreditgeldes, weil der ihnen im Kurantnennwerth beigelegte Werth hinter dem Werth, den ihr Metallgehalt auf dem Weltmarkt finden würde, zurückbleibt, mit anderen Worten, weil sie unterwerthig ausgeprägt sind. Ihre Werthrelation zum Hauptgeld ist eine fixirte, aber eine künstliche, über dem Metallwerth ihres Stoffes angelegte Werthrelation. Die Werthrelation alles Scheidegeldes zu seinem Edelmetallkurant ist in der Währung eine höhere als auf dem Marke; sie ist nicht bloß fixirt, sondern auch fingirt. Diese Werthfiktion ist keine so starke wie diejenige, welche zwei uneinlosbare Funfmarktscheine einer halben Goldkrone gleichsetzt, immerhin aber eine Fiktion, die desto größer wird, je mehr der Werth des Scheidemunzmetalls sinkt, ohne daß das Gewicht (Schrot) durch Umprägung ein entsprechend größeres, stärkeres, „gröberes“ wird. Als bei Einführung der Goldwährung unsere 1, 2 und 5 Markstücke ausgegeben wurden, waren diese Silberscheidemünzen trotz der damaligen hohen Marktwerthrelation von 1:15½ zwischen Gold und Silber doch nur 90 Pfennig Gold per Mark werth; sie wurden also um 10 Prozent „unterwerthig“ ausgeprägt. Heute, wo auf dem Hauptsilbermarkt in London die Unze englischen Pragesilbers nicht mehr 61 Pence englischer Goldwährung, sondern nur zwischen 30 und 40 Pence gilt, sind die silbernen Markmunzen ungefähr nur noch die Hälfte ihres auf Gold gestellten Nennbetrages werth, man müßte sie denn ums Doppelte schwerer umpragen, um ihren wirklichen Metallwerth dem Nennwerth wieder nahe zu bringen.

Wie kommt es denn nun, daß unterwerthig ausgeprägte Scheide-



münzen, die doch nur einen Theil ihres Nennwerthes in sich selbst tragen, den Nenngleichwerth mit Kurant dennoch behaupten? Die Klarheit über diese Frage ist für das Verständniß des ganzen Streites von großem Belang. Die Antwort ist: der Nenngleichwerth wird nicht bloß künstlich fixirt, sondern auch künstlich gestützt, eigentümlich fundirt. Trotz unterwerthiger Ausprägung behaupten nämlich die Scheidemünzen im Umlauf den ihnen beigelegten künstlichen Gleichwerth mit dem Kurantgeld unter gewissen Einschränkungen. Die Grundeinschränkung besteht darin, daß an Scheidemünzen keinesfalls größere Mengen ausgegeben werden, als der Kleinverkehr nach seinem Umfang und Bequemlichkeitsbedürfniß wirklich bedarf und daher auch wirklich einschlußt und bei sich behält. Dieser Erfolg kann beim Scheidemünzenumlauf hauptsächlich durch drei Maßregeln erreicht werden: einmal durch Beschränkung der Ausprägung auf einen bestimmten Höchstbeitrag pro Kopf der Bevölkerung; sodann durch Beschränkung der Pflicht zur Zahlungannahme der Scheidemünzen auf eine Höchstsumme, über welche hinaus Kurantgeld allein gesetzliches Zahlungsmittel ist; endlich durch Einwechslung gewisser Mindestsummen jeder Art Scheidemünze bei der Staatskasse gegen vollwerthiges Kurantgeld.

Nur müssen — und das ist für das Verständniß der praktischen Währungsfragen besonders wichtig — diese drei Vorrichtungen auch wirklich geübt werden können. Es ist nun heute sehr fraglich geworden, ob nach der erfolgten starken Entwerthung des Silbermarkgelbes um annähernd die Hälfte seines Ausprägungwerthes nicht eine massenhafte Nachprägung von Silber zum selben Gehalt, in welchem seiner Zeit die Markstücke amtlich ausgeprägt wurden, im Ausland bewerkstelligt, die Markcirculation stark, wenn auch geschwindig vermehrt, hiermit aber unsere ohnehin schon hinfende, d. h. mit Silberthalern imprägnirte, also etwas versilberte Goldwährung noch hinfender gemacht werden wird. Ich komme hierauf zurück. Vorläufig nur die Bemerkung, daß vielleicht für Deutschland der Schrecken der zwei Jahre Zuchthaus, die der Artikel 146 des Deutschen Strafgesetzbuches auf die fragliche Nachprägung setzt, im Stande sein wird, den Reiz eines hundertprozentigen Gewinns zu überbieten, gewiß ist es nicht.

Weshalb wird nun aber die Scheidemünze überhaupt unterwerthig ausgeprägt und wie weit darf man in der Unterwerthigkeit gehen?

Die unterwerthige Ausprägung der Silberscheidemünzen hat geschichtlich verschiedene Gründe gehabt. In früherer Zeit lag ein gewichtiger Grund im fiskalischen Streben nach außerordentlichem Münzgewinn und nach Vergütung der höheren Prägungskosten und Münzabnutzungsverluste des Scheibegeldes. Für immer aber ist die unterwerthige Ausprägung durch die Rücksicht bedingt, daß das Scheibegeld als Zahlungsmittel des

Kleinverkehrs auch dann nicht aus dem Umlauf verschwinde, wenn das Edelmetall-Kurant, worauf es lautet, also bei einfacher Goldwährung das Gold in seiner thatsächlichen, marktmäßigen Werthrelation gegen Silber, Nickel und Kupfer, unter die Werthrelation zur Zeit der Scheidemunzeausgabe mehr oder weniger sinken würde; denn fände Das statt, so würde das Metall der Scheidemünzen mit Kurant aufgekauft und aus der Circulation gezogen werden und der Kleinzahlungsverkehr ginge seiner besonderen Geldmittel verlustig. Es ist nun klar, daß die Unterwerthigkeit der Silberscheidemunze in sehr engen Grenzen (10 Prozent) gehalten werden kann, wenn die Werthrelation zwischen Gold und Silber nur innerhalb sehr enger Grenzen auf dem Edelmetallmarke schwankt; Das war früher bei starker Wahrungverwendung des Silbers für längere Dauer gesichert, trifft aber jetzt nicht entfernt mehr zu, nachdem seit der „Entthronung“ des Silbers dessen Werth weit unter 1 : 15½, fast auf 1 : 30 gesunken ist. Unsere Silbermarkstucke sind nun statt um 10 Prozent zur Zeit der Ausprägung vor 20 Jahren fast um 50 Prozent unterwerthig geworden; sie sind zur Hälfte ihres Werthes ein unsundirtes Kreditgeld. Es wird sich zeigen, daß nur die stärkere Wiedereinfetzung des Silbers in den Kurant-Wahrungsdienst diesem Uebelstand abhelfen kann.

Ist denn aber die starke Unterwerthigkeit wirklich ein Uebelstand? Gewiß! Die Unterwerthigkeit der Scheidemünze soll eine gewisse, dem Vollwerth möglichst nahe Grenze nicht unterschreiten. Hierfür sind zwei Gründe hauptsächlich maßgebend. Einmal muß der Reiz zur Nachprägung vermieden werden; wenn beispielsweise Markstücke um fünfzig statt um zehn Prozent unterwerthig geworden sind, so beträgt der Gewinn an der Nachprägung, obwohl diese, verglichen mit dem inneren Werth der amtlich geprägten Markstücke, keine Falschpragung darstellt, hundert Prozent des Silberwerthes der nachgepragten Stücke. Für ein Land der Goldwährung bedeutet es aber eine Herstellung schlechter Silberwahrung neben der Goldwährung, wenn nachgepragte Silbermünze trotz der angedrohten Strafe in größeren Massen in den Geldverkehr des Landes hineingebracht wird. Noch bedenklicher ist die zweite Wirkung. Je stärker die Unterwerthigkeit am Anfang ist oder in Ländern der einfachen Goldwährung durch fortschreitende Silberentwerthung nachher wird, desto weniger trägt die Scheidemünze ihren Vollwerth in sich selbst, in desto größerem Maße nimmt sie den Charakter uneinlosbaren Kreditgeldes an. Wenn dann Krisen eintreten, in welchen zur Zwangspapiergeldpresse geschritten werden muß, so finden sich auch die Aern des Zahlungskleinverkehrs bereits mit einer Art metallenen Kreditgeldes gefüllt, zum größten Schaden der Finanzen und zur größten Verwirrung des Verkehrs, wie ich zeigen werde.

Silberscheidgeld — das führt zur Orientirung über die Stellung des Kreditgeldes in jedem Währungssystem hinüber — hat bei fortschreitender Entwerthung des Silbers dem Golde gegenüber den Drang, auch formell Kreditgeld zu werden. Es strebt zu den Gewölben des Staatsschatzes und der Banken, indem Hinterlegungsscheine in den Umlauf gebracht werden, die auf das hinterlegte Silber „fundirt“ sind. Das ergiebt die Erscheinung der „Silbercertifikate“. Ist einmal Silber gegen Gold von  $15\frac{1}{2}$  zu 1 auf 30 : 1 gesunken, so wird Silberscheidemünze eine doppelt so schwere Ausprägung erheischen, um einen seinem Kurantnennwerth nahebei entsprechenden inneren Werthgehalt zu behaupten. Das aber geht nicht; denn wenn die jetzigen Einmarkstücke insgesammt zu Zweimarkstücken, die jetzigen Zweimarkstücke zu Viermarkstücken, die jetzigen Fünfmarsstücke zu Zehnmarkstücken umgewandelt werden würden, so wäre dies ein für den Verkehr höchst beschwerlicher Zustand und Jedermann würde 1 Markzettel, 2 Markzettel, 5 Markzettel gegen Zurückziehung der Silbermarkmünzen vorziehen, die dafür gegen diese Certifikate in den Staats- oder Reichsbankchatz zu liegen kämen. Das Werthverhältniß von Silber zu Gold darf eben nicht zu tief sinken, wenn Silberscheidemünzen für den Verkehr brauchbar bleiben sollen und dennoch eine nur mäßige Unterwerthigkeit aufrecht erhalten werden will. Die durch „Währungenthronung“ des Silbers herbeigeführte tiefe Entwerthung macht das weiße Metall auch zur Erfüllung seiner Bestimmung für soliden Scheidemünzdiens mehr und mehr untauglich; der Drang nach Ersatz des silbernen Scheidgeldes durch papierenes Scheidgeld macht sich geltend und schon heute ergeht der Ruf hiernach auch in Deutschland. Wenn nun, wie in Amerika, das für Silbercertifikate hinterlegte Silber nicht in einem dem Goldnennwerth der Certifikate nahebei entsprechenden Betrage erfolgt, so hat man innerhalb der Hinterlegungsgewölbe silbernes, wie außerhalb papierenes Scheidekreditgeld, das im Maße der fortgeschrittenen und weiter fortschreitenden Silberentwerthung keine Foundation hat. Es wäre praktisch auch ziemlich schwer angängig, für die Certifikate den hinterlegten Silberbetrag immerfort nahebei auf dem Silberäquivalent von Gold zu erhalten, da die Werthrelation beider Edelmetalle in beharrlichem und starkem Schwanken begriffen ist. Das metallische Scheidgeld drängt also wirklich dazu, auch formell Kreditgeld, Papiergeld, zu werden, namentlich dann, wenn man dem vom Thron gestoßenen Silber dadurch Unterkunft verschaffen will, daß man dem Silber auch für höhere Zahlungsbeträge, etwa durch Silber-Fünfdollarstücke, Verwendung innerhalb der nominellen Goldwährung verschafft. Solche Silbermünzen werden viel zu plump für den Verkehr, sie drängen zur Hinterlegung gegen Ausgabe von Certifikaten, die jedoch nach erfolgter starker Emission den Nenngleichwerth mit Gold-

kurant nicht zu behaupten vermögen. Es ist ein verzweifelter Versuch, in einer Zeit der fast allgemeinen Silberentwerthung dem Silber innerhalb nomineller Goldwährung Absatz zu verschaffen. Auch der Bimetallist, und gerade dieser, muß solche Art der Wiedereröffnung größeren Währungsspielraumes für das Silber, da sie auf Kosten reinlicher Scheidung und Ordnung zwischen Kurant- und Scheidegeld vor sich geht, ablehnen. Jener Spielraum kann ohne Schaden nur geschaffen werden, wenn Silber nicht als grobfüßiges Scheide-, sondern als leichtfüßiges Kurantgeld zum Währungsdienst gebracht wird, mit anderen Worten, wenn die ordentliche Kurantdoppelwährung zur Geltung gelangt; anderen Falles wird beim heutigen Grade der Silberentwerthung das Silbergeld auch für den Zahlungsverkehr Certifikat-Kreditgeld weiter werden und bleiben. Bei einfacher Goldwährung wird Das sich kaum vermeiden lassen.

Zum unentbehrlichen Nebengeld jeder Währung gehört nicht blos die Scheidemünze. Daneben steht das mit gesetzlicher Zahlkraft ausgerüstete Papiergeld. Bildet die Scheidemünzencirculation den einen Nebenflügel des Kurantmittelsstücks im Währungsgebäude, nämlich für den Kleinzahlungsverkehr, so bildet die Staats- und Banknotencirculation den anderen Flügel, hauptsächlich für den in Kurant nicht bequem abzuwickelnden Zahlungsverkehr. Das Gesamtsystem ist Edelmetallkurant, verbunden mit beschränkter Papier-, wie mit beschränkter Scheidemünz-Circulation.

Mit beschränktem Papiergeldumlauf! Die Beschränkung dieses Umlaufes kann eine doppelte sein, wenn man die feste Werthrelation von 1 : 1 gegen Edelmetallkurant aufrechterhalten will. Entweder muß das Papiergeld, wenn es gegen Metallkurant vom Staate nicht eingelöst wird, auf einem mäßigen, im Verkehr sicher aufgesaugt bleibenden Ausgabebetrag zurückgehalten werden, oder es muß gegen Metallkurant durch entsprechende Bankfundation einlösbar gemacht werden; das Noten ausgebende Institut muß die ausgegebenen Nennbeträge theils im Währungselmetall, theils in den nöthigen, gegen Kurant kurzfristigen, leicht realisirbaren Forderungen vorrätzig halten, damit alle aus dem Verkehr zeitweilig wieder ausgestoßenen Papiergeldmengen auf Verlangen in Kurant baar eingelöst werden können. Die Fundation der Einlösbarkeit auf Kurantmetall und auf kurzfristige Forderungen ermöglicht es, daß der Gesamtbetrag der gesetzlichen Zahlungsmittel jeden Augenblick dem gegebenen Zahlungsmittelbedarf durch Zusammenziehung und durch Ausdehnung sich anschmiegen kann. Das Papiergeld-Nebenstück der Gesamtwährung wirkt hierdurch überaus wohlthätig als selbstwirkender Währungskonservator und ist ganz unentbehrlich. Genau so wirkt es aber kraft seiner Fundation auf den Bankvorrath an Kurantmetall und an auf Kurantmetall ausgestellten Forderungen von kurzer

Verfallzeit und jederzeitiger Veräußerlichkeit. Hierdurch erst wird der Kreditbau an das Metallkurant völlig ungefährlich, das Papiergeld lediglich zum sicheren Stellvertreter paraten Kurantgeldwerthes. Das ist aber das Papiergeld nur bei Fundation auf das Metall der Währung, d. h. auf Gold bei einfacher Goldwährung, auf Silber bei einfacher Silberwährung, auf Gold und Silber bei metallischer Doppelwährung. Papiergeld, das bei einfacher Goldwährung entwerthetes Silber zur Bankhinterlage erhält, ist ein im Betrage dieser Entwerthung unfundirtes Kreditnebensgeld und bedroht das gesicherte Funktioniren der Goldwährung desto mehr, je stärker das Verhältniß der Silbermenge zur Goldmenge im Baargewölbe ist und je mehr die Entwerthung von Silber fortschreitet.

Wäre denn nicht eine unfundirte Papierwährung, ausgegeben auf den allgemeinen Kredit des Staates, als System einfacher Währung denkbar, indem die Ausgabe auf den Bedarf des Verkehrs begrenzt würde? Die Antwort kann nur verneinend ausfallen. So lange die Volks- und Weltwirthschaft in eine unübersehbare Anzahl privater Haus- und Geschäftswirthschaften aufgelöst sind, ist die Abwicklung aller Guthaben für Leistungen und aller Bezahlungen für Bezüge durch reines Kreditgeld schlechterdings unmöglich. So lange ist vielmehr ein Geld erforderlich, das den Gegenwerth der dafür geleisteten und der damit anzuschaffenden Güterwerthe in sich selbst trägt, also dem Inhaber als volles, sicheres, im eigenen Gewahrsam vorhandenes Pfand dient. Dieser Gegenwerth kann durch kein anderes Gut für Währungszwecke so gut geliefert werden, wie es durch die Edelmetalle geschieht. In der bestehenden wirthschaftlichen Gesellschaftsordnung ist deshalb eine selbständige, von aller Edelmetallfundation losgelöste einfache Papierwährung unmöglich. Keine Begründung des Werthes des allgemeinen Zahlungsmittels auf den Kredit des ausgebenden Staates würde genügen, um solchem Papiergelde die erste Eigenschaft alles guten Geldes, die eigene Werthstabilität und das möglichste Gleichbleiben der Kaufkraft, zu sichern.

Man hat neuerdings darauf hingewiesen, daß eine von ihrer nominellen Kurantunterlage thatsächlich losgelöste, also selbständige Papier-Einfachwährung bestanden und dem Werthsturz des Silbers sich entzogen habe. Es wurde hierbei namentlich auf Oesterreich exemplifizirt, das Ende der siebenziger Jahre die Silberprägung für Private einstellte und es glücklich zu Stande brachte, daß seine nominell auf Silber gestellte Papiervaluta in Staats- und Banknoten dennoch der Entwerthung des Silbers nicht nachfolgte; der deutsche Wechselkurs auf Wien (zahlbar in Noten) blieb für den Gulden österreichischer Währung auf 1,60 bis 1,70 Mark deutschen Goldes, während der Werth des in einem österreichischen Silbergulden enthaltenen Silbers auf 1,30 bis 1,40 Mark sank; es trat also wirklich das in der

Wahrungsgeschichte kaum erlebte Ereigniß ein, daß der Papierwerth den angeblichen Metallwerth beträchlich iberstieg. Man darf jedoch aus dieser Thatsache nicht schließen, daß eine unfundirte Papier-Einfachwährung sich als normaler Zustand bewähren könne. Das uneinlosbare österreichisch-ungarische Staats- und Bankpapiergeld war eben doch durch die Vorräthe der österreichisch-ungarischen Bank an Gold wie Silber und an Kurantwerthen Forderungen, weiter durch die aufsteigende Entwicklung der Finanzen, theilweise durch Staatsgüter (Salinenhypothek) unmittelbar und mittelbar fundirt. Die Zwangs-Kreditvaluta konnte sich nur hierdurch nach Einstellung der freien Silberprägung der viel stärkeren Entwerthung des Silbers entziehen. Das Vorbild eines normalen Wahrungszustandes ist in diesem Vorgang keinesfalls zu erblicken. Edelmetallkurant, verbunden einerseits mit nahebei vollwerthiger Scheidemünze, andererseits mit Kurantwerthiger Volldeckung aller Notencirculation ist das einzig normale Währungssystem für den nationalen Verkehr und vollends für den normalen internationalen Verkehr, der nur auf Kurantgeld und Kurantmetall-Barren sich stützen laft.

Es giebt nun freilich Krisen und Katastrophen im Leben der Völker, die für den Staat keinen anderen Ausweg mehr ibrig lassen als den, die gewaltigsten außerordentlichen Bedarfe durch Massenausgabe uneinlosbaren, unfundirten Papiergeldes zu decken; käme der befürchtete europäische Krieg, so würden wahrscheinlich alle betheiligten Staaten hierzu genöthigt sein. Die Privatleute würden im Werth gegen Metallkurant verlieren, ein Aufgeld auf Metall in Papier (Agio) von unberechenbarem Betrage könnte entstehen, und dieses Agio könnte so groß werden, daß zuerst gegen Papier die goldenen oder golbenen und silbernen Kurantmünzen, dann die Scheidemünzen, aus dem Umlauf verschwänden, also eine uneinlosbare Papiervaluta der entwerthetsten Art allein noch im Umlauf sich erhielt. Allein eben darum ist es in einer Zeit wie der unsrigen von doppeltem Werth, die Währung im vorherigen Friedenszustand auf den iberhaupt möglichen Vollwerthzustand zu bringen, um bei Einbruch der Krisen und der Katastrophen für das zu vermehrende Zwangspapiergeld unter alsbaldiger Einstellung der Baareinlosung die vorhandene Fundation bewahren, nach wiedereingetretenem Frieden die Noten-Kriegsschuld leichter liquidiren und zur normalen Kurantwahrung zurückkehren zu können. Der Erhaltung des möglichsten Vollwerthzustandes aller wesentlichen Bestandtheile der Landeswährungen ist aber, wie dieses bereits hervorgetreten ist, eine rapide Silberentwahrung und daraus folgende Silberentwerthung nicht günstig.

Stuttgart.

Dr. Albert Schaeffle.



## Die österreichische Wahlreform.

Nicht ohne Zaubern gehe ich daran, Ihrem Wunsche zu entsprechen und Ihnen Etwas über die von der österreichischen Regierung geplante Wahlreform zu schreiben. Als simpler Theoretiker stehe ich nämlich dem politischen Leben vollkommen fern; die Tagesblätter lese ich nur so weit es nothwendig ist, um nicht als ganz „ungebildet“ zu gelten, und überdies huldige ich der legerischen Anschauung, daß der gesammte moderne Parlamentarismus zwar nicht ganz, aber doch zum überwiegend größeren Theile entbehrt werden könnte, ohne daß durch das Verschwinden dieses Theiles in das staatliche Leben der Völker eine gar zu empfindliche Lücke gerissen würde. Ich fürchte also, daß ich sehr wenig kompetent bin, über die von der Regierung eingebrachte Vorlage zu urtheilen, insbesondere auch, weil ich von irgendwelchen eventuellen Vorgängen hinter den Coulissen, sowie von irgendwelchen eventuellen geheimen Absichten oder Nebenabsichten der Regierung natürlich gar keine Kenntniß habe. Andererseits dürfen gerade aus diesem Grunde Sie und Ihre Leser unbedingt versichert sein, daß mein Bericht weder von der Regierung noch von irgend einer Partei „inspirirt“ ist und daß er Niemandes Ansichten wieder spiegelt als meine höchst persönliche. Wenn Ihnen also damit gebient ist, so will ich versuchen, Ihnen über die österreichische Wahlreform Dasjenige mitzutheilen, was ich weiß und was ich über die Sache denke. Mehr sollen und können die nachstehenden Zeilen nicht sein.

Am 10. Oktober d. J. überraschte der Ministerpräsident Graf Taaffe das österreichische Abgeordnetenhaus damit, daß er den „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Ergänzung respektive Abänderung der Reichsraths-Wahlordnung“ dem Präsidenten des Hauses überreichte. Der „Artikel 1“ dieses Gesetzentwurfes — d. h. eben derjenige, der von weittragender Bedeutung ist und den eigentlichen Kern der in Rede stehenden Vorlage bildet — lautet wörtlich:

„Nach § 9 der Reichsraths-Wahlordnung vom 2. April 1873 in der Fassung des Gesetzes vom 4. Oktober 1882 werden die nachstehenden Bestimmungen als § 9a, § 9b, § 9c und § 9d eingefügt:

§ 9a. Außer denjenigen Personen, denen nach den Bestimmungen des § 9 der Reichsraths-Wahlordnung in der Fassung des Gesetzes vom 4. Oktober 1882 das Wahlrecht zukommt, steht es in der Wählerklasse der Städte und Landgemeinden auch denjenigen österreichischen Staatsbürgern zu, welche nebst der Erfüllung der allgemeinen Bedingungen für die Wahlberechtigung (§ 19, Alinea 1)

1. vor dem Feinde gestanden sind, beziehungsweise zum Tragen der Kriegsmedaille berechtigt sind oder das Certificat für ausgeübte Unteroffiziere im Grunde des Gesetzes vom 13. April 1872 erworben haben, oder

2. in der Lage sind, sowohl den erforderlichen Bildungsnachweis (§ 9b) als den Nachweis über die rechtzeitig und ordnungsmäßig erfüllte Stellungspflicht (§ 9c) vorbehaltlich der in den bezogenen Paragraphen bezeichneten Ausnahmen zu erbringen, als auch den übrigen in dem Gesetze (§ 9d) vorgezeichneten Bedingungen zu entsprechen.

Den nach diesem Paragraphen Wahlberechtigten steht das Wahlrecht in jener Gemeinde zu, in der sie wohnen.

§ 9b. Den erforderlichen Bildungsnachweis erbringt Derjenige, der nachweist, daß er in einer der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder landesüblichen Sprachen des Lesens und Schreibens kundig ist.

Dieser Nachweis wird aber auch von Personen, welche die Volksschule nach der Wirksamkeit des Gesetzes vom 14. Mai 1869 absolviert haben, durch Beibringung eines Entlassungszeugnisses seitens einer öffentlichen oder mit dem Öffentlichkeitsrechte ausgestatteten Volksschule, sofern es hinsichtlich des Lesens und Schreibens mindestens die Fortgangsnote „genügend“ enthält, erbracht.

Durch ein Zeugniß einer Bürgerschule oder einer über den Kreis einer Volksschule hinausreichenden Schule wird der bezeichnete Nachweis ersetzt.

Ist Jemand nicht in der Lage, einen solchen Bildungsnachweis zu erbringen, so bleibt es ihm vorbehalten, den Nachweis in der Art zu erbringen, daß er vor einer Kommission das Gesuch um Einräumung des Wahlrechtes nach einer im Voraus bestimmten Formel richtig niederzuschreiben vermag.

(Der hier folgende Absatz enthält zunächst die Bestimmungen über die Zusammensetzung der vorstehend erwähnten Kommission. Sodann folgt der nachstehende Satz:.) Gewinnt die Kommission die Ueberzeugung, daß der Wahlrechtswerber des Lesens und Schreibens kundig ist, so hat sie ihm eine Bestätigung dahin lautend auszustellen, daß er . . . . als des Lesens und Schreibens kundig befunden worden sei.

Diese Bestätigung gilt auch als Darlegung des Bildungsnachweises für spätere Wahlen.

Von dem Bildungsnachweise sind Diejenigen befreit, die vor der Wirksamkeit des Gesetzes vom 14. Mai 1869 im schulpflichtigen Alter gestanden sind.

§ 9c. Der Nachweis über die rechtzeitig und ordnungsmäßig erfüllte Stellungspflicht wird durch eine Bescheinigung der Militärbehörde, beziehungsweise der politischen Behörde, erbracht. Alle Diejenigen sind von dieser Nachweisung enthoben, welche noch vor der Wirksamkeit des Wehrgesetzes vom 5. Dezember 1868 in das stellungspflichtige Alter getreten sind.

§ 9d. Den übrigen im § 9a, Z. 2 erwähnten Bedingungen entspricht Derjenige, welcher vor der Ausschreibung der bevorstehenden Wahlen bereits sechs Monate im Wahlbezirke wohnhaft ist und entweder

a) ohne bereits die Wahlberechtigung nach § 9 zu besitzen, eine landesfürstliche direkte Steuer zu entrichten hat, oder

b) durch ein Arbeit- oder Dienstbotenbuch beziehungsweise durch andere behördliche oder behördlich bestätigte Dokumente nachweist, daß er in einem bestimmten Berufe seine ständige Beschäftigung findet.“

Die folgenden Artikel des Gesetzentwurfes sind für den vorliegenden Zweck irrelevant und können daher hier füglich unberücksichtigt bleiben.

Nach der bestehenden Gesetzgebung zerfallen in Oesterreich die Wähler für das Abgeordnetenhaus des Reichsrathes in vier Gruppen oder sogenannte Kurien:

1. die Kurie des großen Grundbesizes,
2. die Kurie der Städte, Märkte und Industrialorte,
3. die Kurie der Handels- und Gewerbelammern,
4. die Kurie der Landgemeinden.

In der Städte-Kurie sind gegenwärtig im Allgemeinen wahlberechtigt alle in den betreffenden Städten ansässigen unbescholtenen österreichischen Staatsbürger, die an direkten staatlichen Steuern jährlich mindestens fünf Gulden (früher mindestens zehn Gulden) entrichten. Das Selbe gilt für die Kurie der Landgemeinden; auch hier ist jeder unbescholtene österreichische Staatsbürger aktiv wahlberechtigt, der an direkten staatlichen Steuern jährlich mindestens fünf



Gulden bezahlt; es ist dabei völlig einerlei, ob er Landwirth ist oder einem anderen Berufe angehört.

Nach der Regierungsvorlage nun sollen die Kurie des großen Grundbesitzes und die der Handels- und Gewerbekammern von der geplanten Reform unberührt bleiben; es werden also die rund 5000 westösterreichischen Großgrundbesitzer nach wie vor ihre 85 und eben so werden die westösterreichischen Handels- und Gewerbekammern nach wie vor ihre 21 Abgeordneten in die zweite Kammer entsenden. Gingegen wird die Städtekurie und die Landgemeindenkurie der Reform unterworfen. Die Zahl der Abgeordneten, die jede dieser beiden Kurien ins Abgeordnetenhaus entsendet (die Städte 117, die Landgemeinden 130 Abgeordnete) bleibt zwar unverändert und eben so sollen die bisherigen indirekten Wahlen (durch Wahlmänner) in den Landgemeinden in Zukunft beibehalten werden; allein die Grundlage des aktiven Wahlrechtes in den Städten und Landgemeinden soll eine gänzlich andere werden, da in diesen beiden Kurien an die Stelle des bisherigen Censur-Wahlrechtes das allgemeine Wahlrecht gesetzt wird. Ich sage: „das allgemeine Wahlrecht“, denn nach der Regierungsvorlage soll (von einigen ganz unbedeutenden und eigentlich nur scheinbaren Ausnahmen abgesehen) künftig in Oesterreich jeder volljährige und unbescholtene Staatsbürger,

1. der mindestens lesen und schreiben kann,
2. der seiner, durch das Wehrgesetz geschaffenen Stellungspflicht Genüge geleistet hat (ob er effektiv gebient hat oder als untauglich zurückgestellt wurde, ist selbstverständlich gleichgiltig) und
3. der in irgend einem Berufe seine ständige Beschäftigung findet und mindestens sechs Monate vor Ausschreibung der Wahlen im Wahlbezirke wohnt,

ohne Rücksicht darauf, ob er irgend eine direkte staatliche Steuer zahlt oder nicht, das aktive Wahlrecht zum Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsrathes besitzen.

Ausgeschlossen vom aktiven Wahlrecht sollen also in Zukunft sein: 1. die Frauen, 2. die nicht-eigenberechtigten Personen, 3. Verbrecher, 4. die Analphabeten, 5. Personen, die ihrer militärischen Stellungspflicht nicht Genüge geleistet haben, 6. Personen, die keinem bestimmten Berufe angehören und keine Steuern zahlen, und 7. Personen, die keinen ständigen Wohnsitz haben, oder die noch nicht sechs Monate vor der Wahl im Wahlbezirke wohnen.

Auffallend an der geplanten Wahlreform ist, daß sie das allgemeine Wahlrecht nicht schlechtweg in Oesterreich einführen, sondern daneben das privilegierte Wahlrecht des Großgrundbesitzes bestehen lassen will. Von den Handels- und Gewerbekammern gilt zwar, streng genommen, das Selbe, indessen sind die 21 Mandate, die diese Körperschaften vergeben, wegen ihrer geringen Anzahl, praktisch nicht der Rede werth.

Von welchen Erwägungen die Regierung bei der Abfassung und Einbringung ihrer Gesetzesvorlage geleitet wurde, kann ich als fern Stehender selbstverständlich nicht angeben. Gesprochen und geschrieben wird nach dieser Richtung bei uns in Oesterreich Viel, und demgemäß wohl auch Vieles, was nicht begründet ist. Von Denjenigen, die dem Ministerpräsidenten mit Vorliebe die „Politik des Forttretens“ vorzuwerfen pflegen, wurde anfänglich die Behauptung aufgestellt, es sei dem Grafen Taaffe um die Durchführung der Wahlreform überhaupt nicht ernstlich zu thun. Er habe vielmehr die Vorlage nur

eingebracht, einmal um die öffentliche Aufmerksamkeit von der Verhängung des Ausnahmezustandes in Prag abzulenken und sodann um die verschiedenen Parteien im Abgeordnetenhaufe durch das Damoklesschwert der Wahlreform gefügig zu machen. Eine derartige Erklärung ist denn doch wohl zu kindlich-naiv, als daß sie ernstlich gelehrt werden könnte.

Viel richtiger scheint mir die folgende Version. Thatsache ist es, daß in Oesterreich der unglückselige Nationalitätenhader die besten Kräfte absorbiert und daß die bedeutungsvollsten wirtschaftlichen Fragen unerlebt bleiben, weil beispielsweise die Frage der deutschen oder tschechischen Straßentafeln in den verschiedenen Städten Böhmens den nationalen Parteien viel wichtiger erscheint als irgend eine noch so dringende wirtschaftliche Angelegenheit. Eben so feststehend und dem Eingeweihten bekannt ist es, daß der nationale Kampf vorwiegend auf die nationalen Heißsporne beschränkt ist, während das eigentliche „Volk“, d. h. die große Masse der schwer und hart arbeitenden Menschen (wenn auch stellenweise schon die untersten Volksschichten national ausgewählt sind) von dem ewigen Sprachenstreite nicht viel wissen will und sich um das Parteigezänke nicht sonderlich kümmert. Gelänge es, jene Heißsporne, die Führer und die große Zahl der Schreier, zu isolieren, so würden die friedlichen Elemente in den verschiedenen Volkstämmen bald die Oberhand gewinnen und der Weg zur gegenseitigen Verständigung wäre bald gefunden. Von dieser Erwägung sei die Regierung bei der Wahlreform geleitet gewesen. Und da nun in dem gegenwärtigen Abgeordnetenhaufe die Abgeordneten aus dem Großgrundbesitze im Allgemeinen der nationalen Bewegung fernstehen, während der nationale Kampf vorwiegend in den Kreisen der Abgeordneten der Städte und der Landgemeinden hin- und herloht, und da ferner nach dem bestehenden Censurwahl-System die Abgeordneten in den Städten und Landgemeinden nur von den höherstehenden und national erregteren Schichten der Bevölkerung gewählt werden, während das schwer arbeitende und friedliebende eigentliche „Volk“, das demgemäß auch vorwiegend friedliebende und nüchterne, ruhige Abgeordnete wählen würde, heute vom aktiven Wahlrechte ganz ausgeschlossen ist, — habe die Regierung bei ihrem Reformplane die Kurie des Großgrundbesitzes unangestastet gelassen (die Kurie der Handels- und Gewerbekammer blieb mit Rücksicht auf die geringe Zahl ihrer Mandate ganz außer Spiel) und habe lediglich den Hebel dort angelegt, wo der Schuh thatsächlich drückt, d. h. in der Kurie der Städte und der Landgemeinden, und zwar in der Weise, daß durch die Einführung des direkten Wahlrechtes die breiten Schichten des eigentlichen „Volkes“ zum Worte gebracht und die national erregten so genannten „höheren“ Bevölkerungsschichten ein Wenig an die Wand gedrückt werden sollen. Eine Präzedenz für den gegenwärtigen Vorgang habe die Regierung in der früheren Ausdehnung des aktiven Wahlrechtes auf die sogenannten Fünfguldenmänner erblickt. Habe man damals das aktive Wahlrecht, das bis dahin an eine direkte Steuerleistung von zehn Gulden geknüpft war, auch denjenigen Staatsbürgern erteilt, welche nur fünf Gulden direkter Steuern zahlen, habe man also damals in der betreffenden Kurie die Zahl der Wähler erheblich vergrößert, ohne zugleich die Zahl der Abgeordneten zu vermehren, so könne man jetzt ein Gleiches thun. Man könne das Wahlrecht (von den wenigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen) in den Kurien der Städte und Landgemeinden jedem Staatsbürger erteilen und brauche darum die Zahl der Abgeordneten doch nicht zu vermehren. Gleichzeitig werde durch die Wahlreform ein zweiter wesentlicher Vortheil erzielt,

nämlich der, daß man den berechtigten und auf die Dauer doch nicht zu umgehenden Wünschen der Arbeiter dadurch gerecht werde, daß man ihnen das aktive Wahlrecht in der Form zugestehet, in der sie es anstreben, d. h. in der Form des allgemeinen Wahlrechtes.

Ob die vorstehend dargelegten Erwägungen für die Regierung thatsächlich maßgebend waren, weiß ich — wie gesagt — nicht; daß ihnen aber logische Folgerichtigkeit innewohnt, wird wohl kaum in Abrede gestellt werden können. Es entsteht nun die Frage: 1. welche Aufnahme die Regierungsvorlage bei den verschiedenen Parteien gefunden hat, und 2. ob ihr nicht irgend welche gegründete Bedenken entgegenstehen.

Unbedingte Zustimmung fand die Vorlage natürlich auf Seite der Sozialdemokraten und der Wiener Demokraten, da ja beide Parteien selbstverständlich Anhänger des allgemeinen und direkten Wahlrechtes sind. Eben so äußerten sich zustimmend die Jung-Czechen, ferner ein Theil der christlich-sozialen und ein Theil der deutsch-nationalen Partei. Ablehnend dagegen verhalten sich die drei großen Clubs im Abgeordnetenhaus, die Vereinigte Linke (die Deutsch-Liberalen), der konservative Hohenwart-Club und der Polen-Club.

Was nun zunächst die Deutsch-Liberalen anbelangt, so muß man festhalten, daß sie die Partei der Deutschen und der Kapitalisten sind, und dieser Zwei-Seelen-Theorie entsprechen denn auch die Befürchtungen der Partei. So weit nämlich das Deutschthum in Frage kommt, wird von dieser Partei auf die bekannte und feststehende Thatsache hingewiesen, daß die Deutschen speziell in den Industriebezirken, wo Deutsche und Slaven gemischt durcheinander wohnen, vorwiegend die Rolle der Unternehmer übernommen haben, während die Arbeiterbevölkerung sich zumeist aus Slaven rekrutirt. Während also unter der Herrschaft des gegenwärtigen Censusbahl-Systems diese Gegenden — weil die keine direkten Steuern zahlenden Arbeiter vom activen Wahlrechte ausgeschlossen sind — heute ausschließlich oder doch vorwiegend deutsch wählen, sei zu befürchten, daß in Zukunft diese bemittelteren deutschen Minoritäten durch die überwältigende Mehrheit der unbemittelten slavischen Arbeiterbevölkerung erdrückt und daß aus diesen Gegenden daher nur Slaven als Abgeordnete hervorgehen werden. Ein Theil der publicistischen Organe dieser Partei erblickt hierin sogar den eigentlichen Kern der Wahlreform und behauptet, der Ministerpräsident, der aus seinen geringen Sympathien für das Deutschthum nie ein Gehl gemacht habe, habe das allgemeine Wahlrecht nur deshalb auf seine Fahne geschrieben, um die Deutschen durch die slavischen Massen zu erdrücken. Ich halte die Unterdrückung des deutschen Elementes in Oesterreich für keine so ganz leichte Sache; allein ein Körnchen Wahrheit liegt wohl der Befürchtung zu Grunde, daß unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes die Deutschen in gemischtsprachigen Gegenden durch die sogenannten „unteren“ slavischen Volksschichten majorisirt werden könnten; und zwar glaube ich die kräftigste Unterstützung dieser Ansicht in dem Umstande zu erblicken, daß die Jung-Czechen mit so großem Feuerifer für das allgemeine Wahlrecht eintreten. Daß auch die vorhin erwähnte „zweite Seele“ der deutsch-liberalen oder deutsch-kapitalistischen Partei, nämlich die kapitalistische Seele, sich für das allgemeine Wahlrecht nicht besonders begeistert, liegt so ziemlich auf der flachen Hand; selbstverständlich wird aber das kapitalistische Interesse hinter dem Aushängeschild des „gefährdeten Deutschthums“ wohlweislich verborgen. Aus der Leidenschaftlichkeit jedoch, mit welcher das österreichische Großkapitalistenblatt die Wahlreform bekämpft,

und aus der bekannten Thatsache, daß dieses Blatt immer nur dann leidenschaftlich wird, wenn der Thora-Rolle oder dem Geldsack irgend eine noch so entfernte Gefahr droht oder doch wenigstens drohen könnte, darf man wohl den ziemlich sicheren Schluß ziehen, daß auch das berüchtigte „Money-interest“ bei der Bekämpfung des allgemeinen Wahlrechtes seitens der liberalen Partei nicht unwesentlich mitspielt.

Die Gründe, welche die konservative Partei bewogen, gegen das allgemeine Wahlrecht Stellung zu nehmen, wurden durch den Führer dieser Partei im Abgeordnetenhaus, den Grafen Hohenwart, in der Debatte über die Wahlreform auseinandergesetzt. Es sind dies vornehmlich zwei. Einmal die Befürchtung, daß die politische Macht, die bisher in Oesterreich vorwiegend in den Händen der besitzenden Klassen (b. h. des Adels) lag, durch das allgemeine Wahlrecht in die Hände der großen Massen hinübergleiten werde, und zweitens die Befürchtung, daß die Autonomie der Länder durch die Wahlreform gefährdet sei, weil ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes Centralparlament im Laufe der Zeit die ganze Macht an sich reißen müsse.

Wenn endlich auch die Polen sich der Wahlreform feindlich gegenüberstellen, so dürften hierfür wohl auch vorwiegend zwei Befürchtungen maßgebend sein: einmal die Befürchtung, daß durch das allgemeine Wahlrecht die Macht des polnischen Adels in Galizien gebrochen werde, und sodann, daß speziell in Ost-Galizien das Polenthum durch die großen Massen der ruthenischen Landbevölkerung unterdrückt werden könnte.

Ob es sich im gegenwärtigen Augenblicke, wo allerhand Krisengerüchte die Luft durchschwirren, wo bald von der Auflösung des Abgeordnetenhauses, bald von der Zurückziehung des Taaffeschen Planes die Rede ist, noch verlohnt, die Wahlreform-Vorlage der Regierung einer sachlichen, dem Partei-Standpunkte entrückten Kritik zu unterziehen, ist fraglich. Da jedoch die Frage der Ertheilung des aktiven Wahlrechtes an die Arbeiter in Oesterreich nicht von der Tagesordnung verschwinden wird, und da bei jeder neuerlichen Erörterung dieser Frage wenigstens die Theorie auf die gegenwärtige Regierungsvorlage — sei es auch nur als auf einen mißlungenen Versuch — zurückzukommen gezwungen sein wird, so mögen hier (selbst auf die Gefahr hin, post festum zu kommen) die nachstehenden Bemerkungen noch Platz finden.

In merito repräsentirt die von der Regierung geplante Wahlreform den Versuch, an Stelle des in Oesterreich geltenden Wahlsystems das allgemeine direkte Wahlrecht einzuführen. Das heute noch geltende österreichische Wahlssystem repräsentirt eine — allerdings in ziemlich verschwommenen Umrissen durchgeführte — Interessenvertretung. Und wenn auch den ersten Verfassern der österreichischen Verfassungsurkunden gewisse ganz heterogene Nebengebanten und Nebenabsichten vorgeschwebt haben mochten, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bevölkerung in drei große Gruppen getheilt werden kann, und daß durch die Aufstellung unserer Wähler-„Kurien“ diesen drei Gruppen die Gelegenheit geboten werden sollte, ihre Angehörigen als Vertreter ins Parlament zu entsenden. In der Kurie des großen Grundbesitzers sollte den Grundbesitzern, also in erster Reihe dem grundbesitzenden Adel, die Möglichkeit geboten werden, Angehörige dieses Standes ins Parlament zu wählen. Die „Städte, Märkte und Industrialorte“ sind im Allgemeinen die Sitze des Handels, der Industrie und der sog. liberalen Berufe. Durch die Aufstellung dieser Kurie sollte den Angehörigen der betreffenden Berufsstände die Gelegenheit

geboteu werden, sich durch Männer aus ihrer Mitte im Reichsrathe vertreten zu lassen. Eine Garantie dafür, daß jeder Berufsstand durch wenigstens einen Abgeordneten vertreten sein werde, war damit allerdings nicht entfernt geboten, einmal, weil die Städte in der Wahl ihrer Vertreter an keine Schranken gebunden sind, dann aus dem viel einfacheren Grunde, weil die meisten Städte nur je einen einzigen Abgeordneten wählen. Im Gegentheile war durch das bisherige Censusbwahl-System eine Garantie dafür geboten, daß die ganz „kleinen“ Leute, die keine Steuer zahlen, also speziell, daß der Berufsstand der Arbeiter keinen Vertreter ins Parlament entsenden könne. Immerhin aber kann man sagen, daß in der Wählergruppe der „Städte, Märkte und Industrialorte“ eine Interessenvertretung für den Handel, die Industrie und die liberalen Berufe wenigstens theilweise geschaffen war. Hierzu kommt ferner die Kurie der Handels- und Gewerbekammern mit ihren 21 Mandaten. Heute weiß allerdings alle Welt, daß diese Kurie lediglich geschaffen wurde, um der deutschliberalen Partei diese 21 Mandate zu sichern (eine Erwartung, die freilich vor ein paar Jahren getäuscht wurde), allein nach außen hin präsentiert sich diese Kurie in der prägnantesten Weise als Interessenvertretung. Endlich die Kurie der Landgemeinden, durch die gewissermaßen eine Interessenvertretung für die bäuerliche Bevölkerung geschaffen werden sollte. Freilich nur sehr „gewissermaßen“, denn auf dem platten Lande leben bekanntlich nicht nur Bauern, sondern auch Beamte, Aerzte, Advokaten, Kaufleute, Großindustrielle, Kleingewerbetreibende, Arbeiter u. s. w. u. s. w. Ueberdies bilden die ländlichen Wahlbezirke den beliebtesten Sammelpfad für alle erdenklichen Kandidaten. Großgrundbesitzer, Fabrikanten, Beamte, Advokaten, Aerzte, Journalisten u. s. w. kandidiren mit Vorliebe in den Landgemeinden und legen speziell zur Zeit der Wahlen ein eben so überraschendes wie glühendes Interesse für diejenige Landgemeinde an den Tag, in der vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren zufällig ihre Wiege gestanden hat, obwohl sie vielleicht seit einem Menschenalter oder mehr jene Gegend nie wieder betreten haben. Thatsächlich kann man sagen, daß im österreichischen Abgeordnetenhanse seit seinem Bestande die Landgemeinden nur in seltenen Ausnahmefällen durch Kleingrundbesitzer aus ihrer Mitte vertreten waren.

Wenn nun die Regierung plötzlich mit einer Reform-Vorlage vor das Haus tritt, nach der in den „Städten, Märkten und Industrialorten“ und in den Landgemeinden, also in denjenigen beiden Kurien, welche die gesammte Bevölkerung des Staates umfassen (denn die rund 5000 Großgrundbesitzer kommen nach dieser Richtung hin doch nicht in Betracht), das allgemeine Wahlrecht eingeführt werden soll, dann kann wohl die Fiktion nicht aufrecht erhalten werden, daß es sich im vorliegenden Falle lediglich um eine ganz unwesentliche Reform der bestehenden Wahlordnung, nämlich um eine einfache Vermehrung der Wähler, handle, ähnlich wie damals, als man den Censur für das aktive Wahlrecht von 10 auf 5 Gulden herabsetzte. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes bricht gänzlich mit dem bisherigen System der (mehr oder weniger verschwommenen) Interessenvertretung und involviret nicht eine bloße Abänderung, sondern eine prinzipielle und totale Aenderung des bisherigen Wahlsystems.

Und auch nach zwei weiteren Richtungen hin darf man sich keiner Täuschung hingeben. Wenn die Regierungsvorlage neben dem allgemeinen Wahlrecht für die gesammte Bevölkerung des Staates das privilegierte Wahlrecht der rund 5000 Großgrundbesitzer mit ihren 85 Abgeordneten und das privilegierte Wahlrecht der Handels- und Gewerbekammern mit ihren 21 Mandaten bestehen lassen

will, so muß es für jeden Unbefangenen klar sein, daß ein derartiges Privilegium auf die Dauer mit dem Prinzip des allgemeinen Wahlrechtes unvereinbar ist und in der kürzesten Zeit von einem auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes gewählten Parlamente hinweggefegt werden wird und muß. Und eben so wenig ist es denkbar, daß in den Landgemeinden das allgemeine Wahlrecht ein indirektes bleiben soll — wie die Regierungsvorlage will —, während den Städten (Märkten und Industrialorten) das direkte allgemeine Wahlrecht zugestanden wird. Schon jetzt, unter der Herrschaft des Censurwahl-Systems und des Prinzips der Interessenvertretung, mehren sich die Stimmen, die verlangen, daß die Landgemeinden den Städten gleichgestellt werden und eben so direkt wählen sollen wie diese. Und nun erst unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechtes! Ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes Parlament müßte seiner ganzen Zusammenfetzung nach so zu sagen in den ersten acht Tagen seines Bestandes daran gehen, diese Inkonssequenz zu beseitigen und die Landbevölkerung den Städten gleichzustellen. Man mag die Sache drehen und wenden wie man will, das Schlusresultat der von der Regierung beantragten Wahlreform — wenn sie zum Gesetze erhoben würde — wäre in der verhältnismäßig kürzesten Zeit die Herstellung des direkten allgemeinen Wahlrechtes in Oesterreich. Ob dies ein Glück wäre, mag dahingestellt bleiben. Ich für meine Person kann mich für das allgemeine direkte Wahlrecht — aus Gründen, deren Auseinanderfetzung hier jetzt viel zu weit führen würde — nicht begeistern, sondern glaube, daß eine auf der Grundlage der berufsgenossenschaftlichen Gliederung (die den Arbeitern eben so gut gerecht wird wie jedem anderen Berufsstande) zusammengesetzte Volksvertretung unseren wirtschaftlichen Bedürfnissen besser entsprechen würde als unsere heutigen, auf der Grundlage der territorialen Eintheilung des Staatsgebietes beruhenden Vertretungskörper.

\* \* \*

Inzwischen ist das Ministerium Taaffe zurückgetreten und die künftige Politik der neuen Regierung ist noch unbekannt; Eines aber ist gewiß, daß kein Parlament und keine Regierung in Oesterreich der Frage der Vertretung der Arbeiter im Reichsrathe wird aus dem Wege gehen können. Graf Taaffe hat sicher auch bei seiner letzten Vorlage große Fehler begangen. Nicht minder, oder richtiger: noch viel mehr aber haben meines Erachtens die drei großen Clubs des Abgeordnetenhauses dadurch gefehlt, daß sie sich der Taaffeschen Wahlreformvorlage so schroff gegenüber gestellt haben, trotzdem der Ministerpräsident die Erklärung abgegeben hatte, daß er sich eventuellen Abänderungsanträgen gegenüber nicht unbedingt ablehnend verhalten werde. Entspringt die augenblicklich geschaffene Koalition der Deutsch-Liberalen, der Konservativen und der Polen dem Klasseninstinkt und Klassengegensatz gegenüber dem sogenannten vierten Stande, so ist dies zwar erklärlich, aber dann ist es wohl auch unzweifelhaft, auf welcher Seite der endliche Sieg sich neigen wird.

Zernowitz.

Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.



## Ostlondon als Nationalheilstatt.

Wenn es auch nicht wahr ist, daß das Darkest England von Plymouth bis Peterhead reicht und überall zu finden ist, wohnen man den Fuß setzt, so besitzt doch jede der englischen, der britischen Großstädte ihr eigenes schwarzes Viertel, ihren eigenen Osten: London, Manchester, Bradford, Glasgow, Birmingham, jedes in gleichem Maße. Die selben himmelhohen Häuser mit acht Stockwerken aus den selben Bruchsteinen, die Ecken und Fensternischen mit behauenen Sandstein bekleidet, mit den selben quadratförmigen vergitterten Fenstern, ganz schwarz, mit den selben schmutzigen engen Straßen, den selben stinkigen Kinnsteinen und den tiefen Hauseingängen, den engen Wendeltreppen und winzigen Höfen mit drei, sechs, selbst acht Ausgängen, mit den festungartigen Treppentürmen — und dem selben Gefindel. Die offene Straße ist im Allgemeinen sicher. Diese Sicherheit wächst, wenn eine Pferdebahn hindurch geht; — wer sich abends in schmale Gassen wagt, oder ein solches Haus von innen sehen möchte, wird, wenigstens in London East, wohl thun, einen guten Freund und ein gutes Messer mitzunehmen. Die Polizei ist ja doch nicht immer im Augenblick zugegen. Und es könnte doch einen kleinen Zwischenfall, eine unbedeutende „Verwechslung“ geben. Von Tuscheln in London bleibt auch der Furchtlose besser ganz fern. Eine Straße, an deren Enden Militärposten stehen, die nicht einmal der Soldat — bei drei Wochen Arrest — betreten darf, ist nicht das geeignete Gelände für Privatentdeckungszüge. In der Uniform der Heilsarmee, an der Seite eines anderen Lieutenant ist die Gefahr noch am kleinsten. Aber welcher noch unbekehrte Fremde wird solcher Gunst gewürdigt?

Lower Hamlets, Shoreditch, Bethnal Green und Hackney, das ist das East of London mit einer Million Einwohnern, dem Sechstel des heutigen Landes London. Davon sind nach den Schätzungen des Generals Booth 331 000, die nicht ihr tägliches Brot sich durch regelrechte Arbeit verdienen. Der ehemalige Arbeiter, der umherlungert, ob er nicht irgend ein Pferd halten kann, während der Kutscher frühstückt, und damit 2 d verdienen, der berufsmäßige Dieb und Zuhälter, die Dirne in Lumpen, die sich für eine Brotrinde oder einen penny prostituiert, der Säufer, den sein Laster eben erst um das regelmäßige Brot gebracht hat, und das Mädchen im anständigen Anzug, das, vor einem Monat verführt, im Trunke Vergessen

suchte und seitdem schon zwei Stufen tiefer sank —: sie alle gehören zu dieser Drittelmillion. Die ein bis zwei Tausend, die sich allmorgentlich um halb acht, wenn die wenig südlich und südostwärts gelegenen Docks ihre Thore öffnen, dort drängen, um Arbeit zu erhalten, schwere körperliche Arbeit beim Laden und Packen, das ist die Elite des Ostens. Das sind die noch nicht Versunkenen, denen ein Monat regelmäßiger Arbeit wieder zu ihren vollen Körperkräften hilft durch ordentliche Ernährung, das sind Die, die noch kämpfen, und oft, sehr oft mit Erfolg.

Wirkliches amtliches Material über die Ausdehnung und die Tiefe des Elends in Ostlondon und im Darkest England überhaupt liegt noch wenig vor. Der Report of the Royal Commission on the Housing of the Poor, der Report of the Committee of the House of Lords on Sweating und die Untersuchungen, wie viele herunter gekommene Fremde Armenunterstützung genießen, bilden den Hauptstamm. Daneben steht das Buch von Charles Booth 'Life and Labour in the East of London' und der erste Abschnitt von William Booths Darkest England. Die Zahlen, auch die der beiden Booth, sind naturgemäß nicht ganz zuverlässig, wenigstens im Allgemeinen. Die Angaben der Salvation Army für Ostlondon jedoch können auf ziemlich Genauigkeit Anspruch erheben. Nur die darauf gegründeten Schätzungen für das übrige London, ja das übrige England, sind völlig verfehlt. Dagegen sind beide Booths die Ersten, die in diesen Kreisen nicht Alles in einen Topf werfen, sondern wirklich tiefgreifende Unterschiede machen. Die Bewohner von Arbeitshäusern, Irrenhäusern und Hospitälern werden von den Bummlern, gelegentlich noch Arbeitenden und Gelegenheitdieben getrennt, die schon sehr Armen von den gar Darbenden, Heimlosen und ganz Verkommenen. Das Material, das die Organe der Armenpflege sammeln giebt hierüber keinerlei Aufschlüsse. Nach der englischen Armengesetzgebung beginnt nämlich die Unterstützung erst, wenn der Betreffende auch das letzte Stück Besitz eingebüßt hat. So lange er noch einen Tisch und Stuhl, ein Bett oder zwei Anzüge sein Eigen nennt, so lange ist er noch nicht unterstützungsberechtigt. Die gesetzliche Armenpflege hat es also nur mit heimlosen Menschen zu thun, die sich bereits auf der tiefsten Stufe der Existenz befinden. Ehe der brotlose Arbeiter nicht vierzehn Tage hungernnd zugebracht und eine Woche im Freien genächtigt hat, eher meldet er sich nicht beim Casual Ward. Im Workhouse wird für Nachtlager und schlechte, ungenügende Nahrung schwere Arbeit von dem Anklappenden verlangt, die dieser mit seinen heruntergekommenen Kräften nur selten zu leisten vermag. Vollbringt er das vorgeschriebene Quantum Steineklopfen oder Bergzupfen nicht, so erleidet er einundzwanzig Tage Gefängniß. Alle Berichte über die Casual Wards in St. Giles, Whitechapel, St. Georges, Paddington,



Marylebone, Mile End, Madlin Street, die aus Arbeitermund in die Doffentlichkeit gedbrungen find, waren darüber einig. Selbstverftändlich zwingt nur der äußerfte Hunger den Brotlofen, dahin zu gehen. Was er bei guter Ernährung freilich leisten könnte, ift ihm in feinem gefchwächten Zuftande viel zu viel. Und fo lange er gute Ernährung hat, braucht er das Arbeitshaus auch gar nicht. Dies war gemeint als Zufluchtftätte für Brotlofe, verfehlt aber völlig feinen Zweck. In all diefen Anftalten Londons zufammen übernachteten als Casuals allnächtlid 1200. Das ift Alles. 10 000 ziehen es vor, die Nacht unter freiem Himmel hinzubringen, vielleicht im Regen am Embankment.

Wie das Workhouse system find auch andere Hilfsmethoden als völlig gefcheitert zu betrachten. Die fogenannte Privatwohlthätigkeit und die systematifche Selbftaufopferung einiger fhwärmerifcher Männer und Frauen in gleicher Weife. Wo ein Erfolg bereits gefichert fhien, hat ihn der Tod einer einzelnen Perfonlichkeit fofoort wieder vernichtet, und es kann fehr die Frage fein, ob es überhaupt vernünftig und gerechtfertigt ift, Menfchen, die in alle Arten von Laftern verfunken find, aus fogenannter Menfchenliebe herauszuziehen, mit Gefunden in Berührung zu bringen und diefe dadurch auch noch zu vergiften.

General Booth fpricht in feinem Darkest England ganz richtig von den antichriftlichen Wirthfchaftslehren, die es für einen Verthof gegen die Lehre vom Ueberbauern der Tüchtigften halten, die Schwächften vom völligen Untergang zu retten, und für die Pflicht einer auf ihr Wohl bedachten Gefellfchaft, Denen, die einmal gefallen find, auch noch auf den Rücken zu knien. Der Vorwurf ift an die Adresse von Francis Galton und Alfred Ruffel Wallace gerichtet, die in einem Fortbauern einer Auslese der Tüchtigften die beinahe einzige Möglichkeit eines künftigen Fortfchrittes der Menfchheit fehen. Diefe Frage ift jenseits des Kanales fo viel befpochen, daß fie schon ins politifche Leben hineinragt, schon beinahe ein prinzipieller Programmpunkt geworden ift. Der konfervative Führer James Arthur Balfour hat in feinem Fragment on Progress, das den Lesern der „Zukunft“ ja bekannt ift, feinen Unglauben daran ausgefprochen, daß die Auslese künftig noch irgend ein wefentliches Moment des allgemeinen Fortfchrittes bilden könne. In Deutfchland fehen die Vertreter der kirchlichen Parteien der naturwiffenſchaftlichen Bildung viel zu fern, um an folche Dinge überhaupt zu denken. Die Sozialdemokratie mit ihrem humaniftifchen Programm von 1790 aber nimmt bei uns eine ähnliche Stellung ein zu diefer Frage, wie drüben der Konfervatismus. In feinem Buche „Die Frau und der Sozialismus“ polemifirt Bebel ſcharf gegen Haedel, weil diefer die Todesſtrafe vom Gefichtspunkte der fozialen Auslese aus für gerechtfertigt

hält. Nun ist es zwar von diesem Standpunkt aus völlig gleichgiltig, ob man einen Menschen lebenslänglich einsperrt oder tötet, diese Polemik gegen den Ausfluß jener Anschauung von der segensreichen Wirkung der Auslese aber zeigt genau den Gegensatz, der hier vorhanden ist.

Daß wir es nicht bloß mit „schlechten Angewohnheiten“ und „üblen Sitten“ zu thun haben, ist hundertfältig bezeugt. Soweit diese Zeugnisse aus dem Munde von Cobdeniten kommen, die sich zum Theil durchaus kräftig über die Verkommenheit von London East aussprechen, oder von „krassen Agnostikern“, die an keinen Gott, keine Gnade und Vergeltung, keine Besserung und ewige Seligkeit glauben, kann man sie leicht für übertrieben halten. Deshalb ist es mindestens vorsichtig, sich nur auf Urtheile eines Mannes zu stützen, der von der Wiedergeburt des geistigen Menschen überzeugt ist und eine Abstellung dieser Zustände für möglich hält. Das Material der Belehrungsversuche des Generals Booth setzt sich bunt zusammen. Er selbst unterscheidet drei Kreise: zuerst den der darbenenden und heimlosen, aber ehrlichen Armen, dann den Kreis Derer, die von geschlechtlichem Laster leben, und endlich den engsten, den der eigentlichen Verbrecher und berufsmäßigen Hehler. Ueber den ersten ist kein Wort zu verlieren. Dort kann in vielen Fällen geholfen werden und wird oft geholfen, einfach durch die Beforgung einer Arbeitgelegenheit, oder durch einmalige Unterstützung für kurze Zeit, und zwar ehe das Almengesetz helfen kann, d. h. ehe die betreffende Familie das letzte Stück Hausrath hat verkaufen müssen. „Aber was für Aussichten hat in dieser Welt die uneheliche Tochter einer Prostituirten, die, im Bordell geboren, mit Spirituosen aufgefäugt, von frühesten Kindheit an mit allen Bestialitäten der Ausschweifung vertraut, vor ihrem zwölften Jahre gemißbraucht, und ein oder zwei Jahr später von ihrer Mutter als Dirne auf die Straße getrieben wurde?“ „Tausende von Knaben werden gezeugt, während beide Eltern sinnlos betrunken sind. Ihre Mütter pumpen sich jeden Tag ihrer Schwangerschaft voll Alkohol. Das Kind saugt die Liebe zu geistigen Getränken mit der Muttermilch ein und ist von frühesten Jugend auf von Gelegenheiten zum Trinken und von Verlockungen dazu umgeben. Wie können wir uns da noch wundern, daß für eine so zur Unmäßigkeit disponirte Konstitution das Trinken als Reizmittel unentbehrlich ist?“ „Die Trunksucht ist eine oft ererbte Krankheit, wird immer durch Charakterschwäche weiter entwickelt, ist aber so sicher eine Krankheit wie die Augenentzündung oder der Blasenstein.“ Aus dem Munde eines überzeugten Dogmenchristen klingen solche Aeußerungen seltsam, aber sie sind an solcher Stelle doppelt beweiskräftig. Und der selbe Mann sagt: „Die Lehre von der Vererbung und die Leugnung der Verantwortlichkeit des Menschen kommen einer Wiederaufrichtung des schreck-

lichen Dogmas von der Ewigkeit der Höllestrafen auf wissenschaftlicher Basis bedenklich nahe, das einen so düsteren Schatten über die Kirche geworfen hat.“

Unmittelbar nach den Schladttagen von 1887 auf dem Trafalgar Square, den sich der heimlose Auswurf von London zum Kampfsplatz erkoren hat, und nach den Demolirzügen des Proletariats durch die City begann man drüben wieder einmal zu zittern wegen der drohenden Umsturzgefahr unmittelbar im Herzen der Stadt. Die Tage der Chartistenbewegung mit ihren Auf- und Abzügen schienen wiedergekommen, und wenn auch noch nicht das Parlament erbebte — den Bourgeois wurde es ungemüthlich. Die Presse nahm theils hüben, theils drüben Partei. William L. Stead, heute der Herausgeber der Review of Reviews, erntete zum zweiten Male journalistische Lorbeern in einem Cityscandal. Das rasche Anwachsen des East End ließ die Gefahr größer erscheinen, als sie war. Die Folgezeit hat gezeigt, daß von einem „Sichverdreifachen der Verbrechergenerationen in einem Menschenalter“ keine Rede sein kann, ja daß die „ungeheure Vermehrung der Outcasts“ überhaupt nur ein Phantasiegebilde ist. Ostlondon fungirt vielmehr in einem Maße als Nationalheilstatt, von dem die wenigsten Menschen eine Ahnung haben, und alle Versuche, den „Unglücklichen“ zu helfen, mindern nur die enorme Bedeutung, die es als solche hat. In dieser Atmosphäre von Straßendunkel, Roth und Ungezieser, Alkohol und halbnaekten Weibern und Kindern — mit einem zerlumpten Rock und einem um die Schultern geschlungenen, schmutzstarrenden Feszen bekleidet, liegen sie in den Hausfluren, im Kinnstein, des Abends auch quer auf der Straße, sinnlos betrunken, völlig entblößt; ringsumher unreife Jungen, die sich an dem geschlechtlichen Schauspiel ergötzen; Yo want a girl, Sir? ist die erste Frage, die Einem beim Betreten eines Zimmers entgegenklingt — in Frost, Hunger und Roth geht Alles zu Grunde, was in den Strudel gezogen wird, und mit einer Präzision, die Staunen erregt. Nicht an Epidemien — der Alkohol scheint dieses Volk gegen Pocken und Cholera zu feien —, sondern an Versumpfung, am Herabsinken zum Schweine.

Herbert Spencer hat einmal aus den Vereinigten Staaten einen Fall angeführt, der 1874 durch de Harris bekannt wurde. Ein Bezirk am oberen Hudson zeichnete sich durch unverhältnißmäßige Höhe der Anzahl der Verbrechen und durch große Armuth der Bevölkerung aus. Von einer einzigen Dirne stammten nachweisbar außer einer bedeutenden Anzahl von Blödsinnigen, Schwächlingen, Trunkenbolden, Berrückten, Bettlern und Dirnen über zweihundert Nachkömmlinge ab, die durch die Gerichtsakten des Bezirks als Verbrecher erwiesen waren. Das setzt außerordentlich gesunde Daseinsbedingungen voraus. In Ostlondon würde sich der Fall wesentlich anders

gestaltet haben. Es ist schon eine Seltenheit, daß eine Dirne überhaupt ein Kind bekommt. Beim berufsmäßigen Säufer geht mindestens für den nüchternen Zustand die Zeugungsfähigkeit meist ebenfalls sehr früh verloren. Schmutz, Elend, Ungeziefer, Hunger, Frost, Alkohol thun weiter das Ihre. Es ist eine außerordentliche Seltenheit, daß eine Familie, die z. B. nach Duffhrole heruntersinkt, oder in wenig bessere Gegenden, es bis zur vierten Generation bringt. Die meisten sterben bereits in der zweiten aus, verhältnißmäßig wenige zeugen noch Enkel. Eigentliche Verbrecherfamilien, d. h. Familien, wo Urgroßvater, Großvater, Vater, Sohn Verbrecher waren, giebt es nicht. Das letzte Glied bringt es entweder gar nicht dazu, das Licht der Welt zu erblicken, oder stirbt als Säugling. Der genaueste lebende Kenner des East End, General Booth, dem unabsehbare Berge von Materialien zur Verfügung stehen, bemerkt darüber: „Der erbliche Verbrecher findet sich keineswegs nur in Indien, obgleich er nur dort die lebenswürdige Einfalt hat, bei der Volkszählung dies als seinen Beruf anzugeben. Aber er rekrutirt sich in London beharrlich von außen.“ Die Sterblichkeitsziffer dieser Distrikte beträgt das Unterhalbfache derjenigen des übrigen London, und die Zahl der Todesfälle nahezu das Doppelte der Geburten. Mit unerbittlicher Strenge scheidet die Natur die zum Thier und unter das Thier herabgesunkenen Menschen aus den Reihen der anderen aus. Mit unerbittlicher Strenge sucht sie unter solchen Verhältnissen, wo es sich schon um ein bedeutendes Mehr an Kraft handeln muß, wenn man sich im Daseinsdunst behaupten will, die Sünden der Väter an den Kindern heim bis ins dritte Glied, — dem vierten spart sie die Existenz. Und das ist wieder milde von ihr. Geschlechtliche Ausschweifung und Alkohol töten sicherer als die anstrengendste Arbeit. Und nicht nur die Lebenden, sondern zugleich auch die Ungeborenen, ja die Ungezeugten. Der Auswurf des Vereinigten Königreichs sammelt sich in diesen East Ends, arbeitscheues, alkohollüsteres Gesindel. Die Iren sind in besonders hohem Prozentsatz vertreten. Ihr schlaffes schwarzes Haar und ihr kleiner Körper macht sie sofort erkennbar. Aber es ist ein Märchen, daß das Festland einen beträchtlichen Theil der Menschen zur Füllung dieser Höhlen liefere. Von den durch die Armenpflege Unterstützten waren 1892 nur 2,1 pCt. Ausländer. Auch anderen Ländern kommt die segensreiche Wirkung Ostlondons also ein Wenig zu Gute, allem Anderen voran aber ist es Nationalheilstatt.

Glasgow.

Dr. Alexander Tille.



## Ford Madox Brown.

**N**ur durch Einfluß wie Eigenthümlichkeit hervorragende englische Maler Ford Madox Brown ist gestorben, ein Vater des Prärafaelitismus, ein Vater speziell Rossettis, und demzufolge ein Großvater des noch lebenden Burne-Jones. Nichts dürfte in die Geschichte seines Seins bequemer einführen als die Geschichte seines Werdens. Sein Großvater war Arzt — Studium und Genauigkeit im Beobachten mögen von da rühren; auch hatte der Großvater schon künstlerische Berührungspunkte: Blake radirte sein Portrait. Blake aber ist Maler und Dichter zugleich gewesen — das weist auf Rossetti hin. Wir finden so schon im Stammbaum Browns den eigenartigen Zug immer Einer Familie. Ford Madox Brown „mußte“ so werden, wie er ward.

Die Geschichte geht eben so planmäßig weiter. Er wurde außerhalb Englands geboren, — sein Vater, ein Beamter, war nach den Kriegen mit Napoleon auf Halbsold gesetzt worden und lebte aus Gründen der Oekonomie in Calais: der Sohn kam aus der Bannteile einer in England erhaltenen Erziehung heraus. Als Kind bethätigte er schon einen starken Hang für Kunst: der Vater zog aus Calais ihm zu Liebe nach dem nahe gelegenen Brügge. Wohl dem Künstler, dessen Kindheit in Brügge verläuft! Es giebt keine Stadt, die einer künstlerischen Organisation besser zum Wachsen verhilft. Man redet von einer deutschen Akademie in Rom. Besser wäre es, die Regierung kaufte ein Haus in Siena. Freilich noch besser wäre es, die Regierung überließe die Künstlererziehung den Künstlern unter sich. Und das Summum von Vortrefflichkeit würde sein, daß selbst sie unter sich den jungen Leuten Freiheit lassen. Doch wenn ein helbes Geschick, ohne lästig in die Speichen seiner Selbstbestimmung zu fallen, einen jungen Künstler nach Brügge verschlägt, allen lebenden Professoren den Zutritt zu ihm weigert, das Johannis-Hospital mit den Miniaturen Memlings und das kleine Museum mit den Bildern Gerard Davids dagegen vor ihm öffnet, — und der Frühling wundervolle Obstbaumblüthen sich von den blauen Lüften absetzen läßt vor den Stadthoren, — und eine geräuschlose Bevölkerung, imprägnirt mit dem Charakter der alten Zeit, Markt und Straßen selten durchschreitet, eine Bevölkerung, die er malen kann, — dann

kann ein junger Künstler sehr glücklich sein! Die geraden Straßen mit den kleinen weißen Häusern steht er noch in der Stadt; und die Perspektive lernt er an den Knälen; Zeichnen am alten Wasserturm. Und die Leute gehen so ganz langsam über den Marktplatz, und wenn sie in die Straßen hineingehen, fragt sie der junge Künstler, ob sie Zeit haben, sich malen zu lassen. Natürlich, sagen sie, haben sie Zeit, die ganze Stadt hat nichts zu thun. Und es lastet die große und pompöse Vergangenheit so schwer auf der Stätte, daß die Leute flüstern. Das ist beim Malen sehr angenehm. Und nach einer Weile schlafen sie ganz ein; doch dann kommen vom Himmel wieder die guten Geister Hans Memlings (den wir auch nun als Deutschen entdeckt haben) und Gerard Davids, und führen die Hand des noch ungeschickten jungen Künstlers, und wenn er gar nicht mehr weiter kann, sagen sie zu ihm: Kopir' uns im Museum. Aber meistens ist das gar nicht nöthig. Brügge ist an sich eine sehr gute Akademie, eine stille Stadt, das Gras wächst aus dem Steine, die Leute haben noch den Typus von Memlings Zeit, und morgens und abends läuten die Glocken und bringen Regelmäßigkeit in die Arbeit der Adepten hinein.

Ford Madox Brown hatte in Brügge den Unterricht vom Professor Gregorius und von van Hanselaer aus Gent. Schließlich trat er noch in die Antwerpener Akademie ein, wo er durch Wappers eine etwas nichts-sagende, aber durch Bequemlichkeit nützliche technische Ausbildung erhielt.

Er war nun geübt, in Pastell, Fresko, Enkrustik, Del und Wasser zu malen und zu radiren und zu lithographiren. Er arbeitete erst bis neun Stunden täglich. Und er arbeitete in dieser Weise fünf Jahre, ehe er sein erstes Bild fertig stellte. Er malte „Hiob und seine Freunde“, die in der Galerie zu Gent ausgestellt wurden, und im Jahre 1841 stellte er zum ersten Male ein Bild in London aus.

Er indessen war nach Paris gegangen, kopirte im Louvre, stand unter dem Einflusse von Delacroix. Seiner Gattin Gesundheit zu Liebe ging er nach Rom, 1846 siedelte er sich in London an. Ein Bild ward von der Akademie-Ausstellung zurückgewiesen, — und Das verfehlte nicht, Browns starke, charakteristische Abneigung gegen alle „Korporationen“ scharfer werden zu lassen. Er hatte etwas Rebelliges in sich; er wurde ein Mittelpunkt für verschiedene Unzufriedene; und als sein „Christus, die Füße St. Peters waschend“ nicht an der Stelle, wo er es erwartet hatte, in der akademischen Ausstellung hing, hörte Ford Madox Brown auf, an das Urtheil und das Gerechtigkeitgefühl der Akademie zu appelliren. Uebrigens hing sein Bild ganz ausgezeichnet, — nur war er eben ein Rebell und fand diesen Platz doch für das Bild nicht gut.

Im Jahre 1848 stellte er seinen „Wickliff, der seine Bibelübersetzung vorliest“, in der „freien modernen Kunstausstellung“ am Hyde-Park aus. Dies Werk war von großer Bedeutung nicht nur in Browns Leben, es war die Urform des Prärafaelismus in seiner ersten, sich selbst kassierenden Epoche, einer Epoche, die nach dem Zeugniß von Millais und Rossetti nicht länger als ein Jahr dauerte. Rossetti sah hier das Bild; er ward tief berührt davon. Die Prärafaeliten waren sieben junge Leute, die bekanntlich Jeder nach seinen Marimen lebten und nur im Allgemeinen sich verständigten; sie hatten sich 1848 zu einer Bruderschaft zusammengesetzt; das Bild von Ford Madox Brown wurde gleichsam ihr Haupt. Er war ihr Ausgangspunkt, hier trafen ihre Bewunderungen zusammen. Die Produktionen der Genossen aus den Jahren 1849—1850 zeigten den Einfluß Madox Browns an. Dann hatten die Meisten unter den Sieben eine andere Richtung, nur Rossetti blieb länger unter dem Einflusse Browns. Brown schloß den Jüngling in sein Herz und lehrte ihn, was immer er lernen wollte. Aber von der Bruderschaft blieb er frei, er wollte nicht ihren Chef abgeben, er wollte nicht unter das Joch der ergebensten Bewunderer, das gefährlichste Joch, kommen.

Seinen eigenen Weg fortsetzend, malte er das wundervolle, tragische Bild von Corbelia und Lear. Eins seiner schönsten Bilder ist „Romeo und Julia“. „Eliash und der Sohn der Wittwe“, das biblische Bild „Work“, zwölf Bilder im Stadthause zu Manchester sind seine Hauptwerke. Er hat Gedichte und kleine Aufsätze\*) geschrieben, Vorträge über Kunst gehalten, einen Club, den Hogarth-Club — einen exklusiveren als den Club, der jetzt diesen Namen trägt, gegründet, freiwillig an der ersten Schule für freies Zeichnen in London den Unterricht geleitet, und ist in späteren Jahren eins der Mitglieder der Firma Morris, Marshall, Faulkner & Co. (ein Dekorationsgeschäft) geworden. Sein Sohn Oliver ist eins der merkwürdigsten Wunderkinder gewesen. Seine älteste Tochter ist mit Dante Rossettis Bruder verheirathet und ist eine geschickte Malerin. So hoch war die Anerkennung, die man Madox Brown zollte, daß 1891 Künstler und einige Liebhaber 18,000 Mark sammelten, damit eins seiner Bilder für die National-Gallery erworben werden könnte. Daß sich Maler für einen Maler interessirten, ist äußerst ehrenvoll für Brown. Er konnte das Bild aber nicht mehr vor seinem Tode vollenden. Dennoch wurde sein Name mit seinem Tode gleichzeitig noch mit höchster Auszeichnung genannt: seine Cartons für Glasgemälde waren zur Ausstellung gekommen, die jetzt von einer Gesellschaft für englisches Kunstgewerbe eröffnet ist.

\*) Die Prärafaeliten hatten eine Zeitschrift „the Germ“, die diese Gedichte und seinen Aufsatz „über den Mechanismus eines Historienbildes“ brachte.

Seine Gemälde sind, was man heute wohl veraltet nennen muß. Ein altväterisches peinliches Ausführen ist in ihnen, das aber freilich voll Natur ist: von Herrn Wappers merkt man da nichts mehr. Aber auch der Plüthenduft von Brügge scheint da zu fehlen. Ford Madox Brown war ein Maler, dem die Süßigkeit versagt war. Eine hohe Seele war er aber; seine Freunde waren Carlyle, Swinburne, William Morris (der Dichter, welcher mit einem der Inhaber von Morris, Marshall, Faulkner & Co. dentisch ist) und Watts; es war in ihm ohne Zweifel eben so viel von einem Dichter wie von einem Maler, in ihm wie in Dem, der sein Wesen bestätigt, seinem Sohn Oliver, der mit vierzehn Jahren ein Bild ausstellte und mit fünfzehn eine ausgezeichnete Novelle schrieb; und die Musik liebte er, er liebte Brahme. Er hatte kein Atelier. Das ereignet sich bei englischen Malern oft und giebt ihren Hervorbringungen etwas Ungezwungenes, Ungemachtes. Ein gewöhnliches Zimmer mit grünen Tapeten, nach Norden gelegen und von dem kräftigen Winde von Highgate und Hampstead durchzogen, genügte ihm. Hier, von den Büchern und Bildern seiner Freunde umgeben, brachte er die letzten Jahre seines fruchtbaren Lebens zu, noch schaffend, aber matter geworden. In den Bildern aus seiner Glanzzeit ist ein sehr intensives Leben, sie detailliren, der Maler kennt kein Ermüden bei ihrer Herstellung und er schont auch nicht unsere Augen, die manchmal ein Hellbunkel verlangen, die manchmal nicht Alles ganz genau zu sehen wünschen. Er schenkt nichts! er ist darin naiv, naiv aber auch in der wahrhaft kindlichen Stärke und Einfalt des Ausdrucks seiner Gemälde. Seine Julia auf dem Balkon — wenn man daneben an die konventionelle Theaterprinzessin eines Piloty denkt! und sein Romeo ganz verloren in Inbrunst und Liebe. Seine Bilder haben Ausdruck von solcher Gewalt, wie sie uns manchmal aus alten unvollkommenen Holzschnitten entgegentritt. Und wer sich in seine Bilder recht von Herzen hineinsah — ich sah mich 1888 in Manchester in sein Bild von Romeo und Julia hinein — der empfing den Eindruck einer auffallend enthusiastischen, unter Asche glühenden, die Wahrheit über Alles liebenden Seele.

Hermann Helferich.





## Die neue Hintertreppe.

**D**ur, was bist Du gesunken! Auf der Parkterrasse von Monte Carlo spricht es der Gutsbesitzer und Afrikaforscher Dolberg zu seiner von ihm separirten Ehefrau Lucie, genannt Dur. Ich würde statt „was“ wenigstens „wie“ sagen; aber in der Aufregung nimmt man Das nicht so genau und in der Hauptsache hat Herr Dolberg ganz Recht: Dur ist wirklich gesunken. Zwar, allzu steil war der Abstieg nicht für sie und auf der Höhe von Monte Carlo hatte sie früher schon einmal gestanden, als der Vater wegen betrügerischen Bankrottes ins Zuchthaus verdonnert war und die Mutter mit der wunderschönen Tochter sich durch die Lurusstädter hochstapelte. Damals aber wußte und merkte sie von Alledem nichts, flatterte wie ein holder Schmetterling über einem Sumpf — so steht es im Buch —, war unschuldig ganz und gar und bestrickend theaternieblisch. Da kam der Afrikaforscher auf dem zerstückten Bein des Weges gehumpelt, bewahrte den Schmetterling vor dem Sumpf, spießte ihn auf ein Eheversprechen und nahm ihn in seiner Botanisirtrommel mit auf das Gut im Thüringer Wald. Um von Baden-Baden nach Thüringen den Uebergang zu finden, wurde ein polnischer Tanz von Scharwenka gespielt. Auf dem Gut begann nun ein stilles und legitimes Glück, das auch die Stachelreden der Schwägerin — sie heißt Jemima, aber ich kann nichts dafür — nicht ernstlich zu stören vermochten. Herr Dolberg sitzt unter alten Schmökern, hat neben sich eine billige Wandkarte von Afrika hängen und schreibt, wie Das die Afrikaforscher immer so thun, aus diesem werthvollen Material eine neueste Reisebeschreibung zusammen. Schwiegervater klebt im Zuchthause fleißig Düten, Schwiegermutter ist der Eingang versperrt und Alles ginge ganz leidlich, wenn Dur nicht plötzlich vom Heimweh nach dem amusanteren Kuppler- und Zigeuner-Wesen ergriffen würde und wenn sie unzüchtig nicht, um ihre Nerven auszutoben, mit dem ehrwürdigen Lehnstuhl des vorvorigen Dolbergs durch das stille Haus fuhrwerkte. Sie weiß nicht, die Aermste, was sie da thut, aber als sie erfährt, da wird es noch schlimmer: sie streichelt das Sitzkissen des vermotteten Sessels und meint, ihr Händchen krabbele mit kindlicher Pietät dabei so gewissermaßen auch im Antlitz des toten Ahnen herum. Nach einem solchen Beweis völliger Unbekanntschaft mit den wichtigsten Körpertheilen darf man auch auf eine

partielle Farbenblindheit in der Welt der Gefühle schließen und sich nicht wundern, wenn Lur die geschäftsbämliche Mutter und den Zuchthauspapa viel heißer plötzlich zu lieben beginnt als den Gatten, der sie wohl gar nur aus Mitleid genommen hat, zu pädagogischen Zwecken, so wie ein Zuluwelbchen oder eine Liberianerin ohne allzu wulstige Lippen. Lur läuft also weg, geht mit Papa und Mama nach Monte Carlo, spielt und verspielt, und da findet Herr Dolberg, der mit einem braunen Havelock und einem schwarzen Filzhut sich eben für Afrika wieder reisefertig gemacht hat, sein früheres Glück und da spricht er das Donnerwort: O Lur, was bist Du gesunken! Vorher wurde noch ein Bolero von Litloff gefiedelt, um durch den spanischen Tanz uns die italienische Stimmung zu geben.

Papa erschießt sich, Dolberg sucht bei den Matabele oder in Buluwayo den Tob, und Mama, die erst Wahl und dann Matthold hieß, nimmt nun den Namen einer Marchesa von Campobasso an. Lur verliebt sich in den jungen Maler Enrico Rocca und heirathet deshalb rasch Don Camillo, den Fürsten von Fano. In Rom, bei einem Fest, wo das italienische Königs-paar zufällig mit den theuersten Horizontalen zusammentrifft, findet die Fürstin von Fano, frühere Marchesina Campobasso, vermittelte Dolberg geborene Wahl, genannt Matthold, auch den geliebten Künstler wieder, und da sie jubelnd sich an sein Oberhemd klammern will, herrscht er ihr zu auch er: O Lur, was bist Du gesunken!

Aber nein, ich besinne mich ganz genau, denn im Parquet lachten die Leute so gräßlich, das sagte er nicht, sondern viel lapidarer: Verfinstelt und überhaupt war Das gar nicht mehr die selbe Geschichte, denn nun waren die Klappstühle blau und vorher waren sie roth und ich erinnere mich auch, daß an der blauen Geschichte Fräulein Jenny Groß irgendwie beteiligt war, daß sie für mindestens 300 000 Mark Brillanten zur Schau trug und erzählte, ein alter reicher Liebhaber sei ihr Ideal. Auch andere Toilettenherrlichkeiten dämmern mir auf, eine unerhörte Ausstellung von Damenkonfektion, und die kann nur im Lessing-Theater gewesen sein, denn nur da werden die petites femmes so bezahlt, daß sie an einem Abend drei Fünfhundertmark-Kleider spazieren führen können. Das kommt davon, wenn man den Zettel verliert: aus dem Schauspiel „Ehic“ von Herrn Alexander von Roberts hat mein Bericht sich in das Schauerstück „Arme Maria!“ von Herrn Richard Wolf verlaufen und aus dem Schleuberbazar des Herrn Barnay (System Lubasch) bin ich in das mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Modewaarenlager des Herrn Blumenthal gelangt.

Die Verwechslung wäre sehr ungerecht, denn im Lessing-Theater hat sich ein gutes Zusammenspiel herangebildet, dem, auch wenn Reichert Gastirens halber abwesend ist, die Herren Guthery, Schönfeld, Sauer,

Kober immerhin ansehnliche Stützen bieten, das von der phantastischen Komik der jetzt freilich zu ärgster Uebertreibung verlüberten Marie Meyer den Glanz empfängt und dem auch das immer falsch beschäftigte Fräulein Reichenbach einst noch gewonnen werden könnte. Das Barnay-Theater hatte ich lange nicht erlebt und es wirkte wie neu nun, wie das Stadttheater in Bury bei Magdeburg, an einem Tage, wo eine große Künstlerin da gastirt. Die große Künstlerin heißt Agnes Sorma. Zuerst war sie, so vor zehn Jahren, nur drollig, dann wurde sie nur lieblich; jetzt ist bei ihr Drolligkeit und Lieblichkeit oft schon Theatermanier und da nur, wo starke Leidenschaften sich regen und der feinste weibliche Reiz zugleich nöthig wird, da nur gewinnt sie, mit ganz persönlichem Charme und den Mitteln einer in Deutschland vielleicht und in Berlin sicher einzigen Technik, auch die stärkste und feinste Wirkung. Sie sollte Luise Millerin spielen und Frou-Frou und die Kameliendame, die dann endlich einmal ein Mädchen wäre; sie könnte die Parisienne von Decque und die Amoureuse von Porto-Riche in Deutschland möglich machen und sie wird uns eines Tages Rebecca West und Hedda Gabler sein. Aber ins Berliner Theater paßt sie nicht; dahin gehört Fräulein Reichenhofer, die geborene Melodramenspielerin, die mit der Unfähigkeit, irgend ein einfaches menschliches oder gar weibliches Gefühl einfach wiederzugeben und bescheiden einem Dichter zu folgen, doch das bretteerne Gehabe und Geihue einer amerikanischen Wandervirtuosin vereint. Wenn sie als arme Maria die dick von der Kohle umränderten Augen aufriß und mit gedankenlos verzerrten Zügen, gleich einer Panoptikumtragödin, ins Leere stierte, dann sah man das leibhaftige Abbild der längst schon entmenschten und noch länger entgötterten Muse Richards Voß, der einst ein reicher lyrischer Brasser war, der jetzt, in gespenstischem Luxus, in den alten Kleidern der Andern, bettel-pomphaft einherspukt und der allgemach nun der wilde Mann des Lyriasmus geworden ist und der verachtete Verkünder der neuesten Botschaft: „Es ist so schön, von Sinnen zu sein.“

Ich glaube nicht an die schöne Sinnlosigkeit, nicht bei Herrn Roberts und nicht bei Herrn Voß. Sie sind ganz verständig und sind manchmal sogar Dichter, wenn sie Romane oder Novellen schreiben, und sie sollten unbewußt in den Heulmeierton des Bänkelsanges verfallen, sobald ihr Fuß das Theater berührt? Nein, sie suchen den Erfolg, den Erfolg um jeden Preis, und da sie täglich sehen, wie der Erfolg sich den Herren Sudermann, Lovote und Genossen zuneigt, so bemühen sie sich, durch ein Ueberbieten der Abenteuerlichkeit auch diesen Erfolg noch zu überbieten. Daß Herr Sudermann ein sehr großes und Herr Roberts ein sehr kleines Melodramentalent ist, daß dem Einen ein schwieriges Kartenkunststück gelingt und dem Andern versagt, das ändert nichts an der innerlichen Verwandtschaft zwischen der

reichen Abah und der armen Maria, nichts an der Zusammengehörigkeit von „Heimath“ und „Chic“. Nicht vor Herrn Subermann knien und die Roberts und Boß zerfleischen sollte man, sondern ganz nüchtern sich damit abfinden, daß wir — der schlaue Frenzel, der seine Leute kennt, hat es vorausgesagt — nach allem Geschwafel von neuer Kunst und Menschenbeobachtung und Naturalismus wieder bei der alten Hintertreppe angelangt sind, auf der einst Lotte Birch-Pfeiffer und Adolphe d'Ennery leuchteten. Sie ist jetzt blank geschauert, mit bicknen Teppichen belegt, von elektrischem Licht bestrahlt und mit reich gepußten Lockmädchen besetzt, — aber sie bleibt darum doch die Hintertreppe, die nur zu den Dachkammern der Kunstdomestiken — und freilich auch an die gefüllten Speisechränke — führt. Das liebe Publikum erklettert sie gern, auch wenn es aus zahlungsfähigen „Herrschaften“ besteht. Warum auch nicht? Schon vor zwanzig Jahren hat Zola geschrieben: *Le public ira toujours fatalement à des spectacles pareils, comme il va voir guillotiner, rue de la Roquette, ou comme il se précipite dans une rue pour regarder un homme écrasé. Le plaisir est tout physique. La chair est prise, les nerfs sont secoués, les larmes coulent quand même. C'est d'un effet sûr et violent, contre lequel les raisonnements littéraires, les questions de goût n'ont aucune prise.* Als ich von einer französischen Reisetruppe in Kairo einmal d'Ennerys *Grâce de Dieu* aufführen sah, das Mustermelodrama der vierziger Jahre, da lachte ich über die Dummheit des bunt zusammengewürfelten Publikums, das sich durch so grobe Kniffe noch rühren und packen ließ. Wenn ich bedenke, daß „Chic“ jetzt das Klassenstück des Berliner Theaters ist und daß es Leute giebt, die mir vorwerfen, ich schätze die dramatische Kunst von heute und gestern nicht hoch genug . . . !

Dem müden Manne Richard Boß ist nicht mehr zu helfen. Er konnte der Fenimore Cooper der römischen Campagna sein und auf den abenteuerlichen Wegen seines Konvertiten Dajiel weiter wandeln, aber der Rampenstreif lockte ihn, er steckte seine Fabelgeschöpfe in Modewänder und nun verlacht man den Centauren im Frack. Es nützt ihm auch nicht, daß er die Ortshafften kennt, die er bevölkern will: er war gewiß häufig in Monte Carlo, aber sein Monte Carlo ist doch eine gekleckste Kibderei mit babylonischen Damen aus der Theatergarderobe. Man muß mild gegen ihn sein und seine schlimmen Stücke freundlich ablehnen. Herr Alexander von Roberts aber sollte rechtzeitig noch der Galeere entfliehen; er hat in dem Soldatenroman von der schönen Helena gezeigt, daß er nicht auf die Hintertreppe gehört, und er mag vor dem Augenblick zittern, wo die zum „Chic“ mißhandelte Frau seiner Novelle „Aus Mitleid“ zufällig einmal in den Barnay-Bazar geräth und ihrem Erzeuger dann zuheißt: *O Saffa, was bist Du gesunken.* M. H.

## Meyerind und Genossen.

Hannover, 6. November.

Im hiesigen Gefängniß hat sich der Rittmeister von Meyerind erhängt. — Der „große Schlag“, den der Staatsanwalt am Königl. Landgericht zu Hannover am ersten November gegen ihn aufdeckte, hat ihn zu Boden geschmettert, den alten Kämpfen vom grünen Tisch; die letzte Taille ist abgegeben. Rien ne va plus! Der sarkastische Mund, der so ganz im Stil des ancien régime zu plaudern wußte, ist für immer verstummt, die Falkenaugen, die das ganze vornehme Gesicht beherrschten, sind erloschen. Wie schade, wie jammerschade um diesen Mann! Als er mir aus „Zellenheim“, wie er spöttisch das Domizil seiner letzten zehn Monate nannte, im Juni die umfangreiche Information auf die Anklage sandte, trug sie das Motto: „Wer sich mit Hundcn zu Bette legt, darf sich nicht wundern, wenn er mit Flöhen aufwacht.“ Wahrlich, das Erwachen war für den Unglücklichen ein fürchterliches, dem er deswegen auch lieber den ewigen Schlaf vorzog.

War Meyerind ein Falschspieler? Ich glaube es nimmermehr! Nicht, weil ich sein Vertheidiger war. Man lernt in meinem Brief, objektiv zu urtheilen, und ist in seinem Innern oft päpstlicher als der Papst, staatsanwaltlicher als der Staatsanwalt. Nicht, weil er es auch mir gegenüber mit solcher Selbstverständlichkeit bestritt, oder richtiger: mit einer einzigen leisen Bewegung der wohl gepflegten Rechten abwies. Vielleicht täuschte er mich — oder gar sich selbst. Aber es lag ihm nicht! Wer so cavalièrement dem Schlächter viertausend Mark schuldig bleibt, so unfählich verächtlich auf seine täglichen Kumpane beim Feu herab steht, obwohl sie ihm „als Spieler sympathisch“ sind, der betrügt nicht selbst! Das ist eben meine persönliche Meinung, an welcher die zahlreichen administrativen Momente, die die Beweisaufnahme für einen entgegenstehenden Verdacht gezeitigt hat, nichts zu ändern vermochten, eben so wenig das Urtheil erster Instanz, das nun der „freiwillige“ Tod des alten Spielers endgiltig zu einem rechtskräftigen gemacht hat.

Welch falsches Wort: freiwillig! Wenn je das Schelden von der süßen Gewohnheit des Daseins ein unfreiwilliges war, so war es bei diesem Mentor der Reitschüler. Wie wohligh lebte es sich aber auch in der Villa draußen in der Löwenstraße, dort dem Park gegenüber. Sobald die lustigen Tüffel webelnd den Ankömmling umsprangen und das Faktotum des Hauses, von allen Lieferanten „Herr“ Vogel genannt, das kleine Gartenthor öffnete, war man heimlich in dem netten Gärtchen und oben auf der winzigen Veranda bei den klugen Frauen des Hauses. Und aus diesem behaglichen Heim, aus einer im besten Sinne des Wortes aristokratischen Umgebung trieb den Unseligen allabendlich der Teufel oberster, der Spielteufel. Dämonen lauern hinter bunten Kartenblättern, lockende, unfählich verlockende Dämonen! Im ganzen Verlauf dieses Prozesses habe ich das Gefühl gehabt, daß neben den Richtern, die ja durch das Gesetz besonders zu dieser Feststellung gedrängt und verpflichtet waren, die öffentliche Meinung, die Debattirclubs der Messourcen, der Stamm-

tisch der Philister, ja selbst die Geheimrathskede, wo man alltäglich in Motiven zu neuen Gesetzen macht, sich viel zu sehr damit beschäftigt und sich die Köpfe zerbrochen haben, ob Lichtner, Fährle, Seemann und Genossen falsch oder nur gewerbsmäßig gespielt haben. Das ist ja höchst gleichgiltig für die Moral von der Geschichte. Ob ehrlich oder unehrlich Spiel, Weibes ist der Gegensatz zu ehrlicher Arbeit. Fern sei mir jeder Pharisäismus! Ich habe es vor Gericht offen gesagt und wiederhole es hier: Wir sind allzumal Sünder! Wem hätte der Spielteufel nicht einmal das Nigenlied vorgesungen von der leicht errungenen Rente, vom gleißenden Gold, mit listiger Hand dem Gegner entlockbar? Wers rechtzeitig einsah, daß ein schadenfroher Teufel ihn narrt und ins Verhängniß zu ziehen droht, der ist glücklich zu preisen! Und eben so scheinheilig wäre es, den Herren vom bunten Tuch diese Spielleidenschaft allein nachzusagen, oder ihren Brüdern und Bettlern auf den Herrensitzen und den Klitschen des kleinen Grundabels. POCOATUR intra muros et extra. Vielleicht „in den Mauern“, das heißt in den Städten, wo Männlein und Weiblein vom ehrfamen Bürgerthum sich um Koullette und Pokertisch sammeln, wo chemin de fer die Gemüther erhitzt, wo Quinze und Baccarat von den Professionellen des grünen Tisches weisheitvertürend der lernbegierigen goldenen Jugend erklärt werden, noch viel mehr als auf dem oft allzu platten Lande. Dort, wo die Abberiden hausen, wie sie mein angeflagtester Klient Harden getauft hat, sind auch die Abberiten nicht fern, die sich ihr „Lehrgeld“ mit schlecht geheuchelter Gleichgiltigkeit abnehmen lassen. Trotz Heinroth und der Strafkammer zu Hannover wird der „große“ und der „kleine Schlag“ noch viele Menschenleben darniederstrecken.

Es ist tragikomisch, dieses tobende Wüthen in den Leitartikeln, diese Eingekandts der alten würdigen Kreuzzeitung, dieses altweibermäßige Geseise der Lante Boß über die Junter und Wechselreiter. Ihr werdet den Rittmeister und die übermüthigen Herren Jungens von zwanzig und einigen Jahren nicht der Armee, den „ollen ehrlichen Seemann“ nicht den Juden, den gutchristlichen Bourgeois Fährle nicht den Bankiers und Rentnern anhängen und wechselseitig Rasse, Religion und Beruf gegen einander ausspielen können, ohne Euch lächerlich zu machen. Wer erst durch den Prozeß Heinze erfuhr, daß es Prostituirte und Zuhälter giebt, lebt eben nicht in der Welt, und wen erst der Staatsanwalt und Untersuchungsrichter zu Hannover lehren mußte, daß man beim Baccarat, ob ehrlich oder unehrlich gespielt wird, das väterliche Erbe verlieren kann, wenn man mit Streichhölzern Tausende markirt, der soll sich ein neues Dugend Nachtmützen bestellen. Was zetern und streiten die Leut' herum, ob Börsenspiel schlimmer als Pharaos, ob man schneller sein Geld los wird, wenn man zweitausend Loose Braunschweiger auf einmal spielt oder die halben Nummern der Koulletteafel mit Goldfischen pflastert! Das heißt ja leeres Stroh dreschen. Vielleicht wärs besser, der Staat machte ein Ende mit diesem nicht allzu lieblich duftenden Verdienst aus den Lotterien, er befreite Sklaven und Schloßfreiheiterrains von alten Baracken, ohne der Spiellust zu fröhnen. Zum meistbrauchten sich Preußen, Sachsen, Braunschweig und Hamburg nicht zu schämen, wenn sie der Aufhebung der Lotterien, die England schon 1826 und Frankreich 1832 durchgeführt hat, endlich näher treten würden; aber glaubt man wirklich, damit des Spielteufels dämonischer Macht den Garaus gemacht zu haben? Hebt den Totalfaktor auf und verstopft die Ohren gegen das Klagen der Protektoren der Pferdezuguth; der alte Schlachtruf wird dennoch ertönen: „Spielen

ist ein Laster, — woll'n wir nicht ein Bißchen?“ Mit dem Heulen und Betern allein ist sicher nichts gethan.

Aber ein Anderes thut noth. Wie freute sich mich über diese frische, prächtige Jugend im bunten Waffenrock, als sie sich in einer ihr so fremden und sie doch so gut kleidenden Befangenheit beim Namensaufruf dort in den Gerichtssaal zu Hannover drängte. Wie wehmüthig der Gedanke, daß so Mancher von ihnen auch à la Meyerind enden könnte! Unsere Erziehung, das meine ich, laborirt auch hier an der thörichten Bruderie, der in geschlechtlichen Fragen so mancher jugendlich blühende Frauenleib als Opfer fällt. Man verhüllt der Jugend auch Altweiberscheu die ewigen Geheimnisse der Leidenschaft und läßt sie ahnungslos der Verführung anheimfallen, und man gewöhnt sie durch thörichte Strenge, einmal begangene Fehler zu verbergen. Dann, wenn ein Verbrechen gegen das keimende Leben begangen, wenn die Prostitution geschaffen ist, kommt der Strafrichter und der Sittenpolizist und waltet seines Amtes. Dann heißt's: Vorbei für immer! Immer wieder muß an den Spruch der Franzosen erinnert werden: Tout comprendre, c'est tout pardonner. Die Jugend soll beim Alter willfähriges Lehrwort finden, aber auch ein willfährig Verzeihen, so lange es noch nicht zu spät ist. Wer einmal erkannt hat, wie entsetzlich der Teufel des Spieles ihn zu erfassen droht, wird Dem dankbar sein, der ihn beim Ehrenwort verpflichtet, diese Leidenschaft zu gebieten mit allen Waffen seiner ganzen Kraft.

Nun hört aber auch endlich auf mit diesem kindischen, sinnlosen Striechen vor dem bunten Rock, auch wenn ihn ein halber Knabe trägt. Es ist ja sein Verderben, daß Ihr ihm einreden wollt, mit diesem Ehrenkleid sei ihm auf einmal auch all die Selbstbeherrschung, die eiserne Direktion angefliegen, die Selbstzucht und Mannesstolz ihm erst erarbeiten soll. Wer in ehrlicher Arbeit sich durchringt durch Fehler und Leidenschaft, trägt unter Frack und Uniform, unter Kittel und Bluse, das glückliche Bewußtsein, sich selbst getreu geblieben zu sein. Nicht schlimm wärs, sollten diese lustigen Reitschüler nun als warnendes exemplum die Jugendstreichche büßen müssen. Ich saß am vierten Tage des „großen Wucher- und Spielerprozesses“, wie ihn die Zeilenhaspeler genannt haben, verborgen in einem Winkel der Kastenschen Georgshalle; da hörte ich die melancholischen Worte eines strammen Husarenlieutenants: „Herr Gott, nun bin ich 23 Jahre alt und denke nicht mehr an die Dummheiten, habe eine reizende Frau und einen entzückenden Huben, und da bringt mich dieser verdamnte Prozeß in Aller Leute Mäuler, — hol' der Teufel die Jugenddummheiten und das verfluchte Macao!“ Ich denke, man wird ein Einsehen haben und es bei dem Exempel bewenden lassen, das der unselige Meyerind gegeben hat — dieser Ritter des Johanniter- und Abler-Ordens! Lehret die Jugend das entsetzliche Geheimniß des Spielteufels und haltet sie rechtzeitig fest bei ihrer Ehre, wenn sie ihn erkannt haben; das ist sicherlich besser als Kassation und die Arbeit auf dem Mississippi-Steamer für entartete Edelleute, und besser auch als der Strick in den düstern Gefängnißmauern zu Hannover!

Dr. Frik Friedmann.



## Die Angst vor der Börsensteuer.

Unsere Gerichtsweisheit hat es barmherzig eingerichtet, daß man dem Delinquenten die Verwerfung seines Gnadengesuches so ziemlich unmittelbar vor dem Köpfen mittheilt. Dadurch vermeidet man nutzloses Unbehagen. Die Börse freilich, die in der Vorstellung selbst edler Köpfe schlimmer als ein Verbrecher ist, sieht ihrer schweren Bestrafung schon lange entgegen. Die erdenklichste Mühe wurde aufgewendet, um hier jede noch so scharfe Besteuerung als vertragbar und vor Allem als vollkommen verdient hinzustellen, und so hatte die Börse das seltsame Vergnügen, nicht allein eine ganz hübsche Zeit hindurch das Beil über ihrem Halse schaukeln zu sehen, sondern längs des ganzen Schaffottes auch noch frohlockende Gesichter zu erblicken. Wir Alle haben uns in den letzten Monaten davon überzeugt, wie unendlich die Tabakinteressenten für eine Weinsteuer und die Weininteressenten für eine Tabaksteuer schwärmen, aber Dies hatte eine gewichtige, eine sogenannte Hammer- oder Ambos-Ursache: Schadensfreude; — helle Befriedigung über die Besteuerung selbst ist weit und breit nicht zu entdecken gewesen.

Wie anders gegenüber der Börse! Hier sind Haß und Verachtung, die zunächst in einer gewissen Treibhausluft gut fortkamen, mit erstaunlichem Erfolg ins Freie verpflanzt worden und nicht spekulative Verluste, nicht verlorene Depositen haben dabei den Dünger abgegeben, sondern die nicht auszurottende Idee, daß die Börse ein ungeheureres Faulbett sei, auf dem man sich nur zu wälzen brauche, um unerschämte Summen zu verdienen. Aus dem Wege solcher verwickelten Empfindung hat sich dann eine öffentliche Meinung herausgebildet, die gegen die Aufgaben des Effektenverkehrs, gegen Das, was wir Markt nennen, überhaupt die Augen schließt. Es ist also, streng genommen, ein passabel ehrlicher Feind, dem die Börse heute ins Auge zu schauen hat, ein ehrlicher, aber ein Todfeind.

Nur ein Schauspieler mimt dabei — Herr Miquel. Dieser hat Alles, was Bank- und Finanzlust zufächelt, mit vollen Lungen eingeathmet, er muß seit Dezennien über den Werth oder Unwerth der Börse völlig im Klaren sein, während sein Rechentalent ihm auch längst gesagt haben muß, daß eine Höherbesteuerung wohl viele Geschäfte stören, aber nur wenig mehr einbringen wird. Daher wäre von jedem andern Minister, nehmen wir z. B. den etwas einseitigen Herrn Steinbach in Wien, ein solches Projekt leichter begreiflich.

Aber die Motive des Herrn Miquel sind ja gar nicht verheimlicht. Er hat im Verlaufe einer von ihm ertheilten Audienz offen gesagt, ohne die Börsensteuer bekäme er auch die anderen Steuern nicht durch, das heißt diejenigen, welche den Staatsfädel wirklich füllen. Also, die von der Börse wenigstens als höchst bedrohlich gefürchtete Mehrbelastung dient unserem Finanzminister zu nichts weiter als zu einer Art von Vorspann. Das mag sehr schlau sein, wiegt aber andererseits nicht den Schaden auf, von dem Herr Miquel nach seinen Erfahrungen und seinen Informationen für sich überzeugt sein muß. Das ist das Hintende in dieser Moral, denn die Generalfrage, ob die Börse, wie sie heute ist, Nutzen oder Schaden stiftet, erscheint unbedingt berechtigt. Wie kommt aber gerade Herr Miquel dazu, er, der doch die Börse für nützlich hält, zu einer Art Todesstoß gegen sie anzuholen? Bewundernswürthe Leichtherzigkeit da,



wo eine Reihe seiner geschättesten Freunde ihn doch ganz sicher von dem schneidenden Ernst seines Planes tief unterrichtet haben. Herr Miquel hat dann jenen Schlachthühnern, resp. jener vorhin erwähnten Deputation, noch einen hübschen Einwand hingeworfen, nämlich den, daß man bei der ersten Einführung der Börsensteuer ebenfalls höchst vernehmlich geseufzt habe, ohne doch schließlich jene Summen wirklich entbehrt zu haben. Indessen auch Das könnte die Exzellenz besser wissen! Eine Kartengesellschaft — aber keine im Hannoverschen Stile —, die plötzlich zehn Pfennige Kartengeld zu bezahlen hat, fühlt Dies zunächst wohl kaum, wenn aber die einzelnen Mitglieder nach einem gewissen Termine einmal überzählen wollen, was sie denn eigentlich gewonnen haben, so werden sie dabei auf — Nichts kommen. Genau so ist es mit der bisherigen Börsensteuer! Die hundert Millionen, die vielleicht der Staat seit 1885 aus diesem Einnahmeposten gezogen hat, fehlen der Börse, denn sie kehren nicht wieder dahin zurück. Das heißt, ein Theil des Betriebskapitales der Börse ist verschwunden, und dieses Betriebskapital ist überhaupt nicht so sehr groß, wie denn die vierzig oder fünfzig Millionen Mark russischer Guthaben doch schwer genug bei uns in Betracht kommen. Nur, wer also der Börse prinzipiell zu Leibe gehen will, und da würde ja Anschauung gegen Anschauung stehen, dürfte ein solches Mehrsteuerprojekt bringen. Indem aber Herr Johannes Miquel Dies thut, umgeht er ein Stück seiner persönlichen Erkenntniß und allerdings auch jenes Ruthes, mit dem feste Charaktere einer vielköpfigen Meinung zum Troß ihre einmal gewonnene Ueberzeugung aussprechen.

Hier an dieser Stelle soll die Berechtigung der Börse an sich gar nicht begründet werden. Die eigentlichen Interessenten sind in ihrem Glauben so stark, daß sie bei Andersdenkenden nicht einmal die innerliche Wahrhaftigkeit für möglich halten. Die Gegner, so gemiß ein Theil von ihnen gebildet und ausdenkend ist, kennen von der Materie sehr oft nicht mehr, als was ihnen aus häßlichen Prozessen oder unangenehmen privatmenschlichen Eindrücken zufließen konnte. Es wäre interessant, ob solche feinere Naturen auch nach längerem genauem Eingehen ins Börsenwesen ihr Urtheil von früher bestimmen würden.

Im Uebrigen soll man nicht vergessen, daß die Börsensteuer keinen Gewinn belastet, sondern, indem sie jeden Abschluß dem Stempel unterwirft, den bloßen Verkehr, ein Einkommen zu bilden“ unter Steuer stellt. Die zahllosen kleinen Makler, die täglich mit 2—3—5 Mark sich bescheiden müssen (gewöhnlich lieft man von Niesenbäumen, die  $\frac{1}{2}$  Millionen Jahrescourtagen erbringen), werden später kaum mehr bestehen können, sie werden zu Agenturen zurückkehren müssen, also zum Waarengeschäfte, dem sie meist entsprungen sind. Die Konkurrenz wird schon stöhnend genug bemerkt werden. Was die Spekulanten betrifft, diese Teufel, die jetzt oft aus den Schilderungen der spanischen Priester über Napoleon abgeschrieben werden, so bleiben diese natürlich dabei am Kältesten. Ein Faiseur, der 1 Million Francs Italiener handelt, zuckt nicht mit dem Goldfinger, falls er statt der bisherigen 80 Ml. sogar etwa 240 oder 320 Ml. zu steuern hätte. Im Interesse eines hohen Stempel-Ertrages müßte man gerade das Wachsen solcher Spekulationen wünschen, die doch nach der neuen Ethik verdammenswerth sein sollen.

Ein Kaufmann, der seinen Auftrag auf Buenos-Ayres-Gäute giebt und „six Months after Sight“ bezahlt, also zu einer Zeit, wo er gegen 3 Monatswechsel wahrscheinlich schon wieder verkauft hat, ist kein Spekulant; aber ein

Anderer, der per ultimo Diskonto-Kommandit kauft, also einen bei Weitem kleineren Kredit beansprucht, ist ein Spekulant. Merkwürdig ist nur, daß unsere Regierung die deutschen Börsen gern in kräftiger Initiative, z. B. in Bezug auf italienische Rente, sähe; wir hätten also dann zu zeigen, ob wir alsbald den Abgaben der Pariser Börse in dem genannten Papiere gewachsen werden. Es ist Das um so unwahrscheinlicher, als ja auch schon unsere Prämienengeschäfte, einerlei, ob levirt oder abandonnirt, dem Stempel unterliegen, während bei den Franzosen nur im ersten Falle die Steuerpflichtigkeit eintritt.

Ganz niedergelegt wird die mittlere Arbitrage. Wenn Berlin in Frankfurt 100 Kreditaktien kaufen läßt, so pfl egt Das, falls es gut und nicht etwa schief geht,  $\frac{1}{4}$  Gulden Nutzen zu bringen, also 50 M. Würden aber von diesen 50 M. nach dem bevorstehenden Projekte 45 M. Steuer abgehen, so muß diese ganze Art von Geschäften gänzlich aufhören. Sie sind jedoch höchst ausgebreitet und werden im Interesse des Kursausgleiches und von den unparteiischsten Börsenbesuchern als überaus nützlich angesehen.

Von den Anlagepapieren dabei zu reden, muß hier ebenfalls erlaubt sein. Es kommt oft vor, daß 4 Proz. Bayern 1 pCt. z. B. über 4 Proz. Konfols stehen. Ein Besitzer von 100 000 M. Bayern kann demnach beim Kaufe gegen Konfols (105 gegen 106 pCt.) 1000 M. verdienen, das belebt den Markt, verschafft dem Makler Courtage und dem Staate Stempel. Bei der Verdoppelung der Steuer schlafen natürlich derartige Geschäfte von selbst ein und auch der Staat verliert dabei. Aber im Uebrigen ist der Verdienst bei Anlagepapieren schon stark heruntergedrückt, da hier die enormen Vorräthe mitspielen, die unsere Banken davon jederzeit abgeben können. Wie oft kommt es nicht vor, daß eine K-B-Kasse in der Mark oder Pommern mit dem zu zahlenden Provisionsfuge unzufrieden wird. Sie hat jährlich vielleicht 500 000 M. anzulegen, selbstredend in Konfols. Bisher hatte sie ihrem Bankier in der Stadt hierfür  $\frac{1}{2}$  pro Mille vergütet, wofür dann dieser auch noch den Stempel trug. Der Direktor jener Kasse will aber einmal Berlin sehen, er reißt dorthin und versucht es billiger bei dortigen Banken, die ihn durchaus nicht abweisen, trotzdem doch der Provinzbankier ihr eigentlicher Klient ist. Schließlich wird man dann um  $\frac{1}{2}$  pro Mille handelsseinig. Nämlich für eine Reihe von Umsätzen (vielleicht deren 20 oder 30), die zusammen 500 000 M. ausmachen, erhält die Berliner Firma 250 M. vergütet, also abzüglich des Stempels 200 M. Man muß nur erkunden, wie viele äußere Weitläufigkeiten mit der Ausführung solcher Ordres verknüpft sind, um sich über die relativ gute Bezahlung der Bankpersonale gebührend wundern zu können. Aber solche Banken rechnen sich einfach vor, daß tausend solcher Kunden schon  $\frac{1}{4}$  Million Mark jährlich einbringen und daß es nur die Masse schaffen kann. Also die Großindustrie auch hier, während alle Zwischenthätigkeiten rasten werden.

Vielleicht darf also doch die Meinung Derer etwas weniger belächelt werden, die von einer Verdoppelung oder gar Verdreifachung der Börsensteuer einen vehementen Geschäftsrückgang erwarten, also auch der Staatskasse dabei kein gutes Prognostikon zu stellen vermögen, — Post, Telegraphen und Telephon noch ungerchnet.

Trotzdem wird Herr Miquel sein Projekt so geschickt vertreten, als ob es etwas Anderes bedeutete als eben — Vorspann. Pluto.



## Zwei Leitartikel.

## Mottenburger Tageblatt:

So hat denn das preussische Volk wieder einmal seine Stimme erhoben! Freilich, wer in dem Votum vom 7. November den Ausdruck der wahren Volksstimmung suchte, würde sich schmähtlich täuschen. Für die große Masse unserer wahrhaft königstreuen und dennoch den modernen Idealen des entchiedenen Liberalismus zugewandten Bevölkerung ist es ja unter der Herrschaft des „elendesten und widersinnigsten aller Wahlsysteme“ schlechterdings unmöglich, gegen den Druck des acubernentalen Mädelwerkes ihre Ueberzeugung zu offenem Ausdruck zu bringen. Zwar von den kleinlichen Machenschaften, von den Fälschungen der öffentlichen Meinung, wie sie in den Zeiten des bismärckischen Regimes üblich waren, hat man, wie wir schon in unserer gestrigen Abendausgabe hervorheben konnten, in dem nun hinter uns liegenden Wahlkampfe nichts gespürt. Aber die unselbige Erbschaft aus diesem Regime ist selbst für einen Staatsmann von der unerfütterlichen Festigkeit und dem großartigen Willen des Grafen Caprivi nicht so leicht zu überwinden, und so sehen wir denn den Chor der Landräthe und die Vertreter der schönsten Eigensucht verstärkt ins Abgeordnetenhaus zurückkehren. Für den Liberalismus ist die Ausbeute diesmal gering, und das ist kein Wunder, nachdem die von eilen und ammaßenden Parteibespoten frivol entfesselte Brudersehbe mörderisch in den eigenen Gliedern gehaust hat. Uns, das brauchen wir an dieser Stelle eigentlich nicht erst zu sagen, wird dieser zufällige Mißerfolg nicht abhalten, muthig und mannhaft gegen Jedermann das freisinnige Banner auch im nächsten Quartal hochzuhalten.

## Der Unentwegte:

Die Reichshauptstadt hat wieder einmal bewiesen, daß sie, mit Breslau und Posen, der Eig der wahren Intelligenz des deutschen und namentlich des preussischen Volkes ist: sie hat 9 Vertreter der Freisinnigen Volkspartei in den Landtag geschickt und damit fast den einzigen hellen Fleck in dem dunklen Bilde der neu gewählten Landrathskammer geschaffen. Dieser glänzende Sieg der Freisinnigen Volkspartei verfühnt uns etwas mit dem traurigen Gesamtresultat, das nur durch einen an die schlimmsten Zeiten der Bismärckischen Korruption erinnernden Hochdruck des Beamten-Apparates möglich geworden ist. In Hagen-Schwelm sind Eugen Richter und Reinhardt Schmidt mit sozialdemokratischer Hilfe von den Nationalliberalen geschlagen worden. Bekanntlich war Eugen Richter gezwungen, seinem Wahlkreise fern zu bleiben, um in Berlin die Quertreibereien der Herren Assessor a. D. Mommsen und Major a. D. Hünze abzuschlagen. Und wie lächerlich ist nach dem Lärm in ihrer Presse nun das Fiasko der Freisinnigen Vereinigung! Angesichts dieser kläglichen Niederlage erwächst den Anhängern der Freisinnigen Volkspartei doppelt die Pflicht, muthig und mannhaft gegen Jedermann das freisinnige Banner hochzuhalten. Der „Unentwegte“ wird fortfahren, das Central-Organ der Freisinnigen Volkspartei zu sein. Der „Unentwegte“ berichtet früher als alle anderen Berliner Zeitungen über die bedeutendsten parlamentarischen Vorgänge. Tabaksteuer, Weinsteuern, Börsensteuer, Luittungsteuer kommen in Frage und die Schnapsbrenner rüsten sich zur Vertheidigung ihrer Liebesgabe. Man abonniert bei allen Postanstalten.



Berlin, den 18. November 1893.

### Caprivi-Witte.

**I**n langen grünen Tischen sitzen noch immer die deutschen und die russischen Unterhändler zusammen, und wenn von Zeit zu Zeit ein nach Sensationen lüsteres Blatt die Meldung von einer schon erfolgten oder unmittelbar doch bevorstehenden Einigung bringt, dann arbeitet hitzig sofort der kunstvoll jetzt bis in die niedrigsten Börsenorgane hinein ausgebaute Dementir-Apparat und es heißt allsogleich: Gott bewahre, noch ist kein Streifen Landes zu sehen, noch ist gar nichts entschieden, noch thürmen sich unübersehbare Schwierigkeiten auf. Der beschränkte Unterthanenverstand sieht nicht recht ein, worin diese Schwierigkeiten eigentlich bestehen sollen. Seit drei Jahren müssen die gerühmten Schöpfer der Handelsverträge mit Oesterreich und Italien sich doch für den Augenblick gerüstet haben, wo der von ihnen au coeur léger beschrittene Weg sie vor die Nothwendigkeit stellen würde, auch ein Abkommen mit Rußland zu finden, und die Liste der deutschen Forderungen sollte deshalb schon längst fertig sein. Längst auch haben die Russen Zeit gehabt, sich zu überlegen, wie wichtig der deutsche Getreidemarkt für sie ist und welche Konzessionen sie machen können, um ihn zurückzugewinnen. Wenn trotzdem die Verhandlungen nicht enden wollen, dann darf man das Hinderniß wohl außerhalb suchen und annehmen, daß die parlamentarische Atmosphäre erst untersucht werden soll, ehe man das Siegel unter ein Abkommen setzt, dessen einzige Schwierigkeit in der Frage besteht, ob das Deutsche Reich Rußland den Konventionaltarif gewähren soll oder nicht. Jetzt ist der Reichstag wieder versammelt, die Verhandlung

der Handelsverträge mit Rumänien, Serbien und Spanien wird sofort zeigen, von welcher Seite im Spätherbst nun der Wind weht, und den nicht mit den Weihen der Wahl Begnabeten bleibt inzwischen reichliche Zeit, noch einmal das Terrain zu betrachten und die Gestalten der Protagonisten genau ins Auge zu fassen.

Sie sind uns nicht unbekannt: den Grafen Caprivi kennen wir aus seiner nun fast vierjährigen Amtsthätigkeit und aus seinen Reden, die es jetzt bereits bis zu einer von der Norddeutschen eifrig gepriesenen Gesamtausgabe gebracht haben, und Herr Sergej Julitsch Witte hat in der am vierzehnten Oktober hier veröffentlichten Unterredung, deren Nachdruck den russischen Zeitungen gestattet worden ist, einen Theil seiner Ansichten enthüllt. Einen Theil: er sprach zu einem Ausländer und deshalb mußte ihm daran liegen, sich so zu zeigen, wie er im Auslande gern gesehen sein möchte, und auch einige Schaumschlägerei durfte er nicht ängstlich vermeiden. Manche Behauptung, die er aussprach, wird man mit heiterem Staunen vernommen haben und namentlich wird der Seufzer darüber, daß es einem russischen Minister kaum möglich sei, die Presse zu beeinflussen, mit einiger Vorsicht hinzunehmen sein. Es genügt, dieser Verkündigung gegenüber darauf hinzuweisen, daß in Rußland der Minister des Innern mit der Presse diskretionär verfahren kann und daß schon Graf Tolstoi, Ignatieffs Nachfolger, die schlaue Taktik empfohlen hat, in der Besprechung der auswärtigen Angelegenheiten den Zeitungen jede mögliche Freiheit zu lassen, um dadurch der Unzufriedenheit mit der inneren Politik ein nicht allzu gefährliches Ventil zu öffnen. Aber wir haben es hier nur mit den wirtschaftlichen Anschauungen der beiden Heerführer im Zolltriede zu thun und da finden wir merkwürdige Ähnlichkeiten. Beide sind geneigt, die politischen mit den wirtschaftlichen Beziehungen zu verquiden, Beide sind in politischen und in wirtschaftlichen Verhältnissen unerfahren und Beide glauben an die Nothwendigkeit einer internationalen Theilung der Arbeit und der Sorge für den Bedarf. Es wäre nicht unbedenklich, solchen Männern die Leitung der Geschicke zweier großen Reiche zu überlassen, und wir dürfen uns freuen, daß in Deutschland wenigstens die Entscheidung über Existenzfragen der Nation nicht allein von dem guten Willen und der wirtschaftlichen Einsicht eines Mannes abhängt, der seit seinem neunzehnten Lebensjahre im militärischen Frontdienst gestanden hat.

Herr Witte geht von der ganz richtigen Anschauung aus, daß die jetzigen Schwierigkeiten nur eine Folge der früheren Handelsverträge sind, und er gelangt dabei zu der — wirklichen oder angeblichen — Meinung, daß die deutsche Landwirtschaft von dem Vertrage mit Rußland nichts zu fürchten habe. Er sagt: „Von den dreizehn Löchern in einem Glase hat man zwölf gedöfnet; ob man das dreizehnte nun verstopft hält oder nicht: das Glas wird gefüllt — das fremde Getreide kommt auf den deutschen Markt.“ In der Nähe sieht das Bild anders aus. Da sehen wir ein Glas, das zu acht Neunteln gefüllt ist — denn trotz den schlechten Zeiten für die Landwirtschaft bezieht Deutschland nur ein Neuntel seines Bedarfes vom Auslande — und das, weil es keinen Abfluß hat, bald überlaufen muß, wenn auch nur aus einem Loche beständig zugeschüttet wird. Das Ziel muß sein, auch das letzte Neuntel im eigenen Lande zu finden, und dieses Ziel ist leicht zu erreichen, da Deutschland seinen Bedarf an Brotgetreide bequem decken könnte, sobald der Ackerbau auch nur knapp lohnend gemacht würde. Schon mit Rücksicht auf einen möglichen Koalitionskrieg sollte vorausblickende Staatsmänner kein anderes Ziel locken: geht bei uns der Getreidebau noch weiter zurück, dann wäre bei blokirter Küste der industrielle Theil Deutschlands der Gefahr einer Hungersnoth ausgesetzt. Die Bündnisse aber, von denen die Kurzsichtigkeit heute alles Heil zu erwarten scheint, wechseln in ihrer Gruppierung wie die bunten Glasstücke im Kaleidoskop. Wir haben die Verbrüderung Frankreichs mit Rußland erlebt, die als ein drohendes Gespenst schon von Volte Gerlach gefürchtet wurde, wir sehen in England das immer deutlicher hervortretende Bestreben, zunächst finanziell mit dem Zarenreiche ein freundlicheres Verhältniß zu finden, und wir können, wenn in der deutschen Politik der Dilettantismus herrscht, nach einem Thronwechsel in Oesterreich auch noch die Kaunizsch-Koalition zu neuem Leben erwachen sehen, die der Wunsch zu ammen treiben könnte, unter vatikanisch-jesuitischem Segen dem Deutschen Reich mit protestantischer Spitze eine möglichst lange nachwirkende Wunde beizubringen. Das Vertrauen auf den großen Allirten von Dennewitz darf uns nicht abhalten, solchen Möglichkeiten ins Auge zu sehen. England ist in der Zwangslage, daß jeder Krieg Hungersnoth bedeutet, wenn nach dem Verlust einer Seeschlacht Blokade eintritt. Die französische Flotte ist eben so stark wie die englische und sie ist

besser und moderner ausgerüstet; vereint sie sich mit der russischen Flotte, so ist Uebermacht vorhanden, Englands Seehandel ist unterbunden und schon bei unregelmäßiger Getreidezufuhr müßte das stolze Albion stehend um Frieden betteln. Deshalb läßt England von Frankreich sich auch alle Uebergriffe gefallen und es würde noch ärgere Herausforderungen ruhig hinnehmen müssen; denn der franco-russischen Alliance gegenüber ist Großbritannien wehrlos, und wenn es ihm nicht gelingt, Deutschland in einen Krieg mit den Russen zu hezen, dann bleibt ihm nichts übrig, als durch die Aufnahme der beinahe obdachlosen russischen Werthe den Anschluß an den asiatischen Nivalen zu suchen. Dahin haben, durch den systematischen Ruin der einst blühenden englischen Landwirthschaft, die Cobdeniten ihre reiche Heimath glücklich gebracht und das Deutsche Reich, das weder geographisch noch politisch in der beneidenswerthen Lage Englands ist, sollte sich vor der Nachahmung dieses Musters besonders hüten.

Der von Herrn Witte gewählte Vergleich mit einem Glase paßt auch deshalb nicht, weil Grund und Boden eben nicht die Flächenverhältnisse eines Glases hat, sondern uneben ist. Der Zufluß durch die geöffneten Zollschranken trifft also nicht alles deutsche Gebiet gleichmäßig. Das nördliche Rußland führt vorwiegend Roggen und Hafer aus — einen Ersatz für den Roggenbau wird auch Herr Witte nicht entdecken —, und da England keinen, Frankreich nur wenig Roggen konsumirt und Oesterreich den eigenen Bedarf deckt, so bleibt für den überschüssigen russischen Roggen Deutschland das gegebene Absatzfeld. Selbst der wüthendste Manchestermann hat bisher nicht bestritten, daß Deutschland seinen Roggen unter ungünstigeren Bedingungen als Rußland produziert. Kommt dieser billige Roggen nun direkt auf den deutschen Markt, ohne auf dem längeren Umwege durch Spesen für Lagern und Umladen vertheuert zu werden, dann haben den ersten Anprall die armen östlichen Provinzen zu erdulden: Preußen, Pommern, Nieder-Schlesien, Brandenburg und Theile von Posen, — die Provinzen, die das Rückgrat der alten preußischen Monarchie Friedrichs des Großen gebildet haben. Dort giebt es Hunderte von Quadratmeilen, wo der Körnerbau von selbst aufhört, wenn der Getreidepreis noch weiter unter die Produktionskosten sinkt. In den letzten Jahren ist dort der Getreidebau ohnehin schon erheblich eingeschränkt worden; die Auswanderung in die Städte und über den Ozean ist gerade in

diesen am Schwächsten bevölkerten Gegenden am Stärksten und die größeren Besitzer sind fast sämmtlich bereits auf die Hilfe polnischer Arbeiter angewiesen, die der durch manche Maßregeln der neuesten Zeit begünstigten Slavisirung des Ostens noch Vorschub leisten. Als einst ein verzweifelter ostpreussischer Grundbesitzer, der keine Leute fand, um die Ernte hereinzubringen, deren Erlös seine Gläubiger befriedigen sollte, den Nothschrei ausstieß: „Wir müssen uns schließlich noch chinesische Kulis kommen lassen!“, da erregte diese fürchterliche Barbarei das Wuthgeheul der gesammten Manchesterpresse. Das Prinzip, billig einzukaufen, wo immer es sei, scheint eben nur für den „Konsumenten“ zu gelten und nicht für den Landwirth, der aber am Ende doch auch ein Mensch ist und auch zum Volke gehört.

Der Landwirth ist im Allgemeinen heute schon auf beträchtlich geringeren Gewinn angewiesen als jeder andere Produzent oder Geschäftsmann. Kaufleute rechnen in der Regel auf zehn bis zwölf Prozent, Fabrikanten vielfach auf noch höheren Ertrag, der Landwirth aber ist schon zufrieden, wenn er durchschnittlich sichere 2½ Prozent erhält. Die hat er heute nur noch in günstig gelegenen Gegenden, wo die Bevölkerung dicht, der Boden und das Klima erträglich oder wo Zuckerrübenbau möglich ist. Auch in diesem Gewerbe wird es im Jahre 1895, wenn das neue Gesetz über die bis jetzt noch gut wirkenden Export-Bonifikationen in Kraft tritt, wieder einen Stoß geben, den die kleineren Zuckerfabriken am Stärksten empfinden werden. Die Großstadtpolitiker, die den Grundbesitzer nur in der Gestalt eines fatten Schlemmers oder eines „Spielervaters“ sich vorzustellen vermögen, haben von den ländlichen Verhältnissen eben keinen Begriff oder sie verfolgen mit einem zähen Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, den Zweck, durch die Vernichtung des heimischen Uckerbaues der preussischen Monarchie das Rückgrat auszubrechen.

Der jetzige Reichskanzler hat kürzlich einem Führer der konservativen Partei, der die Noth der Landwirthe mit ihm besprechen wollte, trocken geantwortet: „Ja, die Landwirthe müssen eben abschreiben, wie das jeder industrielle und kaufmännische Unternehmer heute thut, und zwar gleich fünfzig Prozent!“ Und als ihm erwidert wurde, die unmittelbare Folge solcher Abschreibungen würde der Bankerott sein, da die meisten Landwirthe die Hälfte ihres Besitzes nicht mehr unverschuldet hätten, meinte der Staatsmann ohne Ur und Halm, frei nach



der Freifinnslehre: „Nun, dann gehen die jetzigen Besitzer eben zu Grunde; es werden neue billig kaufen und leben können!“ An diesem Punkte soll die Unterhaltung als zwecklos abgebrochen worden sein. Es dürfte dem ersten Beamten des Reiches doch wohl nicht unbekannt geblieben sein, daß in Preußen die Grundschulden 15 bis 16 Milliarden Mark beträgt — in Württemberg ist sie im Jahre 1891/92 allein um rund 200 Millionen Mark gewachsen — und daß dazu noch Wechselschulden kommen, die, je nach dem Durchschnitt guter oder schlechter Jahre, die Landwirthe mehr oder weniger belasten. Sollen nun also fünfzig Prozent vom Grundwerth dieses besten Theiles des Nationalvermögens — des besten, weil er wenigstens immer im Lande bleibt und in Gefahrenzeiten nicht ent schlüpfen kann — abgeschrieben werden, so bedeutet Das nichts Anderes, als daß mindestens ein Drittel der gewaltigen Grundschulden einfach in den Brunnen fällt. Das wäre, gering gerechnet, ein Verlust von fünf Milliarden Mark — also weit mehr als die französische Kriegsent schädigung, die in Mark nur vier Milliarden betrug — und dieser Verlust würde Banken, Rentiers und „Konsumenten“ treffen, die auf den Grundbesitz Kapitalien geliehen haben. Nach der Durchführung dieses in seiner Einfachheit wahrhaft großartigen Gedankens würde das Wehegeschrei der Nichtsalskonsumenten zwar unschön klingen; aber den Landwirthen würde man in gemessenen Zwischenräumen dann wahrscheinlich wieder eine Abschreibung von fünfzig Prozenten dringlich empfehlen, und so weiter, mit Grazie in infinitum.

Nur die äußerste agrarpolitische Harmlosigkeit kann solche Vorschläge machen. Gänzlich unverschuldeten Grundbesitz giebt es heute nur sehr vereinzelt. Abschreibungen nehmen verständige Besitzer natürlich vor: an ihren Gebäuden, ihren Maschinen, ihrem Inventar. Die Abschreibungen am Boden würden aber zunächst das Kapital treffen. In den ärmeren Gegenden Preußens sind ländliche Konkurse nur deshalb noch nicht häufiger, weil der Kapitalist lieber ganz oder theilweise auf Zinsen verzichtet, als daß er sein Kapital kündigt, den Landwirth damit zum Konkurs treibt und mit seiner Forderung gänzlich ausfällt; er wartet und hofft auf bessere Zeiten, wo er entschädigt werden kann. Nun sind diese Gläubiger sehr oft aber gar nicht im landläufigen Sinne „Darleiher“; es kommt vielmehr häufig vor, daß bei Erbtheilungen ein Sohn die gewöhnlich schon etwas verschuldete Besizung übernimmt, das Erbtheil der Geschwister oder der sonst Erbenden auf

den Besitz eintragen läßt und daß Alle darben, nur um die Besizung vor dem Verkauf zu bewahren; denn wenn verkauft werden muß, ist der zu erzielende Preis selbstverständlich niedriger, als wenn der Besizer auf die an ihn herantretenden Gebote warten kann.

Das Alles wissen die Cobdeniten ganz genau und sie verfahren, von ihrem Standpunkte aus, ganz logisch und konsequent: sie wollen, in möglichst großen und möglichst reichen Städten, allein herrschen und deshalb müssen sie zuerst den selbständigen und unabhängigen Grundbesiz ruinieren. Das Land soll nur von Heloten, von abhängigen Existenzen, bebaut werden, — so weit es überhaupt noch bebaut wird. Ob Hunderte von Quadratmeilen in unserer Vaterlande dabei brach liegen, ob Tausende der tüchtigsten Menschen zu Grunde gehen —: was thut Das dem Manchestermanne? Irgendwo giebt es immer Brot und Fleisch billig zu kaufen und der Grundbesiz ist in den Händen großstädtischer Kapitalisten weit besser aufgehoben. Das Beispiel Italiens schreckt sie nicht, wo die fruchtbarsten Aecker und Gefilde des alten Roms seit Jahrhunderten ärmliche Steinwüsten oder kümmerliche Ziegenweiden geworden sind. In alter Zeit saßen dort kräftige, wohlhabende Bauern, nach ihnen aber kamen die Latifundien, deren Besizer in den Städten lebten und denen an der Höhe der ländlichen Bodenrente wenig lag. Herr Mommsen ist denn auch ein eifriger Lober der Kornzölle — für das alte Rom; seine Parteigenossen aber lassen sich von so alten Geschichten klüglich nicht imponiren und bemühen sich, die „modernen Elemente“ nach ihrem Sinne zur Alleinherrschaft zu bringen. Ganz schlau fangen sie deshalb mit der Heze gegen den Großgrundbesizer an; sie denken: ist der erst verschwunden, dann fällt der kleine Besizer von selbst in unsere Fänge und mit den Sozialdemokraten werden wir durch bezahlte Bajonnette schon gehörig aufräumen lassen. Diese feine Rechnung ist aber falsch; denn auch auf dem Lande wird unter einer proletarisirten Bevölkerung der Sozialdemokrat stärker als der Manchestermann sein, und wenn nur noch Fabrikarbeiter und ländliche Sozialisten zur militärischen Aushebung kommen, dann ist es mit Kapitalismus und mit cobdenitischer Herrlichkeit überhaupt für immer vorbei.

Einstweilen ist es ein beliebtes Argument — und auch hier treffen die Herren Caprivi und Witte, die in ihren Ländern doch gewiß die monarchische und die gesellschaftliche Ordnung erhalten wollen,

mit dem freihändlerischen Kapitalismus zusammen —, von einem Interessengegensatz zwischen dem großen und dem kleinen Grundbesitz zu sprechen und zu behaupten, daß an dem Schutzzoll „nur einige Großgrundbesitzer“ interessirt seien, nicht aber „das Volk“. Bei uns ist nun nahezu die Hälfte der Bevölkerung am Getreidebau direkt interessirt — in Rußland ist der Prozentsatz noch höher — und indirekt, mit Ausnahme der in gutem Gelde pünktlich bezahlten reinen Konsumenten vom grünen Tisch, so ziemlich das ganze Volk; denn da in civilisirten Gegenden neue Absatzgebiete kaum noch zu entdecken sind und da in den alten mit fortschreitender Industrialisirung auch die Aufnahmefähigkeit für fremde Produkte sich vermindert, so bleibt als lohnende Aussicht für alle Produzenten schließlich doch nur der heimische Markt, dessen Kaufkraft in erster Linie von dem größeren oder geringeren Wohlstande der Landwirthschaft abhängig ist. Woher aber soll der Landmann, und ganz besonders der kleinere, der weder Holz noch industrielle Betriebe noch Kapital besitzt, das Geld zu seinen Ankäufen nehmen? Doch nur aus den Erträgen seines Getreides und seines Viehes; steht das niedrig im Preise, so behält er nichts übrig für die nothwendigen Lebensbedürfnisse und für die Bezahlung der Steuern. Ein kleiner Besitzer von 80 Morgen erntet in Norddeutschland z. B. 200 Centner Getreide; davon verbraucht er, hoch gerechnet, 20 Centner zur Saat und 60 Centner für den eigenen Bedarf an Brotkorn; es bleiben ihm also 120 Centner oder 6 Wispel zum Verkauf und es ist für den Mann jedenfalls sehr wesentlich, ob er für den Wispel 15 Mark mehr oder weniger bekommt. Um 15 Mark pro Wispel soll der Zoll gegen Rußland ermäßigt werden; fällt bei dem starken russischen Angebot dann unser Getreidepreis um diesen Betrag, so verliert unser Mann jährlich 90 Mark und er kann sehen, wie und wo er sie sich abzarben soll. Die Zahl der Bauernwirthschaften unter 80 Morgen beträgt — nach der amtlichen Ermittlung von 1882 — aber nur 926 655, während es, nach der selben Statistik, unter 5,2 Millionen andwirthschaftlicher Betriebe bei uns doch 2 189 522 Bauerngüter giebt. Man sieht also, wie sehr auch die kleinen Besitzer daran interessirt sind, daß nicht noch die größte Schlepse nach Osten geöffnet wird, durch die dann die Fluthen zunächst unseren armen und immer vernachlässigten Nordosten überschwemmen würden.

Es handelt sich um unsere soziale Gesundheit und um unsere politische Unabhängigkeit, nicht aber um fabelhafte Anmaßungen einzelner Großgrundbesitzer. Nur die Lebensfähigkeit der deutschen Landwirtschaft wird verlangt und die muß verlangt werden, auch gegen die nichts bedeutende Phrase von der „Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse“. Das Korn wird ja nicht gegessen; da kommt erst der Kornhändler, dann der Müller, endlich der Bäcker, die sämmtlich, wie der Zwischenhandel immer, willkürlich vertheuernd wirken und den Gewinn theilen, von dem der Landwirth nichts hat. Nach der Aufhebung der Mahl- und Schlacht-Steuer erhielt der Landmann für seine Produkte nicht einen Pfennig mehr, der städtische Konsument zahlte für Brot und Fleisch nicht einen Pfennig weniger und der ganze Gewinn verschwand in den weiten Taschen der Zwischenhändler. Die Herren, die gegen die Vertheuerung des Brotes so grimmig zetern, sollten zuerst dafür sorgen, daß das international — von Odessa über Pest, Berlin, Antwerpen, London bis nach Amerika — betriebene Börsenspiel mit Getreide aufhört; davon hat der Landwirth nichts, sondern nur der international empfindende Börsenspekulant. Dessen Geschäfte aber zu schützen, Das sollten die Herren Caprivi und Witte getrost dem politischen Radikalismus überlassen, der in unseren Parlamenten nun endlich in die einer Vertretung des mobilen Großkapitals gebührende Stellung zurückgedrängt worden ist.

Der politische Radikalismus wird, aus Geschäftsrücksichten, die Wirthschaftspolitik des Grafen Caprivi unterstützen und sich dabei noch als Hüter des Weltfriedens geberden. Aber auch dieser Köder ist nur für die Dummen: nie waren die politischen Beziehungen Preußens zu Rußland besser als unter Nikolaus und Friedrich Wilhelm dem Dritten und gerade damals führte die wirthschaftliche Spannung die Niemensperre herbei. Jetzt ist, den Oesterreichern zur Wonne, der schwere Fehler vom Dezember 1890 begangen und Herr Miquel, der für die verlorenen vierzig Millionen nun Ersatz schaffen soll, kann dem Wort seines französischen Kollegen nachdenken, der zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagte: *Faites moi de la bonne politique et je vous ferai de bonnes finances.*



## Hazardspiel in der Armee.

Die Zeitungen füllen noch immer ihre Spalten mit Betrachtungen über die angeblühen „Enthüllungen“ des Spielerprozesses in Hannover. Jede sucht die andere zu übertrumpfen in tugendhafter Entrüstung über das schlimme Symptom einer niedergehenden Zeit und jede macht, je nach ihrem uneigennütigen Standpunkt, die Juden oder die Armee oder den Adel, dem jeder Grundbesitzer zugezählt wird, dafür verantwortlich. Ich will aus meinen Erfahrungen untersuchen, welchen Schuldtheil an diesem nicht wegzuleugnenden Geschwür der militärische Geist auf sich zu nehmen hat.

Im Allgemeinen können sich dem Spiel- und Wetsport nur relativ Wohlhabende hingeben. Wenn diese Neigung unter der Infanterie der Linie weit weniger verbreitet ist als unter der Kavallerie und der Garde, so berechtigt Das noch nicht dazu, die Offiziere dieser Truppentheile des größeren Leichtsinns zu zeihen. Die durchschnittlich größere Beschränkung in den Mitteln bewahrt die Infanteristen weit besser vor Versuchungen als die Moral. Freilich sind sie aus dem selben Grunde meist schon in der Jugend in der Entsagung mehr geübt worden.

Man hat in den leitenden Stellen der Armee stets aufrichtig gewünscht, das Hazardspiel der Offiziere auf das Mindestmaß zu beschränken; aber in weiser Erkenntniß der Stärke der Natur und der Schwäche des Menschen hat man sich gehütet, den Offizieren durch striktes Verbot jede Theilnahme am Hazardspiel zu untersagen. Wenn jetzt solche Vorschläge austauschen und sich sogar zu dem Verlangen steigern, die Offiziere auf ihre Ehre zu verpflichten, jedem Gewinnspiel zu entsagen, so verräth Das nur Beschränktheit oder völlige Unkenntniß des Lebens. Ein Versuch mit der Durchführung solcher Vorschläge müßte das Palladium der Offizierslehre bald in den Staub ziehen, oder der Selbstmord würde die Offiziere schneller bezimiren als eine moderne Schlacht.

Wohl aber wäre es durchführbar und somit wünschenswerth, den Offizieren ganz positiv zu verbieten, bei ihren geselligen Versammlungen in ihren gemeinschaftlichen Räumen Hazard zu spielen, das jetzt oft den Schluß der vielen offiziellen Vergnügungen bildet. Das Verbot allein genügt jedoch nicht. Gewissermaßen besteht es schon, da der Kaiser sich wiederholt gegen das Hazardspiel unter Offizieren ausgesprochen und es mit harter Ahndung bedroht hat und da diese Willensmeinung oft und eindringlich genug in Erinnerung gebracht wird. Solche allgemeine Vorschrift hat aber wenig Wirkung, wenn nicht gleichzeitig ganz bindende Strafen für Verstöße dagegen festgestellt werden, etwa in folgender Schärfung: Stubenarrest, Zurückdatirung des Patents, Dienstentlassung. Diese Strafen sind keines-

wegs zu hart und versprechen bei strenger Durchführung allein Erfolg. Man bebente, daß die bezeichneten Gelegenheiten den häufigsten Anlaß zum Hazardspiel geben, daß sie gerade die meisten Neulinge in das Spiel einweisen und bei Vielen erst die gefährliche Leidenschaft zum Spiel weden, auf die direkt oder indirekt fast alle Ursachen für das Scheitern so vieler Existenzen in der gefährlichen Laufbahn zurückzuführen sind.

Warum erläßt man denn nicht Bestimmungen, die geeignet sind wenigstens ein zu üppiges Emporschießen des Uebels zu verhindern? Aus Rücksichten! Sind bestimmte Strafen für Uebertretung des Verbots formulirt, so müssen sie von Rechts wegen auch ohne Ansehen der Person vollstreckt werden. Diesen Zwang will man gerade vermeiden. Das Hazardspiel ist am Meisten verbreitet unter den „vornehmen und reichen“ Regimentern, wo eine ererbte Vorliebe für Sport und meist auch ausreichende Mittel die Spiellust fördern und erleichtern. Nicht blos jüngere, sondern auch ältere und höhere Offiziere geben sich ihr hin. Unter ihnen werden die zahlreichsten Uebertreter solcher Verordnungen gefunden werden. Man weiß aber zur Genüge, welcher zeitgemäßen zarten Berücksichtigung sich vornehme Abkunft und theilweise auch Reichthum, wie überall, so auch in der Armee, zu erfreuen haben. Man hegt daher Bedenken, solche energischen Strafen auf Träger altberühmter Namen anzuwenden, besonders wenn sie schon einige Sprossen auf der hierarchischen Leiter überwunden haben und zu höherem Aufsteigen in Aussicht genommen sind.

So macht man den Kommandeur verantwortlich für böse Folgen des nicht verbotenen Hazardspiels. Also nicht das Glückspiel an sich ist verpönt, sondern die etwaigen Unannehmlichkeiten aus ihm, besonders wenn sie an die Deffentlichkeit treten. Der Oberst giebt seinen Abscheu vor dem Spiel-laster zu erkennen und droht, unerbittlich einzuschreiten. Er kann aber gegen die Uebelthäter, nach individueller Ansicht und Klugheitsrücksicht, milder oder strenger vorgehen, seinem Unwillen gegen den Einzelnen mehr oder minder folgenschweren Ausbruch in den Konduitenlisten geben, ohne die Spielleidenschaft zu berühren; er kann sich auch von Persönlichkeiten, die ihm hierin zu große Sorge machen, dadurch befreien, daß er deren Versetzung herbeiführt als Strafe, oder auch unter dem Anschein einer Belohnung, oder dadurch, daß er die Verabschiedung des Sünders beantragt, wozu gerade jetzt keine allzu ausführliche Motivirung erforderlich ist.

Die Leidenschaft fürs Spiel ist in jeder Beziehung verderblich und schädigt in erster Reihe die wahrhaft vornehme Gesinnung und die Kameradschaft. Es giebt nach meiner Ansicht vorläufig nur Ein Mittel, das Laster mit einigem Erfolg zu bekämpfen. Die unverbesserlichen Spielratten sind in einem Regiment nicht so zahlreich wie die eigentlichen Gegner

des Hazardspiels. Diese wären wohl im Stande, das Spiellaster unter ihren Kameraden wirksam zu bekämpfen, aber leider werden sie meist durch falsche, aber einmal herrschende Anschauungen davon abgehalten. Zwischen Anhängern und Gegnern des Spiels steht das Gros der Kameraden. Der Geist unserer Zeit, der das Verlangen nach Genuß und Luxus gesteigert hat, ist auch in die Armee eingebrungen und ist der Selbständigkeit und Willensstärke keineswegs förderlich gewesen, so daß das Gros der Offiziere geneigter ist, dem stärkeren als dem schwächeren Magneten zu folgen. Die Stärkeren sind aber hier meist, trotz geringerer Zahl, die Anhänger des Spiels, denn aus positiver Leidenschaft schöpft man größere Energie als aus passiver Abneigung. Die Gegner kommen leicht in den Ruf philistrischer Pedanterie und ihr Ansehen leidet, wenn sie nicht mit gleicher Energie für ihren Standpunkt eintreten. Davon hält sie aber eine falsche Auffassung der Kameradschaft ab.

Und doch lehrt die Erfahrung, daß es schon wenigen Offizieren, deren lauterer Charakter besonderen Einfluß unter den Kameraden ausübt, möglich ist, in ihrem Kreise das Spiel fast ganz zu unterdrücken, wenn sie die Energie haben, unumwunden zu erklären, daß sie jedes Hazardspiel, das in ihrer Gegenwart entritt wird, unter Benennung der Spieler dem Kommandeur anzeigen würden. Wenn sie Das ein oder zwei Mal durchgeführt haben, ist das Spiel für lange unterdrückt. Aber Muth gehört zu solchem Auftreten,\*) größerer moralischer Muth als ihn die höchste kriegerische Leistung erfordert. Es muß gegen ein festgewurzelttes Vorurtheil angekämpft werden, und, ganz abgesehen von der Leichtigkeit persönlicher Zertwürfnisse, müssen die Streiter auch meist noch den stillen, aber bitteren Vorwurf der Unkameradschaftlichkeit, Kleinlichkeit, Angeberei auf sich nehmen, und wenn sie selbst an Achtung unter vielen Kameraden gewinnen, so ziehen sie sich doch auch die Abneigung Einzelner zu, die ihnen bei dem Uebergewicht gewisser Kategorien noch einmal verhängnißvoll werden kann. Ein bloßes Eifern gegen das Spiel hilft eben so wenig wie volltönende Ermahnung zur Beschränkung des Luxus, der unverkennbar trotzdem noch immer zunimmt.

Nun noch einige Bemerkungen, um der Reitschule gerechter zu werden. Es wäre unbillig und falsch, aus den vielen Spielfällen von Reitschülern einen vergleichenden Schluß auf die Verbreitung des Spiels bei den Kavallerie-Regimentern zu ziehen. Es wird da allerdings mehr gespielt als bei

\*) Sollte der Herr v. Schierstädt, wie es neuerdings heißt, aus moralischer Entrüstung über das Glend, das die Spielergesellschaft unter den Kameraden anstiftete, die Verfolgung und Bestrafung dieser Bande verursacht haben, so hat er wahrlich Dank verdient, und zwar nicht bloß von der Armee.

Infanterie-Regimentern, aber mit der Anhängerenschaft, die das Spiel unter Reitschülern findet, kann sich kein Regiment messen. Eine unbefangene Betrachtung ergibt aber auch, daß in keinem Regiment so viele und mannichfache Umstände zusammentreffen, die die Spiellust fördern, wie bei der Reitschule, daß man daher die Zustände auf der Reitschule nicht als Maßstab an andere Regimentern, selbst nicht an solche, die sich dem Spiel am Stärksten hingeben, anlegen darf.

In der Reitschule muß dieser Uebelstand ungewöhnlich vorherrschen. Die in ein- bis zweijährigem Wechsel dorthin Kommandirten vereinigen eine Zahl von Offizieren, die etwa der von fünf bis sechs Regimentern entspricht; die Herren sind sich untereinander meist ganz fremd oder wenig bekannt; es fehlt das tiefere Interesse für einander und der intimere Einfluß älterer Regimentskameraden, der das Hauptziehungsmittel für die jüngeren bildet. Die Kavallerie-Offiziere sind wohlhabender als die der Infanterie und dem Spiel schon dadurch zugänglicher. Unter ihnen selbst besteht aber ein sehr großer Unterschied sowohl in der Abstammung wie in der Vermögenslage. Das erschwert, ohne daß die Kameradschaft äußerlich dadurch leidet, doch sehr eine Annäherung und ein harmonisches Zusammenleben in der kurzen Zeit; es wird sogar leicht eine Art Eifersucht unter ihnen erweckt, die manchen jugendlichen Ritter anspornt, noch mehr als sonst über seine Verhältnisse zu leben, *pro majore manipuli gloria!*

Die zur Reitschule Kommandirten erfreuen sich alle einer noch recht frischen und frohherzigen Jugend, die Mehrzahl kommt aus kleineren Garnisonen, in denen die unbegrenzte Hochachtung der Bürgerschaft sie für manche andere schmerzliche Entbehrung entschädigen muß. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie jetzt die Gelegenheit benutzen, das Versäumte nachzuholen und stellenweise über die Stränge zu schlagen? Daß Das nicht zum Uebermaß ausartet, dafür sorgt die musterhafte, strenge Zucht, der sie hier unterworfen sind, im Verein mit den aufs Höchste gesteigerten Ansprüchen des Dienstes an die physischen Kräfte. Seit langen Jahren ist kaum je auch nur ein unbedeutender Konflikt zwischen der Bürgerschaft und den Reitschülern vorgekommen und das kameradschaftliche Verhältniß dieser Herren zu den übrigen Offizieren der Garnison läßt nichts zu wünschen übrig.

Nur ein Uebelstand macht sich besonders geltend. Für Viele zeigt sich selbst der vergrößerte Privatzuschuß unter den neuen Verhältnissen nicht ausreichend. Wer nicht Charakterfestigkeit genug besitzt, sich nach der Decke zu strecken — und diese Eigenschaft ist nicht gerade ein Privilegium junger lebenslustiger Menschen —, geräth dadurch bald in Verlegenheit. Mancher Reichere dagegen weiß sich von seinem Ueberfluß keinen größeren Genuß zu verschaffen als den, sein Glück zu probiren. Welchen Anklang diese



Idee bei denen findet, die des Ueberflusses entbehren, kann man sich denken. So wurde und wird dem Spiel, mit möglichster Vorsicht gegen Entdeckung, doch mit emsigem Fleiß gehuldigt. Zu welcher allgemeinen Bedrängniß Das schnell führt, weiß Jeder, der das Leben einigermaßen kennt. Man spielt anfangs, um nicht Spielverberber zu sein, und — schnell ist man in des Teufels Klauen. Ohne Erfahrung und ohne Kenntniß haben sich Viele in die Gefahr begeben und kommen nicht mehr heraus. Scham und oft auch Nothwendigkeit hält sie ab, sich rechtzeitig ihren Angehörigen zu entdecken; sie hoffen auf den Umschlag des Glücks und gerathen immer tiefer ins Unglück. In der Verzweiflung wenden sie sich an Wucherer; um sich wieder vor diesen zu retten, an gewerbsmäßige und selbst an Falschspieler — die meist identisch sind —, und mit welcher Naivetät und welchem Erfolge sie Das thun, hat der Prozeß theilweise offenbart. Ist nichts mehr zu verheimlichen, so werden sie zum Regiment zurückgeschickt; ist auch da keine Rettung zu finden, so werden sie bewogen, unter Gründen, die die wahren Ursachen verhüllen, den Abschied zu erbitten. Nicht Viele können sich noch unter schweren Opfern ihrer Angehörigen, erst nur um den Preis des Ruins ihrer Familie, halten, Einzelne von ihnen arbeiten sich bei tüchtiger Charakteranlage wieder herauf, werden die entschiedensten Feinde des Hazardspiels und — bewahren manchen jüngeren Kameraden vor ähnlichen Erfahrungen.

Wenn nun mit dem Schrei der Entrüstung nach den letzten „Offenbarungen“ — die liebe Unschulb! — sich noch gar Stimmen erheben, die der menschenfeindlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß die strenge Nemesis nachträglich die Spieler ereilen werde, so zeigt Das von einer Geistesenge und Hergenshärte oder von einem brutalen Pharisäerthum, das man gar nicht genug anstaunen kann. Das hieße nichts Anderes, als aus Rache für den Ecclat, und in völliger Verkennung der wahren Ursachen eines niemals unbekannt gebliebenen Krebsgeschwürs, das beste, vielleicht das einzige Mittel, den Schaden wirksam zu bekämpfen, d. h. den moralischen Muth, offen und rücksichtslos dagegen aufzutreten, da, wo er sich zeigt, völlig zu unterdrücken.

Der Spielerprozeß mag der Armee sehr unangenehm sein; die Veröffentlichung ist aber kein Unglück, sie kann vielmehr eine Wohlthat für sie werden, denn nun liegt kein Grund mehr vor, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit mit energischen, sachgemäßen Anordnungen zu zögern, die geeignet wären, einer Wiederholung solcher Schäden nach Kräften vorzubeugen. Müge daher über den Wunsch, Unangenehmes aus der Armee nicht nach außen bringen zu lassen, der Zweck, es zu verhüten, nicht zu sehr aus den Augen gelassen werden.

Hannover.

Major C. Tottleben.



## Graf Taaffe und seine Erben.

**G**raf Taaffe ist also sammt den Fachministern nach seinem Herzen, sammt Gautsch und Steinbach (Bacquehem ist als Nothminister des Innern gehalten worden) dennoch gefallen, um einem Koalitionministerium Windischgrätz mit Plener und Mabeyski Platz zu machen. Er, der als Minister nicht sterben zu können schien, ist nun doch so plöblich in die Versenkung des diesseitigen Konstitutionalismus verschwunden, wie vor wenigen Jahren drüben über der Leitha der „unvermeidliche“ Eisza plöblich weggeweht war. Wieder einmal hat es sich bewährt: Oesterreich ist „das Reich der Unwahrscheinlichkeiten.“ Graf Taaffe selbst hat es abermals dazu gemacht, weil er von oben herab das allgemeine Stimmrecht ohne eigentliche Nöthigung von unten herauf proklamirte. Er hat aber darüber das „Reich der Unwahrscheinlichkeiten“ an seiner eigenen Person erfahren, da er — eine Ueberraschung, so stark wie sein Wahlreformentwurf es war — zehn Tage nach seinem Theatercoup als Minister das Zeitliche segnen mußte, trotz versuchter Retirade, trotz seiner Gewandtheit im Schritte der Eßternacher Springprozeßion.

Ob er aus der Versenkung wieder auftauchen wird? Möglich ist es. Wichtiger als diese persönliche Frage sind aber die anderen: Was war Graf Taaffe für das cisleithanische Oesterreich? Was hat er geleistet? Wie erklärt sich sein Sturz? Worin besteht seine Hinterlassenschaft, die nun von einem Koalitionministerium angetreten wird, in welchem zum ersten Male die Deutschliberalen nicht bloß mit den Polen, sondern auch mit den Deutsch- und Slavokonservativen, repräsentirt im Hohenwart-Klub, zur Regierungsgemeinschaft sich zusammenthun dürfen? Eine ruhige Beantwortung dieser nächstliegenden Fragen wird die Deutschen „draußen im Reich“ überzeugen, daß das Verhältniß zu Deutschland, daß der Dreibund durch den Koulistenwechsel in der inneren Politik der Reichsrathsländer in keiner Weise bedroht ist. Wer mit Kenntniß der Parteien und ihrer leitenden Männer dennoch über den Parteien die politische Perspektive sich wählt, wird gerade darüber erfreut sein, daß den Deutschliberalen die Gelegenheit geboten ist, alte Fehler vermeidend, unsere staatsrechtlich verworrene Lage entwirren zu helfen. Diesem frohen Gefühl gesellt sich nur für den Deutschösterreicher einiges Bangen bei, da er noch nicht weiß, ob die Verfassungspartei nach dem Tode Herbsts und Schmerlings aufgehört hat, Das zu sein, als was Fürst Bismarck sie im Deutschen Reichstag seinerzeit so richtig und scharf charakterisirt hat: die Partei der Herbstzeitlosen, und ob sie jetzt, staatsmännischer als Herbst, die für sie wieder gekommene Zeit aktiver staatsmännischer Verfassungsarbeit mit Geschick beim Schopfe fassen wird.

Zunächst aber ist Graaf Laaffe zu begraben und ihm die Leichenrede u halten! Ich vermag nicht in das Urtheil seiner Hasser einzustimmen, die da behaupten, daß er nicht entfernt auf der Höhe seines Postens gewesen sei und nur Schlimmes hinterlassen habe. Ein Mann, der als der Erste im konstitutionellen Cisleithanien durch fünfzehn Jahre als Ministerpräsident und Minister des Innern sich behauptet hat, kann kein unbedeutender Politiker gewesen sein. Zwar kamen ihm Umstände zu Hilfe, wie sie seit der konstitutionellen Epoche so günstig und auf so lange Zeit wohl keinem anderen leitenden Staatsmanne sich zu Gebot gestellt hatten: die besondere auf Jugenderinnerungen begründete persönliche Gunst des Kaisers, der durch den Dreibund gefestete äußere Friede, die jeder „faktischen Opposition“ sich begebende Haltung der konservativen Reichsrathsparteien, deren Führer dem *ôto toi ain quo jo m'y metto* in seltener Weise fremd blieben, die Kollegenschaft eines Kalnoth statt eines Beust für die auswärtige Staatsleitung, eine aufsteigende Entwicklung der Volkswirtschaft, aus welcher eine für Oesterreich kaum je dagewesene Konsolidation der Finanzen hervorging. Diese und andere selten günstige Umstände, unter denen Graf Laaffe arbeiten durfte, sind nicht zu leugnen und das Urtheil der Geschichte müßte sie als erschwerende Umstände geltend machen, wenn die Frage: was hast Du in diesen beispiellos günstigen drei Jahrkünfsten aus Oesterreich gemacht? mit einem schlechtthin abfälligen Verbitt zu beantworten wäre. Allein bei noch so günstiger Konjunktur bleibt die Regierung eines Staatswesens, wie es die österreichischen Reichsrathsländer sind, stets eine so schwierige Sache, daß nur eine bedeutende Persönlichkeit sich fünfzehn Jahre in der Stellung des leitenden Staatsmannes behaupten kann.

Graf Laaffe hat nichts vom Schnitt eines Felix Schwarzenberg oder gar des Fürsten Bismarck. Seine staatsmännische Art ist durchaus mehr die eines Aales als eines Löwen. Aber er war nicht zu herkulischem Schaffen von seinem Monarchen berufen, er selbst übernahm von der Verfassungspartei eine Hinterlassenschaft, die für längere Zeit mehr das Transigiren und Beruhigen, das Zurückhalten der Extreme nach allen Seiten forderte. Und so scheint ihm auch die Aufgabe von seinem veröhnungseligen Kaiser und persönlichen Freunde gestellt worden und gestellt geblieben zu sein. Eben hierzu waren aber besondere Eigenschaften erforderlich und diese besonderen Eigenschaften besaß Graf Laaffe in nicht geringem Grade. Ja, er war im nöthigen Laviren ein Meister. Unter dem Zwange der wechselnden Beruhigung-Konjunkturen war es kein Leichtes, für die Fachministerstellen und Statthaltereiposten geschickte, gemäßigte, unverbrauchte Männer mehr von Fähigkeit als von Genie herauszufinden; Laaffe aber fand sie, ohne daß man je zuvor die Laterne sah, womit er sie suchte; Das ist eine Seite der schweren

Kunst des Staatsmannes, die unter den besonderen Verhältnissen des cisleithanischen Staatslebens doppelt viel heißen will. Graf Taaffe hat zwar die großen Fragen, die unser öffentliches Leben bewegen, nicht beantwortet. Namentlich die Dinge in Böhmen sind vielmehr unter seiner Hand noch verworrener geworden, als sie nach dem 1879 erfolgten Wiedereintritt der durch zwölf Jahre „abstinente“ gewesenen czechoslavischen Abgeordneten in den Reichstag sich zu Beginn der Taaffeschen Ära angelassen hatten; Graf Taaffe hat das Staatsschiff aus der Charybdis des mehr defensiven Slavismus der herrschend gewesenen Alttschechen in die Scylla der Präpotenzen des slavistisch aggressiven Jungtschechthums gerathen lassen, was mindere Steuerkunst für die großen Fragen bedeutet. Die auch in Oesterreich, namentlich in Wien und Prag, zunehmende demokratische Strömung des öffentlichen Geistes hat er nicht tief genug genommen und er ist ja in diesen Fluthen wie der Zauberlehrling ertrunken. Allein man muß gerecht gegen den gefallenen Ministerpräsidenten sein: an der böhmischen Sphinx sind auch alle übrigen leitenden Staatsmänner Cisleithaniens bis jetzt zu Grunde gegangen und wie viele hieran und weiter an der Wahlreform noch scheitern werden, Das ist gar nicht abzusehen. Der Mißerfolg gegenüber diesen zwei großen, den eigentlich staatsrechtlichen und verfassungspolitischen Problemen nöthigt uns noch nicht, den jetzigen Gutsheeren von Ellischau weit hinunter zu den Menschengöttern minorum gentium zu stellen. Graf Taaffe hat zwar seine Politik selbst als ein „Durchfretten“ und „Fortwurfeln“ bezeichnet. Daran ist gewiß viel Richtiges. Diese Art der Staatsleitung entsprach aber nicht bloß seiner Geistesart, sondern auch zum großen Theil der ganzen Staatslage, die für diesen Ministerpräsidenten gegeben war. Die Selbstbezeichnung ist überdies nur cum grano salis richtig; sie ist eine übertreibende Selbstironisirung, die der heiteren Bonhommie des Grafen entsprang, ihm aber nicht zur Unehre gereichen kann. Taaffe hat, wenn er auch staatsrechtliche Wirren unvermindert, vielmehr verstärkt, hinterläßt, in allem Uebrigen nicht bloß „fortgewurfelt“ und sich „durchgefretet“. Seine Zeit ist eine Epoche großen Fortschritts auf allen Gebieten der Volkswirtschaft, der Bildungspflege, der Kunstförderung, vor Allem auf dem Gebiete der Ordnung des Finanzwesens, der Verkehrsentwicklung und auch der Sozialpolitik gewesen. Er hinterläßt die Reichsrathsländer zwar nicht staatsrechtlich befriedet, was sie nach aller Wahrscheinlichkeit noch lange nicht sein werden, aber er hinterläßt sie im Zustand des vielseitigen Fortschrittes und Fortschreitens. Dem Fortschritt in den genannten Richtungen hat er vorurtheilsfreien Geistes stets die Hand geboten und er hat, selbst von höchster persönlicher Integrität, ein Mann von durchaus reinen Händen, immer und überall die

Korruption niederzuhalten gestrebt und auch niederzuhalten verstanden. Jrgend Etwas, das auch nur von fern an die Enthüllungen des Prozesses Ofenheim, an die praktische Großtrinkgelber-Theorie Gistras erinnern würde, ist unter ihm nicht vorgekommen und wird sicher von ihm auch nach ihm nicht ans Tageslicht kommen. Taaffes Art staatsmännischen Geschickes wird vielleicht doch eine Lücke lassen, die nicht ganz leicht auszufüllen ist, und von seiner persönlichen Integrität bleibt zu wünschen, daß sie ungeschmälert auf alle Bestandtheile der neuen Parteikoalition übergehe.

Und endlich seine Stellung zum Deutschtum ist, wie sehr auch Plener über ihn gewettert hat, keine feindliche gewesen. Zwar ein deutschliberaler Parteimann war Taaffe nicht. Es giebt aber in Oesterreich auch Deutsche genug außerhalb jenes liberalen Großkapitals, dessen Mann Herr von Plener ist und bleiben wird, und die große Mehrheit der cisleithanischen Bevölkerung ist nicht deutsch, die nichtdeutsche Bevölkerung aber keineswegs von so niedriger Bildungs- und Wohlstandsstufe, daß man sie „an die Wand drücken“ könnte und dürfte, wie es jenseits der Leitha nach dem alten Rezepte des Grafen Beust geschieht. Graf Taaffe war im Sinne und nach dem Herzen seines Monarchen ernstlich für Veröhnung aller Nationalitäten im Geiste der Gerechtigkeit. Ein Deutschenfeind war er so wenig wie ein Slavenfreund. Er hinterläßt daher auch keine unheilbare Situation. Zwar sind die beiden bisher einander feindlichen Brüder unter den Deutschen, vertreten im Klub Plener-Schlumbecki und im Klub Hohentwart, auf den Tag der konservativen Hinrichtung Taaffes einig geworden fast wie Herodes und Pilatus. Daß sie aber überhaupt einmal einig werden konnten und daß sie zum ersten Male untereinander und mit den Slavokonservativen zu einem Koalitionskabinet haben einig werden können, beweist immerhin, daß Taaffe die Deutschen, deren liberaler Theil sammt dem daran hängenden Semitentum sich als „Deutschösterreicher“ schlechtweg in sehr unrichtigem Pleonasmus bezeichnet, nicht zerrieben hat.

Wer den Grafen Taaffe näher kennt und seiner staatsmännischen Manier in der Nähe mit anhaltender Aufmerksamkeit gefolgt ist, begreift leicht seinen auch ihm selbst unerwartet gekommenen Sturz. Die Leute, die nur von einem Tag zum anderen, vom heutigen zum morgigen Ereigniß denken, verstehen es freilich heute noch nicht, daß und wie Taaffe über seine Wahlreformvorlage stolpern konnte. Da muß es ihm der Finanzminister Steinbach mit der Begeisterung für das allgemeine Stimmrecht angethan haben! Graf Taaffe, meinen sie, sei einem rabitalen „Aufstizer“ seines bürgerlichen Kollegen erlegen und zur Strafe habe Dr. Steinbach mit ihm den Platz zu räumen gehabt. Nichts ist unwahrscheinlicher als diese Erklärung. Steinbach ist nicht der Mann, den Grafen Taaffe auf-

sitzen lassen zu wollen, und Graf Taaffe nicht Derjenige, welcher so auf-  
 sitzt. Eine andere Erklärung des Ereignisses liegt weit näher. Graf Taaffe  
 hatte nach zwölf Jahren endlich in der Richtung der böhmischen Frage  
 ausgegriffen, aber mit seinem „Ausgleich“ von 1890 Fiasko gemacht; die  
 Altcechen unter Führung Riegers hatte er mit den Deutschliberalen oder  
 Verfassungstreuen zur Lösung der böhmischen Frage zusammenbringen wollen.  
 Es gelang auch auf dem Papier. Allein der Czechoslavismus spie die ihm  
 zu verächtlichen altcechischen Führer aus und erhob die Jungcechen mit alt  
 hussitischem Ungestum auf den Schild; die altcechischen Führer, die in den  
 Taaffeschen Ausgleich sich eingelassen hatten, Rieger und Genossen, waren  
 plötzlich von ihrem Volk verlassen und Generale ohne Armee und daher  
 ohne Werth. Der konservative Hochadel Böhmens hielt auch nicht Stich,  
 der Ausgleich war auch diesmal sofort Makulatur, es blieb beim Alten, mit  
 dem einen Unterschied, daß an die Stelle des seit des Grafen Lam Mar-  
 tinic Tod biegsam gewordenen alten der unbeugsame junge Czechismus ge-  
 treten war. Mit diesem war jetzt zu rechnen, dieser war nun zu präpa-  
 riren, wenigstens geschmeidiger zu machen. An welcher Seite konnte man  
 ihn fassen? Nur an seinem Radikalismus. Dieser Radikalismus bedeutet  
 aber in der Wahlreform das allgemeine direkte und geheime Stimmrecht,  
 das ja überdies bei der besonders starken Zunahme und Ausbreitung der  
 unteren Schichten des Czechenthums nach Deutschböhmen und nach Nieder-  
 österreich hin auch dem nationalistischen, aggressiv slavischen Calcul des  
 Jungcechenthums nur allzu sehr zusagen muß. Ich bin zwar in die per-  
 sönlichen Geheimnisse des Grafen Taaffe, der wohl äußerlich ein offener,  
 aber innerlich ein verschlossener Mann ist, nicht eingeweiht und nicht im  
 Stande, ihm Herzen und Nieren zu prüfen. Allein die Vermuthung hat  
 mich schon beim ersten Lesen des Taaffeschen Wahlreformprojektes besä-  
 tigt und seitdem nicht losgelassen, daß mit dem Vorschlage drei Zwecke erreicht  
 werden sollten: erstens der Zweck, den scheinbaren Liberalismus der  
 täglich unzufriedener werdenden deutschböhmischen Abgeordneten zu über-  
 bieten und sie geschmeidiger zu machen; zweitens der Zweck, durch radikalen  
 Speck bei den Jungcechen und Wiener Radikalen Mäuse zu fangen; drit-  
 tens: mit der Wahlreform, indem man allen konservativen Parteien um  
 eine Pferdelänge vorausseilte, eine Tonne zum Spielen und wechselseitigen  
 Ermatten allen Parteien des Reichsrathes hinzuwerfen. Wurde dann aus  
 der Wahlreform nichts, so behielt die Regierung linkswärts ein Prestige  
 und als Bodensatz wäre dennoch eine traktablere Stimmung Aller, nament-  
 lich des jungcechischen Radikalismus, oder eine Wiederheranziehung des  
 zu den Jungcechen ausgekniffenen liberalen Theiles der Altcechen übrig  
 geblieben. Eine solche Rechnung würde wenigstens zur ganzen Art der

Taaffeschen Taktik stimmen. Wenn sie wirklich bestand, so erklärt sie auch alle jene Thatsachen der letzten Katastrophe, die den Eintagspolitikern so viel Kopfzerbrechen bereiten: die Thatsache, daß Taaffe es vermied, die Führer der Konservativen vorher zu Rathe zu ziehen, da er sie überraschen mußte, die weitere Thatsache, daß er es nicht nöthig fand, dem Wahlreformentwurf auch nur eine einzige Zeile „Motivenberichtes“ mit auf den Weg zu geben, die fernere Thatsache, daß er sich in der mündlichen Begründung vor dem Parlamente darauf beschränkte, einige radikale Phrasen über die Wahlberechtigung jedes Wehrpflichtigen u. s. w. u. s. w. als Lockvögel ausfliegen zu lassen, die sonst nicht über den „Zaun der Zähne“ seines doch grundkonservativen Naturells hätten kommen können, endlich die Thatsache, daß er alsbald nach Einbringung der Vorlage, die er doch kaum erst mit der Nothwendigkeit des regierungsseitigen Prävenirespiels und Indehandnehmens begründet hatte, sofort das fatale Kind seiner Wahlreformlaune in uneingeschränkter Transaktion = Bereitschaft allen Parteien des Hauses gegenüber wieder preisgegeben hat. Stand es aber vielleicht nicht oder nicht ganz so im verfassungspolitischen Herzen des Grafen Taaffe, so konnte es doch so scheinen. Taaffe schien in diesem Falle, nachdem er es der Reihe nach mit allen Parteien gehalten und nun, ohne die Konservativen und Liberalen zu verständigen, den Katern des jungzechischen und wienerischen Radikalismus die Rücken streichelte, in den Augen Beider, der Konservativen und Liberalen, zum vollendeten politischen Don Juan geworden. Und wirklich faßte ihn der steinerne Gast in der Person des zu dieser Aktion vorzüglich angethanen, im Reden und im Schweigen, im Vertrauengeben und Vertrauensfordern grundvornehmen Grafen Hohenwart, des bedeutendsten und zugleich bescheidensten, dem Grafen Taaffe sonst nie versagenden Parlamentsführers der Rechten. Dieser kündigte ihm das Vertrauen, da man den Konservativen kein Vertrauen geschenkt habe. Plener hatte das Selbe im Namen der Deutschliberalen gethan.

Die parlamentarische Szene, als Graf Hohenwart aufstand und endete wird allen Zuschauern und Zuhörern unvergesslich bleiben. Schon nach dem ersten Satz seiner Rede war es klar: das Spiel des Grafen Taaffe war diesmal verloren. Der Minister war gescheitert, nicht weil er ernstlich zum Radikalismus steuerte, sondern weil er mit dem Radikalismus gespielt und den Bogen der Zuniuthungen an die Parteien rechts diesmal gar zu sehr überspannt hatte. Die Regimenter, die zusammen das Lager Oesterreichs füllen und die sonst nur zu gern getrennt marschiren, um gegeneinander zu schlagen, schlugen zum ersten Male vereinigt. Das ganz oder fast allgemeine Stimmrecht ist ohne Gegengewichte, die viel stärker sein müßten, als sie sich im Fabrikanten- und Handelskapital mit seinen Reichsraths-

abgeordneten der Handelskammerkurie und als sie sich in dem bloß landtätlichen, d. h. einst gutsherrlichen landwirthschaftlichen Großbesitz mit den bisher stets in Liberale und Konservative gespaltenen Reichsrathsabgeordneten, des sogenannten Großgrundbesizes und den dalmatinischen „Höchstbesteuerten“ darstellen, — ich sage, das allgemeine Stimmrecht ist ohne Zumischung unbedingt standhaltender Dämme und Gegengewichte mit dem Fortbestande von Oesterreich nicht verträglich. Die bisher treuen Regimenter huldigten auch dem Scheinradikalismus nicht und Graf Taaffe war deshalb mit den ersten Sähen der Hohenwart'schen Rede ein geschlagener Mann. Er war an der Uebertreibung seiner Taktik, nicht an einer Verführung durch seinen sozialpolitisch-freisinnigen Fachminister der Finanzen zu Grunde gegangen. Und er war darüber auch sofort selbst im Klaren, da er diesmal in vollem Ernste seine Entlassung dem Kaiser anbot und anempfahl.

Mit ihm geht allerdings auch Dr. Steinbach. Es geht aber auch Gautsch vom Unterrichts und Bacquehem scheidet vom Handelsministerium. Doch alle Drei nur, um die Fauteuils für das Koalitionministerium frei zu machen. In einem solchen Cabinet aber ist, wenn er als Fachminister eintritt, Herr von Plener der „geborene Finanzminister“, als welchen er sich einmal selbst dem Kaiser bezeichnet haben soll, — schon Pleners Vater war Finanzminister gewesen. Und darum hätte der tüchtige Dr. Steinbach seinen Platz räumen müssen, auch wenn er mit keiner Silbe den Sinn des Grafen Taaffe mit Radikalismus zu bethören versucht hätte.

Was nun? Viele Politiker halten den neuen Ministerpräsidenten, den Fürsten Alfred Windischgrätz, und sein Ministerium im Voraus für verloren. Und wahrlich, leicht ist die Lage der neuen Koalitionregierung nicht. Zwar darf es kein besonders Bedenken erwecken, daß die Generale der drei koalirenden Parteien: Chlumetzki, Hohenwart, Jaworski, bei Seite stehen und parlamentarische Triarier zu bleiben sich bescheiden. Sie werden gewiß ehrlich den neuen Ministerpräsidenten unterstützen und ihr Zusammenstehen im Parlament mit gleichem Rang wird für das neue Ministerium eher als ein Vortheil und als ein Moment längerer Bestandsfähigkeit anzusehen sein. Jaworski ist zwar schließlich noch Landsmannminister für Galizien geworden, allein der Wirkungskreis dieses Ministers ohne Portefeuille liegt ja im Parlament, wo er die polnische Fraktion für die jeweilige Regierung warm zu halten hat. Im parlamentarischen Triumvirat wird auch er mäßigend und ausgleichend auf die Gegensätze innerhalb der Regierung wirken. Die Schwierigkeit liegt vielmehr in den großen Aufgaben, die Graf Taaffe angegriffen und unerledigt hinterlassen hat: im böhmischen Ausgleich und in der Wahlreform. Kann denn einem Koalitionministerium die Lösung zweier Aufgaben gelingen, deren



eine bisher der Staatskunst aller Parteien gespottet und deren andere kein leitender Staatsmann ernstlich zu stellen gewagt hat? Niemand wird sagen dürfen, daß die Lösung gelingen wird. Aber auch Niemand, daß sie mißlingen muß. Als günstiges Moment ist bereits hervor-gehoben, daß die eigentlichen Generale der drei Parteien außerhalb der Regierung, im Parlamente, stehen bleiben; alle Drei, Chlumeczi, Hohenwart, Javoróski, sind in der Politik ergraute, der faktischen Opposition gegen das neue Kabinet sicherlich abgeneigte, gut österreichische Staatsmänner. Der Riß durch den Großgrundbesitz hindurch, wie er ehemals in den Persönlichkeiten von Carlos Auersperg und von Clam Martinic verkörpert war, ist längst nicht mehr so scharf wie ehemals und dürfte unter dem jetzigen Kabinet sich zum ersten Male vielleicht ganz schließen. Schon die Zerschlagung des früher einzigen Wahlkörpers, des böhmischen Großgrundbesitzes, in mehrere Großgrundbesitzwahlbezirke, die ausgleichend stattgefunden hat, sicherte den Besitzstand beider Parteien, die sich jetzt leichter einigen dürften. Das Zusammengehen im Großgrundbesitz kann aber nicht verfehlen, in Böhmen und Mähren die nationalen Gegensätze zu mildern und theilweise zu neutralisiren. Für eine im Geiste der Gerechtigkeit und der Versöhnung arbeitende Gesetzgebung steht nach der Seite der Reichsrathsstimmen des Großgrundbesitzes hin eine bisher nie erreichte Stärke der neuen Regierung der Parteikoalition zu Gebot. So präpotent die Jungtschechen zur Zeit sind, die Deutschliberalen sind es nicht mehr in dem Grade, wie sie sich ehemals, nach einem beißenden Witzwort des Jungtschechenführers Gregor, nach Deutschlands Siegen im Jahre 1870 als „Neffen des reichen Onkels in Deutschland“ ab und zu benommen haben. Ganz allgemein dringt bei den Deutschösterreichern die Einsicht durch, daß die cisleithanischen Slaven von den Deutschen mit Erfolg doch nicht an die Wand gedrückt werden können, daß wir alle Kraft auf die Behauptung des Besitzstandes zu konzentriren haben und daß diese Behauptung, wie es begeisterte Deutschösterreicher, Hainisch und Herkner, nachgewiesen haben, mehr eine agrarpolitische Reformarbeit in den Alpenländern, eine sozialpolitische Reformarbeit im östlichen Deutschböhmen und eine Arbeit intensiver Volksschulpflege in ganz Deutschösterreich bedeutet. Die Thatsache, daß Deutschliberale und Deutschkonservative überhaupt einmal und zum ersten Male im Parlamente zusammengehen, deutet auf verstärkte Mäßigung in beiden bisher so völlig uneinigen Lagern der Deutschösterreicher hin. Eine so günstige Lage bei den Deutschen hat kein früheres Ministerium angetroffen. Dazu kommt, daß die Führer der konservativen Parteien keineswegs Reaktionsäre, die Führer der Deutschliberalen keineswegs Radikale sind. Es wäre schwer zu sagen, ob im Parlament Chlumeczi konservativer

oder liberaler wäre als Hohentwart. Einen Centrumskatholizismus oder einen Kreuzzeitung-Konservatismus von der Art und Schärfe, wie in Deutschland und Preußen, haben wir in Oesterreich überhaupt nicht und hauptsächlich deshalb nicht, weil die Katholiken nicht in der Minorität sind und der Grundbelaß fast das Gegentheil des preußischen Junkerthums darstellt. Die Elemente im Kabinet, desgleichen die Elemente hinter dem Kabinet im Parlament und in den Kronländern sind hiernach nicht von vornherein als unverschmelzbar anzusehen. Es kommt nur auf die Kraft an, sie auch wirklich zu verschmelzen. Ob Fürst Alfred Windischgrätz diese Kraft besitzt, Das muß sich erst zeigen. Wenn aber seine Kraft auch nicht als besonders stark sich erweisen sollte, so wird die Ergänzung aus dem Parlamente her durch die Führer der drei koalirten Parteien ausreichend stattfinden können. Angesichts alles Gesagten darf dem Koalitionministerium nicht gleich der Erfolg abgesprochen werden. Im „Reiche der Unwahrscheinlichkeiten“ kann das heute Unwahrscheinlichste zur Wirklichkeit werden. Und ist denn die Unwahrscheinlichkeit so groß, daß die Mehrzahl nicht rabitaler Deutschen endlich einmal unter sich und mit den nicht czechischen Slavokonservativen einig etwas Positives zur Entwirrung des nach allen Seiten schädlichen Zustandes zu Stande bringen werde? Selbst die Befürchtung, daß Plener den Percy spielen und das Koalitionministerium halbzigst aus den Fugen treiben werde, braucht nicht in Erfüllung zu gehen. Vielleicht überrascht auch er durch Mäßigung und schreibt auf das weiße Blatt, das die Führer der Rechten ihm geboten haben, verständige und gemäßigte Wünsche.

Zunächst müßte sich die Leistungsfähigkeit der Koalition auf dem Boden der Wahlreform bewähren. Durch Taaffes Entwurf ist der Stein ins Rollen gebracht und auch die rechte Seite des Hauses will ihn nicht einfach zum Stillstand bringen. Es ist aber gar nicht unmöglich, einerseits das Kurienystem gründlich zu reformiren und zu vervollständigen, andererseits allen selbständigen Männern Etwas wie das allgemeine direkte und geheime Stimmrecht einzuräumen, das ja doch die Welt vollends erobern und vor den schwarzgelben Grenzpfählen nicht für immer Hal machen wird. Davon, daß eine positive Wahlreform in diesem Geiste gelänge, würde für die Zukunft Oesterreichs viel, weit mehr als das Schicksal eines Koalitionministeriums, abhängen. Gelingt hier dem Zusammenstehen der Deutschliberalen mit den Deutsch- und Slavokonservativen eine befriedigende Lösung, so kann allmählich dann auch in Böhmen Friede werden.

\* \* \*



## Die Zukunft des Vatikans.

Der Vatikan mit seinen Sitten, seiner Sprache, seinen Ceremonien und Kostümen ist eine genaue, nicht etwa nur eine metaphorische Wiederholung uralter Riten und Dekorationen, deren Inventar vom assyrischen Sonnenschirme, etruskischen Stäben (wahrscheinlich alten Hirtenstäben) bis zu mittelalterlichen Gewändern vom Jahre 1300 oder 1400 reicht, in denen die weltlichen Würdenträger des Hofes stecken. Entgegen dem Sprichwort macht hier die Kutte den Mönch: das äußere Habit entspricht dem innern Habitus und den historischen Tendenzen. Diese Tendenzen gehen auf die vollständigste, energischste Erhaltung des Vergangenen. Rom hat nichts vom Alten aufgegeben und nichts Modernes sich angeeignet, außer da, wo es ihm gewaltsam aufgebrängt wurde.

Mag immerhin die Wissenschaft die Gesetze der Schwere und des elektrischen Stromes entdecken, der Menschheit Telegraph und Telephon schenken, unter dem Einfluß Darwins und Spencers die Entwicklung der Lebewelt und der Kultur erklären —: Rom kennt, wie der Muhammedaner nur den Koran sieht, nur Evangelium und Bibel, oder vielmehr deren schlechte Uebersetzung. Freiere Regungen versteigen sich höchstens bis zu Thomas von Aquino.

Wenn man im Vatikan einmal einige Errungenschaften moderner Forschung aufnimmt, so sind es solche, die, wie ethnographische und linguistische, unmittelbar praktisch verwendbar sind für die Propaganda und für das Streben nach Weltherrschaft; wo die Kunst im Vatikan Beschützer gefunden hat, wo ihr heiterer Kranz den alten Fetisch schmückte, da mußte sie der Erhöhung seines Prestige und der Verehrung der Völker dienen; Rom würdigt die Kunst, wie eine schöne Frau, deren Flechten und Hals Edelsteine zieren, die Mineralogie würdigt.

Ost hat sich die ultratonservative Richtung Roms in Dingen geäußert, die unglaublich komisch erscheinen würden, wenn sie nicht historisch wären. Zwei Schritt vor den Thoren des Vatikans hören die einst so ausgedehnten souverainen Rechte Roms auf, aber noch immer verlangt es von Spanien und vom verfloffenen Königreich Neapel seinen Tribut, wie in den schönen Zeiten vor 1789, und es macht in verwickelten Formeln

alljährlich seinen Anspruch darauf geltend. Die Existenz des Königreichs Italien ist jetzt auch von seinen intimsten Feinden anerkannt, für den Vatikan aber existirt keine Spur davon, nicht einmal der Name. Das Alles erscheint den Liberalen lächerlich, als ein Beweis seniler Thorheit und Impotenz, aber dem Auge des Politikers und Historikers muß es anders erscheinen. Der Historiker weiß, wie die Menschheit an ihren alten Gewohnheiten hängt, die Fleisch von ihrem Fleisch geworden sind, wie gerade die Religion das Gesetz des Beharrens heiligt, dieses besondere Gesetz der Menschen und der Völker. Man kann sagen — und ich habe in meinem Buch über das politische Verbrechen darauf hingewiesen —, daß die Religion diejenige Institution ist, worin der Misoneismus sich am Vollständigsten verkörpert. Sie hat in Ozeanien und Indien, lange Zeit über das Bestehen des Kanibalismus hinaus, den Ritualmord erhalten, von dem, wie Spencer annimmt, auch die hebräische Beschneidung ein Rest ist; die Anbetung der Steine und Felsen wird von der Religion noch unter verschiedenen Formen konservirt, und trotz allen Konzilen giebt es in fast allen Heiligthümern noch heilige Steine; auch das Wasser wird noch angebetet, und in Turin wird noch heutigen Tages am Pantratus-Tage ein Bottich mit Wasser in die Kirche gebracht, von dem die Gläubigen andachtvoll trinken. Und was soll man von dem abergläubigen Fasten am Freitag sagen, das auf die ersten Zeiten des Christenthums, und von dem Gebrauch der magischen Osters Eier, der bis ins sechste Jahrhundert zurückreicht?

Die treue Erhaltung uralter Sitten zeigt sich überall, und die alten Slavengötter, die keltischen Druiden sogar, findet man in russischen und französischen Heiligen wieder.

Der Vatikan giebt nun dieser Neigung, zu konserviren, eine rituelle Weihe, weil sie eine für ihn ernste Berechtigung hat; er würde aus Mangel an Existenzmitteln atrophisch werden, weil sein Prestige an den Aufwand, den er treibt, gebunden ist, wenn ihn nicht eine große Zahl von Katholiken ferner Länder: Polens, Amerikas u. s. w. unterstützten, für die das Prinzip, das ihn leitet, nichts enthält, was ihnen feindlich erscheint, nichts, was — wie in Italien — im Gegensatz zu ihrem nationalen und politischen Daseinsrecht steht; vielmehr ist es für sie eine unendliche, mit ein paar Millionen nicht zu hoch bezahlte Freude, in weiter Ferne einen Götzen zu haben, von dem sie Gnabenbeweise erhalten und an den sie sich in schwierigen Fällen wenden können; nimmt man dazu die hierarchische Disziplin, die beste, die es in der Welt giebt, so erklärt sich die Lebensfähigkeit einer Institution, die den Philosophen heute nur heiter stimmen kann. Wir werden eher den Fall der Republik in Frankreich, der Monarchie in Italien, Holland und Belgien, und die Demokratisirung Englands sehen, als den

Fall dieser Institution, die ihre Existenzberechtigung in der Gefühlswaise eines großen Theiles der Welt findet, — nicht aber in der Zustimmung Italiens, das besser ohne sie auskommen würde.

Immerhin lehrt die Biologie, daß ein Organ, das einmal zur Atrophie neigt, schließlich verschwinden muß; und da jedes Jahr, das vergeht, dem Vatikan eine Prærogative nimmt, einen Einfluß raubt, da, so mächtig seine Konstitution ist, die der Entwicklung doch mächtiger noch ist und in kommenden Jahrhunderten immer mächtiger werden muß, so kann man voraussehen, daß in ein paar Jahrhunderten auch der Vatikan schließlich der Auflösung verfallen wird.

Vielleicht giebt es nur zwei Wege, um diesen Prozeß der Auflösung aufzuhalten: erstens den einer heftigen Auflehnung der Italiener gegen den Vatikan, die ihn wirklich gefährden und dadurch die halbe Welt für ihn interveniren lassen würde; und zweitens das Entstehen einer jung-römischen Gruppe im Vatikan, die begriffen hätte, welche gewaltige Kraft dem Christenthum durch energisches Angreifen der sozialen Frage zugeführt werden könnte, die dann die Tiara mit neuen frischen Zweigen schmücken und mit Hilfe des furchtbaren blinden Sturmboßes des allgemeinen Stimmrechts jene gebrechlichen Institutionen, die sich konstitutionelle Regierungen nennen, über den Haufen rennen würde, um dann sozialistische Demokratie und päpstliche Theokratie zu verschmelzen.

Das wäre eine furchtbare Gefahr; sie wäre um so größer, als in Italien die Anarchie zu herrschen beginnt, als die korrumpirten herrschenden Klassen kein Vertrauen verdienen und finden und alle Parteien schwere Schulb auf sich geladen haben, bis auf die klerikale und die sozialistische Partei, die nicht gesündigt haben, weil sie nicht sündigen konnten, denn — sie sind noch nicht zur Regierung gelangt. Aber diese Gefahr wird nicht eintreten; alle politischen Machthaber unserer Zeit, Gladstone vielleicht ausgenommen, sind furchtsam und helfen sich mit Provisorien weiter, nicht mit radikalen Maßregeln; das gilt vor Allem für die Staatsmänner des Vatikans, die bei ihrem Alter ein Recht zum Zaubern haben und die schon deshalb niemals zu radikalen Maßregeln greifen werden, weil diese den konservativen Tendenzen des Vatikans allzu sehr widersprechen würden.

Turin, im Oktober 1893.

Professor Cesare Lombroso.



## Eine Revolte in der Kunstgeschichte.

Es giebt eine Reihe Revolutionen in der Menschheitsgeschichte, die noch nicht ihren Historiker, geschweige denn ihren Psychologen gefunden haben. Das sind die Revolutionen der Empfindung. Was bis jetzt zu erklären versucht worden ist, waren die Außenvorgänge, die ganz äußerliche Realität der Thatfachen. Das und Das war geschehen, daran war nichts zu ändern, und der sich daran stoßende Verstand suchte nach zureichenden Gründen, warum es geschehen sein konnte. Wir haben ja überhaupt erst eine Geschichtschreibung, seitdem der Geist retrospektiv geworden ist, und eine Kunstgeschichte, seitdem die Kunst retrospektiv geworden ist, d. h. seitdem das impulsive Hervorbrechen der gestaltenden Kraft von einer ungeheueren Ermattung befallen und zurückgedämmt wurde. Unser Jahrhundert — trotz Allem, was darin geschah — ist in überwiegendem Grade das Jahrhundert der Nichtgeschichte und der Nichtkunst, denn es lebt alte Formen um. Wie Napoleon der letzte Condottiere war, der, um drei Jahrhunderte zu spät aus der italienischen Renaissance herüberverschlagen, in einer gemilderten und erschlafften Zeit einen unerhörten Ellenbogenraum fand, so waren unsere verschiedenen Revolutionen immer schwächer verrollende Echos des großen Gewitters von 1789, in dem eine Weltordnung und Weltanschauung vom Blitz getroffen verfohlte, so war die Aufrichtung des Deutschen Reiches die Erfüllung der historischen Nostalgie einer Masse. Im letzten Drittel dieses Jahrhunderts zeigte sich dann, daß etwas Neues zu wachsen angefangen hatte; die Geschichte der Menschheit setzte in der Sozialdemokratie einen neuen Ring an und eine neue Kunst dämmerte auf mit einem neuen Inhalt.

Denn unter den äußerlichen — historischen — Vorgängen, die uns und unserem Zeitalter die äußere Physiognomie, den Kleiderschnitt, den allgemeinen Typus, das eigentümliche pessimistische Gepräge gegeben, hatten sich Wandlungen vollzogen, die so tief unten, im Unterbewußtsein, vor sich gingen, daß ein Dreivierteljahrhundert verstreichen mußte, ehe sie anfangen, an die Oberfläche zu steigen. Das große Vakuum dieses Dreivierteljahrhunderts füllte man, so gut es ging, aus mit den Retrospektiven: in der Geschichte, in der Kunst, in der Dichtung, der Kleidung, den Möbeln, der Architektur. Man baute Kirchen und Kirchenruinen auf und versuchte, Leben in Glaubensruinen zu blasen, es geschieht auch noch heute; man lebte zwischen Nachahmungen von griechischen, Renaissance- und Rococo-Einrichtungen und verkleidete die eigene Trübältigkeit mit dem griechischen Statuentypus, den wir, wenn auch heute nicht mehr in den Portraits, so doch in den Berliner Modedournalen, aus denen unsere Damen die Vorbilder ihrer Weißlichkeit entnehmen, wiederfinden. Von dem historischen Roman und seinem Vorläufer, der Historienmalerei, wollen wir ganz schweigen. Es war eine lange miserable Maskerade mit Museumstrüdel.

Ich wüßte nicht, daß Das in einem Werke über Kunst schon gesagt worden wäre — es wäre auch für die gelehrte Laufbahn des Autors allzu hinderlich gewesen. Jetzt geht es schon eher an, da die neuen Richtungen sich ganz hübsch groß gewachsen haben. In Deutschland aber gehört doch noch immer ein ganzer Theil Muth dazu, und diesen Muth hat neuerdings der Verfasser eines bei G. Hirth in München erschienenen großen Sammelwerks über die „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“, Richard Muther, Konservator an der alten Pinakothek in München, bewiesen.

Bei einem großen Buche sticht es Einen ordentlich, mit seinen Fehlern anzufangen. Das Wuthersche Buch hat einen sehr in die Augen springenden Fehler: es ist zu groß. Es ist zu deutsch. Es hat zu viele Bände. Es sehnt sich nach den Regalen der Bibliotheken und nach den Bücherchränken der Familien. Es wird dahin gelangen. Sein traditiongetreues Format, seine „schöne“ Ausstattung, seine vielen „auf dem Gipfel der modernen Technik stehenden Illustrationen“, seine in weltmännische Formen gekleidete ungeheurere Gelehrtheit, Sach- und Fachkenntniß werden ihm dazu verhelfen, es wird ein höheres Nachschlagebuch werden, abgegriffen in den Universitätsbibliotheken und Leshallen und Sonntags durchblättert von den Söhnen und Töchtern der „höheren Stände“. Es thut mir leid um das Buch. Ich sähe es lieber dans l'enfer des bibliothèques. Es ist Schade, daß es nicht auf den Index kommt. Es gehört eigentlich dahin. Denn sein Autor ist ein Reker.

Die Sache ist die: während er so saß und schrieb und an nichts Böses dachte, da kam es. Der Geist seines Stoffes kam über ihn und er wurde zum Reker malgré lui. Das ging so eine Weile, ohne daß er es merkte. Und als er es an zu merken fing, da entsetzte er sich nicht, sondern er freute sich. Und von da an war kein Halten mehr.

Denn was da über ihn kam, das war der wonnige Nervenschauer des Verstehens. Er fühlte das Herz seiner Zeit unter seiner Hand klopfen wie einen warmen, zuckenden Vogel. Wer Das gefühlt hat, für den ist alles Andere nicht mehr vorhanden. Er weiß von keinen Rücksichten mehr, er kennt nichts als diese schaurig-süßeste aller Sensationen. Er tastet und tastet immer wieder nach dem klopfenden Herzen, und die tiefsten Seelenschwingungen seiner Zeitgenossen reden zu ihm ihre geheimnißvolle Sprache. Aber es ist eine Sprache ohne Worte. Eine Sprache der Vibrationen, nicht der formulirten Begriffe. Was er gefühlt, er kann es nicht sagen. Er schlägt sich herum mit den abgestempelten, abgegriffenen, veralteten Wortzeichen für die inneren Vorgänge, die nach neuen Ausdrücken drängen. Diesen neuen Ausdruck für den neuen Inhalt findet nur, wenns gut geht, alle Jahrhunderte einmal der große Dichter.

Ein großer Dichter ist der Verfasser der „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ nicht. Er ist väterlicherseits nur ein Sohn der gelehrten Bildung. Man kann Satz für Satz in seinem Buch verfolgen, wie er den schrecklichen Reichtum des gelehrten Schriftdeutsch von sich abzuwälzen sucht, wie er sich herumschlägt mit einer toten Kunstsprache, wie er sich verfolgt fühlt von dem Gespenst und sich Zeile auf Zeile dagegen wehrt. Manchmal zwingt es ihn unter und dann schreibt er einige Seiten Professoraldeutsch, aber wenn der klopfende Puls der werdenden Zeit ihm wahrnehmbar gegen die Nerven schlägt, dann siegt das Unmittelbare über das Anerzogene und dann hat er jene Nuancen und jene Linien, die ihn zum Interpreten des wirklich gelebten Lebens machen.

Das ist das Neue an diesem neuen Werk über die neue Malerei. Es ist ein Mensch darin. Dieser Mensch und die nach Ausdruck drängenden Kunsterscheinungen, die er schildert, sind solidarisch durch die gleiche innere Empfindung; er ist ergriffen, er fühlt mit, er fühlt die gleiche Wangigkeit, die gleiche Unsicherheit des schmerzvoll werdenden, das wird, weil es muß; er fühlt den organischen Zwang, der treibt, blind, peinvoll, jubelvoll, er ist selbst mitten drin in der Brutwärme des werdenden Lebens. Welcher Professor der Kunstgeschichte wäre da schon gewesen?

Wie hätten sie denn auch hineinkommen sollen, die gelehrten Herren von den dicken Kunzbibeln? Sie waren ja selbst so durch und durch retrospektiv. Sie erklärten ja nur, was schon einige Jahrtausende tot war. Sie legten ja nur aus, was sie gar nicht verstanden und gar nicht verstehen konnten und gar nicht verstehen durften, das durch und durch unanständige Griechenthum, dem doch wahrhaftig kein staatlich bejoldeter Lehrer der Jugend auf den Grund gehen kann, und die gleichfalls recht undecente, dabei höchst eigenwillige, dunkle, perverse Renaissance, für die man schon eine Renaissancenatur sein muß, um hinter ihr intime Empfindungsleben zu kommen. Die Renaissancenaturen im neunzehnten Jahrhundert aber finden, gelobt sei Gott und die Staatmoral, erst eine Anstellung und einen Verleger, wenn sie in jene reifen Jahre gekommen sind, wo man weder liebt, noch sich lieben läßt; es sei denn als ästhetisches oder unästhetisches Spiel, wogegen sich ja die Gesellschaft immer eben so wohlwollend wie nachsichtig verhält.

Das Wuthersche Buch ist jetzt schon vier große Bände stark, aber ich habe mit Schmerzen in allen Bänden das Hauptepithet des wahren Kunsturtheils, das uns Allen so liebe und vertraute Wort „Sittlichkeit“ vermißt. Er verunglimpft es nicht, das theure Wort, aber er thut, als fehle es im Wörterbuch der deutschen Sprache. Der Mann wird nie ordentlicher Professor werden.

Und doch hat er auch wieder eine Eigenschaft, die ihn dazu qualifizierte. Das ist die Gruppierung des Stoffes auf dem gleichen Plan. Alle geschilderten Erscheinungen sind gleichwerthig, denn sie machen alle dem Forscher die gleiche Mühe. Er steht ihnen allen gleich nahe — nicht mit dem Herzen, aber mit dem Gewissen. Sie stehen vor ihm wie auf eine Schnur gezogen. Im Leben verhalten sie sich freilich zu einander wie Grashalme und Bäume, wie die Thäler, in denen wir wandern, und wie die fernen hohen Bergspitzen, die auf uns und viele Generationen nach uns gleich fern und hoch heruntersehen werden.

Das halte ich eben für einen Fehler des Wutherschen Buches, daß es allen Erscheinungen in der Malerei gleich gerecht werden möchte. Das kann nur die ganz nüchterne Verstandesbetrachtung, in deren Baue Alles gleich farblos wird. Zum Glücke gelingt es ihm nicht. Seine Sensibilität — und alles Kunstverständnis ist gar nichts Anderes als Sensibilität — sondert schon deswegen aus, schafft schon dadurch Distanz, weil sie nicht auf Alles gleichmäßig reagirt, weil sie für Einzelnes überhaupt gar keinen Sensibilitätspunkt hat, weil sie auf Anderes unsicher, wieder auf Anderes unluig, und nur auf gewisse Erscheinungen mit ihren vollen Schwingungen reagirt. Und seine Sensibilität, das ist der Mensch. Bei dem Einen reagirt sie auf Plebejisches, bei dem Anderen auf Triviales, der Dritte hat jene Nervenschwäche, die ein ewiges Sensibilitätsgegitter für alles Mögliche péle-mêle auslöst; Das, was in den älteren Kunstgeschichten, auch in den besten, vermißt wird, ist, daß sich in ihnen überhaupt gar keine Sensibilität, also gar keine produktive Kritik verräth —, nur die ganz Wenigen haben jene Sensibilität, die, selbst vornehm, sich nur vom Vornehmen, Edlen, Seltenen auslösen läßt. Diese Noblesse hat Wuther.

Und dadurch ist sein Buch etwas noch nicht Dagewesenes in der Kunstgeschichte. Es schlägt die Thüren auf zu einer neuen Aera der Kunstbetrachtung in Deutschland. Es war auch die höchste Zeit, daß für die Kunstkritik endlich ein Mann kam, dessen künstlerische Instinkte von einer solchen Noblesse sind, daß sie die Basis für das Kunsturtheil des Neuen abgeben könnten,



während zugleich sein Wissen so umfassend, sein Sammeleifer so intensiv, und das Anschauungsmaterial, auf dem sich seine künstlerische Bildung aufbaute, so komplet sind, daß der Boden, den er unter den Füßen hat, eben so sicher wie die Sensibilität seiner Sinne und seines Geistes fein gestimmt ist. In dem Mutherschen Buche ist die hergebrachte Form nur die etwas schwerfällige Fassung für einen neuen Inhalt, jenem radikal Neuen des Inhalts, der auf einem Umschwung der Empfindung beruht.

Dieser Umschwung der Empfindung: Das ist, was dies Jahrhundert nach außen so steril machte, weil es alle Kräfte nach innen zog, weil es die ganze Daseinspannung um jene tiefe, geheimnißvolle Krise konzentrierte, die Alle fühlten, die in Allen fieberte, die selbst allen höchsten Intelligenzen der Zeit nie voll zum Bewußtsein kam, geschweige denn in eruptiver Erkenntniß aus ihnen herausgeworfen wurde und die jetzt schon einzelnen Erlesenen der Jahrhundertwende als reife Frucht in den Schoß fällt.

Denn schon haben Wenige, ganz Wenige, die dem Publikum noch meist unbekannt sind, jene große Ruhe in sich, die der Mutterchoß aller großen Hervorbringungen, aller dauernden Schöpfungen ist. In allen anderen aber, in dem ganz gewöhnlichen Durchschnittsmenschen wie in den „Zierden der Zeit“ brennt das Fieber einer langen, zehrenden, angstvollen Krise. Es liegt Angst unter den Sohlen der Menschen, unter denen des Proletariats wie unter denen des Fabrikkönigs; überall, wohin sie treten, ist der tragende Boden durchlöchert, und sie fühlen, wie sie ihn eintreten. Gegen das Fieber, in dem dieses Jahrhundert verbrennt, sind die Bishosen des Mittelalters lokalisierte Erscheinungen.

Es wundert mich, daß Niemand es verstanden oder wenigstens noch Niemand es deutlich gesagt hat, daß das Zeitalter, dessen Kinder wir sind, daß vor allen anderen tragische, das tragische Zeitalter ist. Das Leben der Allermeisten ist ein Vorwärtsgeweißtwerden aus dem Nichts in das Nichts. Selbstmord und Wahnsinn sind die Gottheiten, die Große und Kleine am Ende in ihrem Arm empfangen statt Abrahams Schoß und der Gemeinschaft der Heiligen an dem Thron des Lammes. Hoffnungslos, zwecklos, aussichtslos, mit kurzen fieberischen Freudenintervallen radern die Menschen sich ab, und der allgemeine Drang ist: nicht sehen, nichts sehen! Um dieses Grauen in seinen Eingeweiden log sich das Jahrhundert mit einem optimistischen Kanzelächeln herum und vor der glühenden Feuereisse der Wirklichkeit schützte es sich durch die blaue Brille des Retrospektiven. In der Dichtung wollte es von keinem Geschlecht, in der Malerei wollte es von keiner Farbe mehr wissen.

Das wird jetzt anders. Man hat den Muth des Pessimismus; die Maler gehen hinaus in die mitteleidlose Natur und malen mit Fanatismus Farben, Farben, Farben; die Dichtung fängt wieder an, zu wissen von Mann und Weib, wenn auch noch nicht viel. Die Pioniere der Kunst, die die Masse noch nicht sieht, sind die ersten, in denen sich die Gesundung verkündigt. Diese Gesundung kommt zugleich mit der neuen Weltanschauung und ist eins mit ihr.

Das Muthersche Buch verfolgt alle diese Phasen. Die ganze innere Inflammation der Zeit ist in ihm mit ihren verschiedenen Stadien und ihrem Verlauf, mit ihren hölzernen Propheten des Retrospektiven und ihren am Holze des Retrospektiven gekreuzigten Persönlichkeiten, wie Gros, Prudhon, Feuerbach, mit dem qualvollen Durchbruch der neuen Individualitäten, bis als der erste Träger der großen Ruhe Millet kommt, der Bauer. Also bis ein neuer Stand

einzieht und anfängt, Geschichte zu machen, der Stand, der ungeschieden geblieben von der Natur, aber geschieden von der Bildung des „gebildetsten Jahrhunderts“.

Wuther ist ein Feind und ein Haßer der Klassizität, — das ist er bewußt. Er haßt sie, wie der Weinbauer die Phylloxera haßt. Alle seine Ausführungen darüber sind klar, fein, treffend. Aber er ist mehr, wo er nur das Werden in seinen Kämpfen und Hemmungen schildert. Denn da arbeitet er nicht nur mit seinem Verstand und seinem Wissen — im Gegentheil, er mißtraut Beiden sehr — sondern etwas arbeitet in ihm, von dem er selbst nicht genügend weiß, daß er es hat —: seine Sensibilität. Jedes Mal, wenn er auf Etwas aus erster Hand, eine ganze Persönlichkeit, einen eigenen Inhalt trifft, dann geht eine heftige Schwingung durch ihn, jener Lust- und Wehmuthschauer, in den sich jede künstlerische wie menschliche Affinität immer umsetzt. Diese Vibration gleitet über in seinen Stil und mit diesen Vibrationen suggerirt er nicht nur den Leser, in ihnen theilt sich auch jedesmal das Charakteristische der Persönlichkeit, mit der er beschäftigt ist, mit.

Um ein Bild seiner Gruppierung des Stoffs zu geben, möchte ich nur die Kapitelüberschriften anführen. Es sind bis jetzt sieben Lieferungen, jede circa 190 Quartseiten, die Abbildungen mit eingeschlossen, erschienen und der Verfasser ist dabei bis zu Bastian Lepage, Fortuny und Israels gelangt. Das Werk beginnt mit den Anfängen der modernen Kunst in England: Hogarth, Reynolds, Gainsborough. Es folgt: die kunstgeschichtliche Lage auf dem Kontinent: Goya, Watteau, Chardin, Chodowiecki zc.; die klassizistische Reaktion in Deutschland und der Verlust der Technik des Malens: Mengs, Carstens, Genelli; die klassizistische Reaktion in Frankreich: David. Die Nazarener, die Düsseldorfser, die Erben der deutschen Romantik: Kethel und Schwind. Die Vorläufer des Romantismus in Frankreich: Gerard, Prudhon, Gros; die Generation von 1830: Delacroix, Ingres; das Juste-milieu, die Epigonen, die Historienmalerei in Belgien, der koloristische Umschwung in Deutschland, die Ueberwindung des Pseudoidealismus: Leys (Belgien), Meissonier, Menzel. Der erste Band schließt mit den Worten: 1750 vollzog sich die verhängnißvolle Schwentung zur Antike; 1820 hatte das Mittelalter gesiegt; 1830, mit Cornelius und Ingres, herrschte das Cinquecento; 1840 wurde durch Delaroche und Wappers das 17. Jahrhundert auferweckt, und 1850, nachdem man „die Bahnen von Jahrhunderten durchkreift“, landeten Meissonier und Menzel bei dem selben Roccoco von 1750, das dessen eigene Zeitgenossen, von der Antike geblendet, nicht mehr für darstellungswerth hielten.

1805 schon war Philipp Otto Runge, der erste Vorläufer der Maler der atmosphäre ambiante, aufgetreten. Der Inhalt des zweiten Bandes ist die Schilderung der mannichfachen Etappen, die die europäische Malerei zu durchlaufen hatte, bis sie von P. O. Runge und seinem merkwürdigen Kinderportrait, in dem er Sonne, Lichtaufzucken, Lustigkeit, auf die Leinwand brachte, zu den Erstlingswerken Manets gelangte, in denen — 1865 — das Ziel erreicht war, auf das Runge prophetisch hingewiesen. Und so geht es fort bis zu Millet, zum Einzug der Bauernseele und des Erdgeistes in die Malerei.

Es ist ein Vorzug des Buchs für die Bibliotheken und ein Fehler der Komposition, daß Wuther Alles mitnahm und den riesigen Stoff in seiner ganzen Breite anschwellen ließ. Ohne bewußt und mit Abßcht Psycholog zu

sein, hat er doch eine ganz eigene Feinheit in der Art, wie er in all diesen unzähligen Personen das künstlerisch oder unkünstlerisch Persönliche, den zentralen Punkt ihres Wesens, hervortreten läßt. Der Stoff fordert dringend auf zu einer volkpsychologischen Gruppierung; Muther hat sie gar nicht versucht. Aber indem er jede Persönlichkeit auf dem reingestimmten, sensiblen Instrument seiner Seele anschlagen läßt, ergibt sich diese Gruppierung von selbst und führt in Betreff der deutschen Kunst im Vergleich mit der französischen und englischen zu sehr nachdenklichen und wenig erhebenden Resultaten.

Es ist etwas sehr Merkwürdiges an diesem Buch; unsere jungen, deutschen Dichter z. B. haben es nicht; in den deutschen gelehrten Werken über Kunst ist es meines Wissens noch nicht dagewesen, und doch ist dieses Etwas das erste Erforderniß für Den, der Kunst schafft, oder Kunst beurtheilt. Muther hat es, und er lehnt sich im Laufe des Buchs mit immer wachsendem Erfolg gegen das jetzt allzu allgemeine deutsche Mannes-Erbtheil der feichten Sachlichkeit und gelehrten Nüchternheit auf. Das ist das künstlerische Temperament. Das künstlerische Temperament ist, je stärker es ist, desto psychologischer und physiologischer. Ob es einen Nebel oder eine unkörperliche Vision schildert, es ist immer eine psychophysiologische Schwingung drunter. Diese Schwingung ist nichts als die Expansionskraft eines Organismus. Unsere jungen Dichter setzen sich jetzt hin und sagen: Nun wollen wir aber mal Psychologen sein! und sie sind mit Anstrengung Psychologen. Muther schreibt als Kunsthistoriker sein Buch mit dem guten Bewußtsein, daß Das gar nicht von ihm verlangt wird; sein künstlerisches Gewissen beschränkt sich ganz darauf, die vollen Brusttöne und das protegirende Achselklopfen zu vermeiden; er hütet sich nur vor dem Pathos, da der Deutsche, wie er selbst citirt, bekanntlich lügt, wenn er pathetisch wird. Dabei ist er aber in seinem Unbewußtsein doch ganz Psycholog. Er ist kein moderner Analytiker, Das, was er schreibt, wirkt psychologisch, wie Das, was Holbein und Cranach malten, psychologisch wirkt, obgleich der Gedanke an Psychologie ihre Seele nicht befechtete. Ich möchte auf diese Eigenthümlichkeit nur hinweisen und fragen: Verräth sich darin nicht vielleicht Etwas von der eigenthümlichen Form der deutschen Psychologie; ist sie nicht da nur ganz echt, wo sie ganz unreflektirt ist?

Wir stehen nun endlich an der Wende einer neuen Kunst. Die beiden großen Priester und Propheten für die Kunst dieses endenden Jahrhunderts waren Rousseau und Wintermann. Sie waren beide die Väter des Idealismus. Rousseau brachte das platonisch Ueberschwängliche und Wintermann das retrospektiv Verstatuisirte. Sie händten so lange in dem verklärten Blatte ihres kunstgründerischen Heiligenscheins, daß Niemand ihre physische Beharrlichkeit zu sehen vermochte oder wagte. Für den psychologischen Forscher von heute wären sie zunächst und als Menschen zwei sexuelle Probleme. Rousseau hat in seinen Confessions reichliches Material über diesen Punkt geliefert. Das achtzehnte Jahrhundert urtheilte darüber, wie über Wintermanns Meinnngen, sehr tolerant; sie brauchten sie nicht zu verheimlichen. Aber diese beiden Männer gaben der Dichtung und der Kunst eine neue Richtung — ins Erhabene, Sittliche, Ideale. Dieser Richtung folgend wurde die Kunst moralisch, kalt, geschlechtslos. Es wird wohl auch mal die Zeit kommen, wo man das Gehirn nicht mehr für unpersönlich hält und neben den geistigen Leistungen eines Denkers auch die physische Beschaffenheit des Menschen der Betrachtung unterwirft.

Schliefsee.

Laura Marholm.

## Ein kapitalistisches Tabakmonopol.

In der Sitzung des Deutschen Reichstages vom 23. November 1892 erklärte der Reichskanzler General Georg Leo von Caprivi bei Einbringung der Militärvorlage:

„Ich streife nur die finanziellen Mittel. Sie haben im Staatsanzeiger voraussichtlich gelesen, daß wir auf Bier, Branntwein und Börse zurückgreifen wollen und daß wir den Tabak haben fallen lassen.“

Am Jahrestage der Caprivischen Rede liegt dem Reichstage zur Deckung der Kosten der selben Militärvorlage ein Gesekentwurf vor, der in seiner ganzen Veranlagung geeignet erscheint, den größten Theil der deutschen Tabakindustrie zu Grunde zu richten und für wenige Großkapitalisten in der Tabakbranche ein Monopol zu schaffen. In den Veröffentlichungen steht obenan, als großer Köder für die deutschen Tabakpflanzer, die Aufhebung der bisher 45 Mark pro 100 Kilogramm betragenden Inlandsteuer. Da aber gleichzeitig der Zoll auf überseeische Tabake von 85 Mark pro 100 Kilogramm auf 40 Mark pro 100 Kilogramm ermäßigt werden soll, so bliebe thatsächlich das Verhältniß zwischen deutschem und überseeischem Tabak wie zuvor. Man sieht: mit dem angeblichem Schutze des deutschen Tabakbaues ist es also wieder nichts.

Wenn nun seit Wochen und Monaten von verschiedenen Seiten die deutschen Tabakbauern zu Gunsten der Tabakfabrikatsteuer mit der Behauptung mobil gemacht wurden, daß die Einführung einer Fabrikatsteuer, unter Wegfall der Steuer auf deutschen Tabak, einen außerordentlichen Vortheil für die deutschen Pflanzeur bedeute, so zeigt dieser Vorgang aufs Neue, wie bei uns in Unkenntniß der einschlägigen Verhältnisse oder zu rein agitatorischen Zwecken gearbeitet wird. Wer sich nur der vorjährigen Vorgänge, bei der Frage eine höheren Besteuerung des Tabaks, entsinnen will, muß wissen, daß Herr Miquel kein Freund des deutschen Tabakbaues ist und daß die deutschen Tabakpflanzer von Herrn Miquel keine Vergünstigungen zu erhoffen haben. Der Herr Finanzminister erklärte damals, daß „er für ein Verbot oder eine Kontingentirung des Tabakbaues in Deutschland sei und eine Erhöhung eines Zolles auf überseeischen Tabak nur *pari passu* erfolgen werde“. Der neue Gesekentwurf zeigt, daß eine Aenderung in diesen Ansichten nicht erfolgt ist. Wohl aber liegt die Gefahr für die deutschen Tabakbauern vor, daß durch eine Fakturawerthsteuer von 66 2/3 Prozent auf Rauchtabake der Konsum der Pfeifentabake (und zur Herstellung von Pfeifentabak wird zum weitaus größten Theil deutscher Tabak verwendet) ganz enorm zurückgehen würde. Die naturgemäße Folge wäre eine gewaltige Abnahme des Verbrauchs an deutschem Tabak. Der Gesekentwurf befagt des Weiteren, daß die zur Zeit bestehenden Kontrollvorschriften für den deutschen Tabakbau nicht in Wegfall kommen, sondern thatsächlich verschärft werden. Auch in dieser Hinsicht hat folglich der deutsche Tabakpflanzer keine Vergünstigungen zu erwarten. Ich will nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß selbst eine Veränderung des geplanten Verhältnisses zwischen Tabaksteuer auf deutschen und Zoll auf den überseeischen Tabak — zu Gunsten des deutschen Tabaks — nicht im Stande wäre, die Konkurrenz der überseeischen Tabake vom deutschen Markte zu verdrängen. Deutschland ist das Hauptabsetzgebiet

für die geringeren überseeischen Umblatt- und Einlage-Tabake und diese müßten im Marktpreise entsprechend zurückgehen.

Der Entwurf besagt weiter: „Der Zoll für Rohtabak soll für 9 Monate gestundet werden“. Das lieft sich sehr schön, und wer die Verhältnisse nicht genügend kennt, erblickt in diesem Zugeständniß eine große Vergünstigung für die theiligten Kreise. Die nähere Betrachtung wird zeigen, daß gerade dieses Zugeständniß geeignet ist, die großen, kapitalkräftigen Tabak-Industriellen zu begünstigen, während die weniger kapitalkräftigen Fabrikanten und der Kleinbetrieb um die Möglichkeit gebracht sind, einen erfolgreichen Konkurrenzkampf zu bestehen. Ich will hier ferner schon die Stelle des Gesetzentwurfes anführen, die sich auf den Kredit der Fabrikatssteuer bezieht und lautet: „Die Steuerpflicht soll bei inländischen Fabrikaten beim Verlassen der Fabrik eintreten . . . Steuerpflichtig für inländische Fabrikate soll der Fabrikant, für ausländische Derjenige, der den Zoll bezahlt, gemacht werden und kann der Steuerkredit für die inländischen Fabrikate auf sechs Monate, für ausländische auf drei Monate gewährt werden.“

Sehr schön. Gewiß. Aber wem gewährt die Steuerbehörde diese Steuerkredite? Doch nur, wie schon heute, denjenigen Fabrikanten, welche im Stande sind, bei der Behörde entsprechende Garantien zu hinterlegen, sei es nun in Staatsobligationen, hypothekarischer Sicherheit oder durch den Garantieschein eines Bankers. Wie viele Fabrikanten aber sind schon heute nicht in der Lage, eine Garantie zum Zwecke eines Steuerkredits aufzubringen und wie viel mehr noch werden nicht im Stande sein, Garantien für weit größere Beträge aufzubringen! Da die Steuern sechs bezw. neun Monate gestundet werden sollen und heute nur drei Monate Stundung gewährt wird, so wird eine dreimal bezw. zweimal so große Beträge umfassende Garantie zum Mindesten nothwendig sein, ganz abgesehen davon, daß die Fabrikatssteuer mit ihrer großen Belastung noch weit größere Beträge als Garantie erfordert.

Die Vortheile einer Steuerkreditgewährung können folglich nur ganz großen und kapitalkräftigen Fabrikanten zu Gute kommen, und Das sind nur sehr wenige. Die große Mehrzahl aber und hauptsächlich die Kleinbetriebe müssen die Fabrikatssteuer in dem Augenblicke entrichten, wo das Fabrikat die Fabrik verläßt. Heute schon sind bei den ungünstigen Waarentreditverhältnissen, die in Deutschland herrschen (offener Kredit bis zu 9 Monaten), so manche weniger kapitalkräftige Betriebe kaum mehr im Stande, die fälligen Baarbeträge für Zölle und Arbeitslöhne rechtzeitig zu beschaffen. Ich brauche wohl nicht speziell zu betonen, wie wenige Tabakindustrielle in Deutschland in der Lage sind, sich eines Bankkredits zu erfreuen! Wer die Verhältnisse einigermaßen kennt, weiß, daß die Tabakindustrie, speziell die Herstellung von Cigarren, auch seither dem weniger Bemittelten die erwünschte Gelegenheit gab, sich und seine Familie zu ernähren. Ich kenne aus persönlicher Anschauung Hunderte von Kleinfabrikanten der Cigarrenindustrie, die entweder aus Mangel an Arbeitgelegenheit oder aus Drang nach Selbständigkeit anfangen, mit den minimalsten Mitteln für eigene Rechnung Cigarren herzustellen, und die dabei anständig vorwärts kamen. Es giebt wohl keinen zweiten Betrieb, der ohne jede maschinelle Einrichtung mit den primitivsten Mitteln den Beginn einer Fabrikation ermöglicht wie die Cigarrenindustrie. Ein Rollbrett und ein Messer, zusammen vielleicht im Werthe von einer Reichsmark, ein paar alte Formen im gleichen Werthe und für einige Mark Rohtabak! Wie Manchen sah ich schon so beginnen und weiterkommen!

Sehr merkwürdig ist auch die Begünstigung der Großbetriebe in den geplanten Tariffügen des Gesetzesentwurfes. Die Fabrikatsteuer für im Inland fabrizirte Cigarren und Cigaretten soll 33 1/2 Prozent, für Rauchtabal 66 2/3 Prozent und für Kau- und Schnupftabal 50 Prozent des Fakturenpreises, zu welchem die Fabrikate, ausschließlich der Steuer von den Fabrikanten, verkauft werden, betragen. Fabrikate, welche von Fabrikanten selbst im Kleinhandel verkauft werden, sollen nach den Kleinhandelspreisen versteuert, davon aber ein Prozentsatz, welchen der Bundesrath festsetzt, abgezogen werden\*.

Fürst Bismarck erklärte offen im Jahre 1879, das Tabak-Monopol sei sein letztes Ideal und er verwarf das Uebergangsstadium einer Fabrikatsteuer, „denn es sei keine landesväterliche Gesinnung, erst die Vetheiligten abbluten zu lassen und dann das Monopol einzuführen“, er wollte das Monopol sofort haben. Die vorliegenden Sätze der projektirten Tabak-Fabrikatsteuer ähneln dem Bestreben, die Tabakindustrie auf den möglichst niedrigsten Stand des Konsums herabzudrücken, die mittleren und kleineren Fabrikanten aus dem Wege zu räumen und dann mit den paar Großkapitalisten sich betreffs Einführung des Monopols zu einigen. Wenn der heutige Reichschatzsekretär oder der angebliche Vater des Fabrikationssteuer-Entwurfes, Herr Miquel, den Muth und den Drang besitzen, für ihre eventuellen Nachfolger in zwanzig Jahren (denn mindestens dieser Zeitraum ist nach einem Wort des Fürsten Bismarck nothwendig, um irgend ein Erträgniß aus dem Monopol herausrechnen zu können) das Tabak-Monopol einzuführen, so mögen sie offen damit kommen und dem Reichstage eine entsprechende Vorlage unter Entschädigung der Interessenten vorlegen, — Pflicht des Reichstages ist es sonst, eine bestimmte Antwort der Regierung zur Monopolfrage zu verlangen. Man möchte doch nicht gern glauben, daß die Finanzmänner der heutigen Regierung nur das Prinzip leitet, viel Geld und rasch Geld zu schaffen, unbekümmert um die Folgen des eingeschlagenen Weges. So viel steht fest: die Einführung einer Tabakfabrikatsteuer nach dem vorliegenden Entwurfe wäre von einer verheerenden Wirkung für die gesammte Tabakindustrie. Selbst in den offiziellen Darstellungen wird ein Konsumrückgang von mindestens 30 Prozent nach Einführung der Fabrikatsteuer zugegeben. Da in Deutschland über 160 000 Arbeiter in der Tabakindustrie beschäftigt werden, so wäre dieser Konsumrückgang gleichbedeutend mit einer dauernden Arbeiterentlassung von mindestens 40—50 000 Arbeitern. Vorübergehend wären, nach Einführung des Gesetzes, bis zur Herbeiführung eines stabilen Geschäftsganges mindestens 75 000 Arbeiter auf die Straße geworfen. Gewiß ein erschütterlicher Ausblick in sozialer Beziehung, um so mehr, als man in Betracht ziehen muß, daß unter diesen Arbeitern viele schwächliche und verkrüppelte Menschen sich befinden, die bei der sitzenden Arbeitsweise in der Cigarrenfabrikation sich seither ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Deutschland ist ja, nach dem Ausspruch des Reichskanzlers Grafen von Caprivi, ein Industriestaat; aber ich glaube nicht, daß der Reichskanzler im Stande wäre, nachzuweisen, auf welchem Gebiete der deutschen Industrie diese 75 000 brotlos werdenden Arbeiter Aufnahme und Nahrung finden könnten. Zur kapitalistischen Monopolisirung der Tabakindustrie käme obendrein also auch noch das soziale Elend.

Mannheim.

Eduard Kraemer.



## Moderne Genies.

„Du sagst, das Genie fehle heutzutage,  
Es seien kraftlose Zeiten.

Erstens: Was heißt überhaupt Genie?  
Und zweitens muß ichs bestreiten.

Du sprichst von Genie, doch was Das ist,  
Die läßt Du offen, die Frage;  
Daß Einer so ganz etwas Anders ist,  
Das ist doch schließlich nur Sage.

Die Branch' ist verschieden und ver-  
schieden das Glück,

Das ist die ganze Sache.  
Der Ein' hat Erfolg und der Andre  
hat Pech,  
Alles Andre ist nur Mache.

Ein Vetter aus Polen, das war ein  
,Genie,'

In Getreid' hat er angefangen;  
Genie, Genie — Nu, was war mit ihm —  
Pleite ist er gegangen.

Und Polen ist gerade hochberühmt  
Für Genies von jedem Kaliber;  
In Finanzen sowohl wie in Religion,  
Da ist ihnen Keiner über.

Ihr Reichstag, die reine Musteranstalt,  
Ein Vorbild in allen Landen;  
Und nun gar ihr Votum, von welchem  
Werth —

Das hat schon Sapieha gestanden.

Ja, die Einigkeit, das ist das Genie,  
Die gemeinsame Uniformirung,  
Der gleiche Knopf und das gleiche Ziel,  
Auf Kommando die gleiche Nahrung.

Denn wir Menschen sind gleich, Das  
ist uns verbürgt  
Gefeglich durch die Verfassung,  
Und will nun Einer was Besseres sein,  
Der rüttelt an der Verfassung.

Das ist ein Empörer, ein Anarchist,  
Ein ganz gefährlich Subjekte;  
Er redet natürlich von höherem Zweck,  
Doch sind Das nur hohle Effekte.

Es giebt kein höheres, besseres Ziel,  
Als sich dem Ganzen zu fügen;  
Und wer Das nicht glaubt, der werde  
Soldat,

Da lernt er sich schon biegen.

Da lernt er: der Geist, der Gedanke  
ist nichts.

Werth hat nur die Zahl, die Masse;  
Bildung, Begeisterung, Macht am  
Rhein —

Das sind Phrasen, die er hasse.

Die Zahl allein giebt der Sache  
Werth,

Die Zuthat ist für die Blöden —  
Sichtvoll begründen dieses Axiom  
Des Kanzlers legte Neben.

Des Kanzlers — natürlich des rechten,  
des neu'n,

Nicht des gewesenen Alten —

Das war so Einer, das war solch'  
Genie;

Gott sei Dank, daß wir den nicht be-  
halten.

Der dachte stets; der sah Dinge voraus,  
Die die Blüthe des Volks nicht ge-  
sehen;  
Natürlich, meistens wurde nichts drauß,  
Die Nation ließ es nicht geschehen.

Der erfand neue Zölle, trieb Schnaps-  
politik,

Ja, er drohte schon mit Monopolen —  
Nun bitt' ich Dich, bei dem Geschäft,  
Wo so wie so nichts zu holen.

Und was er dann wirklich zu Stande  
gebracht,  
Ist Das so was Großes gewesen?  
Daß Deutschland einig werden sollt',  
Das hat man schon immer gelesen.

Anno 48 in Frankfurt hat Das  
Das Parlament schon beschlossen,  
Auch ein Deutscher Kaiser wurde gewählt,  
Nur hat mans nicht lange genossen.

Doch der Gedanke hat tief und still  
In jedem Gemüthe gelebet;  
Der Liberalismus hat Mann für Mann  
Unentwegt danach gestrebet.

Gestimmt hat er anders — die Klippe hat  
Er als freier Mann vermieden.  
Die Einigkeit im Gedanken war da,  
Nur dachte sich's Jeder verschieden.

Durch Lieder und Feste, durch Rede  
und Schrift,  
So war es in Aussicht genommen,  
Sollte das Deutsche Reich erstehn —  
Gewiß wärs auch so gekommen.

Vielleicht nicht so bald, doch gut vielleicht  
Wär' uns auch Das erschienen;  
Die alte Zeit war gar nicht so schlecht,  
Und vielleicht gäbs mehr zu verdienen.

Nein, laß mich in Ruh mit dem ew'gen  
Gered'

Vom Verdienst, dem anerkannten,  
Des Bismarck — Er hatt' auch kein  
Herz fürs Geschäft,  
Nur für Junser und Fabrikanten.

Na, das ist Dein Genie nun — Und  
was hat

Er für ein Ende genommen?  
Ganz wie der Better aus Polen, er hat  
Seine Entlassung bekommen . . .

Vielleicht aber denkst Du an Künstler-  
genies,

So à la Böcklin und Klinger,  
Ober Uhde, Thoma und Andere mehr,  
So neue Stürmer und Ringer.

So Leute, die kein Mensch versteht —  
Dabei kann der Eine nicht malen,  
Der Andere nicht zeichnen, der Dritte  
nimmt  
Die verrücktesten Farbenskalen.

Das sind keine Geister der Ordnung,  
das sind

Nur wild zersfahr'ne Gefellen.  
Mit Denen kommt die Kunst nicht  
weit,  
Die werden auch elend zerschellen.

Da sieh Dir den Anton von Werner an,  
Was ist der Alles geworden!  
Präsident sogar der Akademie —  
Na, und die Unmasse Orden!

Das ist ein Mann für unsre Zeit,  
Ein Gentus von höchstem Glanze.  
Bekrönt hat als Präses des Ehren-  
gerichts

Er sich mit frischem Kranze.

Und seine Bilder, großartig sind die,  
So leicht, so ohne Bemühen;  
Meterlang und doch so genau,  
Wie gemalte Photographien

In Lebensgröße — zwar nicht so fein,  
Ein wenig leblos — Das schadet  
Jedoch bei einem Künstler nicht,  
Der so vor Allen begnadet.

Im Gegentheil, Das ist sogar  
Eigentlich seine Stärke  
Und giebt den ewig bleibenden Werth  
Seinem gemalten Werke.



Die Photographie nämlich reproduziert  
Auch alles zufällige Leben;  
Der Künstler aber vermeidet Dies  
In seinem höheren Streben.

Er giebt nur Das, was ewig ist  
In solch einem Menschengesichte —:  
Nicht der zuckenden Miemen verwirren-  
des Spiel,  
Nicht den Glanz von zufälligem Lichte.

Doch größer noch als im großen  
Portrait  
Ist er in den Kleinigkeiten,  
Wie man es thöricht nennt, da ist  
Er ein Meister aller Zeiten.

Ja, offenbart sich sein Genie  
So wunderbar schon im Kopfe,  
So ist's grandios in der Uniform  
Und unbeschreiblich im Knopfe.

In den Kragen welch' ein Studium —  
Welche Auffassung, nicht zu erschöpfen,  
In den Schärpen, den Stoppeln — welch'  
Leben im Helm —  
Aber, o, welche Seel' in den Knöpfen!

In den Knöpfen, da ist er ganz er  
selbst,  
Da ist er der große von Berner,  
Da bleibt jeder andere Meister zurück  
Als stümperhafter Berner.

Doch dieses Verdienst, es bleibt ge-  
schätzt  
Und der Nachwelt unverloren;  
Es hat die Militärschneiderakademie  
Ihn zum Ehrenmitglied erkoren.

In anderem Fache ein ähnlich Genie  
Als wie der Anton von Berner,  
Das ist der Ernst von Wildenbruch;  
Und den hab' ich eigentlich gern.

Das ist ein Mann, ein Poet jeder Zeit,  
Der dichtet die schwierigsten Sachen,  
Gebichte, Romane, Dramen, Novell'n,  
Zumal Dramen kann Keiner so machen.

Und welche Stoffe — von hinten und  
vorn  
Die ganze preuß'ische Geschichte;  
Man lernt eine Menge für sein Geld  
Aus solchem dramatischen Gebichte.

Der „Neue Herr“ z. B., das war  
Eigentlich ein alter,  
Und der Alte oder vielmehr der Neu',  
Der hatt' einen bösen Statthalter.

Und der böse Statthalter — doch ich  
bin dabei  
Ein Bischen konfuse geworden —  
Jedenfalls wars sehr schön, und am  
Ende erhielt  
Der Dichter den Adlerorden.

Na, man denf' aber auch, was hat der  
Mann  
Geschrieben allein an Dramen;  
Und das Drama stand faul, sehr faul,  
als er kam;  
Er sanirt' es mit seinem Namen.

Zu den Dramen gehe ich immer hin  
Wenns mit der Börse päßlich;  
Ich weine immer schrecklich dabei,  
Sie sind auch gar zu gräßlich.

Und wie süß die Sprache, wie kräftig  
das Wort,  
Bald schneidig wie ein Messer,  
Bald hohl, wies das dröhnende Pathos  
verlangt,  
Je hohler, desto besser.

Und Alles dichtet der Mann, was man  
will;  
Er versenkt sich in jede Richtung:  
Sobald sie Erfolg hat, ist er da  
Und bescheert uns seine Dichtung.

Das Operndrama, das Heldenstück,  
Der Geschichtleitfad in Reimen,  
Das soziale Drama, Alles hat so  
Er befruchtet mit neuen Reimen.

Das letzte Werk ist ganz in Weiß  
Als liches Symbol geschrieben:  
Die Helbin ist außen und innen  
weiß  
Und ist doch keine Unschuld geblieben.

Na, siehst Du, Das ist ein Genie,  
Der paßt für unsre Zeiten.  
Der kennt genau sein Geschäft und  
weiß  
Sich seinen Weg zu bereiten.

Und was für ein Geld verdient der  
Mann  
Mit all den schönen Geschichten;  
Wahrhaftig, hätt' ich nicht mein Bank-  
geschäft,  
Ich singe auch an zu dichten.

Von andern Dichtern red' ich nicht  
mehr,  
Nur zwei noch aus der Masse:  
L. Fulba, das ist so der Wildenbruch  
Für die Rauch- und Thiergarten-  
straße.

Paul Lindau, von dem weiß man  
nichts mehr,  
Der ist von der Erde verschwunden.  
Ueber Dresden und Mexico ging die  
Spur —  
Ist nicht wieder aufgefunden.

Doch à propos bei Mexico,  
Da denk' ich an andre Genies gleich.  
Das Communiqué von Bleichröder  
jüngst,  
Das war doch auch ein Geniestreich.

Da merkt man gleich, daß neue Kraft  
Im Bureau der Firma waltet.  
Der verstorbene Chef hätt' Das nicht  
vermocht,  
Er war klug, doch ein Wenig veraltet.

Zwar hat man fast alle Altiva  
Von dem Alten übernommen;  
Doch etwas Besser's, der neue Geist,  
Der ist dazu gekommen.

Ueberhaupt diesen neuen Geist,  
Der überall zu spüren  
Im Größten und Kleinsten, den scheintst  
Du mir  
Nicht genügend zu ästimiren.

Und gerade dieser neue Geist,  
Das Zeichen der Zeiten ist er;  
Gleichmäßig durchbringt er alle Welt  
Vom Assessor bis zum Minister.

Und Allen verleiht er, was schmerzlich  
geföhlt,  
Das Bewußtsein der eignen Be-  
deutung —  
Du bewunderst Andre zu sehr, mein  
Sohn,  
Und vertraust Dich ihrer Leitung.

Du denkst nur an die Kraft an sich,  
So an überschäumendes Leben  
Und zweckloses Brausen — Ich sag Dir,  
mein Sohn,  
Damit ist gar nichts gegeben.

Das Alles ist außer Kurs gesetzt —  
Heut' gelten andere Gaben;  
Du kannst es mir glauben: Das wahre  
Genie  
Ist heute, keins zu haben . . ."

Es sprach zum Sohn der Kommerzienrath  
Und wurde Feuer und Flamme  
Es war nach der Börse, im Westen  
ber Stadt,  
Auf dem Neuen Mühlenbamme.

Kunz von der Rosen.

## Millionenerben.

In allen Berliner Blättern, die auf Anständigkeit und gute Kursbefehle sehen, war wenige Tage nach der Publizierung der Börsensteuer eine ergreifende Nachricht aus Frankfurt zu finden. Etwas ganz Schreckliches hatte sich dort ereignet —: ein reiches Bankhaus, und noch dazu eines vom Jahre 1820 her, wollte liquidiren. Wie sagt doch Thales zum Homunculus?

„Das ist es ja, was man begehrt,

Der Kost macht erst die Münze werth!“

In Wahrheit wurde da aber überflüssige Sentimentalität verzapft, und wenn es richtig ist, daß unter jener Nachricht die Frankfurter Börse wie gelähmt blieb, so war deren Kopf eben noch fieberkrank, von all den neuen Belastungen und Verschärfungen, welche die jüngste Zeit gebracht hatte. Die Presse hätte indessen die Aufgabe gehabt, das Haltlose und Thörichte einer solchen Aufregung darzulegen, anstatt sich einfach zu deren Spiegel zu machen und bei dieser durchaus unpassenden Gelegenheit in Schmerzensworten wie antikapitalistische Strömung, — Bürger II. Klasse 2c. 2c. zu baden.

Was war denn eigentlich geschehen? Das Bankhaus B. G. Goldschmidt, das seit vielleicht zwei Generationen nur noch von seinem früheren „Ruhme“ zehrte und dessen Inhaber sich zum Mindesten einmal im Jahre ärgerten, — nämlich wenn sie die unnützen M. 40,000 für Personalgehälter nachsahen, wünschten sich diesen Aerger künftig zu ersparen. In einem Comptoir ist man nie so hart wie in einer Fabrik, selbst falls so ein Comptoir mehr Leute haben würde als eine kleine Fabrik, und deshalb hatten jene Herren lange, lange so ziemlich Alles beim Alten gelassen. Ob nun noch gesellschaftliche Härten zu Tage getreten sind, die ja doch auch in anderen politischen Perioden als in der gegenwärtigen vorkommen und von denen so Manches unbestimmt verlautet —: genug, die genannten Bankiers müssen wohl einen anderen Vorwand als Riquels Niederkunft mit der Stempelsteuer zur Auflösung ihres Berufes nicht als schicklich erkannt haben. Es heißt ja auch, daß den Liquidatoren zu ihrem Entschlusse allseitig an der Börse gratulirt wurde — „Du bist reich genug, um gehen zu können, wir müssen leider noch hier bleiben“ —, dann haben jedenfalls die Beglückwünschten das seltsame Gefühl einer Solidarität gehabt, einer Interessengemeinschaft, die ihnen bisher noch niemals eingefallen war. Und hier ist der Punkt, der die ganze so falschromantisch dargestellte Angelegenheit doch zu einer äußerst charakteristischen erhebt und sie einer objektiven Bewertung überhaupt werth macht.

Was ist die Aufgabe eines Geschäftsmannes? Geschäfte zu machen. Man kann nicht von jedem Menschen große Ziele oder talentvolle Handhabung verlangen, aber Fleiß und Mühseligkeit bilden einmal eine unwiderrspchliche Anforderung allen praktischen Lebens. Ohne Fleiß und Mühe haben es daher weder Kaufleute, immerhin die Vertreter einer produktiven Arbeit, zu irgend Etwas gebracht, noch Bankiers, die man jetzt (nicht ganz einwandfrei) der unproduktiven Arbeit bezichtigt. Zola in seinem „Argent“ hält es sogar für nöthig, mit Bezug auf den Fleiß vor seinem alten Gundermann-Nothschild noch eine Extraverbeugung zu machen.

Auch der alte B. G. Goldschmidt hat wohl bei seiner noch heute belobten Intelligenz diesen starken Sinn für regelmäßige Thätigkeit bewahrt. Als er anfang, fing auch gerade die große Arbitrage in Wechseln und Contanten an;

Das heißt: das Wiederaufblühen von Handel und Gewerbe feierte seine ersten Kolliktionen mit der Buntfärbigkeit der europäischen Währungen, die von den Bankgeschäften zwar nicht verbrochen waren, diesen aber auf die Strümpfe halfen. Das waren große Transaktionen, die viele Jahrzehnte hindurch anhielten, ihren Betrieben fern von allem Gründerwesen eine Basis von Reichtum gaben und auch von der Kredit-Mobiliar-Epoche der Jahre 1855/56 nicht eigentlich eingeschränkt wurden. Es heißt, daß Italien eine Spezialität jenes wirklich berühmten Hauses gewesen sei, die Heimat seines Vermögens, seiner Titel, seiner Orden; jedenfalls galt der Chef des Hauses als ein groß ausgeprägter Bankierthypus, der mit seiner Familie schließlich auch in Wien, Paris und London glänzend eingewurzelt war. Auch was man sonst über seine Person zu sagen hatte, soll in vieler Beziehung vorzüglich gewesen sein. Bekanntlich giebt es zwei Sorten von Almosenspendern: der einen verlangt man 700 M. ab, damit der Verein schließlich die 500 bekommt, die er braucht; der andern nennt man ruhig die wirkliche Summe. Zu diesen Vertrauensmännern gehörte, wie man sagt, unser Mann, der auch nie zum Schluß vergessen habe, sich für die Ehre des Besuches zu bedanken und um dessen Wiederholung für ähnliche Fälle ausdrücklich zu bitten. Wie häßlich nahm sich gegenüber so ritterlichen Eigenschaften, verbunden mit aufrichtigem Stolze auch auf die geschäftliche Thätigkeit, die Médisance Meyer Karls v. Rothschild aus, der den alten Goldschmidt wegen dessen beständiger weißer Halsbinde den „Weißbinder“ nannte.

Als die Gründerjahre nahten — die letzten im Leben jenes alten Bankmannes —, sah man seine Firma, in Gemeinschaft mit der Crème der Mainstadt, den durch sein späteres Verschanden nicht unbekannt gebliebenen Bankverein erschaffen. Ein ganz eigenartiges Kasino, wo gewiegte Financiers aller Konfessionen jeden Morgen rauchend und experimentirend beisammen saßen, mit ihren persönlichen Erfahrungen beständig den Direktoren dazwischen führen und dabei zu ihrem Schaden erst später merkten, daß das Aktienkapital zerronnen sei. Jeder dieser Verwaltungsräthe für sich wäre eine Perle von einem Direktor gewesen, die Gesamtaddition aber ergab natürlich einen babylonischen Thurm.

Den Strach und seine kapitalistischen Blutentleerungen erlebte der Alte nicht mehr. Seine Söhne, bis auf den älteren, der in Paris längst seine umfangreiche Rolle spielte, waren nunmehr Inhaber des Geschäftes geworden und kein Lied, kein Helmbuch meldet von irgend einer Aehnlichkeit zwischen Söhnen und Vater. Jetzt erkennen die verehrlichen Leser auch, weshalb ich sie vorhin mit so vielem Lobe über einen ihnen fern stehenden Mann gelangweilt habe: es galt nur, den Kontrast herzustellen zwischen sonst und jetzt, zwischen einem tüchtigen Beispiele und einer lauen Nachahmung. Wenig war von jener großen Firma seit dem Tode des Alten übrig geblieben, eigentlich nichts als ein dicker Geldsack und ein eben so gearteter Stolz, Elemente, aus denen die prächtigsten Junker, aber gar keine Geschäftsleute gebildet werden können. Für die Weltgeschichte der Hochfinanz wäre es nun ganz gleichgiltig, wie just jene Banköhne geartet waren, allein zufällig ist ihr Lebenslauf derjenige vieler Millionäre zweiter Generation. Wie, nach einem hübschen Worte Spielhagens, der Sohn des Feldwebels Offizier, der Sohn des Schulmeisters Professor werden möchte, so neigt sich der Sprößling eines Reichen, um ein schon eben gebrauchtes Wort zu wiederholen, dem Junkerhaften zu. Der selbe Uebermuth, den man ja nur da üben kann, wo man geboren ist, nur ohne Ackerbau und mit einigem Bedürfnis nach Sport und Parfum. Was daraus entsteht? Vor Allem das

Trugbild eines Geschäftes, das kein Geschäft ist, aber noch immer als ein Delgöge erster Ordnung leuchtet, so daß neue und thätige Häuser gegen solchen Zins auf Zins-Glanz immer im Schatten stehen. Wir sollten nur das gerechte Gesetz erhalten, daß jede Firma die Namen ihrer wirklichen Inhaber tragen müsse (und zwar ohne Zweideutigkeit etwa der Anfangsbuchstaben), so würden die Erben einer solchen Intelligenz gezwungen sein, auf sich selbst zu sehen, anstatt wie jetzt auf die Andacht des lieben Publikums zu bauen, denen die Geschichte eines Soll- und Haben-Unternehmens weit über dessen Gegenwart geht. Die Kreditseite der bisherigen Firmenverkehrsarten, die ja besonders in London und New-York schon oft zu Tage getreten ist, vor Allem bei Baring Bros., dessen reiche Partner längst ausgetreten waren, kommt gerade hier nicht in Betracht, aber desto mehr die wirthschaftliche.

Soll es denn wirklich von Nutzen sein, wenn eine Firma, die lediglich Bruntgefäß ist, ruhig weiter dasteht und durch ihr Nichtstun hundert Beispiele und Entmutigungen giebt? Und soll es wirklich schädlich sein, wenn ein Haus, das nur seine Leute füttert und seine Gelder auch ohnedies in Prolongationen anlegen kann, endlich der Wahrheit die Ehre giebt und — erlischt? Das Schlimmste in Allem sind die Halbheiten, jenes ewige Flücken und Ueberkleistern und Zusammenkeimen, das Vielen so gut gefällt und das schon den Zuschauern bei Kaiserkrönungen geschickt verberg, wie die Krone Karls des Großen den Kopf eines Franz schier zusammenbrückte.

Auch noch ein anderer Umstand spricht gegen alle stillstehenden Firmen. Das Wichtigste im Geschäft ist doch der Geist, der Muth, der uns vorwärts bringt und zum weitem Ausschauen anspornet. Haben sich nun jüngere Häuser durch rastlose Thätigkeit und Umsicht emporgeschwungen, so kommt ihnen eben ein erster Platz zu; so lange ihnen aber alte Firmen selbst von neuerer Verdienstlosigkeit im Wege stehen, werden sie immer erst Nr. 2 sein. Das ist ein mit grobem Auge kaum wahrnehmbares Uebel, das aber dennoch in seinen ganzen ungerechten Folgen vorhanden ist, dem thätigen Manne die Freude an seiner Schaffenskraft benagt und auch seinem Kredite, sei es nun im Wechsel-fach oder als Emissionshaus, eine positive Beschränkung giebt.

Alles Dieses und noch mehr mußten die Klageweiber von neulich wissen, welche die Zeitungen wegen einer einzelnen Geschäftsauflösung absolut wie im Trauerrande erscheinen lassen wollten, die sogar deswegen eine Fabel erfunden haben, nämlich, daß jene Firma, die vom Siebenschläfer kaum noch zu unterscheiden war, „eine Zierde“ gewesen sei. Die Komödie wurde zur Posse, als man sogar schwermuthvolle Andeutungen niederschrieb, als ob jene Kräfte in Folge der börsenfeindlichen Strömung Kränkungen erlitten haben mögen. Mann für Mann, die ganze Börse hätte dieserhalb verletzt werden können und die hier so bebauerten Herren würden Das erst gefühlt haben, — wenn die Reihe an sie gekommen wäre. Keinem Blatte fiel es aber ein, einem so reichen Hause von der Pflicht zu sprechen, die Jeder dadurch gegen die Gesamtheit zu erfüllen hat, daß er seiner Thätigkeit mit ganzer Kraft nachgeht.

Seitdem der alte Attinghausen mit Bekümmerniß merkte, wie sein einziger Erbe sich außer für Bertha v. Brunnek für nichts interessirte, sind schon recht viele Jünglinge in falsche Vornehmheit und Modethorheiten abgelenkt worden. Heinrich ~~Schne~~ war hiervon so entzückt, daß er die Börse sogar eine demokratische Institution nannte, — weil, im Gegensatz zum Adel, die Millionäre nur wenige Generationen anzubauern pflegen.

Pluto.

## X Der Baum der Erkenntniß.

Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten. Aber von dem Baume des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst Du nicht essen; denn welches Tages Du davon issest, wirst Du des Todes sterben. Und als Gott der Herr Dieses gesprochen hatte, machte er dem Menschen eine Gehilfin, auf daß er nicht mehr allein sei und zum gefährlichen Denken nicht erst erwache. In seiner chaldäischen Einfalt aber scheut der jehovistische Chronist sich nicht, auch Gott den Herrn Irrthümer begehen zu lassen: gerade die Gehilfin wird zur Verführerin, der Mensch ist von dem Baume der Erkenntniß und, siehe da, er stirbt nicht an dem Genuß der verbotenen Frucht. Nur das Schâmen lernt er, der vorher diesseits von Gut und Böse gewesen war, den Schmerz und den Kummer, und er muß sich drein ergeben, für die Kinder, die ihm mit Schmerzen die Männin gebären soll, keuchend und schwitzend das Feld zu bestellen, nachdem er so lange in Eden behaglich sich wohl sein lassen durfte. Aus dem Garten Eden muß er scheiden, damit er nicht auch von dem Baume des Lebens noch esse und als ein nun Wissender lebe ewiglich. Nicht einem milden Gotte ist dieses Gedicht geschrieben, das ich so mir zu deuten versuche: so lange der Mensch im Zustande der Thierähnlichkeit verharrt, das Ebenbild Gottes, aber göttlichen Wissens nicht voll, der Herrscher über Fische und Vögel und Vieh und Gewürm, aber doch immer nur Jahwes dumpfsinniger Knecht, so lange giebt die Erde ihm freiwillig, was er zur Stillung primitiver Begierde braucht; sobald er in seinem Denken und in seinem Gelüsten aber fortschreitet und die Erkenntniß des Guten und Bösen lernt, ist es mit der ungetrübten, der mühelosen Seligkeit auch vorbei und nichts bleibt dem Gottähnlichen als die harte Pflicht, für den Nächsten und für den Künftigen zu schaffen und sich zu plagen, wenn der bewußt Gewordene den Zweck seines Daseins begreifen soll. Dann aber darf dieses Dasein auch nicht ewig währen und nicht aus gemeinem Meide wehrt Jehovah dem Menschen den Zugang zum Baume des Lebens, sondern, weil er ihn vor der Verewigung zeitlicher Dualen bewahren will. Zu ewiger Ruhelosigkeit ist Der nur verdammt, der auf dem Wege nach Golgatha dem Erfüller tröstender Nächstenliebe die Ruhe nicht gönnen will, dem sanften Lichtbringer, der gekommen ist, den Fluch von der Paradiesespforte in Segen zu wandeln. Drei Menschheitstufen

entschleiern sich so: den primitiven Menschen erblicken wir, den naiven Egoisten, der diesseits von Gut und Böse ist und nicht sündigt, weil er Sünde nicht kennt; den Wissenden dann, dem — nach dem Sündenfall erst — der Begriff der Gattung aufdämmert und der feugend sich in die Arbeit für diese Gattung schicken muß, bis von Nazareth der milde Mann naht und ihm zeigt, wie selbstlose Güte doch selbst sich belohnt; den Strebenden endlich, den Brecher alter Tafeln, der jenseits von Gut und Böse sein und, nun in ganz bewußtem Egoismus, vom Baume des Lebens die Kraft pflücken will, die eigene Persönlichkeit zur Götterhöhe zu weiten und dem Gehudel da unten die Sorge um das Wohl der Gattung zu lassen.

Adams Erstgeborener, der Ackermann Kain, ist kinderlos, da er den Bruder erschlägt; ihn säntigt kein Weib, ihm lächelt kein Sprosse und er begreift nicht, wofür er sich plagen und warum er von Gott dem Herrn dann doch nicht gnädiglich angeschaut werden soll. So schlägt er den Bruder, den frommen Hünstling Jehovahs. Als ein zwiefaches Schreckbild steht er am Eingange der Genesis: die Macht der Erbsünde zeigt er und warnt zugleich vor dem auf der zweiten Menschheitstufe gefährlichsten Frevel, dem Neid und dem Haß gegen den Menschenbruder. Freudlos zieht der Gezeichnete in das Land Noth; er wird der Gründer der ersten Stadt, darinnen die Sorge wohnt und die listige Lücke, vom Ackerbau muß er scheiden und der Stammvater eines Geschlechtes der Mühsäligen und Beladenen werden. Denn er ist der sündige Sohn des Sünderpaares und er hat nicht verstanden, daß den des Paradieses Beraubten die eine Eröstung nur bleibt, mit dem Schweiß ihres Angesichtes den Acker der Künftigen zu düngen.

Auf dem riesigen Plan dieser tiefen Dichtung hat Lord Byron eine seiner wunderschönen Maskeraden veranstaltet und Herr Arronge hat das Mysterium „Kain“ nun für sein Deutsches Theater eingerichtet. In andächtiger Langeweile sah es das Publikum und die Kritiker fanden, daß es gut sei, denn schon Goethe habe es überschwänglich gelobt und es sei auch wirklich ganz „gewaltig“. Vor Goethe ziehe ich in tiefster Ehrfurcht immer den Hut; aber für die Herrlichkeiten der jubenchrstlichen Dichtung fehlt diesem himmlischen Heiden das Organ und er lästert Etwas von „der Unzulänglichkeit kirchlicher Dogmen“, die der freie Geist Byron überwunden habe. Dem alten Goethe vollends, dem selbst Menschliches immer fremder geworden war, mußte der Lord gefallen, vor dessen poetisches Lebenswerk man das Motto setzen dürfte: Alles Menschliche ist mir fremd, und dessen eitle Subjektivität auch in dem ehrwürdigsten Denkmal der Menschheitsgeschichte selbstgefällig sich nur spiegeln wollte. Der ganze Byron und mindestens der halbe Kain ist in der kleinen Anekdote, die erzählt, wie der schöne Lord seine von Thortwalbseu gemeißelte Büste ansah und aus-

rief: „Das bin ich nicht, — ich sehe viel unglücklicher aus!“ Er wollte immer viel unglücklicher aussehen, der große Mitternachtslyriker, und weil die Menschen fanden, daß es ihm eigentlich doch recht gut ginge und daß er, in seinem venezianischen Harem, sichs doch ganz sarbanapalisch wohl sein lasse, deshalb lehrte er den Menschen verächtlich den Rücken und suchte mit Geistern den Verkehr, in deren körperloser Gesellschaft sein Klumpfuß nicht den kränkenden Spott herausfordern würde. Wenn Raim nicht als ein neurasthenisches Bübchen, das ein entseßliches Geschick — Papa hat Meite gemacht — aus dem Thiergarteneben auf den Spandauer Berg verschlagen hat, von Herrn Raimz dargestellt würde, wenn Herr Wohl ihn spielte, als einen frechen, gierigen Genußsucher mit einem Klumpfuße, — dann würde man vielleicht verstehen, was diesen merkwürdigen Adamssohn denn eigentlich quält. So, wie er vor mir stand, habe ich wenigstens ihn nicht verstanden und es nützt meinem Unverstande auch gar nicht, daß eifrige Männchen geschäftig aus alten Literaturgeschichten bunte Fäden herbeischleppen, hinter denen die eigene Gedankenblöße sich verstecken soll.

Byrons Raim ist glücklicher Gatte und Vater — schon dieses Glück klopft den großen Mythos — und er lebt in einer kleinbürgerlichen Familie, deren enges Behagen nur die Erinnerung an die frühere schöne Wohnung trübt. In der rauhen Wirklichkeit des Kampfbereiches, dem der lyrische Prachtgesang sich spröde versagt, klingen die sorgsam standbirten Gewissensbisse beinahe komisch und gar nicht erhaben steht diese Familie vor uns, die bei jeder Gelegenheit tief sinnig den Finger erhebt und kummervoll spricht: Wie gut könnte es uns heute noch gehen, wenn Eva damals nur vorsichtiger gewesen wäre! Und in diese triste Gesellschaft tritt Lucifer, auch ein melancholischer Herr, den es peinigt, daß über ihm noch ein Höherer ist, und der durch Luftfahrten sich Anbeter zu dingen sucht. Ein interessantes Schauspiel, — aber ach, ein Schauspiel nur, eine Maskerade: Lucifer heißt sonst Desgenais und tröstet Muffets tränkendes enfant da siecle; er könnte auch ein über die Langlebigkeit seiner Mutter verstimmter Prinz von Wales sein, der mit Lord Raim aus Eden=Park, einem hochmögenden und unzufriedenen Tory, eine Weltreise macht, ihm vieler Menschen Länder und Städte zeigt und ihm sagt: So gut könntest Du es nun auch haben, wenn ich König wäre. Aber Lord Randolph Raim, Membre of Parliament, lächelt bitter nur zu der Zumuthung, vor einem Zufallspringen das Knie zu beugen, dem er sich mindestens ebenbürtig fühlt und dem er, wenn er die Mehrheit hinter sich hat, ganz ergebenst die Apanage verkürzen kann.

Durch die ganze byronische Dichtung nagt der Zorn darüber, daß man auf dieser Welt immer einem Größeren sich beugen soll; deshalb flieht der stolze Lord, dem unter allen Menschengesichtern nur sein eigenes



gefällt, die Gemeinschaft der Sterblichen, deshalb strebt er nach dem Ausgang mit Geistern, deren Höhe seine Eitelkeit nicht verlezt, und mit Dirnen, die er nach ihrer Arbeit mit Füßen treten und mit ein paar Goldstücken auf die Straße werfen kann. Deshalb fühlt Kain nur in der Gesellschaft des unerträglich eingebilbeten *Maisonneurs* Lucifer sich wohl und deshalb haben wir, nach Dantes ghibellinisch-katholischem und Miltons hochkirchlich-protestantischem Paradiesesmysterium, von Byron ein neujüdisch-französisches Gedicht aus der Gegend von Eden empfangen, ein Gedicht, das mit der Sünde prökt und in dem der Verfasser, wie ein Verkleidungs-Virtuose, die interessantesten Hauptrollen spielt. Wie eitel prunzt er in der Vorrede zum Kain mit seinen Studien, mit dem Bischof Watson von Cambridge, mit Cuviers Idee und Warburtons göttlicher Gesandtschaft; wie ängstlich versichert er, daß er seit langen Jahren Milton nicht mehr gelesen habe, und wie sonnt er sich in dem Glanz theologischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse —: Maurice Barrès höre ich reden, den kleinen Byroniker und Heroniker der Boulange, der auch so posirt, als könne er nimmermehr leben, *sous l'oeil des barbares*. Früher nannte mans Welt-schmerz, heute heißt's decadente Verfeinerung und eigentlich wars immer nur ästhetisirender Hochmuth der Unfruchtbaren, die nichts zu lieben haben und darum auch die eine Sorge nur kennen, das angebetete Ich zu spiegeln und seine Lebensäußerungen pünktlich der Nachwelt zu notiren. Neidisch blicken solche Kains selbst auf des Bruders arme Heerde, die mit Erstlingen sich mehrt, und jeder rüstig Schaffende ist ihnen ein dumpfer Tropf. Den lebenden Bonaparte schimpften sie eine „kleine Pagode“, aber der Cincinnatus im fernen Westen ist ihr Held, der gute und große Washington, — denn der ist tot und kann nicht mehr schaden. Unter dem Datum „10. April 1814“ steht in Byrons Tagebuch: „Heute habe ich eine Stunde gebozt, eine Obe an Napoleon Buonaparte geschrieben, sie ins Reine geschrieben, sechs Zwiebäcke gegessen, vier Flaschen Sodawasser getrunken und den Rest meiner Zeit weg-gelesen“. So schreibt, für den Biographen, die Gefallsucht, die ohne Retouche nicht gesehen sein will; so dämpft sie, mit Sodawasser, jede Regung menschlichen Mitempfindens, am Tage nach dem menschengeschichtlichen Ereigniß der Ab-dankung von Fontainebleau, nach dem Siege der Legitimität über das Genie. Ein großer Dichter, — gewiß; im prachtvollen Pomp seiner parfu-mirten Lyrik, einer *beauté de nuit* gleich, die auf verhängliche Abenteuer geht, klettert er auf der Leiter seiner literarischen Erinnerungen bis zu den höchsten Geheimnissen empor und da nur verstummt er, wo minder Be-trächtlichen ein naives Anschauen und ein einfaches Fühlen die Zunge löst. Aber ein großer Mensch? Nein, — nur der Schauspieler seines eigenen Ideals, der sich härmt, weil er vom Baum des Lebens die Frucht nicht

erhaschen kann und weil vom Baum der Erkenntniß die einst so verlockende Frucht ihm doch nur die Verbauung stört.

Vor dem Garten Eden lagert noch immer der Cherub mit dem bloßen hauenben Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens. Die Kinder Gottes haben die Töchter der Menschen beschlafen und aus ihrem Samen wurden Gewaltige in der Welt und berühmte Leute; die Sündfluth brach herein, Alles, was einen lebendigen Obem hatte im Trocknen, das starb, allein Noah blieb über und, was mit ihm in dem Kasten war — aber noch immer blieben auch die drei Menschheitsstufen unverändert, noch immer regt auf der dritten sich alles Paradiesessehnen und dem wachenden Cherub droht immer erneute Gefahr. Hart am Rande des Gartens hat aus blanken Wänden ein gewaltiger Götterbastard sich einen schimmernden Eispalast erbaut und auf dessen Zinne tröst er nun dem bloßen hauenben Schwert und will den Gartenwächter als ein Wesen anderer oder gar höherer Art nicht mehr anerkennen. Friedrich Nietzsche heißt dieser Mann; bei Goethe finden die strebsamen Germanisten nicht den allerkleinsten Zettel über ihn, und doch hätte Goethe ihn sicher gelobt, denn auch Faust und Carlos verkünden, daß die schaffende Größe jenseits von Gut und Böse steht; weil aber Goethe über ihn nicht mehr zum Worte kam und Autoritäten heute rar geworden sind, deshalb wissen die Meinungsmacher mit dem unbequem Ueberragenden nicht viel anzufangen. Sie liefern ihn, der als ein unrettbar Irrer doch sein Vermessen büßt, der Dummheit sozialistischer Lämmel aus, die seine Bücher nicht kennen, und sie lächeln freundlich, wenn die Roheit gebildeter Philologen gegen den Abwesenden Recht zu behalten versucht. Jetzt ist Herr Widmann aus Bern gekommen, ein braver Zeitungsschreiber und Novellist, der auf dem reichen Erbgute Gottfrieds Keller als ein kleiner Pächter reblich sich plagt, und hat in drei Aufzügen wieder einmal Nietzsche überwunden. Die Geschichte heißt natürlich „Jenseits von Gut und Böse“ und sie ist im Berliner Theater aufgeführt worden: ein sauberes, in nettem papiernen Stil geschriebenes Theaterstück, von dem gar nicht zu reden wäre, wenn es nebenbei nicht eben noch eine Tendenz hätte. Weil ein Lustspielprofessor träumt, er sei Sigismondo Malatesta und töte um eine rothe Duhle sein holdes Gemahl, deshalb muß Nietzsche Unrecht haben und das Jenseits von Gut und Böse muß eine freble Lüge sein. Schwer ist dieser Beweis nicht, vor einem Publikum, das von Nietzsche nie Etwas vernommen hat, und vor sogenannten Kritikern, die in Nietzsches Schriften stüchtig höchstens geblättert haben. Ganz munter schwätzen sie ihr Sprüchlein daher; aber nicht Einer von Allen, denen doch nur ihr Wischen Literatur und Theater im Gehirn rumort, nicht ein Einziger

weiß, daß Nießche schon selbst dem guten Herrn Widmann vom Berner „Bund“ die Antwort gegeben hat, als er in der „Söden-Dämmerung“ schrieb: „Ein Schweizer Redakteur, vom Bund, ging so weit, nicht ohne seine Achtung vor dem Muth zu solchem Wagniß auszubrüden, den Sinn meines Werkes dahin zu verstehen, daß ich mit demselben die Abschaffung aller anständigen Gefühle beantragte. Sehr verbunden! — Ich erlaube mir, als Antwort, die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich moralischer geworden sind. Daß alle Welt Das glaubt, ist bereits ein Einwand dagegen. . . Gewiß ist, daß wir uns nicht in Renaissance-Zustände hineinstellen dürften, nicht einmal hineindenken: unsere Nerven hielten jene Wirklichkeit nicht aus, nicht zu reden von unsern Muskeln. Mit diesem Unvermögen ist aber kein Fortschritt bewiesen, sondern nur eine andere, eine spätere Beschaffenheit, eine schwächere, zärtlichere, aus der sich nothwendig eine rücksichtenreiche Moral erzeugt. Zweifelst wir nicht daran, daß wir Modernen mit unsrer viel waltirten Humanität, die durchaus an keinen Stein sich stoßen will, den Zeitgenossen Cesare Borgia eine Komödie zum Totlachen abgeben würden.“ Der große Dichter Zarathustras ist für immer ein stiller Mann und nun kommt der kleine Herr Widmann mit seinen geistlosen Renaissance-Gespensern led noch einmal hervor; er vertraut auf die Unwissenheit der ihm versippten Kritiker und auf die jauchzende Freude aller Kleinen darüber, daß auch an einem ragenden Denkstein die Nothdurft mit schämigem Blinzeln sich erleichtern darf.

Denn darin sind, so unvergleichlich sie sonst auch erscheinen, alle Drei doch einander gleich, Lord Byron, sein bleich geschminkter Standesgenosse Cain und Herr Widmann aus Bern: alle Drei könnens nicht fassen und tragen, daß über ihnen ein Größerer ist. Vom Baum der Erkenntniß haben sie genascht und fühlen sich nun gerüstet, mit Cherubim und mit Riesen den Kampf zu bestehen, weil sie — theologisch, philosophisch und philologisch — allen berechtigten Anforderungen der Neuzeit gewachsen sind. Aber der alte Jehovah lächelt des unfruchtbaren Mühens, und wenn die Gottähnlichkeit, unter dem Beifall der Menge, gar zu laut tobt, dann deutet er schweigend nur auf den Cherubim, der am Eingang von Eden noch immer sitzt, mit dem bloßen, hauenden Schwert, zu bewahren den Weg zu dem Baum des Lebens. Im Troß hat Keiner noch diesen Wächter bezwungen; wer ihm demüthigen Herzens aber entgegentrat und in der Zeitlichkeit sich beschrieb, der nur pflückte sich manchmal die Kraft, lebendige Werke zu schaffen. M. H.





Berlin, den 25. November 1893.

## # Charleys Tante im Neuen Palais.

Im Unheiljahre 1890, als das Hornberger Schießen um den lockenden Preis des internationalen Arbeiterschutzes eben beendet war, erzählte ein zur Berliner Konferenz abgeordneter Franzose in einem Pariser Blatte seinen Landsleuten von einem Gespräch, das der Deutsche Kaiser mit ihm geführt haben sollte. Auch die Literatur, so hieß es, sei dabei gestreift worden und der Kaiser habe gesagt: „Sie haben in Frankreich sehr bedeutende Schriftsteller, die ich hoch schätze, z. B. Ohnet.“ Nun gehört Herr Ohnet bekanntlich nicht zur Literatur; er ist ein geschickter Handwerker, der mit seinem bürgerlich wohlhabenden Puppenkram viel Geld verdient hat, den aber die literarische Kritik — ein Ding, das beinahe nur in Frankreich noch existirt — niemals ernst nahm. Gerade damals aber, um die Zeit der Entlassung Bismarcks, war die Stimmung der Franzosen dem Deutschen Kaiser besonders günstig und so hielt man in Paris den Ausspruch über Herrn Ohnet für einen freundlich spottenden Scherz, während deutsche Leser die ganze Sache als eine nicht allzu geschmackvolle Erfindung betrachteten. Jetzt sind, im Auslande so gut wie in der Heimath, die Stimmungen nicht mehr ganz unverändert und deshalb ist es nöthig, von einem Vorgange zu sprechen, der auf den ersten Blick unpolitisch und harmlos aussieht, dem aber die symptomatische Bedeutung doch nicht fehlt und den namentlich die Böswilligkeit leicht zu schießen und unerfreulichen Urtheilen auszunützen vermag.

Im Neuen Palais, dem Wohnorte des Kaiserpaars, giebt es

ein Schloßtheater, auf dessen Brettern früher mitunter von den Hofschauspielern kleine Plauderstücke aufgeführt wurden, das aber eine Privattheatertruppe noch niemals betreten hat. Diese Auszeichnung ist auf Befehl des Kaisers nun dem Adolf Ernst-Theater zu Theil geworden, das in der vorigen Woche dort dem Kaiser, der Kaiserin, dem russischen Großfürsten Wladimir, dem General Grafen von Caprivi und der Hofgesellschaft die englische Posse „Charlens Tante“ vorgeführt hat. Der Probe haben, wie die Zeitungen melden, auch die Kinder des Kaisers beigewohnt. Nach den in einem monarchischen Staate geltenden Anschauungen ist eine solche Einladung, besonders für den Ersten, an den sie ergeht, die höchste Auszeichnung, die er überhaupt erreichen kann; sie ist mehr als die Verleihung des Hoflieferantentitels, den sehr viele Geschäftsleute führen, und sie bringt, neben der Ehre, auch beträchtlichen Gewinn, da der Zulauf zu einem Theaterstücke natürlich wächst, das von dem höchsten Vertreter der Nation so ungewöhnlich bevorzugt worden ist. Herr Adolf Ernst hat auf seine Art diese Ehre und diesen Gewinn denn auch dadurch bestätigt, daß er zum Gedächtniß des großen Tages die Summe von 4000 Mark verschenkt hat; tausend Mark davon sind dem Verein Berliner Presse zugefallen, der nach eigener Angabe in derartigen Zuwendungen das Aequivalent für die von den Zeitungen täglich umsonst aufgenommenen Theaterreklamen sieht und dessen Mitglieder auch diesmal durch ausführliche Schilderungen des denkwürdigen Abends sich ausreichend revanchirt haben. Da nicht anzunehmen ist, daß irgend ein der Hofgesellschaft Angehöriger Beziehungen zu den niederen Organen der Börsenpresse hat oder daß Reporter den Eingang ins Kaiserschloß gefunden haben sollten, so können diese Schilderungen nur von Herrn Ernst und seinen Leuten stammen; sie sind deshalb eben so werthlos wie die Behauptung, der Theatergeschäftsmann habe für die Vorstellung ein Honorar von 4000 Mark erhalten, — eine Summe also, die hinreichen würde, einen deutschen Künstler ein Jahr lang vor dem aufreibenden Kampf um den Tagelohn zu bewahren und ihm die sorgenlose Muße zu einem ernstern Werk zu gewähren.

Aber auch ohne dieses dekorative Beiwerk ist der Vorgang auffallend genug und es muß offen ausgesprochen werden, daß er sehr unfreundlich kommentirt wird. Das Adolf Ernst-Theater ist der markanteste Träger der rasch zunehmenden Korruption des Berliner Ge-

schmackes; sein Geschäftsprinzip besteht in der Vorführung bunten Unsinns und mehr oder minder entkleideter Mädchen; es hat der gesunden norddeutschen Posse den Boden entzogen, ein Zwittergenre zwischen Operette und Spezialitätentheater geschaffen und den Beziehungen der Kunstpächter zur Presse ganz neue Wege gewiesen. Es ist schon traurig genug, daß solche Schaustellungen, die mit irgend einer Art von Kunst nicht das Geringste gemein haben, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein breites Publikum finden; noch trauriger, daß sie aus dieser undeutschen und unkünstlerischen, Parvenu-Stadt auch in besseres Erdreich verpflanzt werden; am Traurigsten aber wäre es, wenn auch nur scheinbar, solche Spekulationen auf die schlechten Instinkte von einer Stelle begünstigt würden, wo alle Deutschen gern einen geläuterten Geschmack und eine ernste Theilnahme an dem Streben national empfindender Künstler walten sähen. Und deshalb begann ein bedenkliches Schütteln des Kopfes, als man vernahm, welcher Ehre eine englische Circus-Burleske gewürdigt worden war, deren einziger Witz darin besteht, daß ein Komiker in Frauenkleidern umherläuft, die er dann vor den entzückt lachenden Zuschauern auszuziehen beginnt.

Als der Franzose Gaultier de la Croze gestorben war, wurde zuerst Lessing und dann Windelmann für den Posten eines Direktors der königlichen Bibliothek in Berlin vorgeschlagen. Der König Friedrich II. lehnte Lessing ab, den er nur aus Voltaires boshafter Schilderung kannte, und er sagte, als Windelmann das gewiß nicht übertrieben hohe Jahresgehalt von 2000 Thalern verlangte: „Für einen Deutschen sind 1000 Thaler genug“. Ein französischer Benediktinermönch, Anton Joseph Bernetty, wurde verschrieben und Lessing und Windelmann gingen leer aus. So dachte der Preußenkönig, der in Goethes Goetz nur eine erbärmliche Nachahmung der erbärmlichen Stücke Shakespeares gesehen hatte und von dem Lessing später deshalb in gerechter Bitterkeit sagen konnte: „Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben als der igeige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmahl ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet.“ Die Schmeichler sind gekommen; aber heute sieht man in Friedrichs Verhältniß zur deutschen Literatur und zur deutschen

Sprache, die er, nach eigenem Geständniß, nur comme un cocher sprach, den dunkelsten Fleck in diesem sonst hellen Herrscherleben.

Die Zeiten des persönlichen Regiments sind vorbei und es wäre ganz falsch, Wilhelm den Zweiten wegen einer Maßregel zu tadeln, bei der er auf seine Berather angewiesen ist. Der Kaiser kann nicht wissen, welche Stellung das Adolf Ernst-Theater einnimmt, wie die Burleske ist, deren Anblick die Kaiserin zwingt, ihr Gesicht zu verbergen, und wie man die Schauspielerinnen beurtheilt, die in seinem Schlosse bewirtheet wurden. Es darf keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser, der anständig und, soweit es die Geschäftsrücksichten gestatten, sogar künstlerisch geleiteten Privattheatern bisher fern geblieben ist, ein so niedrig stehendes Institut und ein so erbärmliches ausländisches Machwerk nicht demonstrativ bevorzugt hätte, wenn er von seiner Umgebung besser informirt worden wäre. Und hier ist der Punkt, wo der an sich gleichgiltige Vorgang politisch und symptomatisch wird. In seinen Kunsturtheilen ist auch ein Monarch nur ein sterblicher Mensch und er hat, wie jeder Andere, das Recht seines persönlichen Geschmacks. Wenn der zweite Ludwig von Bayern an der Hofpoeterei des Herrn Heigel und an Sardous schlimmer Theodora Gefallen fand, so war Das seine Sache und nach Allem, was er für Richard Wagner gethan hatte, konnte man auch mit diesen Seltsamkeiten sich abfinden. In Preußen aber und im Deutschen Reich sieht es nachgerade so aus, als erführe der Monarch nichts von Alledem, was im Lande gedacht und gethan, gesprochen und gedruckt wird. Der Kaiser würde sicher nicht eine Thronrede verlesen haben, die von der Genugthuung der Nation über die Annahme der Militärvorlage spricht, wenn man ihm gesagt hätte, daß eine außerordentlich große Mehrheit der Wähler gegen diese Vorlage gestimmt hat. Die Zeichen „warmer Sympathie“, die diese „Genugthuung“ bewiesen haben sollen, sind von einzelnen — richtigen oder falschen — Maßregeln der Regierung unabhängig; sie gelten dem Vertreter der Nation, der durch die höfische Sitte gezwungen ist, in einer künstlichen Abgeschlossenheit zu leben, und der deshalb auch nicht wissen kann, welchen Gast er mit Charleys Tante in das durch große Erinnerungen geweihte Schloß seiner Ahnen geladen hat.



## Die französische Schule nach Napoleon.\*)

Nach Napoleons Sturz läßt die Spannkraft seiner Maschine naturgemäß nach. Eben so begreiflich ist, daß von den zwei Gruppen, die von ihrem Druck betroffen werden, die der Erwachsenen sich besser und rascher davon befreit. Während des auf 1815 folgenden halben Jahrhunderts sieht man alle Knebel des Wortes, die Präventiv- wie die Repressiv-Censur der Bücher, der Presse und der Bühne, alle Spezialwerkzeuge der Geistes-Unterdrückung sich allmählich lockern, sich lösen und in Vergessenheit gerathen. Zwar werden sie im Lauf der Zeit wieder zur Anwendung gebracht — und nicht ohne Härte —, aber nie mehr mit dem einstigen Erfolg. Keine Regierung darf wagen, was Napoleon gewagt hat: sämtliche Auswege des geschriebenen Gedankens auf einmal zu verstopfen. Vielmehr wird stets einer oder der andere offen bleiben. Selbst in den strengsten Zeiten der Restauration und des zweiten Kaiserthums werden sich Mittel und Wege zum Sprechen durch die Druckerpresse finden; die Bücher werden gänzlich und die Zeitungen ziemlich frei sein, unter der Bedingung, daß sie Maß und Zurückhaltung beobachten, sich in kühlen und allgemeinen Ausdrücken bewegen, einen glatten, schmucklosen Ton anschlagen und die Stimme dämpfen. Auf dieser Seite ist die korsische Maschine in Folge ihrer allzu scharfen Gangart bald aus den Fugen gerathen. Die Erwachsenen haben ihren eisernen Druck unerträglich gefunden und sich seiner nach und nach entledigt. Heutzutage sind nur noch schwache Spuren von ihm vorhanden und seit zwei Jahrzehnten werden auch diese nicht mehr als bestehend betrachtet.

Dagegen hat sich die andere Seite der Maschine desto kräftiger erhalten und sie übt jetzt auf die Jugend einen stärkeren Druck als je, wenn gleich es sicher ist, daß ihr Mechanismus seit 1814 minder scharf arbeitet, daß sie minder allgemein und streng angewendet und weniger hart gehandhabt wird. Sie verlegt eine geringere Anzahl von Seelen und auch diese in geringerem Grade als früher. Schon zur Zeit der ersten Restauration erfolgt (durch die Verordnung vom 4. Oktober 1814) die Aufhebung des gegen die Klein-Seminare gerichteten Gesetzes von 1811; diese Anstalten werden wieder den Bischöfen unterstellt, erlangen ihr altes kirchliches Gepräge zurück und dürfen sich von Neuem in dem gewohnten Gleise bewegen, aus dem der Kaiser sie gewaltsam verdrängt hatte. Fast gleichzeitig verschwinden aus dem Mittelschulwesen — dem öffentlichen wie dem privaten — das Erzerziren, das Trommeln und die übrigen militärischen

\*) S. Nr. 54 der „Zukunft.“



Uebungen allzu napoleonischen Gepräges; die Schulordnung zielt nicht länger auf Solbatendressur ab und das Kollegium hört auf, eine vorbereitende Filiale der Kaserne zu sein. Etwas später können an der Sorbonne Guizot, Cousin, Villemain als staatliche Professoren jahrelang mit vollkommener Freiheit eine aufmerksame und begeisterte Menge über die höchsten Fragen der Philosophie, der Literatur und der Geschichte belehren. Unter der Juli-Monarchie wird das vom ersten Konsul verstümmelte „Institut de France“ vernünftig umgestaltet und erhält durch Errichtung der „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften“ die ihr entzogen gewesene Abtheilung zurück. 1833 sorgt Guizot als Minister durch ein Gesetz für die dauernde und regelmäßige Erhaltung und Dotirung, die Allgemeinheit und gute Beschaffenheit des Volksschulunterrichts. Hier wie im Mittel- und Hochschulwesen arbeitet das Staatsschulsystem achtzehn Jahre mit mäßigerem Druck und abgestumpften Spitzen. So stiftet es viel Nutzen, ohne viel Unheil anzurichten, stellt die gleichzeitig halbgläubige und halbfreigeistige Mehrheit halbwegs zufrieden und erregt nirgends schweren Anstoß, es sei denn bei der katholischen Geislichkeit und bei jener unveröhnlichen Minderheit, die — aus Religiöseifer oder aus Doktrinarismus — die Pflege und Festigung des Glaubens als das wichtigste und höchste Ziel der Schule hinstellt. Aber im Gesetz und in der Wirklichkeit besteht das bonapartistische Unterrichtssystem von 1808 weiter, es hat seine früheren Rechte, es erhebt seine alten Abgaben, übt seine Gerichtsbarkeit aus und erfreut sich seines Monopols.

Beim Beginn der ersten Restauration behielt die Regierung dieses System nur vorläufig bei. Sie versprach eine gründliche Neugestaltung auf Grund vollständiger Lehrfreiheit. Sie kündigte an, sie werde darauf sehen, daß „die Bestimmung der Formen und der Richtung der Kinder- ausbildung wieder in das Belieben der Eltern, Vormünder und Familien gestellt werde“, wie sich ein Erlass vom 14. April 1814 ausdrückte. Das war aber nur ein Reklameprogramm der neuetablierten Staatspädagogik, die das Publikum durch schöne Redensarten zu gewinnen trachtete. Wohl wurde durch die Verordnung vom 17. April 1815 die Aufhebung der an den Staatsschulverband zu entrichtenden Abgaben und die Zerstückelung dieses Verbandes in sieben Regierungsverbände in Angriff genommen; aber die Verordnung wird schon nach vier Monaten widerrufen, denn die Machthaber entdecken nur zu halb, daß das napoleonische Unterrichtswesen ein vortrefflicher Herrschbehelf ist, viel wirksamer, bequemer und daher brauchbarer als das alte aus der Zeit vor 1789. Das Gleiche gilt für alle speziellen Werkzeuge, die von der Revolution geplant und halb hergestellt, vom Konsulat und dem Kaiserthum vollendet und in Gebrauch gezogen worden sind.

Sie alle beruhen in ihrem Bau auf der „Bernunft“ und den „Grundsätzen“. Daher ist ihr Mechanismus einfach; sämmtliche Bestandtheile greifen auf das Genaueste in einander und übertragen sich gegenseitig unfehlbar den empfangenen Anstoß. Jedes dieser Werkzeuge arbeitet demgemäß einheitlich, schnell und sicher in allen Gebietstheilen. In sämmtlichen Dienstzweigen hatten die neuen Regierenden die Herrschaft, die durchaus central ist, in der Hand. Von der örtlichen Verwaltung sprechend, sagte der Herzog von Angoulême 1815: „Wir ziehen die Departements den Provinzen vor.“ Eben so zieht die Restaurationmonarchie das einzige, untheilbare, zusammenhängende, bisziplinirte und centralisirte Staatschulwesen allen mehr oder minder unabhängigen, auf eigener Initiative beruhenden Unterrichtsanstalten, den alten Provinzial-Universitäten, dem ganzen einstigen, mehr beaufsichtigten als beherrschten Schulwesen vor.

In erster Reihe erlangt die Regierung durch diese Bevorzugung ein riesiges Personal von besoldeten Kreaturen — den ganzen Lehrkörper, den sie durch die Hoffnung auf ihre Gunst und die Furcht vor ihrer Ungunst in der Hand hat, durch den Ehrgeiz, die Sucht nach Beförderung, die Sorge um das tägliche Brod, die Angst wegen Stellenverlust. Zu den mehr als 22 000 Volksschullehrern kommen die Tausende von Professoren, Direktoren, Inspektoren, Studienaufsehern, Korrepetitoren u. s. w. der 36 Lyceen, 368 Kollegien, 1255 Pensionate und Privatmittelschulen; sodann Hunderte von hervorragenden Persönlichkeiten: alle angesehenen Männer der Staatsschulbezirke, die Verwalter der 28 Akademien, sämmtliche Professoren der 23 Literatur-, der 10 Wissenschaft-, der 7 Theologie-, der 9 Rechts- und der 3 Medizin-Fakultäten; ferner die am Collège de France, am Museum für Naturgeschichte, am Polytechnikum und an den anderen höheren Lehranstalten thätigen Gelehrten. Diese Herren bilden die einflussreichste Gruppe, in ihnen verfügt man über die Spitzen der Wissenschaft und der Literatur, durch sie und ihre Jünger oder Anhänger aller Grade an den Fakultäten, Lyceen, Kollegien, Klein-Seminaren, Pensionaten, Privatmittelschulen und Kleinschulen kann man den 2000 Rechtshörern, den 4000 Studenten der Medizin, den 81 000 Zöglingen der Mittelschulen und den 700 000 Volksschülern bestimmte erwünschte Anschauungen und Glaubenslehren beibringen lassen. Unter solchen Umständen bemüht man sich natürlich, diese ausgezeichnete Maschine beizubehalten; doch ist man darauf bedacht, ihre Verwendung und Handhabung den veränderten Umständen anzupassen. Haben die bisherigen, mehr oder minder jakobinischen Fabrikanten — die Republik und das Kaiserthum — sie mit Vorliebe noch links gedreht, so wird sie jetzt vorzugsweise nach rechts gedreht. Hierzu genügt es, sie von Neuem gut zu montiren. Von nun an werden, wie es in der Verordnung vom

21. Februar 1821 heißt, „die Religion, die Monarchie, die Legitimität und die Verfassung die Grundlagen des Schulwesens bilden.“\*)

Zu diesem Zweck macht die herrschende Partei von ihren gesetzlichen Rechten Gebrauch. An Stelle der „schlechten“ Räder bringt sie „gute“ an, d. h. sie säubert ihr Personal dadurch, daß sie nur „sichere“ Leute ernannt oder auf dem Posten läßt. Nach Ablauf von sechs Jahren werden fast alle Direktoren, Philosophiprofessoren und viele andere Professoren und zahlreiche Inspektoren Priester sein. Die ganze medizinische Fakultät hebt man einfach auf, um dann bei ihrer Neu-Errichtung die Freiheit zu haben, elf mißliebige Professoren zu beseitigen.

Ein anderer Unheilsherd, die Normal-*École*, wird ebenfalls unterbrückt und dadurch ersetzt, daß man am Hauptort jedes Akademiebezirks eine Lehrerbildungs-Anstalt ins Leben ruft, deren weniger zahlreiche, dafür aber sorgfältig ausgewählte Zöglinge schon von Kindheit auf für ihren künftigen Beruf vorbereitet werden und daher die ihrer Bestimmung entsprechenden „heilsamen“ Lehren gründlicher in sich aufnehmen müssen.

Das ist der Gebrauch, den man vom Unterrichtswesen machen kann. Nach 1850 wird man es in dem selben Sinn anwenden, während man es nach 1796 und nach 1875 eben so eifrig im umgekehrten Sinn angewendet hat bezw. anwenden wird. Ob nun die Legitimisten, die Imperialisten oder die Republikaner am Ruder sind: es steht ihnen allen jeberzeit frei, sich der Schule zu eigenem Vortheil zu bedienen; darum nehmen sie alle das ganze System an und behalten sich auch dann, wenn sie entschlossen sind, es nicht zu mißbrauchen, das Recht vor, es zu gebrauchen.

Von diesen Ueberschreitungen abgesehen — und namentlich nach deren Aufhören — nehmen die Regirten zwischen 1828 und 1848 (also in der Zeit, da die Regierung nicht mehr sektirerisch ist und die Schule nicht länger die Einmischung der Politik zu erdulden hat) die staatliche Unterrichts-Organisation in ihrer Gesamtheit so hin, wie die Machthaber sie aufrechterhalten. Das Publikum hat hierfür Gründe, und zwar hat es die selben, die es zur Hinnahme der übrigen Einrichtungen des bonapartistischen Centralisirsystems veranlassen. Vor Allem ist zu bedenken, daß das Staats-, gleich dem Gemeinde- und dem Departementalschulwesen, ganz von selbst arbeitet, ohne die Mitwirkung der Betheiligten sonderlich oder überhaupt zu erfordern; es entbindet aller Anstrengungen, Scherereien

\*) Die Jugend ruft nach einer religiösen und moralischen Leitung . . . . Die religiöse Leitung ist von Rechts wegen Sache der Seelenhirten. Es gebührt sich, von diesen die unaufhörliche Ueberwachung jener Anstalten — der staatlichen Kollegien — zu verlangen und ihnen die gesetzliche Befugniß zu übertragen, alle Maßregeln, die sie für nothwendig halten, in Anregung zu bringen.“ (Aus einem Bericht des Herrn v. Corbières vom Februar 1821.)

und Sorgen, was natürlich sehr bequem ist. Wie die Lokalverwaltung ihnen, ohne ihre Personen sonderlich in Anspruch zu nehmen, Brücken, Landstraßen, Kanäle, Straßenreinigung, öffentliche Gesundheitsvorkehrungen und allerlei Schutz gegen Landplagen verschafft, stellt die Unterrichtsverwaltung ihnen, ohne sie in ihrer Trägheit zu stören, ihren ganzen Dienst zur Verfügung: den vollständigen, centralen und örtlichen Apparat des Volks-, Mittel-, Hoch- und Fachschulwesens, den Lehrkörper und die Lehrmittel, die Gebäude und ihre Einrichtung, die Prüfungen und die Grade, die Schulregeln und die Schulzucht, die Einnahmen und die Ausgaben. Der Staat sagt zum Publikum: „Treten Sie ein und nehmen Sie an der Gasttafel Platz! Man wird auftragen, was Sie am Liebsten essen und man wird dabei jede Ihnen beliebige Reihenfolge einhalten. Sie brauchen sich weder um die Bedienung noch um die Küche zu kümmern; Alles Dies ist Sache einer großen Centralgesellschaft mit dem Sitz in Paris. Diese wohlthätige und tüchtige Vertretung entlebigt Sie aller Sorgen. Sie haben nichts Anderes zu thun als zu speisen und dabei wird die auflaufende Zecher jedenfalls geringfügig sein.“

In der That, hier hat Napoleon, wie überall, auf strenge Sparsamkeit, genaue Buchführung und bequeme, verhüllte Besteuerung gesehen. Ein Schulzuschlag von wenigen Centimes inmitten so vieler anderer im örtlichen Budget, einige in dem großen Haufen der Hunderte von Millionen des Staatshaushaltes verschwindende Millionen — Das sind die Quellen, aus denen der öffentliche Unterricht gespeist wird. An und für sich schon winzig, werden die Schulabgaben in der Menge der anderen Steuern kaum bemerkt. Für das Bewußtsein, daß der Elementar-Unterricht ihrer Kinder ihnen einen Dienst leistet, zahlen die Eltern jährlich nur 12, 10, 8 oder auch 2 Franken. Dazu kommt, daß, da die Unentgeltlichkeit sich immer mehr verbreitet, ein Fünftel, später ein Drittel und schließlich die Hälfte der Eltern gar nichts zu bezahlen braucht. Was die Mittelschule betrifft, so kostet der Unterricht eines Sohnes am Lyceum oder am Collegium bloß zwei oder drei Louisd'or im Jahre, und diese verschwinden, wenn es sich um einen Pensionär handelt, in den durchschnittlich 700 Fr., die dafür zu entrichten sind, — ein Betrag, der übrigens recht mäßig ist, wenn wir in Betracht ziehen, was dafür geboten wird: Unterricht, Kost, Wohnung, Wäsche, Heizung, Beleuchtung, kurz, Alles. Die Summe ist so klein, daß die Eltern fühlen: sie machen kein schlechtes Geschäft und werden nicht ausgebeutet. Der Staat erweist sich aber nicht nur nicht als ein habgieriger Lieferant, sondern er ist häufig geradezu ein väterlicher Gläubiger, da er drei- bis viertausend Freistellen verleiht, deren Gewährung die betreffenden Eltern von jeder Bezahlung für den

Unterricht und den Unterhalt der Söhne enthebt. Bei den Hochschulfakultäten verwundert sich Niemand darüber, daß man Gebühren für das Einschreiben, die Prüfungen, Promotion und Diplome zu entrichten hat, denn die Zeugnisse oder Pergamente, die für das ausgegebene Geld eingetauscht werden, bilden für den jungen Mann greifbare Erwerbungen, die ihm in seiner Laufbahn als gesellschaftliche Werthpapiere dienen und ihm zu einem Range verhelfen. Im Uebrigen sind an den Fakultäten und allen anderen höheren Lehranstalten die Vorlesungen unentgeltlich.

Ein derartig beschaffenes Staatsschulwesen muß dem Publikum als eine freisinnige, demokratische, gemeinnützige und dabei wohlfeile, sparsam arbeitende Einrichtung erscheinen. Die Beamten und Professoren der Unterrichtsverwaltung — selbst die höchsten — beziehen recht bescheidene Gehälter: am naturgeschichtlichen Museum und am Collège de France 6000, an der Sorbonne 7500, an den Provinzfakultäten 5000, an den Lyceen 3000 bis 4000, an den Gemeindefakultäten 1200 bis 2000 Fr. Das ist gerade nur so viel, wie man zum Leben braucht. Der Aufwand auch der obersten Würdenträger ist ein bescheidener; ein Jeder bringt sich mit beschränkten Einnahmen durch, die er mit mäßiger Arbeit verdient, ohne nennenswerthe Erleichterungen oder Ueberlastung, in der Erwartung allmählichen Emporkommens und sicherer Altersversorgung. Es wird keine Vergeudung getrieben, die Rechnungen werden in Ordnung gehalten, selbst in den Bibliotheken sind die Sinekuren selten und Uebertretungen oder schlimme Skandale kommen nicht vor. Die Gleichmachungslust ist nahezu entwaftet, denn für den kleinen Ehrgeiz und das mittelmäßige Verdienst sind zahlreiche, für hohen Ehrgeiz und großes Verdienst fast gar keine Plätze und Stellen vorhanden. Die bedeutenden Männer dienen der Gesamtheit für niedriges Entgelt, für einen höheren Rang in der Ehrenlegion, höchstens noch für einen Sitz im „Institut“ und einen europäischen Ruf. Ihr vornehmster Lohn besteht in dem Vergnügen, nach Neigung und Lust arbeiten zu dürfen, und in der Anerkennung der zwanzig bis dreißig Ausländer, die ihre Leistungen sachverständig beurtheilen können.

Es giebt noch einen Grund zur Hinnahme oder Duldung des herrschenden Schulsystems: daß dessen Leistungen sich allmählich entwickeln und in ihrem Umfange sich dem Bedarf der Bevölkerung anpassen. 1815 waren 22 000 Volksschulen vorhanden, 1829 schon 30 000 und 1850 bereits 63 000; die Schülerzahl betrug in den selben Jahren 737 000, 1 357 000 und 3 787 000. Während Frankreich 1815 blos Eine Volksschullehrerbildungsanstalt hatte, besaß es 35 Jahre später bereits 78. Demgemäß stieg die Zahl der Rekruten, die lesen konnten, von 42 pCt. im Jahre 1827 auf 85 pCt. im Jahre 1877 und die Zahl der Frauen, die ihren Ehe-

vertrag zu unterschreiben vermochten, von 34 pCt. (1820) auf 70 pCt. (1879). Während 1815 an den staatlichen Lyceen und Kollegien 37 000 Jünglinge unterrichtet wurden, waren es 1848 54 000 und 1865 schon 64 000. In den Lehrplan der Mittelschulen finden mehrere Fächer — darunter die Geschichte\*) — mit bestem Erfolg Neuaufnahme. Selbst der in Frankreich seinem Grundwesen nach stöckende, schablonenhafte oder auch nur zur Parabe dienende höhere Unterricht wird einigermaßen verbessert, da der Staat in Paris neue Lehrstühle und in der Provinz neue Fakultäten gründet, und man darf im großen Ganzen sagen, daß mindestens in der Hauptstadt ein wißbegieriger, der Selbstsucht fähiger Geist, wenn er die verschiedenen höheren Lehranstalten regelmäßig besucht, im Stande ist, sich eine umfassende Bildung anzueignen.

Allerdings fehlt es dem herrschenden System nicht an argen Unzulänglichkeiten, zu denen in erster Reihe das Internat gehört; aber die Väter, die dieses selber durchgemacht haben, können sich nicht helfen und müssen es ihre Söhne ebenfalls durchmachen lassen. Auch unter großen Lücken leidet das System, z. B. unter dem Mangel an wirklichen Universitäten; allein das Publikum merkt Das nicht, da es weder das Ausland noch die Geschichte kennt. Wie Coudier in seinem Bericht von 1811, wies Cousin in dem seinigen von 1834 ganz vergeblich auf die deutschen Hochschulen als auf nachahmenswerthe Vorbilder hin; vergebens auch faßt Guizot als Minister den Voratz, hier Wandel zu schaffen: „Ich stieß“, schreibt er in seinen „Memoiren“, „auf keine kräftige öffentliche Meinung, die mich gedrängt hätte, im Hochschulwesen größere Neuerungen einzuführen. Das Publikum war in diesem Punkte ohne höhere Ideen und lebhaftere Wünsche . . . Der Universitätsunterricht genügte in seiner damaligen Gestalt den praktischen Bedürfnissen der Gesellschaft, die ihm mit einer Mischung von Befriedigung und Gleichgiltigkeit gegenüberstand.“

Gleichgiltig — ja, das ist die öffentliche Meinung, und zwar nicht nur gegen das höhere, sondern gegen das Schulwesen überhaupt, gegen dessen Ziele, Wirkungen, Methoden und Grenzen. Die Schönwissenschaft, die im 18. Jahrhundert in den Händen von Rousseau, Condillac, Abbé Epée u. v. A. so herrliche Früchte gezeitigt hat, ist verdorrt und verkümmert. Während die Erziehungskunst, nach Deutschland und der

\*) Bis 1850 und zum Theil noch später richtete die Staatschulverwaltung den Geschichte-Unterricht so ein, daß kein Streit mit der Geistlichkeit entstehen konnte. So z. B. endete der Geschichte-Vortrag in der Quarta mit Augustus und begann in Tertia mit dem Einfall der Barbaren. Man vermied es, die dazwischen liegenden vier Jahrhunderte zu berühren, in denen das Christenthum entstand und sich auszubreiten begann. Aus dem gleichen Grunde blieb man in der neueren Geschichte bei 1789 stehen.

Schweiz verpflanzt, dort gedeiht, ist sie auf ihrem Mutterboden ausgestorben. Ueber den Zweck, die Mittel, die Abstufungen, die Formen und die Vorgänge der geistigen und sittlichen Bildung werden in Frankreich keine zusammenhängenden Forschungen mehr unternommen, keine fruchtbaren Theorien aufgestellt, keine Lehre erfunden, keine Polemik versucht, keine Handbücher und Encyclopädien geschrieben, keine bedeutende Zeitschrift veröffentlicht, keine Vorlesungen gehalten. Was ist eine Experimentalwissenschaft? Doch nur das Ergebnis vieler und verschiedener Erfahrungen auf Grund freier Versuche, Besprechungen und Bestätigungen. Das Unterrichtsmonopol bewirkt aber, daß es an solchen frei gewonnenen Erfahrungen fehlt. Zu den Folgen des napoleonischen Systems gehört u. a. auch die, daß man schon 1808 den Verfall der Pädagogik feststellen und ihr sicheres Ende für die allernächste Zeit vorherzusagen konnte. Weber die Eltern noch die Lehrer noch die Jugend selber kümmerten sich um die Erziehungskunst; sie haben sich an das neue Gleise, in dem sie sich bewegen, so sehr gewöhnt, daß sie darin sich eben so behaglich fühlen, wie in dem Hause, in dem sie seit so langer Zeit wohnen. Sie mögen wohl zuweilen gegen die Eintheilung der Gemächer, die Höhe der Stodwerke oder die Schmalheit der Stiegen, gegen die Unzulänglichkeit der Beleuchtung, der Lüftung oder der Reinlichkeitvorkehrungen, gegen die Anforderungen des Hausbesizers oder des Thürhüters Einwendungen erheben; aber sie denken nicht daran, das Gebäude gänzlich umzugestalten, seinen Bau anders anzuordnen. Denn einmal haben sie keinen Plan; sobald ist das Haus zu riesig und dessen einzelne Theile sind zu gut in und an einander gefügt — so gut, daß es sehr dauerhaft ist. Es würde ungemein lange aushalten, wenn nicht im Jahre 1848 ein unerwartetes Erdbeben plötzlich Risse hinein machte.

Als am Morgen nach dem 24. Februar 1848 Victor Cousin auf dem Quai Voltaire dem Herrn v. Rémusat begegnete, rief er händeringend aus: „Eilen wir, uns den Bischöfen zu Füßen zu werfen; nur sie allein können uns jetzt retten!“ Und im Parlaments-Ausschuß sagte Thiers mit großer Lebhaftigkeit: „Cousin, Cousin, haben Sie die Lehre verstanden, die wir empfangen haben? Dupanloup hat Recht behalten!“ Daher das neue Gesetz vom 15. März 1850, dessen Beweggründe und Ziele der Berichterstatter Deugnot bündig erklärt: es handle sich darum, daß die Regierenden „alle sittlichen Kräfte des Landes sammeln und sich zusammenschließen zur Bekämpfung und Unterwerfung des gemeinsamen Feindes“, der gesellschaftswidrigen Partei, „die, falls sie siegte, nichts schonen würde“, weder das Staatsschulsystem noch die Kirche. Deshalb verzichtet der Staat auf sein Unterrichtsmonopol und gewährt den Privatschulen die Lehrfreiheit. Er hört auf, der einzige Unternehmer zu sein; auch brauchen die anderen sich

nicht mehr nach ihm zu richten. Er wird nicht mehr den Unterricht, sondern „nur die Sittlichkeit, die Hygiene und die Reinlichkeit“ überwachen. Mit der staatlichen Oberaufsicht und den staatlichen Abgaben ist es für die Privatschulen vorbei. Diese und die Staatschulen werden folglich nicht länger gefährliche Gegner, sondern „nützliche Mitarbeiter“ sein, die einander „gute Rathschläge und ein gutes Beispiel“ schulden und geben werden. Die Regierung wird Beiden „das gleiche Interesse zuwenden“. Von nun an wird die Staatschule „nur zur Aneiferung des fruchtbringenden Wettbewerbs dienen“. Und um diesen Zweck zu erreichen, verbündet der Staat sich mit seiner bedeutendsten Nebenbuhlerin, der Kirche.

Aber bei diesem Bündniß der beiden Mächte macht die Kirche das bessere Geschäft. Sie gewinnt die Oberhand und wird tonangebend. Sie zieht fast allein Nutzen aus der neuen Freiheit. Sie gründet im Lauf von zwanzig Jahren beinahe hundert geistliche Kollegien und besetzt die Volksschulen überall mit Mönchen. Das Gesetz beruft vier Mitglieder des Episcopats in den obersten Unterrichtsrath und macht jeden Bischof — nebst einem von ihm ernannten zweiten Kirchenmann — zum Rathsmitglied der zu seiner Diözese gehörigen Akademie. Auch verhilft der Kirche ihr Einfluß beim Ministerium zu allerlei administrativen Vergünstigungen. Sie lenkt, bedrückt und gängelt das weltliche Schulwesen mittelbar und unmittelbar. Unter dem Wallen ihrer Einmischung, ihrer Herrschsucht, ihrer Quälereien, ihres Drucks, ihrer Absezungen und ihrer Ungnade erneuert sich die Wirthschaft, die bereits zwischen 1821 und 1828 gehäuft hat. Die Kirche hat abermals, wie während der Restauration, dem Staat zum Betriebe der Schulmaschine die Hand gereicht, sich aber auch, wie damals, die Oberleitung vorbehalten. Kurz, unter dem Namen und Deckmantel der „Freiheit für Alle“ wird thatsächlich, obgleich nicht von Rechts wegen, ein neues Schulmonopol eingeführt, zu Gunsten der Kirche.

Als es sich gegen 1859 und nach dem Krieg in Italien um die Frage der weltlichen Macht des Papstes handelt, lockert sich das Bündniß, um bald gänzlich gelöst zu werden, denn die Interessen der beiden Gesonnen sind nicht mehr die gleichen. Nun entstehen zwei Schlagwörter, die bestimmt sind, große Bedeutung zu erlangen: auf der einen Seite erscheint das „Laiken“-Interesse, auf der andern das „klerikale.“ Von da an unterordnet die Regierung das erste nicht mehr dem zweiten und unter dem Kabinet Duruy wird die Leitung des Schulwesens wieder aufrichtig weltlich. Die Folge ist, daß dessen Lage bis 1876 im großen Ganzen der durch die Juliregierung geschaffenen ähnelt. In Ermangelung von etwas Besseren unterstützen die zwei Hauptschulmächte einander; doch arbeiten sie getrennt und jede in ihrer Weise, nur daß die Kirche ihre Thätigkeit nicht



mehr auf Grund der Duldung und Erlaubniß der Unterrichtsverwaltung ausübt, sondern auf Grund eines gesetzlichen Rechtes, das auf der Beseitigung des alten Staatsmonopols beruht. Die neue Wirthschaft ist recht leidlich und jedenfalls weniger drückend als die früheren Systeme. Mindestens finden jene zwei Millionen frommer Katholiken, die den Unglauben für ein furchtbares Unglück halten — die Väter und Mütter, die der Erziehung die Erlangung von Kenntnissen unterordnen und es vor Allem auf das Andauern der Gläubigkeit ihrer Kinder bis zu deren Großjährigkeit abgesehen haben — in den von Geistlichen geleiteten Anstalten angemessen eingerichtete, sorgfältig gegen jeden Zugwind moderner Luft geschützte Treibhäuser. Ein berechtigtes und dringendes Bedürfniß ersten Ranges, das von vielen Männern und noch mehr Frauen lebhaft gefühlt worden ist, wird jetzt befriedigt. Die übrigen Eltern — jene, die kein derartiges Bedürfniß empfinden — schicken ihre Söhne auf die Lyceen. 1865 zählen die Kleinseminare und die anderen geistlichen Schulen 54 000, die staatlichen Lyceen und Kollegien 64 000 Jüdlinge, — der Unterschied ist also gering.

Gerade diese ungefähre Gleichheit jedoch bildet eine Gefahr. Einerseits nämlich sieht der lehrende Staat ungern seinen Kundenkreis abnehmen und er betrachtet den Nebenbuhler, der die Kunden an sich zieht, natürlich mit scheelen Blicken. Andererseits ist es eben so begreiflich, daß die Kirche im Wahlkampfe diejenige Partei begünstigt, von der sie selber am Meisten begünstigt wird; das setzt sie dem Groll und, im Fall einer politischen Niederlage, den Feindseligkeiten des Gegners aus. Nun spricht aber Alles dafür, daß die Regierenden es sich angelegen sein lassen werden, die Kirche an ihrer Achillesferse, dem Schulwesen, zu treffen, der Unterrichtsfreiheit ein Ende zu machen und die unduldsame Schulmaschine Bonapartes hervorzufuchen, um sie nach Möglichkeit wiederherzustellen, zu vergrößern, zu eigenem Nutzen und zu Ungunsten der Kirche thunlichst auszubeuten und ihren Betrieb im Sinne und nach den Grundsätzen des Konvents und des Direktoriums einzurichten. Die Uebereinkunft zwischen dem Staat und der Kirche ist somit nur ein vorläufiger Waffenstillstand, der bald gebrochen werden wird, denn das verhängnißvolle französische Vorurtheil, das den Staat zum Erzieher des Volkes macht, bleibt bestehen, um nach kurzer Unterbrechung wieder zur Herrschaft zu gelangen und neue Verheerungen anzurichten. Ueberdies ist auch unter dem Walten dieser Wirthschaft, welche die früheren an Freisinn übertrifft, die wirkliche Freiheit sehr beschränkt. Es gibt statt eines Monopols einfach zwei Monopole und die Eltern haben lediglich die Wahl zwischen der weltlichen Schule, die einer Kaserne ähnelt, und der geistlichen, die einem Kloster gleicht. Wenn sie die eine oder die andere vorziehen, so geschieht das in der Regel nicht, weil sie diese für gut

halten, sondern nur, weil sie sie als die minder schlechte betrachten und weil ihnen keine dritte zu Gebote steht, — keine verschieden geartete, keine von unabhängigem Geist und eigenem Gepräge, keine, die sich dem Geschmack und den Bedürfnissen der Leute besser anbequemt.

Als man den Schutt der Revolution hinwegzuräumen begann, standen alle Unterrichtswege offen und am Eingange eines jeden sah man marschbereite Bewerber stehen; nicht nur Laien, sondern auch unabhängige Geistliche, freisinnige Gallitaner, überlebende Jansenisten, vereidigte Priester, aufgeklärte Mönche, darunter manche dem Geiste oder auch dem Herzen nach Philosophen und Halbaien, die die Handbücher von Port-Royal, Rollins „Abhandlung über die Studien“, Combillacs „Studien-Lehrgang“ lasen, die bewährtesten und erfolgreichsten Lehrmethoden erforschten, alle Ueberlieferungen des siebzehnten Jahrhunderts seit Arnauld und Lancelot kannten und sich mit sämmtlichen Neuheiten des achtzehnten seit Locke und Rousseau vertraut machten. Sie waren sämmtlich theils durch den dringenden Bedarf des Publikums, theils durch die verlockende Gelegenheit herbeigerufen und angespornt worden, sich nach Kräften zu bethätigen. In der Provinz wie in Paris suchte, probirte und experimentirte man. Dem Schöpfer- und Forschergeist war Thür und Thor geöffnet. Es war Raum genug vorhanden für Schulen aller Arten zur Befriedigung der verschiedensten Bedürfnisse: Lateinschulen, mathematische Schulen, gemischte, theoretische, praktische Lehranstalten, Handels- und Gewerbekurse — kurz, von den untersten Anfängen der schnellen technischen Vorbereitung bis zu den höchsten Gipfeln des spekulativen Studiums gab es Bildungsstätten, die allen wechselvollen Wünschen entsprachen.

Dieser im Entstehen begriffenen Schulwelt drückte Napoleon den Stempel seines Gleichmachungssystems auf. Er preßte sie in den starren, engen Rahmen seiner Unterrichtsverwaltung und verlieh ihr das Gepräge seiner Zwangs- und Centralisir-Wirthschaft. Mit welcher Konsequenz, mit welchem Aufwand von Mitteln, mit welcher beharrlichen Monopolisirsucht, mit welcher planmäßigen Befehdung der Privatschule er sein Ziel zu erreichen suchte, Das haben wir gesehen. In den Städten werden die Privatanstalten zu Filialen der Lyceen, deren Lehrgang sie wiederholen. Und was die Dorfschulen betrifft, so sehen z. B. die Oratorianer, die Quilly zurückgekauft haben, sich behufs Gründung eines freien „Hauses für christliche und nationale Erziehung“ genöthigt, das jedes Fideikommiß verbietende Gesetz zu umgehen, sich für eine „Continengesellschaft“ auszugeben (1846 in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 500 000 Francs verwandelt), d. h. ihr uneigennütziges Unternehmen als ein auf Gewinn berechnetes Geschäft hinzustellen. Noch heute muß man

bei ähnlichen Unternehmungen zu ähnlichen Mitteln die Zuflucht nehmen, wenn sie ins Leben gerufen werden und erhalten bleiben sollen. Tüchtige Rechtskennner pflegen den Gründern von Privatschulen zu rathen, diese nicht als im Dienste des Publikums stehend, sondern als Geschäftsobjekte zu erklären; nur dann können sie deren freie Leitung behalten.

Selbstverständlich ist es unter solchem Druck nicht leicht, Privatschulen zu gründen; die vorhandenen aber werden verstümmelt, von der staatlichen Unterrichtsverwaltung abhängig gemacht, können nur schwer bestehen, entarten, verkümmern und gehen allmählich zu Grunde. Namentlich seit 1850 macht der Verfall der weltlichen Privatschule große Fortschritte, denn sie hat seither zwei Nebenbuhler, Beide gleich fürchtbar, Beide hoch angesehen, Beide mit reichlichen Mitteln ausgestattet, Beide beim Ausgeben nicht aufs Rechnen angewiesen: auf der einen Seite den Staat, der seine Millionen den Taschen der Steuerträger, auf der anderen die Kirche, welche die ihrigen den Taschen der Gläubigen entnimmt. Der Kampf zwischen einzelnen Personen und zwei so großen, organisirten Mächten, die den Unterricht billig oder unentgeltlich ertheilen, ist ein allzu ungleicher.

Wir sehen nun das wirkliche Endergebniß des ursprünglichen bonapartistischen Unterrichtsmonopols deutlich. Das staatliche Schulwesen hat indirekt das kirchliche hervorgerufen und die beiden arbeiten nun zusammen an dem Untergange des privaten, auf eigenen Füßen stehenden, das keinen anderen Rückhalt hat als die Anerkennung der Familien und daher kein anderes Ziel kennt als die Zufriedenheit der Familien, während jeder der zwei Konkurrenten außerdem noch Zwecke verfolgt, die ihm von seinem eigenen Interesse, das dem des Anderen entgegengesetzt ist, vorgezeichnet sind. Im Sinne dieser politischen oder religiösen Zwecke leitet jeder von den Beiden die ihm unterstehenden Schulen; wie Napoleon versucht er den jungen Leuten seine ganz bestimmten, scharf ausgeprägten Anschauungen beizubringen. Die Mehrheit der Eltern aber zieht dem Krieg den Frieden vor und wünscht daher, daß ihre Kinder nicht mit streitbaren, sondern mit maßvollen sozialen und sittlichen Meinungen erfüllt werden; sie wollen aus ihnen lebendig keimfähig, ehrerbietig, begabte und gesellschaftsfähige Jünglinge machen lassen. An diesen Willen jedoch hält sich weder der Staat noch die Kirche; sie gehen Beide darüber hinaus, befehlen einander, und der Vater, der am Ende des Julikönigthums seinen Sohn aus dem geistlichen Kollegium oder dem staatlichen Lyceum nimmt, hat sehr häufig Grund zur Befürchtung, an dem Siebzehnjährigen die kampflustigen Voreingenommenheiten, die übereilten und gewaltsamen Schlußfolgerungen, die unveröhnliche Strenge oder Härte eines „dogmatischen Laien“ oder aber eines unbulbsamen „Klerikalen“ zu beobachten. Hippolyte Taine.

## X Der chilenische Bürgerkrieg.

Der chilenische Bürgerkrieg vom Jahre 1891 hat auch in Deutschland, wo im Allgemeinen das Interesse für die hispano-amerikanischen Länder leider sehr gering ist, weite Kreise beschäftigt. Ich sage „leider“, da im spanischen Amerika wohl 300,000 Deutsche und deren nächste Nachkommen leben und meist prosperiren und weil dort Hunderte von Millionen deutschen Kapitals angelegt sind. Weite Gebiete in Mittel- und Süd-Amerika sind wahre Paradiese mit herrlichem Klima, überaus fruchtbarem Boden und unermeßlichen Reichthümern an Mineralien und Kugelhölzern. Wenn das Interesse der gebildeten Europäer (mit Ausnahme der Engländer) für jene Länder so gering ist, so erklärt sich Das zum großen Theile aus dem Abscheu vor der jämmerlichen Politik und Finanzwirtschaft, welche die dort herrschende Klasse der Westizen (Mischlinge zwischen Spaniern und Indianern) seit der Unabhängigkeit getrieben haben. Diese Erwägungen sind sehr berechtigt, sobald es sich um Zeichnungen auf eine Anleihe der Regierungen dieser Staaten oder einzelner Provinzen handelt; aber sie dürfen europäisches und besonders deutsches Kapital nicht abhalten, sich an der Ausbeutung der Naturschätze jener Länder zu betheiligen oder daselbst — wo viele Rohstoffe billig zu beschaffen sind — neue Industrien zu etabliren. Geht die Sache so weiter wie bisher, so werden diese Länder mehr und mehr zu englischen Faktoreien. Peru steht schon unter englischem Curatel, die hohen Gewinn abwerfenden Aktien der Bahnen von Mexiko und Argentinien und die große Mehrzahl der von der chilenischen Regierung bisher verkauften Salpeterlager sind in englischen Händen; eben so die reichen Goldlager im englischen Guyana, die zum Theile auf venezuelanischem Gebiete liegen, aber trotz aller Proteste des ohnmächtigen, schauerhaft regirten Venezuela von den Engländern ausgebeutet werden.

Chile nahm seit 50 Jahren eine Ausnahmestellung unter den hispano-amerikanischen Republiken ein. Es war eine durchaus konservative Republik, regirt von einer Oligarchie, die aus alten Familien spanischer Abstammung (Großgrundbesitzer) bestand. Es herrschten bis ca. 1860, ja noch bis 1880, wahrhaft patriarchalische Zustände. Die Macht des Klerus war zwar groß, die Lage der Tagelöhner ließ zu wünschen, aber das Land hatte Ruhe, die Verwaltung und Justiz war sparsam und ehrenhaft und Chile war allgemein geachtet und gefürchtet. Ein Mittelstand existirte kaum. Von 1833, wo die in Folge der Unabhängigkeitskämpfe entstandenen Wirren beigelegt waren, hat Chile bis 1871 nur 4 Präsidenten gehabt. Der bedeutendste war Montt (1851—61), der besonders die Verwaltung mustergiltig organisirte. Später wurden die Präsidenten nur immer auf 5 Jahre gewählt. Außer zwei Revolutionen während der Regierungszeit Montts, von denen die eine sehr unbedeutend war, blieb Chile von dieser furchtbaren Geißel der hispano-amerikanischen Staaten, die in erster Linie den stärkeren Zufluß europäischer Arbeitkräfte und Kapitalien abhält, verschont. Um so größer war 1891 das Erstaunen über den Bürgerkrieg.

Wer, wie ich, seit 1879 die innere Geschichte und Statistik Chiles studirt und alle Ereignisse, Kammerverhandlungen zc. sorgfältig registriert und verfolgt hatte, konnte durch die Ereignisse von 1891 nicht überrascht werden.

Die chilenische Oligarchie, früher zugleich die Aristokratie des Geistes, der Geburt und des Geldes, war in den letzten 20 Jahren mehr und mehr eine andere geworden. Dazu hatte besonders der pacifische Krieg von 1879—83 (gegen Peru und Bolivia) und die innige Vermischung der chilenischen Aristokratie mit englischen Kapitalisten beigetragen. Heute spielen die Familien der Edwards, Ros, Mac-Iver, Mac-Clure die erste Geige in Chile. In dieser englisch-chilenischen Aristokratie lernen die Kinder erst englisch, dann spanisch. Fast alle Familienhäupter haben ihr Vermögen in den Banken des Landes oder in Bergwerken angelegt. Die enormen Reichthümer, die in Gestalt der Salpeterlager\*) 1883 definitiv in den Besitz Chiles kamen, wurden dem Lande verhängnißvoll. Die Staatseinnahmen stiegen, noch mehr aber die Ansprüche der oberen Zehntausend und besonders der „Jünglinge der ersten Familien“, die sämmtlich vom Staate ein gut honorirtes Amt mit wenig Arbeit erhalten wollten.

Die deutsche Presse brachte während des Jahres 1891 zahlreiche Depeschen sowohl aus dem Lager der Rebellen und ihrer Freunde in Argentinien als aus dem der anerkannten, verfassungsmäßigen Regierung in Santiago. Was die ersten betrifft, so hat die heute das Land regirende — recte ausbeutende — Oligarchie erklärt, daß die Mehrzahl dieser Depeschen Unwahrheiten enthalten habe. „Wir haben in den ersten Monaten unsere Lage übertrieben optimistisch und später (vor der Expedition nach Valparaiso) übertrieben pessimistisch geschildert, um die Regierung Valmacedas zu täuschen und zu falschen Maßregeln zu veranlassen“. Leider ist Das nur zu gut gelungen. Ueber die redaktionelle Weisheit, die berartige Telegramme in unseren Zeitungen zu Artikeln verarbeitete, will ich hier den Schleier der Liebe decken. Interessant war es aber, zu beobachten, wie sich die verschiedenen Zeitungen zu den streitenden Parteien stellten. Da zeigte sich nun die auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß die sogenannte „liberale“ Presse bei dieser Revolution, die durchaus antidemokratisch war, die nur bezweckte, die herrschende Oligarchie weiter am Staatsruder zu erhalten, für die englisch-chilenische Oligarchie gegen die Masse des chilenischen Volkes und gegen die Regierung Valmacedas — eines so bedeutenden wie ehrenhaften und wahrhaft liberalen Mannes — eintrat. Es erklärt sich dieses Verhalten theils aus völliger Unkenntniß der Verhältnisse, theils aus blinder Vorliebe unserer demokratischen Presse für die Revolution an sich, theils aus den engen Beziehungen der chilenischen Rebellen zur Großfinanz und Börse. Wie auf Kommando traten alle Börsenblätter in England, Frankreich und Deutschland von Anfang an für die Rebellen ein und immer mehr und mehr zeigte es sich, wie unsere „liberale“ Presse auch im Auslande die Interessen der Großfinanz und der Börse vertritt. Die konservative Presse, wie so häufig schlecht informiert, tappte unentschlossen hin und her. Nur der „Reichsbote“ war gut und unabhängig unterrichtet. Die klerikale Presse bewahrte zuerst kühle Reserve, war aber später — wie die hohe Geistlichkeit in Chile — der Regierung Valmacedas gerecht. Aber nach dem Siege der Rebellen gab auch die „Germania“ dem Besiegten noch einige Fußtritte.

Die „Köln. Ztg.“, die von der konservativen Presse oft als das Organ bezeichnet wird, das überall für „Bildung und Besitz“ eintritt, gerade diese

\*) Es sei mir gestattet, hier auf meine Broschüre: „Der Chilealpeter und die Zukunft der Salpeterindustrie, Berlin, Gust. Schuhr, 1893“ zu verweisen.

Zeitung verteidigte — weil sie gut informirt war — energisch die gute und gerechte Sache Balmacedas. Die Vertreter von Bildung und Besitz aber machten in Chile Revolution, weil sie einsahen, daß sie nicht wieder in den Kongress gezählt werden würden, und weil nicht mehr alle hohen, gut besoldeten Staatsämter für sich, ihre Verwandten und Freunde reservirt bleiben sollten.

Ueber diese merkwürdigste Episode der so bewegten Geschichte der südamerikanischen Republiken sind in Deutschland bisher gedruckt: das vom Reichskanzler von Caprivi am 25. November 1891 dem Reichstage vorgelegte Weißbuch, ein Mitte 1892 im Kommission-Verlage von F. A. Brockhaus erschienenes Buch: „Der Bürgerkrieg in Chile von Hugo Kunz“, und ein Aufsatz des Hrn. Prof. Dr. v. Lilienthal in den „Preuß. Jahrb.“ (Febr. 1892). — Ich beabsichtigte, eine eingehende Geschichte der Revolution zu schreiben, und habe mit vieler Mühe ein reiches Material von Briefen, Broschüren, Zeitungen zc. gesammelt. Es ist aber unvollständig geblieben, da mir die versprochenen Berichte und Dokumente über die ganz unglaublichen Erfahrungen fehlen, welche die Vertreter der von allen Großmächten als allein legitim anerkannten Regierung Balmacedas besonders in Paris erdulden mußten. Sie wurden von hohen Beamten, der Presse, den anwesenden Chilenen („intelligente Jünglinge“, die zur rebellirenden Oligarchie gehörten, oder sich dieser anschlossen, weil ihnen die Regierung die bisher gezahlten Stipendien aus Geldmangel entziehen mußte) oft in unqualifizirbarer Weise hingehalten, chikanirt, verleumdet und überwacht. Die französische Presse, deren moralischen Werth die Panama-Affaire gezeigt hat, trat ziemlich geschlossen für die Kongresspartei ein. Auch der in Berlin auftauchende „Vertreter“ dieser nicht existirenden Partei, Hr. Cl. Matte, mit dem unser Auswärtiges Amt erst nach dem Siege von Macilla in Beziehungen trat und der mich sehr bald nach seiner Ankunft in Berlin aufsuchte, sagte mir: seine Hauptaufgabe sei, auf die Presse einzuwirken. Ich erwiderte ihm, Das sei überflüssig, da leider fast die gesammte deutsche Presse bereits nach seinem Wunsche schreibe. In den drei langen Konferenzen, die ich mit Herrn Matte hatte und in denen er mich für seine Sache zu gewinnen suchte, erlah ich, wie schwer das Verhalten der Rebellen zu erklären und zu rechtfertigen sei.

Die Kriegsschiffe Balmacedas wurden überall (auch in deutschen Häfen) bewacht und abgesperrt, als sei die Befakung von der Cholera befallen, und die Rebellen konnten zur selben Zeit (wie sie später hohnlachend selbst publizirten) große Massen der besten Kanonen und Waffen in Europa aufkaufen und nach Chile schicken. Ueberall hatte sich „Bildung und Besitz“, Presse und Börse, gegen die Sache des chilenischen Volkes verbunden, um den Kredit der Regierung Balmacedas zu untergraben, und die Regirungen und Gesandtschaften, besonders die von England, Deutschland und Frankreich, nahmen der Regierung Balmacedas gegenüber eine kühle, ja feindselige Haltung ein. Da war den Eingeweihten der endliche Sieg nicht zweifelhaft, besonders als das Geld den Rebellen zuflörmte und der Regierung in Santiago ausging. Zu diesen „Eingeweihten“ gehörte auch unser Vertreter in Santiago, Herr v. Gutschmid, der treulich und ernsthaft nach Berlin berichtete, was ihm Führer und Anhänger der Revolution erzählten, der aber bereits am 10. Januar nach Berlin schrieb: „Schließlich überhebt mich die Abwesenheit von Santiago der Nothwendigkeit, in persönliche Berührung mit dem Präsidenten Balmaceda zu kommen.“ Welche Vorstellung mußte man da in Berlin von diesem Balmaceda bekommen! Und dabei gaben und geben seine erbittertesten Gegner unbedingt zu, daß dieser Mann,

dieser Märtyrer-Präsident Chiles — wie ihn die unabhängige Presse Süd-Amerikas oft genannt hat — Chile als Gesandter in Buenos-Ayres und später als Minister enorme Dienste geleistet hat, daß seine Hände absolut rein sind und er seine Stellung nie zu seiner Bereicherung ausgenutzt hat. Als er seinen Palast verlassen mußte, gab ihm seine Gemahlin die Ersparnisse (3000 Pef.) mit. — Ich hoffe, daß unser Auswärtiges Amt über die Lage in Chile und über die Ereignisse von 1891 und ihre Folgen durch objektive Berichte des Nachfolgers des Herrn v. Gutschmid inzwischen besser berichtet ist.

Herr Professor Dr. v. Sillenthal hat entschieden Studien über Chile gemacht. Leider sind diese aber ziemlich oberflächlich geblieben, wie wir an einigen Beispielen sehen werden. Jeder über die Ereignisse vom August und September 1891 leidlich Informirte wird über den Satz lächeln: „Mit der Niederlage Balmacedas zogen Ruhe und Ordnung ein“. Faktisch herrschte Ruhe und Ordnung, Sicherheit für Person und Eigenthum, soweit die Macht der Beamten und Truppen Balmacedas reichte. Größere, unbestraft gelassene Ausschreitungen der untersten Volksklassen kamen nur nach dem Siege der Rebellen vor, die sich mit arautischer Rachgier auf ihre unglücklichen Gegner stürzten. Die untersten Volksklassen wurden von Anhängern der Opposition zu Plünderungen und Zerstörungen der Häuser der treuesten Anhänger und Diener Balmacedas direkt angestiftet. Das Revolution-Komitee in Santiago hatte Listen der hohen Beamten, Offiziere, Freunde und Verwandte Balmacedas angelegt und führte die durch Schnaps, Gewinn- und Rachsucht aufgeregten Volksmassen den betreffenden Häusern gleich nach der „Befreiung des Vaterlandes“ zu. So schreibt mir Herr J. T. Medina, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Chiles, daß auch seine kostbare Bibliothek im Interesse einiger „Gebildeten“ geplündert werden sollte und er sie nur dadurch retten konnte, daß er sie zum Schein schnell an einen Engländer verkaufte. Militär und Polizei war vorhanden, sie schritten aber erst ein, als die erste Rachgier gekühlt war. Dann machten einige Salben dem ganzen Standale ein Ende.

Weiter schreibt Herr Prof. v. Sillenthal, daß „uns heute der Telegraph von jenem Lande nicht mehr erzählt als vor zwei Jahren.“ Diese Naivetät ist wirklich rührend. Herr v. S. scheint nicht zu wissen, daß der Telegraph aus dem spanischen Amerika fast nur meldet, was der Regierung, d. h. der das resp. Land zur Zeit ausbeutenden Clique oder der Großfinanz oder der Börsenspekulation dient. Der Telegraph hätte viele wichtige Dinge zu melden gehabt. Da aber fast nur Ungünstiges über die politische und ökonomische Lage des Landes zu berichten war und zu direkter Erfindung keine Veranlassung vorlag (im Gegensatz zu 1891), so sprach der Telegraph eben selten von Chile.

Unbegreiflich ist, wie Herr Prof. v. S. schreiben kann: „man habe den Rammern die Möglichkeit, den Etat zu bewilligen, gar nicht geboten.“ In ordentlicher und in außerordentlicher Session wurden die Gesetze über den Etat für Heer und Flotte vorgelegt, aber die Majorität verträdelte die Zeit mit kindischen Streitigkeiten und Anklagen gegen die Regierung und wollte auf alle Fälle ein Ministerium nach ihrem Sinne ernannt wissen, was ganz verfassungswidrig war. Die Kongreßmehrheit erklärte in den letzten Monaten des Jahres 1891 fast täglich in Wort und Schrift, daß der Kongreß wieder zusammen-treten müsse, um das Ministerium Sanfuentes anzuklagen und daß er vor der Unterwerfung des Präsidenten unter den Willen der Majorität die Gesetze über Heer und Flotte nicht bewilligen werde.

Irrthümer enthalten auch die Angaben Silienthals über den Ausbruch der Revolution. So wird gesagt: „Die Kammermajorität machte von ihrem verfassungsmäßigen Rechte, den Präsidenten abzusetzen, in aller Stille Gebrauch.“ In aller Stille arbeiteten allerdings die hieheren Patrioten, so „still“, daß — als das Manifest mit der „Absetzung“ Balmacedas endlich am 18. April in Iquique gedruckt wurde — es ohne Namensunterschrift erschien! Wie ist der Kongreß zusammengetreten, um einen Beschluß auf Absetzung des Präsidenten zu fassen. Und welcher Artikel der Verfassung sollte Das gestatten, er-möglichen? Die offizielle Ausgabe der Verfassung (gedr. in Santiago de Ch. im Jahre 1888) habe ich sorgfältig studirt. Der einzige Artikel, der hier in Betracht kommen kann, ist Nr. 74, der besagt: „Der Präsident der Republik kann nur in dem Jahre, das dem Ablaufe seiner Präsidentschaft folgt, für alle Akte seiner Verwaltung angeklagt werden, in denen er die Ehre oder Sicherheit des Landes schwer kompromittirt oder die Verfassung offen verletzt hat.“ Die Ehre und Sicherheit des Landes dem Auslande gegenüber hat Balmaceda vorzüglich gewahrt, was selbst seine erbitterten Feinde zugeben. Als Diktator regirte Balmaceda erst nach dem Ausbruch der Revolution. Er fiel nicht, weil er die Verfassung verletzt halte, sondern er mußte verschiedene ihrer Bestimmungen interimistisch außer Kraft setzen, um nicht durch Intriguen und Verleumdungen und durch den Treubruch der Mehrzahl der Flottenoffiziere zu fallen.

Ueber die angebliche Schreckensherrschaft Balmacedas urtheilt Herr v. L. entschieden partiellisch. Er scheint nicht zu wissen, daß die „ältesten und angesehensten Familien“ in der schamlosesten Weise Offiziere und Mannschaften durch Geld zum Treubruche verführen wollten, daß ihre Presse („La Restauración“) die Soldaten aufforderte: ihre Offiziere zu ermorden. Daß da die Regierung — nach Entdeckung einiger derartiger Komplotte und kriegsrechtlicher Erschießung einiger so erkaufter Soldaten — mit kraftvoller Energie gegen die Schuldigen vorging, einige ins Gefängniß warf und andere verbannte, bedarf doch wirklich keiner Entschuldigung. Hätte Balmaceda die ganzen Familien der Führer der Rebellen im Februar per Schub nach Peru oder im April nach Iquique (zu ihren Vätern, Gatten und Söhnen) gesandt und ihre Güter mit Beschlagnahme belegt, so hätte der Verrath im chilenischen Heere nicht solchen Umfang angenommen, wie er sich später in der Schlacht von Placilla zeigte.

Zu bedauern ist auch, daß Silienthal die Handlungsweise des früheren preußischen Artilleriehauptmannes Emil Körner vertheidigen und feiern kann. Körner war kontraktlich verpflichtet, der Regierung von Chile (und die war für ihn als Ausländer nur die anerkannte in Santiago) mit der Waffe oder als Lehrer zu dienen. Wollte er Weides nicht thun, glaubte er Dies mit Ehre und Gewissen nicht mehr vereinbaren zu können, so mußte er mit Hilfe des deutschen Gesandten seinen Kontrakt lösen. Er brach aber seinen Kontrakt, ging heimlich zu den Rebellen und bekämpfte die Regierung, gegen die er Verpflichtungen eingegangen war. Mit Recht machte die Regierung bekannt, daß sie Herrn Körner kriegsrechtlich erschießen würde, wenn er in ihre Hände fiel.

Ich komme nun zu dem Buche des Herrn G. Kunz über den Bürgerkrieg in Chile. Die „Nöln. Ztg.“ bemerkte in einer kurzen Besprechung sehr richtig, daß dieses „Werk“ nicht ernsthaft zu nehmen sei und der Autor Dies auch wohl nicht erwarte. Eine eingehende Kritik verdient es nicht. Dabei enthält es eine Reihe sehr guter, lehrreicher Abschnitte, die aber nicht von Herrn Kunz geschrieben sind. Dahin gehört besonders der schöne, ergreifende Brief Balmacedas



vom 18. September 1891, gerichtet an seine Freunde Vicunna und Bannados; die Circularnote des Herrn M. A. Matta vom 23. September; die Schilderung der militärischen Ereignisse, die wahrscheinlich von Herrn Körner selbst geschrieben ist; ein Auszug des Manifestes von Balmaceda vom 1. Januar 1891 und die Akte der Kongressmehrheit vom 18. April.

Anzuerkennen ist, daß auch Herr Kunz sich zum Schlusse für eine baldige und möglichst weitgehende Amnestie für die Anhänger der alten Regierung und gegen die Ausschließung der Clerikal-Konservativen aus dem Ministerium und dem Staatsrathe ausspricht.

Nir ist es sehr oft vorgekommen, daß Gebildete, mit denen ich 1891 oder später über die Ereignisse in Chile sprach, gegen Balmaceda mit Heftigkeit auftraten, weil er die Verfassung verlegt habe, über die gesetzliche Zeit Präsident sein wollte und dabei ein blutgieriger Tyrann gewesen sei. Wenn allerdings Zeitungen wie die „Germania“ und die „Voss. Ztg.“ diesen menschenfreundlichen, zur Milde, ja Schwäche neigenden Mann nach seinem Sturze als „Bluthund“ bezeichneten, kann man sich über derartige unsinnige Ansichten nicht wundern. Balmaceda war — wie alle Präsidenten Chiles — auf fünf Jahre erwählt. Seine Zeit lief am 13. September 1891 ab und am folgenden Tage erschloß er sich, da vor seinem Ahyle, der argentinischen Gesandtschaft in Santiago, keine Richter, sondern nur Henker seiner warteten. Sehen wir jetzt die „blutigen Grausamkeiten“, die Balmaceda und seiner Regierung vorgeworfen werden, etwas näher an. Verschiedene Feldweibel und Unteroffiziere, durch Geld bestochen und gewonnen, versuchten, einen Theil der Mannschaften des 7. Linienregimentes zum Treubruche, zur Desertion zum Feinde zu verführen. Sie wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und nach dem Kriegsrechte hängirt. Einige Seeleute, Offiziere und Mannschaften des Torpedobootes „Guale“, wurden auf frischer That abgefaßt, als sie jenes und noch ein anderes Torpedoboot von der Bucht von Valparaiso nach den Häfen der Rebellen führen wollten. Ein Theil der Besatzung der „Guale“ ertrank beim Versuche, sich zu retten, der Rest wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und nach Kriegsrecht erschossen.

Richard Cumming war das Haupt einer weit verzweigten Verschwörung, die beabsichtigte, die Schiffe der Regierung „Imperial“, „Condell“, und „Oynch“ im Hafen von Valparaiso mit der Besatzung durch Dynamit in die Luft zu sprengen. Die Schuldigen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, ihre Schuld — wie in den vorigen Fällen — genau nachgewiesen und auch eingestanden und dann wurden Cumming und einige Häupter der Verschwörung hängirt. Und diesen feigen Mörder, der Dynamitpatronen unter die Kohlenvorräthe der genannten Schiffe mischen wollte, feierten die Sieger, die „angesehensten Familien“ — um mit Herrn von Gutschmid zu reden — und es hat sich ein Club „Ricardo Cumming“, gebildet, der das Andenken an diesen Verbrecher ehren soll! — In „Lo Cannas“, in „Lontué“ und in „Linares“ tauchten drei Tage vor der Schlacht von Concon kleine Freischaaren auf, die — wie die Sieger jetzt offen zugeben — Telegraphen, Eisenbahnen und Brücken zerstören sollten, um den Marsch und die Verpflegung zc. der Regierungstruppen zu erschweren. Die in Santiago gebildete Schaar soll außerdem beabsichtigt haben, den Präsidenten seine Minister und Freunde zu ermorden. Da der Feind vor den Thoren stand, war ein schnelles und strenges Gericht geboten. Im anderen Falle hätten die Offiziere und Mannschaften der Regierung die Waffen fortwerfen und nach Hause gehen müssen, denn verständige Männer werden nicht für eine

Regierung fechten, die nicht den Muth und die Kraft hat, sich gegen Banditenstreiche von „Jünglingen der angesehensten Familien“ zu vertheidigen. Die Mehrzahl wurde „in flagranti“ abgefaßt und füsiliert; die Mitglieder der in „Lo Cannas“ abgefaßten Bande schossen zuerst auf die sie überraschenden Truppen. Diese waren so „grausam“ das Feuer zu erwidern, mehrere „hoffnungsvolle Jünglinge“ fielen, der Rest wurde gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt, wo er seine Schuld bekannte. Die ersten Autoritäten des internationalen Rechtes (Bello, Bluntschli, Calvo, Fiore u. A.) erklären, daß derartige Freischaaren außerhalb des Gesetzes und des gemeinen Rechtes stehen und ohne weitere Formalitäten füsiliert werden können. Deshalb verurtheilte das Kriegsgericht die Mehrzahl der Gefangenen von „Lo Cannas“ zum Tode. Es tauchten keine weiteren Freischaaren auf. Herr v. Gutschmid aber war über dieses Urtheil so empört, daß er den Regierungspalast nicht mehr betrat, wie er zur „Information“ an das Auswärtige Amt nach Berlin meldete. Dieses „Weißbuch“ macht es auch erklärlich, daß der Deutsche Kaiser dem Gesandten Chiles in Deutschland, Herrn Gonz. Bulnes, in der Antrittsaudienz am 6. Januar 1892 „fast wörtlich“ — wie der Gesandte offiziell publizirt\*) — sagte: „daß er den Sturz Balmacedas beifällig begrüße, denn er sei überzeugt, daß Balmaceda nichts Anderes erstrebt habe als einen sozialen Umsturz, der Chile der Stellung beraubt haben würde, die es sich mit so großen Anstrengungen erobert habe.“ Und jetzt lese ich in mehreren Zeitungen, daß Herr General Emil Körner den Rothen Adler-Orden zweiter Klasse mit Schwertern erhalten habe. Es wird hinzugefügt: „Bekanntlich verdankt diesem vornehmlich die jetzige chilenische Regierung den Sieg im letzten Bürgerkriege.“ Der entscheidende Sieg war der von Placilla. Er ist durch den denkbar verwerflichsten Verrath errungen worden. Und diese Verräther, die ihre Truppen zurückzogen, die Artillerie der Regierung ohne Bedeckung ließen, die die Generale Barhosa und Alcérreca ermordeten (diesen im Feldlazareth!), warfen sich so in den Schmutz, daß sie sich ihren Verrath amtlich bescheinigen ließen. 29 namhaft gemachten Offizieren (die Liste liegt mir vor) bescheinigen die Führer der Revolution, daß jene Offiziere auf ihren Wunsch im Regierungsheere geblieben seien, um die ihnen anvertraute Gewalt zu benutzen und so ihre Hilfe wirksamer zu machen. Man habe sie aufgefordert, scheinbar der „Diktatur“, d. h. ihren Vorgesetzten, denen sie vor Gott und Menschen Gehorsam schuldeten, zu dienen! Sehr richtig schreibt der wackere Arellano\*\*): „Sie ließen sich Zeugnisse darüber ausstellen, daß sie an unserer Seite dienten, nur um uns auszukundschaften und hinterrücks zu ermorden, sobald es nothwendig sein würde.“ Dieses Dokument, die Erklärung mit der Namenliste, wurde im September 1891 von allen großen chilenischen Zeitungen gebracht und die Verräther haben Carriere gemacht. Hätte unser Kaiser nur dieses eine Dokument gekannt, er würde wohl anders über den Sieg der chilenischen Revolution von 1891 denken.

Dr. S. Polakowsky.

\*) Mem. del Min. de Relac. Ester. pres. al Congr. Nacion. en 1892 T. I, pg. 86. — Santiago de Ch., 1893.

\*\*\*) Batallas de Concon y Placilla. Buenos-Aires, 1892.





## Das Nichtthun.

Der Redakteur des Pariser Journals „La Revue des Revues“ sandte mir zwei Ausschnitte aus französischen Zeitungen — von denen der eine die Rede Zolas an die französische Jugend, der andere einen Brief Dumas' an den Redakteur des „Gaulois“ enthielt —, in der Voraussetzung, wie er schreibt, daß die Ansichten der beiden berühmten Schriftsteller über die gegenwärtige Geistesrichtung mein Interesse erregen würden. Ich bin Herrn Smith für seine Sendung sehr dankbar; beide Dokumente beanspruchen, erstens wegen der Berühmtheit ihrer Verfasser, zweitens, weil sie zeitgemäß sind, hauptsächlich aber, weil sie einander widersprechen, ein hervorragendes Interesse, und ich möchte daher einige Gedanken äußern, die sie in mir hervorriefen. Es dürfte sich in der heutigen Literatur wohl schwerlich noch ein anderer, in eben so gedrungene, kräftige und klare Form gefaßter Ausdruck für die beiden fundamentalsten Kräfte finden, aus denen sich die gleich wirkenden Regungen der Menschheit entwickeln, nämlich die tote *vis inertiae*, die uns auf dem Wege, den wir jetzt verfolgen, zu erhalten sucht, und die lebendige Kraft der Vernunft, die uns zum Licht emporzieht.

Herr Zola billigt es nicht, daß die neuen Lehrer der Jugend den Rath ertheilen, an das Undefinirbare, Unklare zu glauben, und er thut Recht daran; aber leider empfiehlt er dieser Jugend einen andern Glauben, und zwar einen noch unklarereren und undefinirbareren: den Glauben an die Wissenschaft und an die Arbeit. Herr Zola hält es anscheinend für ausgemacht und zweifellos, daß es eine Wissenschaft giebt, an die zu glauben man nicht aufhören dürfe. Arbeiten im Namen der Wissenschaft! Aber Das ist es ja eben, daß das Wort „Wissenschaft“ eine sehr weite und unbestimmte Bedeutung hat, so daß Manche Dasjenige für Wissenschaft, d. h. für eine sehr wichtige Sache halten, was Andere, und zwar die weitaus größere Anzahl von Menschen, das ganze Arbeitervolk, als eine nutzlose Dummheit ansieht. Und man kann nicht behaupten, daß nur die Unwissenheit und Unkultur des Arbeitervolks, das den tiefen Sinn der Wissenschaft nicht begreifen kann, daran die Schuld trage; man würde ihm damit Unrecht thun. Streiten doch hsel die Gelehrten beständig über Das, was eigentlich unter Wissenschaft zu verstehen sei. Einige behaupten nämlich, die Philosophie, die Theologie, die Jurisprudenz, die Volkswirtschaft seien die vornehmsten Wissenschaften; Andere, namentlich die Naturwissenschaftler, halten dies Alles für werthloses, unwissenschaftliches Zeug. Was die Positivisten für höchst wichtig ansehen, scheint den Spiritualisten, den Philosophen und Theologen, wenn auch nicht gerade schädlich, so doch unnöthig. Mehr noch: es giebt unter den Priestern der gleichen Wissenschaft solche, die ihr System für das allein richtige halten, während ihre eben so kompetenten Gegner das diametral Entgegengesetzte behaupten. Und auf jedem wissenschaftlichen Gebiet tauchen außerdem fortwährend neue Thesen auf, die häufig nur ein Jahr, höchstens einige

Jahrzehnte hindurch, anerkannt und dann plötzlich, sogar von Denen, die sie aufstellten und verbreiteten, als Irrthümer verworfen und vergessen werden.

Wir wissen ja doch Alle, daß Dasjenige, was die Römer ausschließlich als Wissenschaft ansahen, worauf sie stolz waren und dessen Mangel sie als ein Zeichen von Barbarei betrachteten, die Rhetorik war, d. h. eine Disziplin, über die wir jetzt lachen und die wir nicht nur für keine Wissenschaft, sondern einfach für Firtlesanz halten. Wir wissen auch, daß Dasjenige, was im Mittelalter für Wissenschaft und für eine höchst ernsthafte Sache gehalten wurde, die Scholastik war, über die wir jetzt ebenfalls lachen. Ich glaube daher, daß es keines besonderen Scharfsinnes bedarf, um zu errathen, daß unter der großen Masse von Kenntnissen, die gegenwärtig für höchst wichtig gehalten werden und die wir als Wissenschaften bezeichnen, es auch solche giebt, über die unsere Nachkommen, wenn sie von dem Ernst lesen, mit dem wir unsere „Rhetoriken“ und „Scholastiken“ betreiben, d. h. Dinge, die in unserer Zeit als Wissenschaften anerkannt wurden, — die Achseln zucken werden.

In unsrer Zeit sind die Menschen, nachdem sie sich von der einen Art des Aberglaubens befreit haben, ohne es zu merken unter das Joch von andern Arten des Aberglaubens gerathen, die nicht minder trügerisch und schädlich sind als jene, von denen sie sich eben erst befreit haben. Nachdem die Menschen den Aberglauben der abgestorbenen Religionen verlassen hatten, gerietzen sie unter den wissenschaftlichen Aberglauben. Es könnte vielleicht scheinen, daß zwischen dem Glauben der Egypter an einen Vogel Phönix und dem Glauben unserer Zeitgenossen, daß die Welt aus einer Transformation der Materie und aus dem Kampfe der Wesen entstanden ist, daß das Verbrechen seinen Ursprung in der Vererbung hat, und daß es Mikroorganismen in Form eines Komma giebt, von denen gewisse Krankheiten herrühren u. s. w. — nichts Gemeinsames sein könne, — aber Das scheint nur so.

Man braucht sich nur in den Geisteszustand eines alten Egypters zu versetzen, dem seine Priester ihre Glaubenslehren vortrugen, um sich zu überzeugen, daß die Fundamente, auf denen die Annahme dieser Glaubenslehren ruht, jenen, auf welchen die Annahme der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Thesen bei unseren Zeitgenossen ruht, nicht nur ähnlich, sondern daß sie mit ihnen durchaus identisch sind. Wie der Egypter ja nicht eigentlich an den Phönix glaubte, sondern daran, daß es Menschen giebt, die zweifellos eine nur ihnen zugängliche höhere Wahrheit kennen, und daß es daher gut sei, ihnen zu glauben, — eben so glauben auch unsere Zeitgenossen nicht an Darwins Theorie der Vererbung und an die Komma-bacillen, sondern an Alles, was die Priester der Wissenschaft als Wahrheit verkünden. Die Grundlagen der Thätigkeit dieser Priester bleiben für die Gläubigen eben so geheimnißvoll wie für die Egypter die Grundlagen der Thätigkeit ihrer Priester. Ich gestatte mir sogar die von mir nicht selten gemachte Beobachtung anzuführen, daß, eben so wie die nur von ihren Kollegen kontrolirten alten Priester frech logen und Das, was ihnen gerade einfiel, für Wahrheit ausgaben, es auch jetzt noch häufig genug vorkommt, daß die sogenannten Männer der Wissenschaft das Nämliche thun.

Solchs ganze Meße ist gegen die Lehrer gerichtet, welche die Jugend zu den abgestorbenen Glaubenslehren zurückführen wollen; Zola erklärt sich als ihren Gegner. Im Grunde genommen, gehören aber Diejenigen, gegen die er kämpft, und Diejenigen, die er vertheidigt, d. h. die Repräsentanten der Wissenschaft, zu dem gleichen Lager, und würden sie ihre Bestrebungen sorgfältig mit einander

vergleichen, so fände sich, daß gar kein Grund zum Streite vorhanden ist; es sind querelles d'amour, wie Dumas sagt. Diese wie Jene suchen nach den Grundgesetzen des Lebens, nach dessen Motoren, nicht in sich selbst, nicht in ihrer Vernunft, sondern in den äußeren Lebensformen; die Einen in Dem, was sie Religion nennen, die Andern in Dem, was man Wissenschaft nennt. Die Einen, die in der Religion die Erlösung suchen, entnehmen sie den Ueberlieferungen des alten Wissens anderer Menschen und wollen an dies fremde alte Wissen glauben; die Andern, die in Dem, was sie Wissenschaft nennen, Erlösung suchen, entnehmen sie nicht ihrem eigenen Wissen, sondern dem Wissen Anderer und glauben an dieses fremde Wissen. Jene erblicken die Errettung der Menschheit in dem verbesserten, erneuten oder gereinigten Katholizismus, Diese erkennen sie in der Gesamtheit der zufälligsten, verschiedenartigsten und nutzlosesten Kenntnisse, die sie Wissenschaft nennen und als etwas selbständig Wirkenbes und Wohlthätiges betrachten, das unbedingt allen Mängeln des Lebens abhelfen und der Menschheit das erreichbar höchste Heil verleihen muß. Jene wollen gleichsam absichtlich nicht sehen, daß Das, was sie wiederherstellen wollen, nur eine leere, vom Schmetterling längst verlassene Hülle ist, und daß der Schmetterling seine Eier jetzt an einer anderen Stelle legt; daß eine solche Wiederherstellung dem Elend unster Zeit nicht nur nicht abhelfen, sondern es nur noch steigern kann, da es die Menschen von ihrer wahren Aufgabe ablenkt. Diese wollen nicht einsehen, das Dasjenige, was sie Wissenschaft nennen, und was doch nur eine zufällige Anhäufung von Kenntnissen ist, die gegenwärtig einige müßige Leute interessieren, entweder nur ein unschuldiger Zeitvertreib für reiche Leute, oder höchstens, je nach den Händen, in denen es sich befindet, ein Werkzeug für das Gute oder Böse ist, daß es aber an und für sich nichts bessern kann. Im Grunde genommen, glauben aber weder Diese noch Jene an die Wirksamkeit der von ihnen gebotenen Mittel, sondern Beide wollen nur die eigenen Augen und die der Anderen ablenken von dem Abgrund, vor dem die Menschheit bereits steht und in den sie unbedingt hinabstürzen muß, wenn sie auf dem eingeschlagenen Weg weiter geht. Jene sehen dieses ableitende Mittel im Mystizismus, Diese, als deren Verkündiger Zola aufgetreten ist, in der narlotisirenden Wirkung der Arbeit für die Wissenschaft. Der Unterschied zwischen Diesen und Jenen besteht nur darin, daß Jene an eine alte Weisheit glauben, deren Lüge bereits enthüllt ist, Diese aber an eine neue Lüge, die noch nicht enthüllt ist und die daher für einige naive Leute noch einen ehrfurchtbollen Schauer bringt. Der Aberglaube ist aber in diesem Falle wohl kaum geringer als in jenem; nur gehört dieser eben der Gegenwart und jener der Vergangenheit an.

Ist es daher, wenn man Herrn Zolas Rath befolgt, nicht eben so gefährlich, sein Leben dem Dienste Dessen zu widmen, was man jetzt in unsern Kreisen als Wissenschaft bezeichnet? Wie, wenn ich nun mein ganzes Leben der Erforschung solcher Erscheinungen widme wie Lombrosos Vererbungstheorie, Kochs Tuberculin oder der Verbesserung der Ackerkrume durch die Thätigkeit von Würmern u. s. w., und dann plötzlich vor meinem Tode erfahre, daß alles Dies, worauf ich die Arbeit eines ganzen Lebens verwandte, nichts als eine dumme oder vielleicht gar schädliche Nichtigkeit war, während ich doch nur ein Leben hatte?

Es gab einen wenig bekannten, chinesischen Philosophen Namens Laotse (die erste und beste Uebersetzung seines Buches „Le livre de la voie et de la

vertu“ ist von Stanislas Julien). Die Quintessenz seiner Lehre besteht darin, daß das höchste Heil des einzelnen Menschen sowohl wie auch der Völker und der ganzen Menschheit durch die Erkenntniß des „Tao“ (ein Wort, das Weg, Tugend, Wahrheit bedeutet) erlangt werden kann. Die Kenntniß des Tao kann aber nur durch das Nichtthun, „le non agir“, wie Julien übersetzt, erworben werden. Nach der Lehre des Laoke kam alles menschliche Elend weniger daher, daß die Menschen nicht thaten, was nothwendig war, sondern, daß sie thaten, was nicht gethan werden sollte. Die Menschen würden sich daher von allem persönlichen, besonders aber vom gesellschaftlichen Elend befreien, wie der chinesische Philosoph betont, wenn sie das Nichtthun in Anwendung brächten (s'ils pratiquaient le non agir).

Ich meine, daß er ganz Recht hat. Mag doch Jeder eifrig arbeiten. Was aber? Der Börsenspekulant, der Bankier, kehrt von der Börse zurück, wo er eifrig gearbeitet hat, der Fabrikant aus seiner Fabrik, wo tausend Menschen ihr Leben ruiniren, um Spiegel, Tabak, Branntwein herzustellen. Alle diese Leute arbeiten; soll man denn aber diese Arbeit ermutigen?

Aber vielleicht müßte man nur von solchen Leuten sprechen, die für die Wissenschaft arbeiten?

Ich erhalte von verschiedenen Autoren fortwährend zahlreiche Broschüren, häufig auch Bücher, mit künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Einer hat die Frage der christlichen Gnosis in endgiltiger Form gelöst, ein Anderer hat ein Buch über den kosmischen Aether geschrieben, ein Dritter eine soziale, ein Vierter eine politische, ein Fünfter die orientalische Frage gelöst, ein Sechster giebt eine Zeitschrift heraus, die der Erforschung der geheimnißvollen Kräfte des Geistes und der Natur gewidmet ist. Alle diese Leute arbeiten unermüdet und eifrig für die Wissenschaft; ich meine aber, daß Zeit und Arbeit nicht nur aller dieser, sondern auch noch vieler anderer Schriftsteller nicht nur nutzlos vergeudet ist, sondern daß ihre Arbeit auch schädlich war. Schädlich erstens deshalb, weil tausend andere Menschen Papier und Lettern anfertigen, den Satz und Druck besorgen, und was die Hauptsache ist, weil alle diese Arbeiter der Wissenschaft genährt und gekleidet werden mußten, bevor das Erscheinen dieser Schriften möglich war; ferner auch deshalb, weil alle diese Autoren, anstatt zu fühlen, daß sie der Gesellschaft Etwas schulden, eben so gut, wie wenn sie ihre Zeit mit Karten- oder anderen Spielen vertrödeln hätten, — mit ruhigem Gewissen ihre nutzlose Beschäftigung fortsetzen.

Wer kennt nicht jene für die Wahrheit hoffnungslosen und häufig grausamen Menschen, die so sehr beschäftigt sind, daß sie niemals Zeit haben, die hauptsächlich aber niemals in Erfahrung bringen können, ob auch die von ihnen verrichtete Arbeit Jemandem nützt, ob ihre eifrige Thätigkeit nicht vielleicht schadet? Ihr sagt ihnen: „Eure Arbeit ist aus dem und dem Grunde nutzlos oder schädlich, haltet ein, laßt uns die Sache überlegen;“ sie aber hören nicht auf Euch und erwidern sogar ironisch: „Ihr habt gut reden, weil Ihr nichts thut; ich aber arbeite an der Untersuchung, wie oft bei einem gewissen alten Autor ein gewisses Wort vorkommt, oder an der Bestimmung der Atomformen, oder an der Telepathie u. s. w.“

Ferner wundere ich mich schon lange über die — besonders in Westeuropa herrschende — Ansicht, daß die Arbeit eine Art von Tugend sei, und lange bevor ich diese in Zolas Rede ausgesprochene Ansicht gelesen hatte, staunte ich bereits über diese der Arbeit zugeschriebene Bedeutung.

Nur ein vernunftloses Wesen, das von einem Streben nach dem Guten nichts weiß, wie die Ameise in der Fabel, kann die Arbeit für eine Tugend halten und stolz darauf sein. Herr Zola behauptet, die Arbeit mache den Menschen gut: ich dagegen habe stets das Gegenteil beobachtet. Die bewußte Arbeit, der Ameisenstolz auf die Arbeit, macht nicht nur die Ameise, sondern auch den Menschen grausam. Die größten Böswichte der Menschheit waren immer sehr beschäftigt und geschäftig, sie waren keine Minute untätig, und sie blieben nie ohne Beschäftigung oder Unterhaltung mit sich allein.

Wenn auch die Arbeit nicht gerade ein offenes Laster ist, so kann sie doch auch keinesfalls eine Tugend sein, eben so wenig wie die Ernährung eine Tugend sein kann. Die Arbeit ist ein Bedürfnis, dessen Entbehrung Leiden verursacht, aber durchaus keine Tugend. Wollte man die Arbeit zu einem Verdienst erheben, so wäre das eine eben solche Absurdität, wie wenn man die Ernährung des Menschen zu einem Verdienst oder zu einer Tugend erheben wollte. Die Bedeutung, die man in unseren Kreisen der Arbeit zuschreibt, ist eigentlich nur eine Reaktion gegen den Müßiggang, den man früher als Kennzeichen der Vornehmheit ansah und der von manchen reichen und wenig gebildeten Leuten auch jetzt noch für ein Merkmal von Wahrheit gehalten wird. Die Arbeit ist eine Funktion unserer Organe, sie ist für den Menschen stets eine Nothwendigkeit; auch das Kälblein, das, an den Pfosten gebunden, beständig hin und her springt, beweist Das, eben so die vielen reichen Männer, Märtyrer der Gymnastik und aller Arten von Spielen: Karten, Schach, lawn tennis u. s. w., die keine vernünftige Beschäftigung für ihre Organe kennen.

Die Arbeit ist also nicht nur keine Tugend, sie ist in unserer falsch organisirten Gesellschaft meistens sogar ein die Sittlichkeit anästhetisirendes Mittel, wie z. B. das Rauchen und Weintrinken, das vor uns selbst das Abnorme und Lasterhafte unseres Lebens verhüllen soll.

„Wann soll ich mich denn mit Ihnen über Philosophie, Moral und Religion unterhalten? Ich muß ja eine täglich erscheinende Zeitung mit einer halben Million Abonnenten herausgeben! Muß einen Eiffelthurm bauen! Muß in Chicago eine Weltausstellung veranstalten! Muß einen Kanal durch die Landenge von Panama graben! Muß den 28. Band meiner Werke schreiben! Ich muß mein Bild, meine Oper beenden!“ Würden unsere Zeitgenossen nicht die Ausrede haben, daß sie fortwährend von ihrer Arbeit in Anspruch genommen sind, so könnten sie nicht so leben, wie sie es jetzt thun. Nur weil sie durch unnütze und häufig sogar schädliche Arbeit die Widersprüche, unter denen sie leben, vor sich verhüllen, können sie so leben, wie sie es thun.

Und gerade als ein solches Mittel stellt Herr Zola seinen Zuhörern die Arbeit dar. Er sagt klar und deutlich: „Es ist Dies nur ein empirisches Mittel, um ein ehrliches und friedliches Leben zu führen. Ist denn Das aber zu wenig, genügt es denn nicht, physisch und moralisch gesund zu werden und die Gefahr der Wahngestirbe zu vermeiden, indem man die Frage löst, wie durch Arbeit das größte dem Menschen erreichbare Glück zu erlangen ist?“ So ist der Rath bescheiden, den Herr Zola der Jugend unsrer Zeit erteilt.

Etwas ganz Anderes sagt Dumas.

Der Hauptunterschied zwischen dem Brief von Alexandre Dumas und Zolas Rede besteht darin, daß dieser die Menschen einschläfert, sie auf dem eingeschlagenen Weg festhält, sie versichert, daß sie gerade Das wissen, was sie wissen müssen, während Dumas' Brief die Menschen erweckt, ihnen zeigt, daß

ihr Leben keineswegs so beschaffen ist, wie es sein sollte, und daß sie die Hauptsache von Dem, was sie wissen müßten, nicht wissen. Der äußere Unterschied zwischen diesen beiden Kundgebungen besteht darin, daß sich Zolas Rede an die Jugend wendet und sich bei dieser gleichsam einzuschmeicheln sucht (es ist Das eine gewöhnliche und unleidliche Erscheinung unserer Zeit, wie die Sucht der Schriftsteller, den Weibern zu schmeicheln), während Dumas' Brief nicht an die Jugend gerichtet ist und ihr auch keine Komplimente sagt, sondern im Gegentheil auf ihren eingewurzelten Fehler, den Eigendünkel, hinweist und in Folge Dessen, anstatt den Jünglingen einzureden, daß sie sehr wichtige Personen sind und die ganze Macht auf ihnen beruht — was sie, um etwas Ordentliches leisten zu können, durchaus nicht glauben dürfen —, nicht nur die Jugend, sondern auch die Erwachsenen und die Alten über vielerlei belehrt. Dumas glaubt eben so wenig an den Aberglauben der Vergangenheit wie an den der Gegenwart, und daher, weil er weder an diesen noch an jenen glaubt, beobachtet und denkt er selbst und sieht daher nicht nur das Gegenwärtige, sondern auch das Zukünftige klar, wie es stets Diejenigen sahen, die man im Alterthum Seher und Propheten nannte. Das mag Denen sonderbar vorkommen, die in den Werken der Schriftsteller nur die äußere Seite, nicht aber die Seele des Autors sehen, — aber der selbe Dumas, der „La Dame aux Camélias“, „L'affaire Clémenceau“ und Anderes geschrieben hat, blickt jetzt in die Zukunft und prophezeit! Wie wunderbar uns Das auch scheinen mag, die wir uns den Propheten in Thierfelle gehüllt und in der Wüste lebend vorstellen —: Prophezeiungen bleiben auch dann Prophezeiungen, wenn sie nicht von den Ufern des Jordan ertönen, sondern wenn sie am Ufer der Seine, in der Offizin des „Gaulois“ gedruckt werden. Dumas' Worte sind eine wirkliche Prophezeiung, weil sie die Hauptkennzeichen einer solchen an sich tragen: erstens, weil diese Worte der allgemeinen Stimmung der Menschen, unter denen sie ertönen, durchaus widersprechen; zweitens, weil die Menschen, welche diese Worte hören, ihnen, ohne zu wissen weshalb, beistimmen; und drittens, hauptsächlich deshalb, weil diese Prophezeiung zur Verwirklichung Dessen beiträgt, was sie vorausagt.

Je mehr die Menschen überzeugt sind, durch an und für sich und ohne ihr Zuthun wirkende Kräfte zur Aenderung und Besserung ihres Lebens gelangen zu können, desto schwieriger wird sich diese Aenderung und Besserung vollziehen. Und hierin liegt der Hauptfehler von Zolas Rede. Im Gegentheil, je mehr man an Das glaubt, was Dumas vorher sagt, — daß die Zeit unbedingt und bald herrannahen wird, wo alle Menschen sich durch Liebe zu einander hingezogen fühlen, in der sie, sich dieser Liebe hingebend, ihr gegenwärtiges Leben aus eigenem Antriebe ändern werden, — desto früher wird diese Zeit herannahen. Und hierin liegt der Hauptwerth von Dumas' Brief. Zola rath den Menschen, ihr Leben nicht zu ändern, sondern nur ihre Thätigkeit in der eingeschlagenen Richtung zu steigern, und damit suggerirt er ihnen, ihr Leben nicht zu ändern. Dumas dagegen, der eine aus dem Innern hervorgehende Aenderung der menschlichen Gefühle prophezeit, suggerirt ihnen auch eine solche Aenderung. Dumas prophezeit, daß die Menschen, nachdem sie Alles durchprobiert haben, schließlich, und zwar sehr bald, das Gesetz von der gegenseitigen Liebe ernstlich ins Leben einführen, daß sie, wie er sich ausdrückt, von einer „unsinnigen, wahnsinnigen“ Liebe ergriffen werden. Er sagt, daß er jetzt schon, inmitten der so drohenden Erscheinungen, die Anzeichen dieser neu-



entstehenden Liebesstimmung erblicke, daß er sehe, wie die massenhaft bewaffneten Völker einander nicht mehr hassen, daß im Kampfe der Reichen mit den Armen nicht mehr der Triumph des Siegers, sondern das aufrichtige Mitleid des Siegers mit den Besiegten, der Unwille und die Scham über den eigenen Sieg, zur Erscheinung kommen werden. Er sieht hauptsächlich, wie er sagt, daß sich Centren der Liebesattraktion bilden, daß sie gleich Schneeballen anwachsen, daß sie schließlich alles Lebendige, was sich ihnen bisher noch nicht angeschlossen hat, unwiderstehlich an sich ziehen müssen und daß sie auf diese Weise, durch eine Gefinnungsänderung, alles Böse, woran die Menschheit leidet, vernichten werden.

Ich meine, wenn man die Nähe dieser Umwälzung, oder selbst die Möglichkeit einer solchen Liebesregung der Menschen zu einander, die Dumas prophezeit, auch bestreiten kann, es doch Niemand in Abrede stellen wird, daß, wenn Dies geschähe, die Menschheit sich von dem größten Theil des Elends, daß Alle niederbeugt und bedroht, befreien würde. Man kann nicht umhin, anzuerkennen, daß, wenn die Menschen thäten, was ihnen, vor tausenden von Jahren, nicht nur Christus, sondern auch alle Weltweisen vorschrieben, d. h. wenn sie die Anderen auch nicht so wie sich selbst liebten, wenn sie ihnen nur nicht Das zufügten, was sie nicht wollen, daß man ihnen zufüge, wenn die Menschen sich nicht dem Egoismus, sondern dem Altruismus ergeben würden, wenn die individualistische Lebensweise sich in eine kollektivistische umwandeln würde — wie die Männer der Wissenschaft Das in ihrem schlechten Jargon ausdrücken —, so könnte das Leben der Menschen, anstatt ein elendes zu sein, ein glückliches werden. Mehr noch, Alle gestehen ein: wenn das Leben auf den heidnischen Grundlagen des Kampfes wie bisher fortgeführt wird, so muß die Menschheit ins größte Elend gerathen, und Alle glauben, daß diese Zeit nahe ist. Alle Menschen sehen ein, daß sie um so erbitterter gegen einander werden, je mehr und je energischer sie sich gegenseitig den Boden und die Früchte ihrer Arbeit entreißen, daß Jene, denen man am Meisten weggenommen hat, früher oder später den Räubern Das entreißen werden, was man ihnen so lange entzog, und daß sie sich außerdem noch für alle erduldeten Entbehrungen grausam rächen werden. Ueberdies halten wir ja doch Alle entweder das christliche Gesetz der Liebe oder das ebenfalls auf dem Christenthum beruhende weltliche Gesetz der Achtung vor fremdem Leben, fremder Person und fremden Menschenrechten, als für uns verbindlich.

Die Menschen kennen das Alles und dennoch richten sie ihr Leben ihrem eigenen Vortheil, ihrer Sicherheit und den Gesetzen, zu denen sie sich bekennen, zuwider ein.

Sicherlich ist irgend ein verborgener jedoch wichtiger Grund vorhanden, der die Menschen verhindert, Das zu thun, was ihnen vortheilhaft ist, was sie von einer augenscheinlichen Gefahr befreien würde — ein Grund, den sie, entweder als ein religiöses oder als ein sittliches Gesetz betrachten, das für sie bindend ist. Doch wohl nicht deshalb, um sich gegenseitig zu betrügen, preisen die Menschen seit vielen Jahrhunderten und bis jetzt noch, von tausend verschiedenen weltlichen und kirchlichen Kanzeln herab, die gegenseitige Liebe. Es wäre doch endlich an der Zeit, zu entscheiden, ob denn die Liebe zum Nächsten wirklich eine vortheilhafte, nützliche und gute Sache ist, um danach sein Leben einzurichten, oder ob diese Liebe ein unrealisirtbares Traumbild ist, von dem man endlich aufhören müßte zu sprechen. Aber die Menschen thun weder das

Eine noch das Andere; sie preisen die Liebe und fahren fort, ein Leben zu führen, das damit unvereinbar ist. Offenbar glauben sie, daß die Bethätigung der Liebe wohl möglich, wünschenswerth und ihrer Natur entsprechend ist, daß sie aber nicht im Stande sind, sie zu verwirklichen. Woher kommt wohl Das?

Alle großen Veränderungen im Leben eines Menschen oder der ganzen Menschheit beginnen und vollziehen sich nur im Gedanken. Mögen im Leben der Menschen auch noch so viele äußere Veränderungen stattfinden, mögen die Menschen auch noch so sehr die Nothwendigkeit predigen, ihre Gefühle und Handlungen zu ändern, ihr Leben wird nicht eher ein anderes werden, bevor nicht eine Sinnesänderung stattgefunden hat. Sobald aber diese eingetreten ist, wird auch früher oder später, je nach deren Stärke, eine Aenderung in den Gefühlen, Handlungen und im Leben der Menschen eintreten, und zwar eben so unvermeidlich wie die Schwenkung eines Schiffes nach der Wendung des Steuers.

Als Christus den Menschen predigte, waren seine ersten Worte nicht: Handelt auf diese oder jene Weise, habet diese oder jene Gefühle, sondern er sagte ihnen: μετανοείτε — besinnet Euch, ändert Eure Auffassung des Lebens. Er sprach zu den Menschen nicht: Liebet Euch gegenseitig (das sagte er erst später seinen Jüngern, die seine Lehre begriffen hatten), sondern er sagte allen Menschen das Selbe, was schon sein Vorgänger, Johannes der Täufer, gesagt hatte: thuet Buße, d. h. besinnet Euch, ändert den Sinn Eures Lebens, sonst werdet Ihr Alle umkommen. Der Sinn Eures Lebens kann nicht darin bestehen, daß Jeder von Euch einzeln, für sich selbst oder für eine bestimmte Gemeinschaft von Menschen, das Heil sucht, sprach er, denn dieses Heil, das zum Nachtheil anderer Menschen, Familien, Völker erworben wird, die das Nämliche und mit den selben Mitteln suchen, ist offenbar nicht nur unerreichbar sondern es muß Euch ja auch unfehlbar zum Verderben führen. Begreifet doch nur, daß der Sinn Eures Lebens nur in der Erfüllung des Willens Dessen bestehen kann, der Euch ins Leben gerufen hat und der von Euch nicht verlangt, daß Ihr Eure eigenen, sondern daß ihr Seine Ziele verfolgt, welche die Einigung und Liebe unter allen Geschöpfen, die Herstellung des Himmelreichs bezwecken, „wenn die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln umgeschwiedet werden, wenn der Löwe neben dem Lamm ruhen wird“, wie Das die Propheten ausdrückten. Ändert Eure Auffassung des Lebens, sonst werdet Ihr Alle umkommen, sprach Er. Aber die Menschen hörten nicht auf Christus, änderten damals ihre Auffassung des Lebens nicht und haben sie auch bis jetzt festgehalten. Und diese falsche Auffassung des Lebens, welche die Menschen festhalten, trotz der Komplexität der Lebensformen und der Entwicklung der menschlichen Erkenntniß in unserer Zeit, ist eben die Ursache, weshalb sie, ob schon sie die große Wohlthat der Liebe, die ganze Gefahr eines ihr widerstrebenden Lebens begreifen, ob schon sie sie als das Gesetz ihres Gottes oder als das Gesetz des Lebens anerkennen, ihr dennoch nicht folgen können.

Und wahrlich, ist es denn einem Menschen unserer Welt, der das Ziel seines Lebens im eigenen, persönlichen oder Familien- oder Volkswohl sieht, das nur durch hartnäckigen Kampf mit anderen Menschen, die das selbe Ziel erstreben, erreichbar ist, — ist es einem solchen Menschen denn möglich, Diejenigen wirklich zu lieben, die ihm stets im Wege stehen und die er, um die von ihm erstrebten Ziele zu erreichen, unbedingt verderben muß?

Die Menschen in unserer christlichen Welt befinden sich in der Lage jener

Leute, die eine leichte Last fortbewegen wollen und sich dabei nur deshalb so fürchterlich anstrengen, weil sie sich in ihrer Last nicht verständigen können und daher beständig nach verschiedenen Richtungen hinziehen.

Wenn in früherer Zeit, als das Elend des heidnischen Lebens und die Wohlthat, welche die Liebe verheißt, noch nicht so deutlich erkennbar waren, die Menschen Sklaverei, Hinrichtungen, Kriege aufrecht erhalten und durch Vernunftgründe ihre Lage rechtfertigen konnten, so ist das jetzt gänzlich unmöglich geworden; unsere Zeitgenossen können zwar noch ein heidnisches Leben führen, es aber nicht mehr beschönigen. Die Menschen unserer christlichen Welt brauchen in ihrer Thätigkeit nur eine Minute lang innezuhalten, ihre Lage zu überdenken, die Forderungen ihrer Vernunft und ihres Herzens den Bedingungen des sie umgebenden Lebens anzupassen, um zu erkennen, daß ihr ganzes Leben, alle ihre Handlungen sich in einem beständigen, schreienden Widerspruch mit ihrem Gewissen, ihrer Vernunft und ihrem Herzen befinden.

Fragt nur jeden Einzelnen von unseren Zeitgenossen, wonach er sich richtet und sich in seinem Leben richten zu müssen glaubt; fast Jeder wird Euch sagen, daß es, wenn auch nicht die Liebe, so doch die Gerechtigkeit ist; er wird Euch sagen, daß er persönlich, da er entweder die Verbindlichkeit der christlichen Lehre oder der weltlichen Sittengesetze, die ebenfalls auf dem Christenthum beruhen, anerkennt, sich diesen Lebensbedingungen deshalb unterwirft, weil sie für die anderen Menschen nothwendig sind; fragt einen Andern, einen Dritten und fast Alle werden das Selbe sagen. Und Alle sind aufrichtig. Ihren Begriffen nach müßte die Mehrzahl unserer Zeitgenossen schon längst wie Christen mit einander leben. Sehet nun aber, wie sie thatsächlich leben — wie die Thiere.

Die Menschen brauchen nur eine Zeit lang aufzuhören, Das zu thun, was ihnen Jola und seine angeblichen Gegner rathen, — alle Jene, die unter dem Vorwand eines langsamen und allmählichen Fortschritts die herrschende Ordnung aufrecht erhalten wollen. Sie brauchen nur aufzuhören, sich durch falsche Glaubenslehren, hauptsächlich aber durch eine ruhelose, selbstsüchtige Geschäftigkeit, die vor ihrem Gewissen nicht gerechtfertigt werden kann, zu betäuben; dann würden sie sofort erkennen, daß ihre Lebensaufgabe nicht in dem offenbar trügerischen Streben nach persönlichem, nationalem oder staatlichem Wohle bestehen kann, das den Kampf gegen Andere voraussetzt, sondern sie würden einsehen, daß die allein mögliche, vernünftige Lebensaufgabe diejenige ist, die schon vor 1800 Jahren durch das Christenthum der Menschheit offenbart wurde.

Das Mahl ist schon längst bereit und Alle sind längst dazu eingeladen; aber der Eine hat Land gekauft, der Andere heirathet, der Dritte fährt Ochsen ein, der Vierte baut eine Eisenbahn, eine Fabrik, reist als Missionär nach Indien oder Japan, hält Predigten, vertheidigt die Comerules-Bill oder die Militärvorlage oder sucht sie zu vereiteln, Dieser muß ein Examen ablegen, Jener ein wissenschaftliches Werk, eine Dichtung oder einen Roman schreiben. Alle haben keine Zeit, haben keine Zeit zur Besinnung zu kommen, sich umzuschauen und zu fragen: Was thue ich? Weshalb? Es ist doch unmöglich, daß die Macht, die mich mit meiner Vernunft und Liebe ins Leben rief, mich nur schuf, um zu befrühen, um mir einzubilden, daß zur Erreichung eines möglichst großen Wohlergehns für meine, doch dem Verderben geweihte Persönlichkeit, ich mit meinem eigenen Leben und dem Leben Anderer willkürlich schalten könne; nur deshalb, damit ich mich endlich überzeuge, daß, fernehr ich bemüht bin, dies Alles zu thun, es mir, meiner Familie, meinem Volke desto schlimmer

ergehen wird und ich mich um so weiter von den Forderungen der Liebe und Vernunft, die mir verliehen sind, die keinen Moment aufhören, sich geltend zu machen, und vom wahren Heil entferne. Es ist doch unmöglich, daß diese besten Eigenschaften meiner Seele mir nur deshalb gegeben wurden, damit sie, wie der Block an den Füßen des Gefangenen, mich an die Erreichung meiner Ziele hindern sollen. Und ist es nicht wahrscheinlicher, daß die Macht, die mich mit meiner Vernunft und Liebe ins Leben rief, mich nicht um meiner zufälligen, augenblicklichen und stets den Zielen anderer Wesen zuwiderlaufenden Ziele, sondern zur Erreichung ihres Zieles schuf, daß sie mir jene Grundeigenschaften meiner Seele deshalb verlieh, damit ich zur Erreichung dieses Zieles mitwirke? Denn um jener zufälligen, augenblicklichen Ziele willen konnte sie mich nicht schaffen weil weder ich noch diese Ziele damals als sie mich schuf, vorhanden waren. Und ist es daher für mich nicht besser, anstatt auf die Verfolgung meines eigenen und des Willens anderer Menschen, der diesen höheren Eigenschaften widerstrebt und mich ins Elend führt, zu beharren, als Ziel meines Lebens die Erfüllung des Willens Dessen zu erkennen, der mich gesandt hat, keine anderen Erwägungen zu berücksichtigen, unablässig nur den Weisungen der Vernunft und Liebe zu folgen, die Er mir einflößte, damit ich Seinen Willen erfülle?

So ist die christliche Auffassung des Lebens beschaffen, die in die Seele eines Jeden von uns Einlaß begehrt. Damit das Reich Gottes sich verwirklichte, ist es notwendig, daß alle Menschen, ohne Unterschied der Person, der Familie und der Nationalität, einander zu lieben beginnen. Aber damit die Menschen einander so lieben können, ist es notwendig, daß ihre Lebensauffassung sich ändere, und damit diese sich ändere, ist es notwendig, daß sich die Menschen besinnen, und damit sie zur Besinnung kommen können, ist es vor Allem notwendig, daß sie, wenn auch nur auf eine Weile, mit der fieberhaften Thätigkeit, die durch eine heidnische Lebensauffassung gefordert wird, innehalten; es ist notwendig, sich wenigstens eine Zeit lang von Dem zu befreien, was die Indier „Samsara“ nennen, von dem Treiben, das mehr als alles Andere den Menschen verhindert, den inneren Sinn seiner Existenz zu begreifen.

Die christliche Liebe braucht sich bei den Menschen aber zu zeigen und die alten Lebensformen werden ganz von selbst zerfallen, ohne daß es eines Kraftaufwands dazu bedürfte; es entstehen dann neue Formen eines segensreichen Lebens, deren Nichtvorhandensein den Menschen als Haupthinderniß zur Verwirklichung Dessen erscheint, wonach ihre Vernunft und ihr Herz schon längst verlangen. Würden die Menschen nur den hundertsten Theil jener Energie, die sie jetzt zur Erreichung der verschiedensten materiellen, durch nichts zu rechtfertigenden und daher ihr Begriffsvermögen verbunkelnden Dinge aufwenden, dazu benützen, sich über ihre Begriffe aufzuklären, und um Dasjenige, was von ihnen gefordert wird, zu erfüllen, so würde das Reich Gottes, welches Er von den Menschen fordert, weit schneller und einfacher, als wir uns vorstellen können, eingeführt werden, und die Menschen würden das ihnen verheißene Heil finden.

Suchet das Reich Gottes und seine Wahrheit, dann wird Euch alles Andere auch von selbst zufallen.

Jasnaja Poljana.

Leo Tolstol.



## Gott-Natur. \*)

Ein heimlich Sehnen geht durch unsre Zeit,  
Wie in der Mondnacht Meeresfluthen schwellen,  
Die leis bewegt dem bleichen Nebelkleid  
Des fernen, fremden Sterns entgegenquellen.

Und blasse Strahlen zittern durch die Nacht —  
Die Herzen beben, wunderbar beklommen,  
Als solle eine zaubrisch süße Macht  
Vom Himmel her mit neuem Segen kommen.

Doch ist für uns der Himmel nur ein Raum,  
In dem die Erde tausendfach sich spiegelt;  
Wie weit sich auch hinausgewagt der Traum,  
Stets lehrt er heimwärts, irdisch kurz besüßgelt.

Inbrünstig schmiegt er sich der Mutter an  
Und fühlt der Tiefe stürmisch wildes Klopfen —  
Das göttliche Geheimniß zeigt sich an,  
Er hört den Strom vom Fels zu Felsen tropfen.

Und leise wogt und steigt die Gluth empor —  
Sie läßt die Flüsse zu Kristall gerinnen,  
Die Pflanze steht in heißem Blumenlor,  
Und das Lebendige flammt mit allen Sinnen.

Der Mensch grüßt jubelnd die erwachte Flur,  
Der Wiesen Grün, des Waldes kühlen Schatten,  
Den stillen See, des Baches Silberspur,  
Auf schroffem Fels die dustumhauchten Matten.

Zum hellen Tempel weitet sich der Raum,  
Und festlich weh'n der Liebe Blütenranken,  
Um Lichtgestalten schlingt den Arm der Traum,  
Eins mit sich selbst in Sinnen und Gedanken . . .

In grauer Vorzeit lag's noch auf der Welt  
Keusch wie ein Schauer heil'ger Schöpfungstunde —  
Doch heimlich durch der Zeiten Nebel fällt  
Noch jetzt ein Ruf wie langverscholl'ne Kunde.

Er weckt des Lebens tiefbegrabnen Quell  
Und läßt den Pfad in frischem Thau sich feuchten;  
Der Horizont ringsum glüht rein und hell,  
Und sieghaft grüßt der Morgensonne Leuchten . . .

Hamburg.

Theodor Suse.

\*) Dieses Gedicht leitet den Band „Neue Verse“ ein, der in diesen Tagen bei Asher u. Co. in Berlin erscheint.



## Die Bedeutung moderner Reiterei.

Napoleon war der Erste, der systematisch ganze Reitermassen vor der Front der Armeen verwendete, um schon bei Beginn ein Uebergewicht im Aufklärungsdienst über den Feind zu entfalten. Haben nun beide Parteien dies Verfahren angenommen, so fragt es sich, welche Kavallerie die andere aus dem Felde schlägt, um nahe an den Feind zur Erkundung heranzureichen. Große Reitergefechte, wie 1813 bei Liebertwolkwitz vor der Leipziger Völkerschlacht, werden heute stets dem Zusammenstoße der Heere vorangehen. Hätte auf beiden Seiten die Reiterei ihre Schuldigkeit gethan, so wäre es bereits am 14. und 15. August 1870 zu solchen Reitereschlachten gekommen, statt erst am 16. abends, wo die auf den Flügeln angestauten Kavalleriemassen sich gegenseitig anzogen.

Seit Napoleon wurden die schweren Gattungen, Kürassiere und Dragoner, als Kavalleriedivisionen unter dem Titel „Heeresreserve“ selbständig gemacht und nur dem Oberkommando untergeben. Sie handeln selbständig. Da aber ihre etwaigen Erfolge von den nächst zur Hand befindlichen Truppen ausgenützt werden sollen, so müssen sie mit dem der nächstfolgenden Corps ihr eigenes Vorgehen in Verbindung setzen. Hier entsteht ein gewisses Dilemma, da die Kavallerie mit dem Oberkommando einerseits, mit den Border-Corps andererseits im Einkommen bleiben muß. Nur ein besonders genau organisirter Nachrichtendienst kann diese doppelte Schwierigkeit heben. Am Besten befindet sich der Höchstkommandirende gleich zu Anfang bei der Avantgarde. Dieser sollen auch Jägerbataillone und zahlreiche reitende Batterien beigegeben werden. Denn im Waldgelände oder bei Glatteis können ja Reiter den Aufklärungsdienst nicht versehen. Auch wenn man überlegener Kavallerie gegenüber nur vertheidigungsweise verfährt, würden die weichenden Schwadronen an den Jägern eine ausgiebige Stütze finden, wenn diese die wichtigsten Knotenpunkte vor der feindlichen Anmarschrichtung besetzt halten.

In der Schlacht bei Naseby stellte Cromwell beim Anreiten gegen die royalistischen Schwadronen ein Regiment Kosaken daneben in Hakenstellung bereiten, um diese frische Reservertruppe sofort dem geworfenen Feind zur Verfolgung nachzuschicken, während er selbst seine siegreiche Reitermasse zu neuem Angriff gegen die Infanterie sammelte. Dies Vereithalten einer Flankenabtheilung zur Verfolgung verdient Nachahmung. Ob freilich die augenblicklich so allgemein begehrte Vermehrung der Reiterei empfehlenswerth sei, kann nur abschätzende Untersuchung ihres Werthes, bei den sehr veränderten technischen Formen unserer Zeit, ergeben. Der österreichische Theoretiker Lloyd fragte geringschätzig, wozu viel Kavallerie taue. Meister Napoleon aber erwiderte darauf mit der Frage, wie man ohne viel Kavallerie überhaupt Krieg führen könne.

Aber er dachte hierbei nur an die Aufklärung, dachte als Strategie, nicht als Taktiker. Selbst die Verfolgung glückte Murat nur einmal bei schon vorher erzielter Auflösung des Gegners: nach Jena. Gingen gegen lehrte Napoleon 1813 nach Baunzen eine Verfolgung durch Fußvöll. Die meisterhafte Handhabung der Reiterei im Februarstoß auf Blücher 1814 brachte kein erschöpfendes Ergebnis, weil sie auf sich angewiesen blieb und von den Schwesterwaffen nicht unterstützt werden konnte. Dagegen widerstand bei Champenoise die französische Landwehr lange Zeit einer fünffachen Uebermacht von Reitern. Die Massentacten bei Austerlitz, Friedland, Eggmühl (über die letzte mit angeblich 2 Regi-

mentern Front und 5 Tiefe, also in Kolonnenform, beehrte uns General Thomas' Reiterbuch 1892, daß sie gar nicht so geritten wurde, sondern in drei Linien) entschieden nicht, sondern sollten nur zeitweilig das Fußvolk entlasten. Hollands bei Aspern, Wagram, Wachau scheiterten sie gänzlich; bei Krasnoi schlug eine russische Rekrutendivision die ganze Reiterei Murats ab und bei Borobino machte man die trübe Erfahrung, daß Körper von 4000 Säbeln auf 1500 schmolzen. Bei Dresden und Hanau gelang Großes lediglich durch günstige Umstände von Gelände und Witterung.

Ich wies jüngst in der „Schweizer Zeitschrift für Artillerie“ nach, wie mit dem Steigen der Geschützbedeutung die Zahlenstärke der Kavallerie rapid sank. Bei Malplaquet bestand noch das französische Heer zu drei Achteln, 1796 das Heer des Erzherzogs Karl zu einem Viertel, schon 1809 nur zu einem Sechstel aus Kavallerie. Bei Gravelotte war noch ein Achtel Reiterei anwesend, in den Zukunftskriegen aber bildet sie sicher nur ein Zwanzigstel der Massen.

Im siebenjährigen Krieg erlebte man noch, daß sechs englische Bataillone 1300 Mann verloren im Außen mit bourbonischer Elitereiterei; doch soll hier, wie später bei Waterloo, hauptsächlich das gegnerische Geschützfeuer in den Zeitintervallen zwischen den einzelnen Attacken gewirkt haben. Denn der Nutzen des Reiterangriffs könnte für moderne Taktik darin bestehen, daß er die feindliche Infanterie zum Ballen geschlossener Formationen zwingt, die hinwiederum durch das Feuer des Angreifers in den Zwischenpausen schwer leiden. Aber schon bei Minden endete dieser Zweikampf zwischen Reiterei und Fußvolk mit Vernichtung der Kavallerie. Bei Solferino schlug selbst die erschütterte österreichische Infanterie den Reitersturm Niels ab. 1870 verschwanden die französischen Geschwader bei Wörth, Beaumont, Sedan binnen wenigen Minuten, von losen Schützenchwärmen weggeblasen, die aufgelöst weiterfochten, und deshalb verlustlos blieben. Nur unsere kleine Brigade Bredow, wie Edelsheims Husaren bei Magenta, setzten ihren Sturmritt bei Bionville durch, doch bezahlte sie ihn, wie die englische Brigade Ponsonby bei Waterloo, mit der Hälfte ihrer Mannschaft. Alle anderen Versuche, mit Reiterei Etwas auszurichten, sind, auch deutscherseits bei Bionville, erfolglos geblieben, kosteten nur ungeheure Opfer, obschon sie mit mäßigen Abtheilungen unternommen waren. Wie hätte Das erst werden sollen, wenn man „Kavalleriecorps“, wie es bei den jüngsten Manövern geschah, in geschlossenem Anritt vorgeführt hätte! Bei Aspern bildeten die gefallenen Pferde schon allein eine Barrière, die jedes weitere Vordringen hinderte, so daß die aufgehaltene Reitermasse in wüstem Wirbel sich um sich selber drehte. Man vergesse zudem nicht, daß die eigene Feuerwirkung allemal durch eine solche Reitermasse maskirt wird, deren schnell wechselndes Raumbild im Bogen vom Geschütz schwer und vom Fußvolk gar nicht überschossen werden kann.

Bei Hohenfriedberg, Kolin, Leuthen erlag nur eine schon durch und durch erschütterte Infanterie. Bei Rossbach und Zornsdorf wurde diese mitten in unbehilflichen Evolutionen überrascht und die Russen setzten gleichwohl den Kampf fort, obschon von Ballsch und Huf gesprengt. Allerdings errangen die Blücherhusaren in der Rheincampagne 1794 und die österreichischen Reifigen bei Gateau und Neresheim einzelne Erfolge. Aber das ab und zu vorkommende Einbrechen der Reiterei in Vierecke bleibt doch immer nur Ausnahme von der Regel. Die „carrés mouvants“ Bonapartes (nach Thiers Ausdruck) schickten die wilden Kamelufen über heim. Die sprichwörtlich kaltblütigen Engländer ließen hingegen den nackten Subanesen in ihre Reihen eindringen, weil sie in nervöse Verwirrung geriethen.

Auch sprengte General Fournier bei Fuentes-Donoro ein englisches Biered, das er sammt dem Obersten gefangen nahm. In der selben Schlacht aber stachen die braunschweiger Husiliere im eigenen Angriff die Kürassiere Montbruns vom Pferde. Bei Quatre-Bras 1815 wurden die britischen 69er von den Lanciers niedergemacht. Dagegen ließen die 13er Leichten, die sogenannte Black Watch, in stolzem Uebermuth die feindliche Reiterei in ihr hohles Biered hinein, um sie dann durch Kreuzfeuer zu vernichten. Eben so schlug das 44. Hochschottenregiment mit rollenden Salven in einfacher zweigliedriger Linie jede Attaque ab, während das 42. zersprengt ward. Es hängt eben viel vom Zufall dabei ab. Selbst wenn aber die Reiterei das feindliche Fußvoll durch unablässige Attaquen aufhält, so kostete solcher Opfermuth doch schon gegen die schlechten Gewehre der napoleonischen Zeit Unverhältnißmäßiges. An der Berezina verlor die deutsche Reiterbrigade Fournier fünf Achtel, bei Aspern die Gesamtreiterei gar zwei Drittel.

Es ist bezeichnend, daß sich die Taktik der Reiterei eigentlich niemals geändert hat, nicht einmal ihre äußere Zusammenfegung. Ein römisches Reiterregiment hatte 726 Pferde in 10 Schwadronen, unter Karl dem Fünften zählte die Schwadron 240 Pferde, unter Alba 100. Gustav Adolf mischte Musketiere darunter, wie man eben heute Jäger zugesellen will. Daraus gingen die Dragoner hervor und Napoleon ließ noch 1805 diese berittene Infanterie nach Bedarf zu Fuß sechten, unter Baraguay d'Hilliers. Das bewährte sich nicht und wurde abgeschafft. Heute führt Rußland die selbe Sache wieder ein. 1706 bei Turin wurden den französischen Dragonern alle ihre Pferde weggefangen, weil sie, abgesehen, nicht mehr rechtzeitig in den Sattel gelangten. Das kann sich wiederholen. Der Name ändert sich, die Sache nie. Bei der Belagerung Wiens durch die Türken entstand das erste Husarenregiment. Waren die Strabioten Venedigs, die Numidier Hannibals etwas Anderes? Fortwährend wird gefochet, die Sache bleibt unverändert. Daß man noch zu Anfang des Jahrhunderts den Reiterstoß als sehr gefährlich auffaßte, beweist die Einführung der Kolonnenform, da die Linie bei schlechtem Gewehr keinen Schutz zu bieten schien. Doch schon 1666 zerstoß bei Gitschin und Königgrätz jede Attaque vor Zündnabellinien. Andererseits dürfte es heute preußischen Schwadronen wohl schwer fallen, Batterien frontal wegzunehmen, wie bei Tobitschau. Kaiser Wilhelm II. schwärmt befanntlich für die Reiterthaten Hannibals, über die Polybius (vergl. Mommsen I 4, 3) doch nur lärglich ausfragt. Doch was ist uns Hekuba! Die Geschlossenheit der kavalleristischen Formation, der viel größere Einfluß ungünstigen Geländes auf die Attaque, die verderbliche Wirkung der fallenden Pferde macht heute jeden Reitersturm unter etwaiger Schrapnellbestreichung verlustreicher als jedes Infanteriegefecht. Sogar Intervallen zwischen den Treffen sind jetzt möglichst zu vermeiden, wenn überhaupt noch Etwas erreicht werden soll. Denn nur durch rasende Schnelligkeit des hintereinander nachfüllenden Einbrechens kann die unglaubliche Geschwindigkeit des Geschößregens ausgeglichen werden.

Die Thätigkeit in der Schlacht, auch bei einer Verfolgung, da das überlegene Gewehr selbst dem fliehenden Fußvoll eine immer noch beträchtliche Fruchtbarkeit sichert, beschränkt sich wohl auf das schnelle Vorbrechen kleinerer Reiterkörper. Dies würde besonders dann zu empfehlen sein, wenn sich der Feind zu Angriffsnäueln zusammenballt, während die lose Tirailleurettete überhaupt nicht wirklich durchbrochen werden kann, da sie sich stets leicht wieder zusammenschließt, sobald der Reitersturm hindurchgebraust ist. Der Faktor der Ueberraschung durch



plötzliches Vorbrechen, obschon jetzt beim rauchlosen Pulver unbemerktes Herankommen im Pulverdampf schwer möglich scheint, könnte immer noch bei einzelnen Reitervorstößen zum Gelingen mitwirken. Eine größere Masse hingegen kann sich nie unbeobachtet entwickeln, vor Allem nicht nahe genug am Feind; man wird sich zu ihrem Empfange rüsten und damit ist Alles aus. Selbst überrittenes Fußvolk besitzt heute noch widerstandsfähige Feuerkraft und somit würde das Nachhauen eines zweiten Reitertreffens, wovon die Enthusiasten dieser Waffe träumen, ohne wesentlichen Nutzen nur die Verluste steigern. Das musterhafte stete Sammeln der Geschwader zu neuen Attacken, wie Cromwell, oder Seydlitz bei Zornsdorf, es vermochten, wäre heute nicht mehr angängig. Einige Theoretiker empfehlen den staffelweisen Schellonangriff, wie ihn z. B. die französischen Reifigen bei Waterloo übten, weil der stets „eine gewisse Unruhe in der Infanterie verbreitet“. (Boguslawski, Taktik, II, 210.) Aber die lange Linie in gemeinsamem Anritt, überragende zwei Treffen, wie Cromwell und Friedrieh der Große es liebten, könnte allein einen echten Durchbruch erzielen, wo sie einen schwachen Punkt des Gegners trifft und einmal durch glückliche Umstände Alles vor sich niederwirft. Das Drei-Treffen, heute von Manchem vertreten entbehrt zu sehr der Einfachheit. Doch entschied sich Oesterreich für diese Taktik. Dort soll das erste Stoßtreffen sogar in aufgelöster Ordnung anbrausen. Aehnliches wird in Rußland geplant.

Nach dem neuen Reglement sollen die Franzosen auf 700 Schritt vom Feind zur eigentlichen Attacke ansetzen, in Galopp und Carrière, zwischen jeder Escadron 12 Schritt Zwischenraum. Diese Intervallen schaffte jedoch Gallifet wieder ab. Freilich würde unter dieser ziemlich geschlossenen Masse beim Anreiten eine etwaige Schrapnellbeschiczung schrecklich aufräumen. Doch wird auch die sogenannte Schwarmattacke und aufgelöster Anritt geübt.

Während die Oesterreicher Kürassiere und Lanciers aufhoben, blieb der Küras, schon einmal abgeschafft, im Prinzip noch bei den Franzosen bestehen. Dies Schwanken zeigt sich auch darin, daß man dort zwar die Lanciers wegwünschte, dann aber wieder das erste Glied der schweren Reiter mit Lanzen bewaffnete. Bei den Russen blieben zwar die Kosaken, sonst aber besteht deren Kavallerie ausschließlich aus Dragonern, bei denen vornehmlich der Karabiner wirksam sein soll. Dagegen führte umgekehrt der Deutsche Kaiser durchgängig Lanzenbewaffnung ein. Das Resultat muß man abwarten.\*) Bei dem Schußgefecht der russischen Kavallerie scheint der Gedanke maßgebend, sofort die feindliche Grenze zu überrumpeln und den Landsturm zu vernichten, um allenthalben Schrecken zu verbreiten. Die Gefahr liegt jedoch nahe, daß die abgeseffene Truppe sehr durcheinander kommt und überhaupt kavalleristisch dabei auf geraume Zeit lahmgelegt wird. Auch kann das gegnerische Feuer die Pierbehalter der abgeseffenen Reiterei sprengen und hierdurch diese ihres Hauptlebens-elements berauben. Ein wirkliches Jägerbataillon aber, das einem Kavalleriekörper zugetheilt ist und ihm marschirend oder gar per Rad und Eisenbahn folgt, würde sicher die abgeseffenen Halb-Infanteristen aufs Empfindlichste mitnehmen, mit wohl vierfacher Ueberlegenheit taktischer Ausbildung. Uebrigens wird die Treffsicherheit der zwei bis drei Batterien, die einer Kavallerie-Division

\*) 1807 zogen die Dragoner Milhauds stets den Kürzeren gegen den Lanzensturm der Kosaken. Doch trug das Zittern des Dragoners daran Schuld, dem man durchs Schußgefecht sein Vertrauen zur Reiterwaffe raubt.

von zwei bis drei Brigaden beigegeben sein sollen, in hohem Grade mitsprechen. Diese reitende Artillerie kann besonders beim Verfolgen der geschlagenen Reiterei, vielleicht bis dicht an die Linien der feindlichen Hauptarmee heran, Bedeutendes leisten. Für den Eintritt des Gefechts ist die Schnelligkeit des Aufmarsches wichtig, der bei mehreren Brigaden etwa 10 Minuten im Galopp betragen dürfte. Die Deckung auf den Flanken, sowie die Beschirmung der auf-fahrenden Geschütze übernimmt das zugesehnte Jägerbataillon. Die Vermischung der Waffen, wie sie die altrömische Kriegskunst und Gustav Adolf übten, trug z. B. bei der Verfolgung Sneysenaus in der Nacht von Belle-Alliance schöne Früchte.

Die unnatürlichen Chimären von schwerfälligen Massenattacken gegen feuer-speiende Hinterlader müssen hingegen zum alten Eisen geworfen werden.

Bei Rolin verloren 16000 preußische Reiter 1400 Mann in anhaltendem Kampfe, bei Bionville etwa 8000 wirklich engagierte preußische Reiter ebensoviel (Generalstabswerk, Anlage 21) bei ihren kurzen vereinzelteten Versuchen: also relativ das Doppelte! Bei Liebertwolkwitz verlor eine gleiche Zahl fran-zösischer Reitsigen auch ungefähr das Gleiche (18 Prozent), aber in sechsstündigen unablässigen Attacken. Und davon waren 11 Prozent Gefangene. Der preußische Reiterverlust bei Bionville bleibt also unverhältnißmäßig groß.

Als Steinmeh bei Gravelotte auf den Einfall gerieth, Kavallerie und Artillerie durch einen Engweg vordringen zu lassen, zeigte sich die Schwäche der Reiterwaffe gegen Infanteriefener am Klarsten. Holt eine Kavalleriemasse weit aus, 3000 Meter im Trab, 2000 im Galopp, so erschöpft sie ihre Pferde vor-zeitig, wie Murat bei Wachau, und 50 Schritt Carrière sollten genügen, ehe man in den Feind hineinragt. Aber zu einer nothwendigen, ruhigen Ent-wicklung ist heute einfach keine Zeit geblieben; unter dem Fernschnellfeuer und beim Eintritt in die Zerreibungszone kam nur rasendes Draufretten vorm Untergang retten. Eben so fehlt es bei der Kürze der Zeit an Raum für breite Frontlinien, wie sie Friedrichs attaque en muraille mit 300 Schritt Distanz zwischen zwei Treffen bildete. Eine Reiterdivision dürfte heute eine quadratische Ausdehnung von einer vollen Meile zu durchmessen haben, ehe sie zum Ein-bruch kommt. Schon 1814 zeigte sich russisches Geschütz im Stande, ohne jede Deckung den feindlichen Reiterüberfall abzuweisen, beim Beginn der Schlacht von La Rothière; umgekehrt eben so der Artilleriepark Macdonalds auf dem Marsch nach Vitry gegen große Reitermassen. Daß schneidigstes Anreiten schon damals gegen ruhige Salven nichts ausrichtete, lehrt Napier am Beispiel der Verfolgung nach Salamanca, wo deutsche Regionreiterei mit ihren Reichen von Roß und Mann das Feld besäete; selbst geschlagenem Fußvolk auf dem Rückzug kann Reiterei nicht viel anhaben. Heute aber begleiten den Weichenenden auf ungeheure Ent-fernung die Artilleriegeschosse, andererseits wird das geschlagene Heer meist per Eisenbahn verladen: Wo bleibt da der Werth einer Kavallerieverfolgung? Im letzten modernen Krieg, dem russisch-türkischen, leistete die Reiterwaffe nur ein-mal Etwas in ihrer unwesentlichsten Form: Fußgefecht abgeessener Dragoner am Matschaberg. Und der große Reiterführer neuester Zeit, der Sübstaatter Stuart, pflückte seine wahren Vorbeern doch einzig in kühnen Streifzügen zur Unbrauchbarmachung der Schienen und Drahtstränge im Rücken des Feindes.

Karl Bleibtreu.



## Steuerträger Bacchus.

Die Erbitterung, die aus den letzten Versammlungen der Weiniinteressenten förmlich gesprüht hat, ist bekannt. Zufällig anwesende Sozialdemokraten fühlten sich — so geht wenigstens die Sage — von dem Schicksal dieser neuen Gattung von Enterbten tief ergriffen und schöpften aus deren aufrichtiger Empörung neue Kraft zur Unzufriedenheit. Wie ganz anders würde aber der Wortschatz der deutschen Entrüstungssprache noch bereichert worden sein, hätte man schon damals von der Nachversteuerung, selbst der Privatvorräthe, eine Ahnung haben können.

Bei einer Steuer ist ja nicht das Wichtige, daß sie überhaupt erhoben wird, sondern die geschickte oder ungeschickte Erhebung entscheidet oft Vieles. Deshalb soll nicht der Mann, der einen guten Wein zu trinken vermag, für diesen Genuß eine Abgabe zahlen? Aber wenn dieser Mißquelpfennig in so weitläufige Formen eingeknüpft wird, daß der Konsument lieber seinen Gebrauch einschränkt, dann schadet das dem Weingeschäft selbst und die Folge hört wieder auf den Ruf: Brotlosigkeit! So ist es gekommen, daß die Weinhändler jene 15prozentige Steuer bereits auf sich abgewälzt sehen und hiervon das Neueste fürchten. Man muß nur bedenken, daß allein die fünf Städte Frankfurt, Wiesbaden, Mainz, Bingen und Koblenz an tausend Weinhändlerfirmen enthalten. Denn Eines scheint in Folge des enormen Bieraufschwunges nicht recht erkannt zu werden, daß nämlich der Weinverbrauch nie größer als heute war. Es hängt Dies natürlich zunächst mit unserer stetig sich erhöhenden Lebensführung zusammen. Vor fünfzig Jahren tranken die adeligen Familien in Altpreußen zu Mittag nur Wasser, dagegen kann heute schon der Mittelstand seine Dienstboten nicht ganz ohne Lagerbier lassen. Minister schenkten sich und ihren Söhnen Wein bei Tische ein, während ihre besten Sekretäre Wasser erhielten.

Genug: unser erster Rechenkünstler in der Regierung ist von einem Erfolge seiner neuen Steuern nur überzeugt, falls sie anstatt der kleinen Schaar von Großen wirklich die Massen treffen. Daher gerade diese Art von Börsensteuer, gegen die sogar jetzt von den befreundeten Bureauz der Diskontogesellschaft aus der Bank-Widerstand geleitet wird, daher die merkwürdige Tabaksteuer, gegen die sich sogar H. H. Meier in Bremen öffentlich erklärt, und daher auch die Weinsteuern, in der die Händler den „Ruin“ sehen.

Ich möchte mich nun einmal bemühen, die gesammten Interessen der Weinbranche kurz zu schildern, oder aufrichtiger: Das wiederzugeben, was ich darüber in gute Erfahrung bringen konnte. Jedermann weiß, daß die deutschen Weine in den Ortschaften des Rheins, der Mosel, der Saar und der Gharde gezeihen. Auch daß Sonnenlage und Kreideboden dazu gehört, ist nichts Fremdes.

Der Weinbau hat in den letzten 50 Jahren nicht übermäßig zugenommen, die Gegenden sind jetzt meist ausgebaut. Indessen nehmen die Erträge dadurch doch zu, daß in alten Weinbergen (alt heißt hier schon 20 Jahre) neue Stöcke eingesetzt werden, was schließlich ein Drittel mehr einbringt. Auch verwandeln Wohlhabende, die drei bis vier Jahre warten können, zuweilen ihre Acker in Weinland. Da der Rhein gottlob nicht in Schlesien fließt und die Franzosen, selbst nach mehrfachen Anerkennungsschreiben der Kölnischen Zeitung, an beiden Ufern gut aufgeräumt haben, so ist seit der Revolution außerordentlich viel Boden parzellirt. Es ist eine Freude, die kleinen Leute zu

zählen — aber man kann sie gar nicht zählen —, die ihren  $\frac{1}{4}$  Morgen Weinberg besitzen. Selbst königlich preussische Eisenbahnwärter, die doch gewiß keine Eleganz vorstellen und über das geringe Volumen ihres Jahreseinkommens jedes beliebige Jammergesticht schneiden, selbst solche Existenzen haben dort unten ihr Stückerl Wein. In Rheinhessen lernte ich z. B. einen Ort kennen von etwa 1000 Seelen; der Weinertrag dieses Ortes beträgt dieses Jahr 150 000 Mark, an dem wohl fast alle Einwohner partizipiren. Natürlich ist in den Weingegenden auch bei den geringeren Klassen mehr Gemächlichkeit und mehr Ersparniß möglich. Die dortigen kleinen Ländereien sind selten belastet, und Das will bei einem Boden etwas sagen, der 8 Prozent, zuweilen auch 100 Prozent, bringt und zu dessen Pflege, die ja auch sehr ungleich ist, Geld gehört. Allerdings kauft man dort auch die Weinberge auf Zahlung bis zu zehn Terminen.

Diese Pflege ist allerdings unendlich schwieriger als beim Ackerbau, weil man da zwischen hügeligen Abhängen nichts mit Pferden machen kann, sondern Alles nur mit der Hand. Von einem Glück, das jenen Leuten in den Schoß fällt, kann also keine Rede sein. Im Gegentheil, harte Arbeit und ewiges Roulettespiel mit der Witterung! Im Herbst, wo es oft noch heiß ist, muß der Dünger hinaufgetragen werden, dann wird das Unkraut fortgeschafft. Der Winter ist ruhig. Im Frühjahr aber schneidet man die Reben und ordnet den Boden. Im Sommer ist wieder das Unkraut da. Die Reben, resp. jeder einzelne Stock, muß gebunden werden. Auch werden wegen des Ungeziefers die Weinberge neuerdings mit Kalk gespritzt: lauter Dinge, die leicht hergenannt, aber nur mit schwieliger Hand ausgeführt werden.

Und nun die Risiken! Es darf nicht zu früh kalt werden, da der Boden sonst noch zu naß ist. Dann kommt die Blüthezeit, wo bereits die Qualität sich bildet. Jedoch kommt es vor, daß anfangs Juli noch die schönsten Hoffnungen vorhanden sind, während dann im September der Regen die Qualität herunterbringt und nur die Quantität ungeschädigt läßt. Ohne Wärme in zwei guten Monaten keine Güte. So selten erscheint eine gute Ernte, daß man im Durchschnitt auf 10 Jahre ein gutes rechnet.

Die Käufe beginnen Ende Oktober, wenngleich es diesmal einige Wochen früher geschah. Immer zu Anfang der Weinlese, vorher können keine Preise fixirt werden. Alsdann erscheinen aller Orten die Weinhändler und die Spekulanten. Beide wenden sich an den Kommissionär. Dieser war bereits bei den Versammlungen der Weingutsbesitzer, die stets vor der Ernte zusammenkommen, um aus der allgemeinen Stimmung heraus eine Preisentwicklung zu ermöglichen. Der Käufer, der die Lagen kennt, beauftragt nun den Kommissionär auf so und so viel Trauben in gemahlenem Zustande. Um den Preis wird etwa 1—2 Mk. pro Mäße gehandelt. Der Besitzer entscheidet sich dann meist sehr rasch, da ihm Jögern schon manchen Schaden gebracht hat. Bezahlt wird sofort bei Abnahme, während die Franzosen z. B. im Médoc lange Kredite gewähren. Es kommt nun oft vor, daß so ein Weinhändler alsbald in dem Ort einen Keller mietet, sich Fässer anschafft und den Kommissionär auch kelteren läßt. Das ist wegen der anspannenden Arbeit, die selbst am Sonntag nicht ruht, theuer, die Vergütung für den Kommissionär beträgt von beiden Seiten zusammen ca. 10 Mk. auf das Stück. Nota bene: der Mann ist nicht vereidigt, während z. B. in der Gironde 42 vom Staate beeidigte Courtiers existiren, welche die umfangreichsten Geschäfte sur une simple parole aus-

führen und seit Generationen den gleichen Familien angehören. Freilich brauchen sie nicht mehr zu den „gens de bien, de bonne vie et honnête conversation“ zu gehören. Der rheinische Kommissionär braucht nur eine gute Zunge — zum Reden und zum Proben zu haben.

Nun aber die großen Bestzer! Diese stecken zumeist im Ererbten. Da hatte Metternich s. Zt. von dem dankbar-ängstlichen Herzog v. Nassau den Johannisberg zum Geschenke erhalten, was jährlich Hunderttausende einträgt. Prinz Albrecht hat zwischen Erbach und Johannisberg feinste Lagen und ferner sind da die königlichen Domänen von der Nassauischen Annektion und Verrechnung her. Derartige Domänen befinden sich in Geisenheim, Steinberg, Erbach, Rüdesheim, Altmannshausen und sind in der Regel unzusammenhängend. Hier, wo die Mengen zu groß sind, geschieht aller Verkauf durch Auktionen und natürlich nach ausgegorenen Proben. Rheinhessen versteigert in Mainz und Bingen, der Rheingau in Rüdesheim und Erbach, Johannisberg, wo zuweilen das Halbstück mit 10 000 Mk. bezahlt wird, in Johannisberg selbst. Als Käufer erscheinen Weinhändler, Kommissionäre und Großkonsumenten, wie Hoteldirektoren, Bahnhofsbuffetpächter zc., die sich aber für diesmal des Rauchens zu enthalten haben. Vorher werden, wie bei allen Waarenauktionen, Tagationlisten veröffentlicht. Das Resultat wirkt auf die anderen Weinversteigerungen, während der Begriff eines Marktpreises bei der Reichhaltigkeit der Sorten ganz fortfällt.

Man nennt Weinspekulanten, die zumeist Gutbesitzer, Offiziere a. D., auch Kaufleute anderer Branchen sind, solche Käufer, die sich den Wein hinlegen, um ihn nach passender Zeit weiter an den Händler abzugeben. Bei ihnen handelt es sich natürlich fast stets um große Summen, aber ihr eventueller Gewinn liegt nur in der Konjunktur, keineswegs in einem billigeren Einkauf. Wäre der Wein ein Fabrikat, so würde man ihn ja bei einem umfangreichen Absatz billiger herstellen können, aber er ist ein Produkt und dies schafft ein kleiner Händler nicht anders an als ein großer Spekulant. Dieser kauft zur Ernte etwa für Mk. 100 000 aus einzelnen Kellereien, bezieht den Wein, baut ihn — der Wein baut sich auch von selbst aus — hat also die ganze nicht geringe Pflege, das Auffüllen, Abstehen zc. auf sich. Ultimolieferungen und Differenzgeschäfte, auch Paarverkäufe, sind da also gänzlich ausgeschlossen. Andererseits stellt das Spekulieren aber auch keinen unabweisbaren Faktor in dieser Branche vor. Oft kommt man so durch Zufall zu dieser Neigung, daß nicht einmal eine feinere Zunge vorhanden ist. Die Kennerchaft hat dann der Kommissionär.

Die Weinhändler, diese anscheinend leicht arbeitenden, aber in Wirklichkeit sehr geplagten Geschäftsleute, haben es zunächst in den Bezugsgebenden zu einer größeren Anzahl größerer Firmen gebracht. Es wurde schon vorhin erwähnt, daß allein Frankfurt, Mainz, Wiesbaden, Bingen, Koblenz, an 1000 Händler zählen. Dabei sind noch gar nicht Diejenigen gerechnet, welche eigentlich ganz andere Geschäfte haben, sich aber auch in Wein umthun. Wie mancher Ladenbesitzer, z. B. aus Bingen, kauft seine Manufakturwaren in Berlin ein und verkauft dagegen Wein als „eigenes Gewächs“, den er als Händler erworben hat. So lange das Getränk noch gut ist, macht Das ja nichts. Indessen giebt es sogar große Bankgeschäfte, z. B. Krause in Berlin, die nebenbei einen ausgedehnten Weinhandel besitzen. Es kommt auch vor, daß sehr geachtete Mittelfirmen, deren Inhaber persönlich auf einen guten

Keller halten, Das nur dadurch ausführen können, daß sie noch von ihrem Vorrath abgeben. Auch Das bildet bei dem Bekanntenkreis solcher Bank- oder Kaufleute eine fühlbare Konkurrenz für den „legitimen“ Handel. Der Händler hat natürlich seine Weinvorräthe selbst zu pflegen; Geschäfte kann er ohne Zweierlei nicht machen —: ohne Reisen und ohne Kreditgeben. Die Zahl der Reisenden geht über acht bis höchstens zehn wohl auch bei den größten Firmen nicht hinaus, geborgt wird auf 6 Monate. Hotels bezahlen noch langsamer, Privatleute, die ja mit Offerten überschwemmt werden, wann sie wollen. Dabei wird selten trassirt. Der Weinhandel ist also durch eine riesenhafte Konkurrenz in die Zwickmühle gerathen, daß er gegen haar kaufen und sobann ad infinitum verborgen muß. So schlimm steht es in Deutschland, daß Weinsendungen nach der Union weit rascher gedeckt werden als die zu gleicher Zeit im Inland verkauften. Von drüben kommt das Geld gewöhnlich binnen drei Monaten.

Der Hauptabsatz ist natürlich in Deutschland selbst und der Haupthandel ruht noch immer in deutschen Händen. Kommt doch ein alter Name bei Verkäufen an gute Adressen so geradezu entscheidend in Betracht, daß alle liebenswürdige Aufbringlichkeit eines Reisenden nichts dagegen verschlägt. Indessen walten auch bei den „Vornehmen“ sichtliche Unterschiede ob. Einige arbeiten nur mit Casinos und feinen Privatreisen, Andere mehr mit kleinen Weinhändlern; ja, in ihrer Vaterstadt hochangesehene Herren reisen sogar persönlich. Es giebt solcher Patrizierskaufleute, die gesellschaftlich auf einer Wolke von Würde und Unnahbarkeit thronen und dennoch ihre Reisenden in gewisse zweideutige Häuser gehen lassen.

Importfirmen ersten Ranges giebt es in Lüneburg, Glogau, wo nur in französischen Rothweinen gearbeitet wird, ferner in den Hansestädten, wo besonders Spanische und Portweine bezogen werden, um sie nach Unterziehung rühmlichst bewährter Methoden nach dem Inlande zu verkaufen. Auch die spanischen Verschnittweine, die von vorn herein theuer sind, werden wir nicht entbehren können. Dagegen stellt man den italienischen Verschnittweinen ein ganz schlechtes Prognostikon: sie sind nicht haltbar und entsprechen auch keineswegs unserem Geschmack und der billige Preis allein hilft nichts. Mit dieser Subsidie, die wir unsern Wirthen gewährt haben, geht es also wahrscheinlich bald zu Ende. Die Ungarweine spielen bei uns keine allzu große Rolle, andererseits hat unser Konsum an französischen Rothweinen durchaus nicht abgenommen. Hier gelingt dem Patriotismus nicht entfernt, was ihm gegenüber dem echten Champagner wirklich beinahe schon geglückt ist; denn der deutsche Sekthandel, vorläufig noch ohne die Konkurrenz allzu vieler Fabriken, ist im stetigen Aufblühen. Schon jetzt giebt es Leute, die von der vaterländischen Marke nicht nur keine Kopfschmerzen bekommen, sondern auch die französischen Sorten positiv schlechter finden wollen.

Eines ist aber über alle diese Einzelheiten hinweg festzuhalten: der Weinhandel mag noch so groß und geldgebietend sein, er kann den Weinbauer nicht umgehen. Bei diesem steht denn auch für alle Steuerfragen der Entschluß, und Herr Miquel könnte es noch so talentvoll anfangen, so wird doch der Händler dem Besitzer den eingeschränkten Konsum nicht am Preise abziehen können.

Pluto.



## ✂ Der Weberhimmel.

Es war nicht vom Königschlosse, wie in dem grünen Hefte, mit dem in seiner Sünden Maienblüthe einst Eugen Richter den Sozialismus überwand, wohl aber vom königlichen Schauspielhause weht jetzt die rothe Fahne über internationalen Sozialdemokratie. Von allen Komödien, die das Theaterjahr uns gebracht hat und noch bringen wird, ist diese ganz sicher die wichtigste: in dem sauber gegen jedes kühne Wort eines Lebenden desinfiltrirten Hause, dessen Hüter Graf Volko von Hochberg ist, der fromme und ehrenwerthe Vorsitzende des christlichen Männerbundes, wird um die Adventzeit nun eine Reihe von Szenen vorgeführt, die den zweitausendjährigen Gedanken des Christenthums, wie der Verfasser der Szenenreihe ihn versteht, als einen hant aufgeputzten und unnützlichen Kindertraum leise lichernd verspotten. Sollte Herr Friedrich Engels mit seinen Kommerzprophezeiungen am Ende doch Recht haben und sollte der große Kladderadatsch näher sein, als die gute Bürgerlichkeit sich träumt?

In die Kaffeehäuser, die delphischen Heiligthümer der Berliner Literatur, drang vor Monaten schon die Kunde, das nächste Werk des Herrn Gerhart Hauptmann, vor dessen Namen die Zahlkellner sogar in Ehrfurcht erzittern, werde im Hoftheater zum Leben erwachen. Ich erkundigte mich nach dem Titel und er wurde mir, mit ekstatischem Ausblick, genannt: „Hannele Matterns Himmelfahrt“. Mein enthusiastischer Gewährsmann war sichtlich empört, als ich ihm ruhig erwiderte, unter diesem Titel werde Graf Hochberg das Stück bestimmt nicht annehmen. Aber ich behielt dennoch Recht: die Himmelfahrt wurde gestrichen und jetzt heißt die Geschichte einfach, schlesisch und süß: „Hannele“. Hätte ich auch den Inhalt gekannt, dann hätte ich bestimmt behauptet, das Stück werde streng von der Schwelle des Hoftheaters gewiesen werden. Und damit hätte ich nicht Recht behalten, denn ein frommer General-Intendant scheint sich gar nicht vorstellen zu können, wie unfremd ein sozialistischer Dichter sein kann: er wähnt, einem aufrichtig bereuenden Sünder weit die Arme zu öffnen, und merkt gar nicht, daß er einen höhnenen Keher umfängt.

Hannele Mattern ist das Kind eines Ehebruches, den irgend ein „Herr aus der besseren Gesellschaft“ mit der Frau eines schlesischen Maurers begangen hat. Im Allgemeinen pflegen Väter solche Kinder, denen sie nur den Namen und nicht auch das Leben gaben, nicht gerade zu lieben; aber der Maurer Mattern treibt es in bestialischer Roheit wirklich ein Bißchen zu arg. Hannele bekommt viel Schläge und wenig zu essen, und da auch der gute Herr Dorfschullehrer Gottwald ihrem Elend zwar sehr mitleidig, aber auch sehr unthätig zusieht, so beschließt sie — eigentlich mußte immer stehen:

es, aber ich bin an die süßen Diminutiva und an die sauren Weine der schlesischen Berge nicht gewöhnt —, ihrem Jammerleben ein Ende zu machen. Sie springt in den Teich, sie wird halb erstarrt herausgezogen und in das Armenhaus ihres Dorfes gebracht. In hitzigem Fieber erscheinen ihr holde Bilder: die tote Mutter tritt an ihr Lager und tröstet mit Versen, die halb biblisch und halb kindisch klingen, das sieche Kind; drei Engel steigen vom Himmel herab und säufeln schwülstige Litaneien; ein Märchenschneider mißt ihr prächtige Todesbrautkleider an; und endlich naht der Heiland selbst, der für die Fiebernde die befreundeten Züge des Dorfschullehrers trägt, und geleitet an sanfter Hand, von den Engelschaaren umringt, die kleine Dulderin an die Stätte der Seligkeit. Die überschwängliche Schilderung der gepriesenen Stätte vernimmt die Sterbende noch; dann aber bricht die Vision jäh ab: die eben noch Sitzende liegt in ihrem Lumpentittel wieder auf dem letzten Bette, der Arzmedoktor konstatiert nüchtern und geschäftsmäßig den Tod und von dem erträumten Glanze bleibt nichts als ein armseliges Bündel leblosen Fleisches, das von den Genüssen der Erde nichts gekostet und dem ein täuschender Traum nur eine unwirkliche, eine kindermärchenhafte Seligkeit vorgegaukelt hat. Die Deutung dieses wirren Traumes sollte selbst für General-Intendanten eigentlich nicht schwer sein. Nicht Kinder nur, Das wollte mit dem weisen Nathan offenbar auch Herr Hauptmann sagen, speist man mit Märchen ab; sein Hannele liegt auf dem Todesbette als ein Symbol des im Elend fiebernden Proletariates, das mit harter Arbeit, mit Schlägen und Fußtritten sein Leben lang gequält und geschunden wird und dem die hartherzige Grausamkeit schriftkundiger Pharisäer als einzigen Trost eine fromme Legende mit auf den Weg giebt, von einem besseren Leben nach dem leiblichen Tode. Damit lullt man die Jammernden ein, und hat dann der Armenarzt eilig den Tod konstatiert, so erscheinen anstatt der Engel die Würmer, und nicht in die sonnigen Gefilde der Seligkeit geht die Reise, sondern ins feuchte Grab an der frostigen Kirchhofsmauer.

Das ist nicht etwa eine willkürliche Deutung. Ich will ganz davon absehen, daß im „Vorwärts“ dieses angeblich fromme „Traumstück“ eifrig gelobt worden ist und daß von den Getreuen des Dichters tuschelnd die antihoftheatralische Tendenz seines Werkes kolportiert wird. Aber Herr Hauptmann, der ein „konsequenter Naturalist“ sein möchte, hat ja nur fortgesponnen, was er früher schon spann. Der alte Weber, der in gläubigem Gottvertrauen auf seinem Plage blieb und den dann die erste Kugel tot hinstreckte, ist in dem selben Traum befangen, den das arme Hannele nun träumt; und was das Traumstück bedeuten soll, Das hat, als der fromme Großvater sie auf den Himmel verwies, die handfeste junge



Webersfrau schon ausgesprochen: „Mit eura bigotta Käba . . . bobervone do iis mer o no ni amool a Kind sat geworn. Derwegen han se gelahn, alle viere ei Unfloot und Lumpa. Ihr hatt gebatt und gesunga, und iich ha m'r de Fisse bluttich gelaufa nooch an eenzichta Neegla Buttermilch.“ Es ist der selbe Dialekt, den man nachgerade nun lernen muß, wenn man über die allerneueste deutsche Dichtung mitreden will, und es ist die selbe Anschauung der Welt und des Christenthumes. Graf Hochberg hat sich grimmig getäuscht: die Himmelfahrt war ironisch gemeint und Herr Hauptmann bleibt, was er immer war, Atheist und strammer Sozialdemokrat. Vielleicht hat er zu der längst ihm schon lächelnden Gunst des Herrn Bebel nun auch noch die Bewunderung des Herrn Hermes erworben, dem „das Märchen von Christus“ bekanntlich immer ein Gräuel war und der den Lehrer Gottwald ganz gewiß nicht zur Anstellung an einer freisinnigen Berliner Kommunalschule empfohlen hätte.

Am Anfange dieser Betrachtung, die wirklich noch nicht ganz so langweilig wie ihr Gegenstand ist, habe ich gesagt, daß mir die Aufnahme Hanneles ins Hoftheater als eine ungemein witzige Komödie erscheint. Zu pathetischer Erregung ist auch gar keine Veranlassung; es ist ganz gleichgültig, ob irgend ein junger reicher Herr, der mit seinen Stiefelpußern bei Dressel speißt, der Mode wegen in Sozialismus und Atheismus macht und den Christenglauben, den sein schematisch enger Geist nicht versteht, mit kindischem Gestammel verhöhnt. Wenn Herr Hauptmann aus dem Stadium einer bestaunten Wunderkindlichkeit noch einmal herauswachsen sollte, dann wird er begreifen lernen, daß ein Dichter, der doch das Persönlichste sucht und im Anblick überragender Individualitäten schwelgt, nicht Sozialdemokrat sein kann, und dann wird er vielleicht auch einsehen, daß der Bergprediger die Seligkeit nicht wie eine blitzende Weihnachtbescherung den artigen und doch geprügelten Kindern verheißt hat. Die Aufgabe, gegen den behaglichen Gutsbesitzer von Schreiberhau den armen Zimmermannssohn von Nazareth zu verteidigen, will ich von Herzen gern Anderen überlassen.

Aber die Sache hat doch auch eine recht ernsthafte Seite. Nach meinen Begriffen von Kunst und Können ist das „Traumstück“ spottschlecht und widerwärtig; es spielt verständnislos mit einem tiefen Gedanken, es sucht in der Mischung von Fusel und Weibrauch einen abscheulichen Effekt und es zeigt deutlich, wie der für Mosaitarbeit und technische Subtilitäten sehr begabte Verfasser vor einer großen Aufgabe erlahmt, die eine universelle Auffassung und eine kraftvoll gestaltende Phantasie verlangt. Von der ersten Szene an, die mit den nachgerade unerträglich Mittelchen des Talmi-Naturalismus ein paar Armenhäusler zu charakterisiren versucht, bis zu der Bondonpoesie der Engelsphäre habe ich auch nicht eine einzige:

Stelle gefunden, die künstlerische oder gar menschliche Theilnahme erwecken könnte. Aber ich halte mich nicht für unfehlbar und ich will gern glauben, daß Andere zu einem freundlicheren Urtheil gelangen konnten. Nur Eines glaube ich nicht: daß in dieser ärmlichen Winzigkeit irgend ein Unbefangener ein „Ereigniß“ sehen kann. Dostojewsky hat auf vier Seiten — in der Skizze „Weihnacht“ — den selben Gegenstand behandelt, aus seiner christlich-mitleidigen Seele heraus; Maurice Bouchor hat für das Marionettentheater ein Noël geschaffen, das wie ein klassisches Meisterwerk den schlesischen Spul überrascht; die Stimmung unheimlicher Beklommenheit, die Herr Hauptmann vergebens herbeizubannen versucht, hat der belgische Præraphaelit Maeterlinck mühelos und mit beinahe schon virtuoser Sicherheit erzwungen; bisher aber ist es noch keinem halbwegs verständigen Menschen eingefallen, von der russischen „Weihnacht“, von dem französischen Noël oder von der belgischen Princesse Maleine den Beginn einer neuen Kunstera zu datiren und das lärgliche Urtheil der Menge damit noch mehr in die Irre zu leiten.

Wenn ein neues Stück des Herrn Hauptmann in Sicht ist, dann kommt der Dichter nach Berlin und veranstaltet eine Vorlesung, der alle unbedingt sicheren Lober beiwohnen dürfen. Er soll sehr gut vorlesen und die Jünger tragen denn auch alsbald die Kunde herum, diesmal sei etwas noch nie Dagewesenes zu erwarten. Die sogenannten Kritiker, denen der Verlag von S. Fischer die Weltliteratur bedeutet, sind unter den Jüngern sehr stark vertreten und so muß sich schließlich irgend ein Theaterdirektor wohl oder übel bequemen, das allerneueste Wunderwerk aufzuführen. Zur Generalprobe finden sich pünktlich dann wieder die sicheren Männer ein, sie werden auch rechtzeitig mit Büchern versehen und laufen bei der ersten Vorstellung bereits als Wissende umher, den Panegyrikus im Gewande. Der Theaterdirektor riskirt nicht allzu Viel: das Stück fällt zwar durch — von allen Stücken des Herrn Hauptmann hat nur eines ein genialer Komiker für Berlin wenigstens gerettet —, aber es wird unter bröhnenden Beifallsalben bestattet, der mutthige Direktor wird von den Ganzmodernen emsig gelobt und dem Publikum wird gesagt, in zehn Jahren werde es allenfalls reif geworden sein, so hohe Herrlichkeit zu verstehen. Daß daneben auch noch der Bericht über die Aufnahme des Stückes munter gefälscht werden kann, haben wir beim „Biberpelz“ erlebt: die Komödie, die einen „großen Erfolg“ gehabt haben sollte, ist nach zwei, höchstens drei Nothaufführungen für immer verschwunden.

Genau nach den Regeln dieser Kunst ist nun auch beim Hannele Verfahren worden und nur einige neue Praktiken sind hinzugekommen. Nach der Generalprobe: Entzücken und Vertheilung von Büchern an die Entzückten. Nach der ersten Aufführung: elf Hervorrufe, Vergleiche mit Parsifal.

mit Böcklin und Uebe, später Jubelsouper bei Rudolf Dressel, wo der „moderne Altruismus“ sich im Jammer über das menschliche Elend gewöhnlich zu Tische setzt. Das ist alt, neu aber ist die Privatleistung der Hoftheaterverwaltung. Ich sah die zweite Vorstellung. Das Haus war schwach besucht, nach beiden Akten wurde eifrig und andauernd gezischt und während des Spieles verließen wohl dreißig Menschen den Saal. Das konnte ich ihnen nicht verdenken; es ist nicht Jedermanns Sache, in einem stockdunklen Hause von Schattenspielen sich schrecken zu lassen und süßliche Weibrauchdämpfe einzuathmen. Am Schlusse aber, als das Publikum schon mit Mänteln und Schirmen beschäftigt war, brachten die unter guter Leitung aufgebotenen Getreuen doch noch einen kleinen Beifall fertig und, siehe da, Herr Hauptmann war auf dem Posten gewesen und schob sich lächelnd aus der Coullisse hervor. Das selbe Schauspiel ereignete sich bei der dritten Vorstellung und jedesmal wurde aus den Bureaux der General-Intendantz an die Zeitungen die Botschaft verfanbt: Das Stück wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen und der Verfasser wurde zum Erscheinen gezwungen.

Wenn Herr Hauptmann an solchem Unfug Gefallen findet, — ich gönne es ihm gern. Nach Recht und Pflicht aber bin ich gezwungen, mit dem Unfug mich zu beschäftigen, so unerfreulich diese Beschäftigung auch ist. Das Hoftheater ist die einzige subventionirte Bühne der Reichshauptstadt, die einzige, die nicht mit Reklamen und Geschäftskniffen zu arbeiten braucht; ihr Leiter muß darauf sehen, daß die anständigen Traditionen des Institutes gewahrt werden und daß nicht im Interesse des vor der Presse dienenden unfähigen Regisseurs Herrn Hauptmann eine Rollenbesetzung bewilligt wird, die man Shakespeare und Schiller ver sagt. In dem „Traumstück“, das zur Menschenbarstellung gar keine Gelegenheit bietet, waren erste Kräfte in kleinsten, sogar in stummen Rollen beschäftigt; dafür war die Hauptrolle, die der Dichter ursprünglich einer schlanken Anfängerin zugebach hat, aus besonderen Gründen der rundlichen Reife der Frau Conrad-Schlenther anvertraut, deren manierirte Kindlichkeit uns das abgekehrte, vierzehnjährige Hannele verkörpern sollte.

Kleinigkeiten, — nicht wahr? Aber ist es auch eine Kleinigkeit, daß eine Clique von dreisten Brüllern den Markt beherrscht und an die Unbeträglichkeiten des Herrn Hauptmann die Zukunft der deutschen Dichtung knüpft? Die Antwort darauf will ich zu geben versuchen, wenn ich mehr Papier und weniger Kopfschmerzen habe.

M. H.





Berlin, den 2. Dezember 1893.

## Das Ei des Capriwi.

Vor vierzehn Tagen wurde, im Verlauf einer agrarpolitischen Betrachtung, hier erzählt: „Der jetzige Reichskanzler hat kürzlich einem Führer der konservativen Partei, der die Noth der Landwirthe mit ihm besprechen wollte, trocken geantwortet: „Ja, die Landwirthe müssen eben abschreiben, wie das jeder industrielle und kaufmännische Unternehmer heute thut, und zwar gleich fünfzig Prozent!“ Und als ihm erwidert wurde, die unmittelbare Folge solcher Abschreibungen würde der Bankerott sein, da die meisten Landwirthe die Hälfte ihres Besitzes nicht mehr unverschuldet hätten, meinte der Staatsmann ohne Art und Halm, frei nach der Freisinnlehre: „Nun, dann gehen die jetzigen Besitzer eben zu Grunde; es werden neue billig kaufen und leben können!“ Die Unterredung hatte im Oktober stattgefunden; selbstverständlich konnte der genaue Wortlaut nach fünf Wochen nicht einmal den beiden Theilnehmern und noch weniger einem Dritten gegenwärtig sein. Nicht um den Wortlaut, sondern um den Sinn handelte es sich, und der war hier so wiedergegeben, wie ihn, nach der Mittheilung eines unbedingt zuverlässigen Gewährsmannes, der erwähnte konservative Führer einem an der Leitung eines konservativen Blattes mitwirkenden Herrn unmittelbar nach dem Gespräch geschildert hatte. Das „Volk“ bestätigte die Richtigkeit der Wiedergabe und nannte den hier verschwiegenen Namen des konservativen Führers, des Freiherrn von Manteuffel. In der „Korrespondenz des Bundes der Landwirthe“ wurde gesagt: „Wir erfahren aus zuverlässiger Quelle, daß der Herr Reichskanzler in der That sich in ganz ähnlichem Sinne

geäußert hat, wenn auch der Wortlaut, insbesondere in Betreff der Abschreibung von gerade fünfzig Prozent, nicht ganz richtig wiedergegeben sein dürfte.“ Nun ließ sich, da in der Provinzpresse das von Berlin ausgehende und in seinen Wirkungen manchmal äußerst belustigende Totschweigegebot gegen die „Zukunft“ nicht befolgt wird, die Sache nicht mehr verheimlichen. Die „Danziger Zeitung“ des lieben Rickert, der sich an submissivster Ergebenheit für den Kanzler seines Herzens nun einmal von keinem Sterblichen überbieten läßt, meinte, hier sei eine „Verdächtigung“ des Grafen Caprivi ausgesprochen worden, während in allen übrigen freisinnigen, demokratischen und sozialistischen Blättern erklärt wurde, der Reichskanzler habe sich durch seine Aeußerung als ein Wirthschaftspolitiker von höchster Weisheit und erfreulichster Einsicht erwiesen. Ein in Frankfurt erscheinendes Blatt verbreitete die interessante Entdeckung, die „Zukunft“ sei „ein Wochenblatt, welches mit den anti-caprivischen Kreisen am Hofe in engster Fühlung steht“, und rühmte dann ebenfalls die wirthschaftliche Vernunft des arlosen Grafen. Nebenbei wurde dem Freiherrn von Manteuffel „Indiskretion“ vorgeworfen, sogar von dem Blättlein des Herrn Barth, des Abgeordneten für die Billard-Verthe, dessen Militärcolloquien mit dem leitenden General doch von dem Berliner Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden waren. Politische Unterredungen mit dem Kanzler werden eben nicht geführt, weil der geehrte Herr angenehm plaudert oder schöne Augen hat, sondern weil es wichtig ist, zu wissen, wie der Mann, der — viele gute Deutsche sagen: leider — im Reich der erste Exekutivbeamte ist, über die Nothlage der Verthe schaffenden Stände denkt. Es war einfach die Pflicht des Freiherrn von Manteuffel, seinen Parteigenossen den Inhalt eines Gespräches mitzutheilen, das er wohl nicht als Privatmann, sondern als Führer der konservativen Partei gewünscht und erlangt hatte.

Inzwischen war der Beginn der Reichstagsverhandlungen näher gerückt und so wurde nach dem kleinen auch der große Dementir-Apparat in Bewegung gesetzt und das dreimal glühende Licht entzündet. Im „Reichsanzeiger“ las man nämlich:

„Verschiedene Blätter beschäftigen sich mit einer Unterhaltung, die der Reichskanzler im Oktober d. J. mit dem Abg. Frhrn. v. Manteuffel gehabt hat, und geben dieselbe dem Wortlaut wie der Tendenz nach falsch wieder. Der wesentliche Inhalt und Verlauf der Unterhaltung war vielmehr der folgende:

Nachdem Frhr. v. Manteuffel sich nach den Absichten der Regierung in Bezug auf die Arbeiten des kommenden Reichstags erkundigt hatte, erklärte der Reichskanzler, daß die verbündeten Regierungen und die preussische Regierung bereit wären, für die Landwirtschaft zu thun, was sie könnten, und erwähnte bei dieser Gelegenheit z. B. die Novelle zum Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und die Einrichtung von Landwirtschaftskammern in Preußen. Im Anschluß hieran gab der Reichskanzler der Ansicht Ausdruck, daß damit allerdings eine durchgreifende Hilfe nicht gegeben sei, und erkundigte sich dann, wie es mit dem unter Mitwirkung des Herrn v. Manteuffel innerhalb der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch unternommenen Versuch, das Agrarerbrecht zu reformiren, stehe. Weiter bemerkte der Reichskanzler, daß er in der Verschuldung durch Erbtheilungen und in der zeitweise über den realen Werth hinausgegangenen Steigerung der Güterpreise einen wesentlichen Grund für die gegenwärtige Kalamität zu erkennen glaube. Zu stark verschuldete Besizer würden sich auch unter Einschränkungen auf die Dauer nicht halten können.

Der Reichskanzler gab, eben so wie in der Sitzung des Reichstages vom 10. Dezember 1891, zu erkennen, daß er Dies als eine sehr bedauerliche Perspektive betrachten würde. Weder Wortlaut noch Sinn seiner Äußerungen würden zu einer anderen Auffassung berechtigt haben. Die Unterhaltung ist von beiden Seiten in wohlwollendem Ton zu Ende geführt worden."

Ueber den Stil amtlicher Verkündigungen hat der gute Bürger sich nicht den Kopf zu zerbrechen, und da jede Beziehung auf die „Zukunft“ vorsichtig vermieden war, so ließ die kraftvolle Behauptung, die Tendenz der Unterredung sei „falsch“ wiedergegeben worden, mit den Waffen des Preßgesetzes sich auch nicht zurückweisen. Zum Glück aber erschien in der „Kreuzzeitung“ sofort die folgende Erklärung des Freiherrn von Manteuffel:

„Nachdem ohne mein Vorwissen über diese Angelegenheit in der Presse Mittheilungen gemacht worden sind, halte ich mich für verpflichtet, der obigen Darstellung des „Reichs-Anzeigers“ gegenüber auch meinerseits den wesentlichen Inhalt jener Unterredung, wie ich denselben im Gedächtniß behalten habe, hier wiederzugeben. Nach einer Bemerkung über die schlechte Ernte des laufenden Jahres und die unverhältnißmäßig niedrigen Preise gab ich der Befürchtung Ausdruck, daß ein großer Theil der Landwirthe die Hypotheken-Zinsen nicht würde bezahlen können. Der Herr Reichskanzler erwiderte darauf etwa Folgendes: Nur wenn die Güter-Preise auf ein Niveau zurückgingen, welches dem derzeitigen Werthe des Grund und Bodens und seiner Ertragsfähigkeit entsprächen, könnte die Landwirtschaft wieder gesunden. Deshalb würden seiner Ueberzeugung nach nur die Landwirthe, denen es klar wäre, daß sie zu theuer gekauft, bez. das Gut in der Erbschaft zu hoch angenommen hätten, und die sich dazu entschließen, den Grundwerth ihres Gutes und seine Ertragsfähigkeit niedriger einzuschätzen als bisher, und demzufolge billiger zu wirtschaften und zu leben, in Zukunft sich halten können. Denen aber, die hierzu der Höhe ihrer Verschuldung wegen außer Stande seien, könne — zu seinem Bedauern — eben nicht geholfen werden.“

In civilisirten Staaten ist es kein ganz gewöhnlicher Vorgang, daß amtliche Verkündigungen der Regierung von anderer Seite berichtigt oder auch nur ergänzt werden müssen. Die Thatsache, daß in der Erinnerung des Freiherrn von Manteuffel der „wesentliche Inhalt jener Unterredung“ sich so ganz anders darstellt als im Geist des Grafen Caprivi, verdient deshalb ernste Beachtung und sie sollte mindestens davor warnen, künftig mit dem Vorwurfe „falscher“ Wiedergabe gar so eilig bei der Hand zu sein. Denn was Herr von Manteuffel den Reichskanzler sagen läßt, stimmt im Sinn genau mit Dem überein, was am achtzehnten November hier darüber mitgetheilt wurde; und den Wortlaut und die „Tendenz“ mag Herr von Manteuffel unter dem frischen Eindruck des Gespräches vielleicht richtiger wiedergegeben haben als nach fünf Wochen in einer öffentlichen Erklärung, in der er jedes Wort mit seiner Namensunterschrift vertreten muß. Aber Das ist gleichgiltig. Graf Caprivi sagt: Nur die Landwirthe können sich halten, die den Grundwerth und die Ertragsfähigkeit ihrer Güter so einschätzen, wie es „dem derzeitigen Werthe des Grund und Bodens“ entspricht. Das bedeutet, da „derzeitig“ die Preise unter den Produktionskosten bleiben, gegen früher eine Abschreibung von vielleicht manchmal noch mehr als fünfzig Prozenten. Graf Caprivi sagt ferner: Den Landwirthen, denen die Höhe ihrer Verschuldung eine solche Abschreibung unmöglich macht, „kann eben nicht geholfen werden“. Das bedeutet, da die meisten Landwirthe von solcher Verschuldung bedrückt sind, daß diese Existenzen zu Grunde gehen und neuen Eigenthümern Platz machen müssen, die dem „derzeitigen“ Werthniveau entsprechende Kaufpreise zahlen und dann leben können. Genau so waren die Anschauungen des Reichskanzlers hier wiedergegeben worden, — nur mit ein Vischen andren Worten, deren Richtigkeit oder Falschheit heute kein Mensch mehr kontrolliren kann. Niemand hat daran gezweifelt, daß der Herr Graf diese „Perspektive“ bedauerlich findet; aber es wird auch Leute geben, die den Ausdruck dieses Bedauerns nicht für ausreichend halten. Mit allem Gerede und Geschreibe ist also nur bewiesen worden, daß der Reichskanzler dem Sinne nach genau so gesprochen hat, wie es hier mitgetheilt worden war. Das ist nicht überraschend; wir kennen die Weise und den Text aus den Offenbarungen der manchesterlichen Egerien des neuen Kurses und die Lobespsalmen der Cobdeniten werden mit holden Klängen auch jetzt wieder die leitenden

Männer über den strengen Tadel „begehrlicher Interessenvertreter“ mild und freundlich hinwegtrösten.

Ein etwa vorhandenes Applausbedürfniß ist ja nun abermals reichlich befriedigt worden. Drei lange Tage hat die privilegierte Sprechanstalt in der Leipzigerstraße den Handelsverträgen mit Rumänien, Serbien und Spanien geopfert; Herr von Marschall hat, als Vertreter der Anklagebehörde, dem sehr viele Akten von sehr vielen Substituten bereit gehalten wurden, gegen den Bund der Landwirthschaft außerlich gar nicht ungeschickt plaidirt und die Vertreter des Bundes ließen sich leider in die Defensivposition versetzen, anstatt zum rücksichtslosen Angriff überzugehen und der „aktenmäßigen“ Statistik die schmerzliche Wirklichkeit entgegenzustellen; die Grafen von Kanitz-Podangen und von Limburg-Stirum haben gute und sachlich begründete Neben gehalten; Herr Rickert ist als unbewußter, Herr Meyer als bewußter Clown aufgetreten und Beide haben sich auch diesmal in ihrem Publikum nicht getäuscht. Das Ergebniß dieses Tetramerons ist aber wiederum gleich Null, denn von keiner Seite ist irgend Etwas gesagt worden, was nicht seit Monaten schon von den Zeitungen vertröbelt worden wäre. Seit Otto Bismarck gegangen ist, an dessen Höhe, nach dem Geständniß des Herrn Bamberger, selbst seine Gegner um ein Beträchtliches emporzuklimmen konnten, muß man von dem Werthniveau unserer Parlamente mindestens fünfzig Prozent abschreiben; die Herren, die da sitzen und die vorher sehr häufig doch in früher Morgenstunde noch von den wirklich Sachverständigen informirt worden sind, unterscheiden in ihrer Mehrheit sich kaum von den Wortführern in der Presse: auf beiden Seiten das Gefühl kollegialer Zusammengehörigkeit, das immer das stolze Bewußtsein starker Persönlichkeit mordet, auf beiden Seiten auch häufig die selbe Trivialität, der es gar nichts verschlägt, mit dem eben schmächtig Verdächtigten einen Schoppen zu stechen. Advokaten, Journalisten und Parlamentariern pflegt das Gefühl der Verantwortlichkeit und der persönlich engagirten Ehre verloren zu gehen; ihnen wird allmählich Alles zum Geschäft und sie begreifen gar nicht, wie irgend Jemand eine im Interesse der augenblicklichen Klientele besorgte Beschimpfung, sei sie noch so schmächtig, ernst nehmen kann. Sunt verba et voces, praeterea nihil.

Zimmerhin gab es in der trostlosen Wüste einen interessanten Punkt, von dem aus ein Umblick lohnend erscheint: die Rede des Grafen



Caprivi. Der Reichskanzler ist neuerdings empfindlich geworden und er stellt gegen ihm besonders verhasste Personen Strafanträge, weil sie, ohne seine gute Absicht und sein eifriges Streben zu bezweifeln, der Meinung Ausdruck geben, daß er den Ansprüchen seines Postens nicht gewachsen ist und daß von den Vorstellungen, die man bisher von der Wichtigkeit dieses Postens hatte, jetzt allzu hohe Abreibungen gemacht werden müßten, um auf den „derzeitigen“ Werthstand zu gelangen. Aber mit Strafanträgen schafft man unangenehme Urtheile nicht aus der Welt — eher kann man damit unangenehme Urtheile in die Welt setzen — und die Thatsache, daß die überwiegende Mehrheit aller Deutschen, bis zu den höchsten Stellen civiler und militärischer Beamtung, dem General Grafen von Caprivi ihr Vertrauen versagt, wird durch den Beifall der radikalen Parteien nicht übertönt. Es macht sich ja sehr hübsch, wenn nach jeder Rede des Kanzlers und seines Gehilfen im auswärtigen Dienst „Beifall links“ verzeichnet steht, wenn Herr Rickert den Staatssekretär beglückwünscht und der „Vorwärts“ den Beauftragten des Bundesrathes rühmt; aber es würde sich noch viel hübscher machen, wenn man sich endlich entschließen wollte, die Fiktion fallen zu lassen, als ob diese Regierung konservativ, zu deutsch also erhaltend, sei, während sie thatsächlich, von dem Helgolandvertrag bis zur zweijährigen Dienstzeit und den handelspolitischen Experimenten, nur wohlthätig Bestehendes umzustossen versucht hat. Daran kann ein freundlicher Privatverkehr und ein Austausch von Liebenswürdigkeiten mit den Führern und den Angeführten der konservativen Fraktion natürlich nichts ändern.

Graf Caprivi irrt, wenn er im Eingange seiner Rede klagt, es werde gegen seine Person ein gehässiger Kampf geführt. Seine Person ist vollkommen gleichgiltig; der Kampf gilt der Politik, die er im Auftrage des Bundesrathes vertritt, und dieser Kampf hat, eben weil eine starke Persönlichkeit nicht zu treffen war, nie und nirgendwo auch nur annähernd die gehässigen Formen angenommen, an die Fürst Bismarck sich dreißig Jahre gewöhnen mußte. In der politischen Arena, wo um die Existenzfragen der Nation gerungen wird, lebt sich nicht so ruhig wie an der Spitze einer unbedingt gehorsamen uniformirten Truppe, — und doch sollen selbst da dem Obersten von Caprivi unfreundliche Aeußerungen Molitkes nicht erspart geblieben sein. Wer in der Oeffentlichkeit steht, der muß auch auf öffentliche Angriffe ge-

faßt sein und eine sittliche Berechtigung zur Klage hat er erst da, wo auf Grund unbeweisbarer Behauptungen ihm tückische Schmähung angethan wird. Graf Caprioli aber sieht sich umschmeichelt und umworben; außer den sehr zahlreichen Zeitungen, über die er kraft seines Amtes frei verfügt, werden ihm die sämmtlichen Blätter der Freisinnig-Gouvernementalen zur Verfügung gestellt und selbst die Sozialdemokraten erzählen ihm in jeder Woche mindestens einmal, wie erhaben in seiner lichten Reine er neben seinem pechtrabenschwarzen Vorgänger steht. Er hat alle Gegner Bismarcks zu Freunden; darf er sich wundern, wenn von den Freunden Bismarcks Die wenigstens, denen nicht die Macht, denen die große Persönlichkeit und das sichere Können imponirt, seine Gegner sind? Ihm bleiben ja noch alle Binsengemüther, alle strebsamen Bewunderer jedes Gebieters am Futtertrog.

Graf Caprioli, der von Bismarck gerade wegen einer gewissen steifen Schwerfälligkeit geschätzt wurde, hat sich als ein nicht gewöhnlich begabter Parlamentsredner entpuppt. Während er dem Marine-Resort vorstand, hinderte der Druck mechanischer Vorrichtungen, die der körperlich Leidende mit sich herumtrug, die rasche Beweglichkeit; er sah härbeißig drein, sprach wenig und war sichtlich froh, wenn er wieder seinen Platz einnehmen und streng vor sich hinblicken konnte. Das hat sich geändert; der Reichskanzler hört sich jetzt offenbar gern sprechen und den Parlamentarismus, der in Frankreich, Italien und Spanien eben wieder seine herrlichsten Triumphe gefeiert hat, nimmt er in schöner Gläubigkeit noch ganz ernst. Seine Reden — allerdings nur die ersten immer, auf die er sorgfältig zu Hause sich vorbereitet hat — klingen ganz gut, ganz menschenverständlich; sie bringen einen angenehmen Wechsel von — etwas dürrem — Pathos und — etwas wohlfeilem — Scherz und sie würden ihren Zweck durchaus erreichen, wenn sie später nicht auch noch im Druck aufbewahrt würden. Graf Caprioli ist auch hierin der entschiedenste Gegensatz zum Fürsten Bismarck, der zu erzählen pflegt, er habe nie besser gesprochen, als wenn er unvorbereitet, sozusagen auf nüchternen Magen, geärgert worden war, und dessen Reden nach hundert Jahren noch überzeugend wirken werden, — leider auch da, wo die Ereignisse und der Wandel der Zeiten den immer lernfähigen Fürsten inzwischen ins Unrecht gesetzt haben. Es ist der Unterschied zwischen einer ganz aus selbst geschaffenen Material ragend aufgebauten Persönlichkeit und einem

ehrenwerthen und eifrigen Durchschnittsmenschen; dort frischer, belebender Wiefenduft, hier eine Atmosphäre von gutem Willen und Schweiß, leise gemischt mit Astenstaub und Lampenblak.

Wenn man die Rede des Grafen Caprivi vom vierundzwanzigsten November liest, in der gewiß unanfechtbaren Fassung des Reichsanzeigers, dann begreift man doch nicht, warum von den Agrariern Keiner, mit dem Stenogramm in der Hand, sie Satz für Satz widerlegt hat. Schwer wäre Das nicht gewesen, nicht schwerer als der von Herrn von Marschall vermißte Nachweis dafür, daß die Handelsverträge die deutsche Landwirthschaft geschädigt haben. Beide Herren kämpfen gegen ein zur größeren Bequemlichkeit geschaffenes Phantom, gegen die nirgends aufgestellte Behauptung, daß sie aus Böswilligkeit und aus Lust am Zerstören Unheil stiften, während im schlimmsten Falle ihnen doch nur der Vorwurf der Kurzsichtigkeit und des mangelnden Verständnisses gemacht werden könnte, — ein Vorwurf also, der ihre Ehre nicht im Geringsten verletzen kann. Beide beklagen sich bitter über eine wilde Agitation der Landwirthe — gegen die am Ende doch auch nicht zahme Agitation des Freisinns und der Sozialdemokratie haben sie schon längst kein leises Wörtchen des Tadelns mehr — und Beide vergessen ganz, daß diese Agitation nicht nur selbstverständlich, sondern auch nützlich und in zollkriegerischen Zeiten gerade für die Regierung sehr vortheilhaft ist. In dem berühmten Brief an den Freiherrn von Thüngen wünschte Bismarck diese Agitation; er sagte im Reichstag: „Zwanzig Millionen deutsche Landwirthe lassen sich eben nicht zu Grunde richten; es kommt bloß darauf an, daß sie zu dem Bewußtsein kommen, was ihnen bevorsteht, und sie werden sich mit den gesetzlichen und verfassungsmäßigen Mitteln dagegen zu wehren suchen. Was ich dazu thun kann, sie zum Bewußtsein zu bringen, Das will ich thun, nicht der Agitation wegen, sondern der Gerechtigkeit wegen“. Herr Rickert freilich würde hier, wie nach den „zündenden“ Worten des Herrn von Marschall, entrüstet wieder ausrufen können: „Die reine Demagogie ist Das!“

Im Sinne des Grafen Caprivi ist es wirklich die reine Demagogie, denn er glaubt zwar, daß man zu Gunsten der Landwirthschaft nicht mehr sagen kann, als er gesagt hat, aber er glaubt nicht, daß für die Landwirthschaft überhaupt Etwas gethan werden kann. Das ist ein Glaube, so ehrlich und achtbar wie jeder andere; nur muß man

sich nicht wundern, wenn die Landwirththe dem also Glaubenden antworten: Wir bringen die meisten Steuern auf und die höchsten Stempelbeträge, wir liefern die besten Soldaten, wir schützen das Landeslima und die Volksgesundheit, wir sichern den Staat gegen die Neuerungsucht des Radikalismus, wir waren da, ehe Du kamst, wir werden da sein, wenn Du schon lange vergessen bist, und wir verlangen, so lange Du auf Deinem Posten stehst, etwas Besseres von Dir als gute Worte und als Ausprüche wie diesen: „Die Landwirthschaft ist unbedingt erforderlich!“ Das hat selbst Herr Rickert bisher nicht bestritten; eben darum aber muß man dafür sorgen, daß die Landwirthschaft lohnend und ertragsfähig bleibt, und man muß sich nicht, wie der Reichskanzler, dem Wahn hingeben, eine Zollherabsetzung um anderthalb Mark bedeute für den armen Osten kein „nennenswerthes Opfer“. Wenn der Reinertrag für den Morgen auch nur um eine Mark vermindert wird, so bedeutet schon Das eine Herabsetzung des Grundwerthes um 25 Mark für den Morgen und diese Entwerthung dürfte vielleicht doch „nennenswerth“ sein. Sollen auf der einen Seite 50 Prozent abgeschrieben, auf der anderen 25 Prozent verloren werden, so bleiben nach Adam Riese überhaupt nur noch 25 Prozent vom früher „realen“ Grundwerth übrig, — und eine Handelspolitik, die uns dahin führen würde, dürfte man, da sie das Nationalvermögen um ungeheure Beträge verkürzt, mit aller schuldigen Hochachtung doch wohl thöricht und verhängnißvoll heißen. Ob man die Führer auf solchem Wege Bureaukraten oder Manchestermänner nennt, ist gleichgiltig; den Zustand, den sie schaffen, hat der nicht gerade demagogisch veranlagte Freiherr vom Stein sehr deutlich geschildert, als er schrieb: „Die reine Bureaukratie ist auch geneigt zum Wechsel in den Verwaltungssystemen; sie ist gewöhnlich Personen anvertraut, die buchgelehrt oder aktenempirisch sind, dabei an kein Interesse, es sei das der Grundeigentümer oder des Gewerbestandes, gebunden sind; sie schöpfen ihre leitenden Grundsätze selten aus dem wirklichen Leben und sind daher geneigt zur Systemsucht, oder durch allerlei Wind der Lehre bewegt worden, oder durch die Meinungen einzelner momentanen Einfluß habender Personen, und so kulminirt heute das Fabrikssystem, morgen das der ungebundenen Handels- und Gewerbe-Freiheit. Heute steht man fest bei dem Herkömmlichen, morgen reformirt man rasch bäuerliche Verhältnisse, städtische Zunftsteinrichtungen; den achtbaren,

tüchtigen Bauernstand bedroht die Gefahr, in Tagelöhner und Brinkfischer, den ehrsamem Bürger in patentisirte Pflücker verwandelt, und die alten Geschlechter durch agiotirende Juden verdrängt zu werden.“ Dieses Citat beweist jedenfalls, daß solche Gedanken und so ausgedrückte Befürchtungen nicht seit vorgestern erst durch schändliche Interessensvertreter und lärmende Demagogen erfunden worden sind; und es beweist ferner, daß es nicht ungefährlich ist, einen Großgrundbesitzer als ungeeignet zur Leitung der Reichsgeschäfte zu bezeichnen und sich dazu für geeigneter zu halten, schon weil man kein A'r und keinen Halm besitzt.

Der Name eines Mannes ohne A'r und Halm ärgert den Herrn Grafen jetzt, er möchte den Ausspruch von damals gern in das Meer des Vergessens senken und es ist interessant, zu beobachten, wie er Das anzustellen versucht. Er sagt: „Wenn ich nun ein A'r hätte und hätte das A'r so verschuldet, wie die Herren sagen, daß die Landwirthschaft jetzt dasteht, — glauben Sie, daß ein so verschuldeter Reichskanzler ein wünschenswerther Reichskanzler wäre?“ Darüber wurde von der versammelten Weisheit gelacht, wie in der Schule, wenn der Herr Lehrer geruht hat, ein Wißchen zu leisten, und Niemand rief laut und vernehmlich: „Ja! Ich glaube, daß ein Reichskanzler wünschenswerth ist, der irgendwo wenigstens am eigenen Leibe spürt, wie es dem Volke geht und wie das A'rgirtwerden bekommt, ganz ungleich wünschenswerther, mag er auch verschuldet sein wie der berühmteste Schwiegersohn eines verfrachten Bankdirektors, als ein Mann, der einundfünfzig Jahre seines Lebens in Reih und Glied, fern von allen bürgerlichen Verhältnissen, verbracht hat, und der seit bald vier Jahren nun pünktlich quartaliter seinen Gehalt in vollwerthigen Goldstücken ausgezahlt erhält.“ Die ganze unsägliche Misere unserer Eisenbahnzustände rührt im letzten Grunde ja davon her, daß die Herren, die dekretiren und reglementiren, seit sie im Dienst sind, mit Freikarten durchs Leben rollen, daß für sie keine Perronsperre und kein — Gott seis geklagt! — zusammenstellbares Fahrtscheinheft existirt und daß sie nicht, wie andere Sterbliche, genöthigt sind, ihr Retourbillet verfallen zu lassen, weil sie einen Kunden nicht zu Hause trafen und deshalb einen halben Tag länger bleiben müssen. Das Allerschlimmste, was uns begegnen kann, ist eine Regierung von Herren, die — nach dem Wort des bösen Großgrundbesitzers — „unsere Sonne nicht wärmt, unser Regen nicht naß macht, wenn sie nicht zufällig ohne Regenschirm ausgegangen sind, die weder

Industrie, noch Landwirthschaft, noch ein Gewerbe treiben; die verlieren leicht den Blick und das Mitgefühl für diejenigen Interessen, die ein Minister, der auch Besitz hat, also auch zu der *misera contribuens plebs* gehört, der auch regirt wird und fühlt, wie die Gesetze dem Regirten thun, wahrnimmt.“ Man braucht nicht „den Dreschflügel zu schwingen“, um die Lage der Landwirthschaft beurtheilen zu können, aber man muß nicht bei Wandern nur auf's Land gekommen sein und man muß zu irgend einer Zeit wenigstens die wirklichen Verhältnisse des Erwerbslebens an der eigenen Haut kennen gelernt haben.

Der Reichskanzler bebauert, daß der Bund der Landwirthe „arm an schöpferischen Ideen ist“ und daß die Agrarier „Artikel mit so geringem geistigem Inhalt“ schreiben. Ja, wo ist denn der geistige Inhalt in der Rede des Grafen Caprivi? Etwa in den alten Geschichten, die wir seit Jahren von allen Freihandelsblättern, nur straffer und konsequenter behandelt, vorgelesen bekommen und die Laster und feine Leute unzählige Male heruntergebetet haben? Oder in den geschickt angebrachten Späßen über einige Hitzigkeiten der Landwirthe, die mit der Feder nicht gewandt sind und denen die Goerings und Günthers und Hubers nicht hilfreich zur Seite stehen? Oder in dem Appell an das „Staatsinteresse“ gegen die „Interessen der Gruppen“? Das kann man für acht Mark vierteljährlich mindestens hundertmal in der *Vossischen Zeitung* haben. Der Staat ist schließlich doch nur das Parallelogramm der Interessen; der ruhige Bürger, der nicht Abgeordneter oder Journalist oder Advokat ist, kann wirksam nur sein eigenes Interesse vertreten, Das thut auch Herr Meyer so gut wie Herr Lessing und Herr Mosse, und Der nur, der gar kein reales Interesse hat, kann sich einbilden, die Gesamtheit der auseinanderstrebenden Interessen zu vertreten und in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge mit abstrakten Begriffen auskommen zu können. Ueber so verspätete Hegelianismen hilft auch der Anruf Fichtes, dessen Stärke gewiß nicht das historische Verständniß war, nicht hinweg; die Zeiten, deren Entschwinden Graf Caprivi „tief beklagenswerth“ findet, sind die Tage, da Hegel prophezeite, nach den rohen Kämpfen um die gemeinen Interessen der Wirklichkeit würden die Deutschen nun zu der „reinen Geistigkeit“ zurückkehren, die Tage eines müßig schwärmenden und unfruchtbar grübelnden Transcendentalismus, von dem Otto Bismarck uns glücklich erlöst hat. Dieses verhöhte Michelthum soll

nicht wieder aufleben, sonst könnte Deutschland leicht wieder die Dupe seiner ehrlichen Ueberzeugung werden. Ist Graf Caprivi der Mann, der Zeit einen neuen geistigen Inhalt zu geben, — vortrefflich! Aber wo ist dieser Inhalt? In den neuen Soldaten? In den neuen Steuern für die neuen Soldaten? Wo ist irgend eine große gesetzgeberische Aufgabe, die Graf Caprivi ergriffen und durchgeführt hätte? Wo ist seine Berechtigung, andere Leute, die in harter praktischer Arbeit Etwas vor sich bringen, der Armuth an schöpferischen Ideen anzuklagen? Wo sind denn seine schöpferischen Ideen? In dieser Debatte sahen sie so aus: „Die Güterpreise sind über ihren realen Werth hinaus gestiegen; wir müssen Getreide importiren, denn wir erzeugen mehr Menschen, als wir ernähren können; die Arbeiter ziehen in die Industriezentren, — aber was kann denn die Regierung dagegen thun? Man sagt jetzt sehr leicht: das Kreditrecht ändern, das Agrarrecht ändern — indessen Das sind schwerwiegende Fragen.“ Leistet Das der Bund der Landwirthe nicht am Ende auch, leistet er nicht mehr, wenn er erwidert: Der Grundwerth des deutschen Bodens darf nicht durch falsche Maßregeln verringert und die Landwirthschaft muß so gestellt werden, daß sie durch hohe Löhne die Arbeiter fesseln kann; wir können bequem das Getreide produziren, das wir für unsere Bevölkerung brauchen, sobald der Körnerbau nur wieder lohnend gemacht wird; die Aenderung des Kreditwesens und des Agrarrechtes sind schwerwiegende Fragen, aber, um sie beantwortet zu haben, bezahlen wir eben eine Schaar von Beamten, und von denen haben wir mehr zu verlangen als eitel Wohlwollen und schöne Nebensarten?

Freilich —: eine „schöpferische Idee“ hat der Reichskanzler doch wenigstens in die Debatte geworfen, eine Idee, so selbstverständlich und so genial doch zugleich, daß sie einen Ehrenplatz dicht neben dem Ei des Columbus verdient. Fürst Bismarck hatte einst den alten Satz citirt: „Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt.“ Der Satz war einmal richtig, sagt Graf Caprivi dagegen, aber er paßt nicht mehr auf die heutigen Verhältnisse, denn: „münzt denn der Bauer Geld? Der Bauer bekommt erst Geld durch die Leute, die ihm seine Produkte abkaufen. Wenn diese anderen Stände nicht in der Lage sind, kaufen zu können, dann ist der Bauer auch nicht in der Lage, seine Schweine, Eier u. s. w. abzusetzen zu können. Es besteht also eine Wechselwirkung zwischen den Ständen.“ Leider verzeichnet der Sitzungsbericht hier

nicht „Sehr richtig“, „Hört! Hört!“ oder „Sensation!“ Leider, — denn in europäischen Staaten hat ein Minister sicher bisher solche schöpferischen Ideen noch nicht ausgesprochen. Man könnte vielleicht einwenden, daß auch die Industriellen, die Generäle, die Abgeordneten, die Jobber, kein Geld münzen; daß, wenn das Volk sich nichts mehr zu essen kaufen kann, weder ein Staat noch ein Handelsvertrag noch ein Reichskanzler mehr nöthig ist; daß der Landmann der Urproduzent ist und daß die Gesundheit eines Organismus von der Basis ausgehen muß und nicht von der Spitze; daß man nicht den Fabrikanten von Cylinderhüten oder von Epauletten reich machen muß, damit der mehr Getreide und Eier und Schweine konsumirt — mehr als satt essen kann er sich dann auch nicht —, sondern den Landmann, damit der mehr Industrie-Produkte und Luxusartikel abnehmen kann. Aber Das wäre offenbar nur der Ausdruck gehässig agitirender Interessen-Vertretung, wäre, wie Heinrich Rickert lobesam grunzt, die reine Demagogie. Um dem Bauern Geld zu verschaffen, muß man also vorher dafür sorgen, daß die ganze übrige Welt Geld hat, denn „es besteht eine Wechselwirkung zwischen den Ständen“; und damit die nicht-bäuerliche Welt Geld hat, muß der Landwirth erstens Abschreibungen machen und zweitens „billiger wirthschaften und leben“. Was Jahrzehnte hindurch die ernstesten Geister beschäftigte, Das ist mit einer genialen Wendung nun beseitigt und späte Geschlechter werden sich noch von der Großthat erzählen, die spielend beinahe vollbracht worden ist, so sicher und elegant, daß man, um „im Wortlaut und in der Tendenz“ nicht falsch zu citiren, sie nur mit den Versen der Dame Kobold des spanischen Dichters wiedergeben kann:

Das andre Geheimniß

Kennst Du doch, mit Händchens Ei?  
 Womit viele hoch erhab'ne  
 Geister sich umsonst bemühten,  
 Um auf einen Tisch von Jaspis  
 Solches aufrecht hinzustellen;  
 Aber Händchen kam und gab ihm  
 Einen Knick nur, — und es stand!





## Die Folgen der Geldwerthänderung.

In Nr. 59 der „Zukunft“ habe ich versucht, dem Leser überhaupt einmal klare Anschauungen über die Grundlagen der Währungsverhältnisse zu verschaffen. Das Zweite, was mir zu einem tieferen und selbständigen Eindringen in die praktisch so unendlich weit tragenden Währungsfragen nöthig erscheint, ist, daß man klar darüber wird, wie die mit jeder Aenderung des Währungswerthes, im gegebenen Falle mit der Vertheuerung des Goldes, verbundenen Umwälzungen sich vollziehen.

Von den möglichen normalen Währungssystemen ist demjenigen der Vorzug zu geben, welches die größte Werth- d. h. Kaufkraftbeständigkeit gewährleistet; denn diese Eigenschaft soll das allgemein gesetzliche Werthmaß und Zahlungsmittel vor Allem besitzen. Die erste Anforderung an das gesetzliche Zahlungsmittel ist eben die, daß es während des Wechsels der Hände am Werth, d. h. an der Kaufkraft, allen übrigen Waaren gegenüber so wenig wie möglich ab- oder zunehme, weil sonst der Geldverkehr zum Lotteriespiel aller Vermögen mit einander sich gestaltet. Eine Werthschwankung wird nun, abgesehen von Zwangspapiergeld, das in starken Massen ausgegeben wird, auf kürzere Zeit in der Regel nicht in stärkerem Maße zutreffen. Für längere Fristen dagegen kann auch das Metallgeld stark im Werthe wechseln. Es kann entweder an Kaufkraft zunehmen, was den allgemeinen Druck auf die Preise der Waaren und Dienstleistungen zum Nachtheil aller Schuldner und aller produktiven Stände herbeiführt, oder aber an Kaufkraft abnehmen, was die umgekehrte Wirkung, eine allgemeine Steigerung der Preise und Abnahme der Kaufkraft fixer Geldeinkommen an Renten und Besoldungen, herbeiführt. Der erste Fall, die Werthsteigerung, ist für das Gold seit der Entwährung des Silbers und in Folge dieser Entwährung eingetreten. Diese — ich glaube unleugbare, auch von namhaften Nichtbimetallisten kaum mehr geleugnete — Thatsache ist gleichbedeutend mit der thatsächlichen Erschwerung aller in Gold fixirten Schuldsummen, Zinsen, Steuern u. s. w., sowie mit dem Erniedrigen der Waarenpreise, namentlich des Getreides, zumal bei Konkurrenz aus Ländern mit entwertheter Valuta. Diese Thatsache ist aber auch gleichbedeutend mit einem im Verhältniß der Goldvertheuerung steigenden Gewinn der Goldgläubiger an allen vorher fixirten Goldkapital- und Goldzinsforderungen. Die Goldvertheuerung ist durch den allgemeinen Wettlauf nach Gold entstanden, während vor vierzig Jahren eine plötzliche Vermehrung der Gold- im Verhältniß zur Silber-Produktion um mindestens das Doppelte derjenigen Vermehrung, welche die nachmalige und jetzt noch andauernde Vermehrung der Silberproduktion beträgt, den Goldwerth Silber gegenüber so gut wie

gar nicht drückte, weil Gold mittelst der Doppelwährung Frankreichs unausgesetzt freie Währungsverwendung durch unbeschränkte Annahme bei den Münzstätten gefunden hatte. Es wird weiterhin die praktische Hauptaufgabe sein, zu untersuchen, ob und wie für die ihrer Natur nach meist kosmopolitische, meist internationale Völkereinrichtung, nämlich für das Geld- und Währungswesen, eine internationale Ordnung sich gewinnen ließe, die dem Silber wieder mehr Währungsspielraum, beiden Geldmetallen mehr Werthbeständigkeit gegen einander und in Folge hiervon mehr Kaufkraftbeständigkeit allen übrigen Waaren gegenüber verschaffen würde. Das wird natürlich nur eine solche Ordnung sein können, die der nationalen Selbständigkeit auch im Währungswesen, geschweige im Münzwesen, keinen Abbruch thut.

Ehe jedoch praktische Maßregeln zur möglichsten Stabilisirung des Geldwerthes aufgestellt und begründet werden können, muß zuvor vollkommene Klarheit darüber gewonnen sein, worin jede Geldwerthänderung besteht und — wie diese Veränderung, sie sei nun eine Selbentwerthung oder eine Geldwerthsteigerung, sich volkswirtschaftlich vollzieht.

Worin sie besteht? Wenn die Kaufkraft des Währungsmetalls sich ändert, so wird an allen Forderungen und Verbindlichkeiten, die vor dem Eintritt der Geldwerthveränderung in Geld fixirt wurden, aber erst nach dem Eintritt der Geldwerthveränderung erfüllt werden, je der eine Theil im Maße der stattgehabten Werthänderung gewinnen, der andere aber verlieren. Es tritt eine weitgreifende Umwälzung in der Vertheilung des Nationalvermögens und Nationaleinkommens ein — ohne jegliche Schuld der Verlierenden und ohne jegliches Verdienst der Gewinnenden. Einige Beispiele sollen Dies barthun. — Erstes Beispiel: Ich habe vor 15 Jahren ein Haus oder Landgut um 100 000 Mark in einem Goldwährungslande erworben, so ist dieses Haus oder Landgut, wenn alle übrigen Bedingungen der Werthbildung die selben geblieben sind, oder wie man sagt: *ceteris paribus*, in dem einen Falle, wo Gold im Werthe, d. h. in der Kaufkraft, allen anderen Gütern gegenüber inzwischen um 25 pCt. wirklich gestiegen wäre, heute in Mark Gold nur zu 80 000 anzubringen. Mit diesen 80 000 Mark Gold kann ich zwar jetzt eben so viel kaufen wie vor 15 Jahren mit hunderttausend, da im Ganzen Alles billiger geworden ist. Wenn ich aber auf dem Haus oder Gut 50 000 Mark Schulden, Kapital und Zinsen in Gold, lasten habe, so ist, da der Nominalbetrag des Schuldkapitals und der Zinsen sich nicht geändert hat, diese Schuld nach Kapital und Zins für mich viel lästiger geworden, da jede Mark der fixirten Verbindlichkeit um 25 pCt. mehr gilt und um so viel schwieriger aufzubringen ist. Der Gläubiger aber hat eben so viel durch die Goldvertheuerung gewonnen; war dieser Gläubiger ein Geldmann, der die andere Hälfte des Haus- oder

Gutwerthes beim Verkauf baar ausgezahlt erhielt, und hat er diese anderen 50 000 Mark des Kauffschillings durch fünfzehn Jahre in Goldpapieren angelegt erhalten, so hat er auch an diesen dem Schuldner gegenüber am nominell unverändert gebliebenen Kapitalwerth und Zinsbetrag gewonnen. Anderes Beispiel: Ein Gutspächter, der vor fünfzehn Jahren eine Zeitpacht auf achtzehn Jahre zu 10 000 Mark jährlichen Pachtschillings eingegangen hat, würde zwar immer noch 10 000 Mark bis zum Ende der Pachtzeit zu entrichten haben, allein seine Gutserträge wären beim Sinken des Preises der landwirthschaftlichen Produkte — *ceteris paribus*, d. h. alle übrigen Produktions- und Absatz-Bedingungen als gleich geblieben angenommen — im Maße der Goldvertheuerung gesunken; an gencrellem Waarenvorrath hat der Pächter dem Pächtherrn bei gleichgebliebener Geldsumme des Pachtschillings entsprechend mehr zu entrichten, er hätte den Pachtschilling viel schwerer aufzubringen. Drittes Beispiel: Wären die Ertragssteuern unverändert die selben geblieben, wären also die Grund- und Gebäudesteuersätze, die dem Staat und der Gemeinde, oder nach erfolgter Ueberweisung der staatlichen Ertragssteuern an die Gemeinden zu entrichten sind, heute noch die selben wie vor fünfzehn Jahren, so wäre die ganze Steuerlast nominell die selbe, effektiv aber eine um 25 pCt. lästigere geworden; das Gleiche gälte auch von allen unverändert gebliebenen Gebührensätzen, Branntwein-, Zucker-, Bier- und anderen Verbrauchssteuersätzen; die nominell gleichgebliebene Steuerlast wäre allgemein eine drückendere, die Unzufriedenheit der Steuerzahler aber allgemein ebenfalls eine viel gereiztere geworden. Nimmt man weiter an, der Staat habe eine große Schuldenlast, so hat er, falls er die festen Steuersätze der Goldvertheuerung entsprechend herabgesetzt hat, keine Deckung mehr für die nicht reduzierbaren Zinsen und für die Tilgung der Schuldstämme; die Nation wird also als Schuldnerin entweder anderswie belastet werden müssen oder es werden ihr die alten fixen Steuersätze und Gebühren nach wie vor auferlegt bleiben. Ein letztes Beispiel, bei dem ich bezüglich der Wirkungen der Steigerung des Geldwerthes den auswärtigen Handel, Waaren- und Kreditverkehr ins Auge fasse und zwar für ein Land mit einer im Werthe schwankenden Papiervaluta. Oesterreich-Ungarns Papiervaluta hielt sich seit Einstellung der Silberprägung Jahre lang auf etwa 1,70 Mark deutschen Goldes für den Gulden Papier österr. Währung; der Goldwerth des Papierguldens ist aber jüngst rasch auf 1,65, selbst 1,60 gesunken, trotz oder wegen des Anlaufes zur „Wiederherstellung der Valuta“, d. h. zur Einführung der Goldwährung. Denkt man sich nun, ein Wiener Kaufmann habe heute bei einem Stand des Wechselkurses auf Wien von 1,60 für 16 000 Mark Waare gekauft, zahlbar in österreichischer Valuta, und nun steigt der Wechselkurs bis zum Wechsel-

verfalltage auf 1,65 von 1,60, so erhält das deutsche Geschäft nicht 16000 Mark in Gold, sondern nun 16500 Mark und gewinnt 500 Mark an seinem Geschäftsertrag. Und ähnlich erging es österreichischen Kapitalisten, die im Vertrauen auf die österreichisch-ungarische „Wiederherstellung der Valuta“ österreichische und ungarische Papierrente kauften, ihren bisherigen Goldrentenbesitz in Papierrentenbesitz verwandelten, im guten Glauben, daß der Papiergulden fest auf 1,70 Mark deutscher Währung stehen bleiben werde.

Hätte umgekehrt eine Goldverbilligung, d. h. ein allgemeines Steigen der Waarenpreise, in den letzten fünfzehn Jahren stattgefunden, so wäre nach den vorstehend gewählten Beispielen der Verkäufer, der den Kaufschilling auf seinem früheren Hause oder Gute stehen ließ, so wäre der Pächter, der auf 18 Jahre zu feststehendem Pachtshilling verpachtete, so wäre der Finanzminister, der keine Erhöhung der Ertrags- und Verzehrungsteuersätze durchzusetzen vermochte, so wäre der Staatsgläubiger, der nur gleichbleibende Tilgungsraten und Zinsbeträge fortbezieht, so wäre bei Papierentwerthung der Käufer österreichischer und ungarischer Papierrente im Maße der Entwerthung nicht trotz, sondern wegen gleich bleibender Geldleistungen oder Geldbezüge geschädigt worden und je ihre Verkehrs- und Vertrags-Partner hätten eben so viel gewonnen. Für alle Geldbezüge und Leistungen an Zinsen, Renten, Steuern, Besoldungen, Geldlöhnen, die fixirt sind und bis auf Weiteres fixirt bleiben, bewirkt also die Geldwerthveränderung unverdiente Gewinne für die eine Hälfte aller zahllosen Theilnehmer am Zahlungsverkehr und unverschuldete Einbußen für die andere Hälfte. Der ganze In- und Auslandsverkehr wird ein Lotteriespiel, an dem Jedermann theilzunehmen gezwungen ist und durch das Viele zu Spielern erzogen, die Neigungen für das Spielen und unproduktive Spekuliren allgemein genährt werden. Die heftigsten Klassenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Rentnern und Besoldeten einerseits und allen produzierenden Klassen andererseits werden entzündet.

Um die Währungskaalamitäten zu begreifen, muß man jedoch auch den Verlauf der Geldwerthänderungen verstehen gelernt haben. Dieser Verlauf ist stets ein langsamer und allmählicher. Nicht von heute auf morgen verändern sich die Preise aller anderen Güter, und nicht gleichmäßig ist dieses Steigen bei Geldentwerthung und bei Geldwerthsteigerung. Allmählich nur schreitet im Wege der sinkenden und der steigenden Nachfrage, wie eben chronischer Geldmangel oder chronische Geldfülle es erzeugen, die Preisveränderung von Artikel zu Artikel fort; andere Ursachen wirken bei jedem Artikel mit, um die Preisveränderung, die der Geldwerthwandlung entspringt, zu verstärken oder abzuschwächen, zu beschleunigen oder zu verlangamen. Nach und nach erst breitet sich bei Geld-

werthsteigerung ein fast allgemeines Mißbehagen, wegen fortgesetzt sinkender Preise, fortbauernder Absatznoth aus und bei Selbentwerthung entsteht bei fast ununterbrochen flottem, nur vorübergehend durch Spekulationkrisen gefährdetem Geldstand, steigenden Preisen und Löhnen ein wirtschaftliches Behagen. Das Eine und das Andere dauert so lange, als die werthsteigernden und werthherabsetzenden Ursachen andauern, bis der Geldwerthstand einen neuen Ruhepunkt für längere Zeit gefunden hat und die Preise aller Sachgüter und Dienste auf diesem neuen Geldwerthniveau allgemein sich wieder ins Gleichgewicht gesetzt haben. Die Langsamkeit der Durchsetzung und die Ungleichmäßigkeit der Ausbreitung jeder Selbentwerthänderung, die stattfindet, bevor ein neues allgemeines Preisniveau sich gebildet, ein neues Preisgleichgewicht auf wieder beständigerem Geldwerthboden sich hergestellt hat, — erklärt es auch vollständig, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, die stets üblen Wirkungen einer Selbentwerthänderung aufzuheben und zu neutralisiren. An sich läge es ja so nahe, obrigkeitlich die stattgehabten Preiswirkungen der auf- oder abwärtsgehenden Selbentwerthänderungen festzustellen und in gleitender Tarxtala gesetzlich festzulegen. Die bedungenen Gelbzahlungen wären im Maße der seit dem Termin der Geschäftsabchlüsse stattgehabten allgemeinen Preiserhöhung zu erhöhen, im Maße der stattgehabten allgemeinen Preisminderung aber zu kürzen. Ließe sich Das ausführen, so wäre es ja nur gerecht, und der in der Veränderlichkeit des Währungwerthes liegende Spielfaktor alles Verkehrs wäre aus der Volkswirtschaft entfernt. Allein eine solche periodische Feststellung, die alle Gläubiger gegen die Verkürzung durch Selbentwerthung, dagegen alle Schuldner gegen die Beschwerden durch Geldwerthsteigerung schützen würde, ist schlechterdings unausführbar für die binnen kürzeren Zeiträumen vor sich gehende Selbentwerthänderung und äußerst schwierig selbst gegenüber der Selbentwerthänderung innerhalb längerer Zeiträume. Wie groß die Senkung war, die das allgemeine Preisniveau durch Goldvertheuerung während der letzten fünfzehn Jahre erfahren hat, wird genau von keiner Nationalökonomie und Preisstatistik beziffert werden können. Für die Beurtheilung der bei jeder starken Selbentwerthsteigerung auftretenden Forderung allgemeiner Streichung eines Theiles der Schuldsommen durch Gesetz (Seisachtzie) neben theilweiser Streichung durch Privat- und Staatsbankerott, ist daher die soeben gepflogene Betrachtung von großer Bedeutung. So viel ist klar: wegen der Unmöglichkeit staatlicher Paralyisirung der Verkehrswirkungen irgend einer Selbentwerthänderung sollte mit doppeltem und dreifachem Nachdruck auf die Gewinnung und Aufrechterhaltung der werthbeständigsten Währung gehalten werden. Wenn das die Doppelwährung ist und wenn diese auch der nach unten unbeständigsten Währung, d. h. einem Zwangs-

papiergeld für kritische Zeiten, am Besten vorbeugt, so liegt die Doppelwährung im Interesse aller Klassen, auch der Gläubiger von Goldforderungen, die bei Goldvertheuerung durch gesetzliche Seisachthie, beim Umschlagen der Gold- in Papierwährung aber durch Bankerott- und Konkursverluste bedroht sind. Zwar giebt es auch eine so reine und solide Durchführung metallischer Einfachwährung, daß diese dem Umfallen in die Papierwährung so stark wie eine eben so reine und solide Doppelwährung zu widerstehen vermag; allein unsere Goldwährung in ihrem jetzigen hinkenden Zustand ist nicht dieser Art, und der Goldvertheuerung leistet eben die reinste Goldwährung am Meisten Vorschub, weil sie den größten Goldbedarf bewirkt. — Schon das Bisherige hat gezeigt, daß jedes Schwanken des Geldwerthes ein Uebel ist; bedeutende Interessen werden ohne Verschuldung der Geschädigten mehr oder weniger verlegt. Es sind jedoch ganz verschiedene Stände, Klassen und Interessen, die verlieren oder gewinnen, je nachdem die Veränderung des Währungwerthes entweder als Geldwerthsteigerung, gleichbedeutend mit allgemeiner Preisverbilligung, oder aber als Geldentwerthung, gleichbedeutend mit allgemeinem Steigen der Preise und allgemein aufsteigendem Geschäftsgang, sich darstellt.

Bei fortschreitender Geldentwerthung und Preissteigerung leiden alle privaten und öffentlichen Haushalte, deren Einkommen und Vermögen hauptsächlich aus steigerungsunfähigen fixen Einnahmen und Güterbeständen zusammengesetzt ist: Privat- und Staatsgläubiger aller Art, Pächter von Erbpachtgütern und Langzeitpachtgütern, der Fiskus an den fixen Steuerfäßen. Immerhin leiden bei Geldentwerthung mehr diejenigen Volksschichten, welche tragsähig sind, da sie von fixen Einkünften, Renten und Besoldungen leben. Um so besser ergeht es dagegen den produktiven Volksschichten. Bei meist flottem Geldstand, allgemein steigenden Preisen, gehen die Geschäfte gut. Die bisherigen Lohnsätze haben zwar nicht mehr die selbe Kaufkraft wie zuvor und Alles wird langsam theuer; allein bei gutem Geschäftsstand ist große Nachfrage nach Arbeit; der Arbeiterstand vermag in dem Maße, wie der bisherige Lohnstand an Kaufkraft sinkt, einen entsprechend höheren Lohnstand eher und rascher durchzusetzen. Selbst die Besoldeten erreichen, da eine allgemein günstige Lage der Volkswirthschaft auch den Finanzen reichere Einnahmen aus den Einkommen- und Verzehrungssteuern vermittelt, leichter eine Gehaltsaufbesserung. Die Kleinen Leute freilich, die von Renten leben müssen, können unter der Geldentwerthung recht empfindlich leiden; sie müssen ihre Bedürfnisse einschränken, zur selben Zeit, da die produzierenden Klassen immer flotter leben; allein bei reichlicher Unternehmung- und Arbeitsgelegenheit fällt es wenigstens einem Theile davon nicht allzu schwer, durch

Uebergang zum Geschäftsbetrieb und zum Lohnnebenverdienst für die Einbuße an Kaufvermögen der fixen Geldeinkünfte sich zu erholen. Auch die Geldwerthung ist also vom Uebel, aber sie ist, verglichen mit der Geldwerthsteigerung, das weit geringere Uebel. Bei einer Steigerung leiden die Unternehmer in ihrem Profit durch das allgemeine Sinken der Preise, die Geschäfte werden und bleiben flau, die Nachfrage nach Arbeit sinkt, die Unternehmer wälzen einen Theil der Einbuße durch Ermäßigung der Arbeitsnachfrage auf den Lohnarbeiterstand über. Am Meisten leiden die kleineren Unternehmer, Handwerker und Bauern; diese sind am Wenigsten im Stande, durch Fortschritte in der Technik die Produktionskosten im Maße des Sinkens der Preise zu ermäßigen und so sich für den Verlust aus der Werthherhöhung schablos zu halten. Es ist klar, daß von beiden großen Uebeln, dem persönlichen Leiden der Rentner und dem Massenleiden aller produktiven Stände, das zweite, der Geldwerthsteigerung entspringende Uebel als das weitaus schlimmere, an wirtschaftlichem Nothstand, an sozialer und politischer Unzufriedenheit leidig reichere Leiden anzusehen ist.

Die Geldwerthänderung kommt bei keiner der Waaren rein zur Preiserscheinung; denn preissteigernd und preisdrückend wirken nicht bloß die Ursachen, welche die Aenderung des Geldwerthes herbeiführen, sondern auch andere, und zwar für jede Gütergattung besondere Ursachen, und diese wirken für jede Gütergattung in besonderem Maße. Es kann daher sein, daß die von der Geldwerthänderung herbeigeführte Preisveränderung von anderen eben so starken, in der selben Richtung wirkenden Ursachen verdoppelt wird. Z. B. für Silber als Waare dem Goldgeld gegenüber eben durch die Ausstoßung aus seiner bisherigen Hauptverwendung zum Gelddienst, oder für Getreide durch den gleichzeitigen von der Transportentwicklung und Transportverbilligung bewirkten Hereinbruch der überseeischen Konkurrenz. Nur desto empfindlicher werden dann die betreffenden Interessenten, auf denen schon die Folgen der Geldwerthsteigerung schwer lasten, betroffen sein; für die deutsche Landwirthschaft der Gegenwart ist das eine leider sehr praktische Bemerkung. Und es kann auch das Umgekehrte eintreten, daß starke, die Wirkungen der Geldwerthsteigerung mehr oder weniger ausgleichende oder überbietende Umstände den Preisfall hindern; beispielsweise kann der Druck auf die Löhne, der etwa von einer Weltvertheuerung ausgeht, aufgehoben oder theilweise neutralisirt werden durch verstärkte Opfer der koalirten Arbeiterschaft im Lohnkampfe, durch die aufsteigende Arbeiterbewegung, durch massigen Wegzug der Arbeitskräfte. Das ist z. B. für die ganze Industrie der europäischen Goldländer, namentlich aber für deren Landwirthschaft, ein zweiter und dritter Verlustzuwachs zum Währungleiden.

Stuttgart.

Dr. Albert Schaeffle.

## Die Berufung in Strafsachen.

Ein Brief an den Herausgeber der „Zukunft.“

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie wünschen von mir „ein klärendes Wort über die Berufung in Strafsachen.“ Unter anderen Verhältnissen wäre dieser Wunsch wohl geeignet, mich in Verlegenheit zu setzen. Denn mit wenigen Worten läßt sich die Sache nicht abthun; und zu einer noch so kleinen Abhandlung über diese oft erörterte Frage habe ich weder Zeit noch Lust. Aber ein glücklicher Umstand kommt Ihnen und mir zu Hilfe. Sie können Ihr klärendes Wort haben, ohne daß ich mich anzustrengen brauche. Lesen Sie die kleine Schrift vom Reichsgerichtsrath von Bülow: „Die Reform unserer Strafrechtspflege“, die gerade noch vor Thoreschluß kommt und die in allem Wesentlichen sagt, was mir am Herzen liegt. Sie erfreuen sich dabei noch des besonderen Vortheils, daß Sie sich auf einen praktischen Juristen, also eine Autorität, und nicht bloß auf einen unpraktischen Professor berufen können. Freilich „nur“ auf einen Reichsgerichtsrath. Ihre uneingeweihten Leser aber, denen das Räuberwerk unseres Bureaukratismus nur vom Hörensagen bekannt ist, werden den feinen Unterschied nicht merken. Sie werden in ihrem Laienverstande annehmen, daß die Herren vom Reichsgerichte, bei dem Jahr aus Jahr ein Tausende von Urtheilen der Strafgerichte aus allen Theilen des Deutschen Reiches auf das Sorgfältigste geprüft werden, doch am Besten wissen müßten, wo unsere Strafrechtspflege der Schuß brüdt. Ihre Leser werden nicht auf den Gedanken verfallen, daß man in dieser tief einschneidenden Frage das Gutachten des höchsten deutschen Gerichtshofes entbehren zu können geglaubt hat. Sie werden hoffentlich harmlos genug sein, dem erfahrenen Reichsgerichtsrath ein sachkundigeres und unbefangeneres Urtheil zuzutrauen als dem preussischen Finanzminister. In den Augen Ihrer Leser werden Sie sich also nicht schaden, wenn Sie sich auf von Bülow berufen. Und mir ersparen Sie damit die zeitraubende Begründung meiner Ansicht.

Mit dem Wortführer des Reichsgerichts theile ich nämlich den Standpunkt der Betrachtung: Wenn die Urtheile unserer Strafgerichte zu wünschen übrig lassen (und das Gegentheil hat überhaupt noch Niemand



behauptet), so muß eben das Verfahren in erster Instanz so geordnet werden, daß das geschwundene Vertrauen in die Zuverlässigkeit der deutschen Strafrechtspflege zurückkehrt. Verfehlt aber und völlig aussichtslos ist es, auf eine unzureichende erste Verhandlung einige Monate später eine zweite folgen zu lassen, die, nach den selben Grundsätzen sich abspielend wie die erste, auch keine bessere Bürgschaft für die Richtigkeit der Entscheidung bietet als diese, dafür aber auf ein veraltetes und darum doppelt unzuverlässiges Beweismaterial angewiesen ist. Daß das Verfahren erster Instanz einer wesentlichen Verbesserung fähig ist, hat gerade v. Bülow schlagend nachgewiesen, und ich will ihm auf dieses Gebiet jetzt nicht folgen. Nur einen Umstand möchte ich betonen. Spätere Jahrhunderte werden die Thatsache nicht begreifen, daß in dem mächtigen Deutschen Reich und in dem führenden Staate Preußen lange Jahre hindurch die Mittel nicht aufzutreiben waren, um die Strafgerichte genügend zu besetzen. Das hat v. Bülow schonungslos genug betont. Ich gehe einen Schritt weiter. Auch die Vermehrung der Richterstellen ist ein Schlag ins Wasser, so lange nicht für eine genügende fachmännische Ausbildung unserer Kriminal-Juristen Sorge getragen wird. Das ist für mich der springende Punkt. Wer die vielverschlungenen Fäden des Privatrechts beherrscht, ist darum noch lange kein guter Strafrichter. Das gründlichste Studium des corpus juris ist nicht die rechte Vorbereitung, um in der Seele des Angeklagten und der Zeugen lesen zu können. Da gehören andere Vorkenntnisse und andere Lebenserfahrungen dazu, als sie die heutige Ausbildung dem jungen Juristen zu gewähren vermag. Will man das Uebel an der Wurzel angreifen, so ist hier der Hebel anzusetzen. Alles Andre ist Flickwerk, das auf die Dauer doch den Dienst versagt.

Gerade wer, wie ich, eine gründliche Umgestaltung der Strafrechtspflege verlangt, der muß der geplanten Einführung der Berufung mißtrauisch, wenn nicht ablehnend, gegenüberstehen. Sie kann im besten Falle nicht viel helfen. Aber wahrscheinlich, fast zweifellos, ist es, daß sie den Blick auch der Weitersehenden von Dem ablenkt, was wirklich Noth thut. Und Das ist weder die Vermehrung der Strafdrohungen noch die Vermehrung der Strafgerichte, sondern ganz allein ein zweckentsprechendes Strafrecht und ein fachkundiger Richterstand.

Halle, im November 1893.

Professor Franz von Liszt.



## Lombrosos Weib.

Als die ersten Ankündigungen für Lombrosos „Donna“ in unserer Tagespresse und vollends die ersten deutschen Exemplare in den Schaufenstern unserer Buchhandlungen aufsproßten, da mögen wohl Hunderte stoffhungriger Feuilletonisten-Mägen und Tausende feuriger Jünglingsherzen dem großen literarischen Ereignisse hoffnungsfreudig entgegengejauchzt haben. Das alte Sphinnrättsel gelöst, über dem so viele Narren- und Weisen-Gehirne sich seit Jahrtausenden abgegrübelt; das Geheimniß — nicht blos der Marlittschen „alten Mamsell“ — nein „des Weibes“ ergründet; und ergründet von keinem Geringeren als von dem genialen Geniebezwinger, dem sieggetrönten Cesare Lombroso. Das hieß: „Rom hat gesprochen“ — in diesem Falle freilich nicht Rom, sondern Turin, die alte Augusta Taurinorum, die der Welt den neuen Caesar und Sphinnrätter Debipus, in einer Person vereinigt, bescheert hat. Und welcher Triumph modernster „wissenschaftlicher Forschung“, oder wenigstens jener eigenthümlichen Mischwissenschaft von Biologie, Psychopathologie und anthropologischer Kriminalistik, für die man vielleicht den von Kurt Eisner einmal hingeworfenen Ausdruck „Lombroserie“ ernstlich aufzunehmen versucht sein könnte. Eine neue Lombroserie also, — aber freilich, wie wir zu einiger Enttäuschung schon auf dem Titelblatt von Kurellas vortrefflicher deutscher Uebersetzung erfahren, nicht von Lombroso allein, sondern gemeinschaftlich mit einem jüngeren Mitarbeiter Ferrero. Nach den Schlußworten der Vorrede rührt sogar „der Theil, der die robustesten Kräfte und die größte Mühe erforderte, der psychologische und historische ganz von dem jüngeren Mitarbeiter her“, während Lombroso selbst nur den Plan des Werkes, den anthropologischen und den psychiatrischen Theil geliefert hat. Außer den Beiden hat übrigens noch ein großer Stab weiblicher Mitarbeiter — Frau Caccia, Frau Dr. Larnowskaja, Fräulein Helene Zimmern, Frau Royer, Frau Rossi und Frau Dr. Kulischoff — zum Gelingen des Werkes mitgewirkt, denen Lombroso das in diesem Falle doppelt schwer wiegende Zeugniß ausstellt, daß sie „seine Ideen früher und gründlicher verstanden als viele unserer Forscher“ — und die somit die in thesi behauptete und durchgefochene „Inferiorität des Weibes“ mindestens zu Gunsten ihrer eigenen Personen einzuschränken befugt sind.

Denn — Das dürfen wir uns leider nicht verhehlen —: darauf läuft gewiß für einen ansehnlichen Theil der Leser die ganze neue Heils-

botschaft hinaus, Das ist für sie das nunmehr feststehende „Forschungsergebnis“ Inferiorität des Weibes! Inferiorität in anatomischer, biologischer, psychologischer — selbst, es ist schmerzlich zu sagen, in kriminologischer Hinsicht. Nicht einmal ein ordentliches Verbrechen kriegt „das Weib“ fertig oder doch nur ausnahmsweise; es pfuscht, so zu sagen, eigentlich nur in die Verbrecherwelt hinein, nur in einer Rolle allein steht es groß und originell da, in der ihm eigenen Form sittlicher Probität: als geborene Prostituirte.

Mögen wir nun mit solchen vermeintlichen Ergebnissen einverstanden sein oder nicht, jedenfalls werden wir das Werk respektiren, soweit es das Geistesprodukt des bedeutenden Mannes ist, dessen interessantes Profil uns am Kopfenbe des Werkes aus den selbst durch die Brillengläser hindurch blitzenden Augen so durchbringend entgegenblickt. Nicht zu dem selben Respekt a priori sind wir den übrigen namhaft gemachten Mitarbeitern gegenüber verpflichtet. Und so dürfen wir wohl mit aller Hochachtung vor Cesare Lombroso selbst sagen, daß in diesem Kollaborat recht, recht viele schwache Stellen und Seiten zu finden sind, ja daß ganze Kapitel und Theile eigentlich nur eine einzige Schwäche des Buches bilden und daß man beim Durchlesen zahlreicher wichtiger Abschnitte oft den Wunsch hegen muß, es wäre dem Meister ein besser gesichtetes, sorgfältiger vorbereitetes Material von seinen Gesellen und Lehrlingen zur Benutzung unterbreitet — oder er hätte, unter Einschränkung des Rahmens allerdings, auf die Benutzung offenbar so ungleichwerthiger Kräfte freiwillig verzichtet.

Die leitenden Ideen Lombrosos sind aus seinen früheren Veröffentlichungen, namentlich aus seinem berühmten Hauptwerke „l'uomo delinquente“, weltbekannt und fast zum Gemeingut aller Gebildeten geworden. Man könnte sich vielleicht schon über ihre zu rapide Verbreitung, oder wenigstens über ihre gefahrrohende Popularisirung beklagen, angesichts des fast unermesslichen Einflusses, den sie namentlich auf gewisse Literaturströmungen der Gegenwart — nicht zum Wenigsten bei uns und bei unseren skandinavischen Stammesvettern — in zum Theil recht ungünstigem Sinne geübt haben. Die altbekannten Leitmotive von Variabilität des Typus, Atavismus, Degeneration, angeborener Kriminalität, u. s. w. klingen natürlich auch in dem vorliegenden Werke wieder an, aber doch mit den mannichfaltigen, durch die eigenartige Beschränkung und Erweiterung des Stoffgebietes unerläßlichen Abtönungen und Modifikationen. Wenn somit auch Lombroso „Donna“ dem Inhalte nach in gewissem Sinne als Gegenstück und zugleich als nothwendige Ergänzung zum uomo delinquente aufgefaßt werden kann, so sind doch Weg, Ziele und vor Allem Ergebnisse der Untersuchung in beiden Werken recht

erheblich verschieden. Dies prägt sich, wenn wir die für Weibe gemeinsamen und entscheidenden Punkte ins Auge fassen, deutlich in der Verschiedenheit des kriminologischen Gesamtergebnisses für Mann und Weib aus, — und nicht minder in den verschiedenen Beziehungen der Kriminalität von Mann und Weib zu den beiderseitigen Degenerationstypen. Während nämlich nach Lombroso die „geborene Verbrecherin“ eine seltene Erscheinung ist und gewissermaßen eine monströse Ausnahme bildet, spricht sich dagegen die dem Weibe eigene Form der Degeneration in der Prostitution aus. Die Prostituirte, nicht die geborene Verbrecherin, veranschaulicht den eigentlichen Entartungstypus des Weibes. Die Seltenheit und Monstrosität angeborener Verbrechernaturen beim Weibe hängt nach Lombroso aufs Innigste zusammen mit dem viel selteneren Vorkommen von Degeneration und epileptischer Hirnrindenreizung, die als Basis der Kriminalität bei Männern eine so wichtige Rolle spielen; und die geringere Bedeutung, das seltene Vorkommen von Degeneration beim Weibe entspricht wiederum seiner überhaupt geringeren Variabilität, die nach Lombroso ein sicheres Kennzeichen der Inferiorität ist. Bei den bloßen Gelegenheitverbrecherinnen, den „kriminaloiden“ Frauen, sind dagegen oft nur durch ungünstige Existenzbedingungen die Anlagen zur Immoralität entfesselt worden, die als solche bereits in jedem normalen Weibe vorhanden sind und die bis zur sittlichen Zbiotie, bis zur moral insanity gesteigert, in der „geborenen Prostituirten“ typisch ausgeprägt sind. Es ist einleuchtend, daß derartige Anschauungen ein sehr umfassendes biologisches und psychologisches Studium des normalen Weibes zur Voraussetzung haben. Hier nun gerade fand sich Lombroso, nach seinem eigenen Geständniß, in der ungünstigen Lage, so gut wie gar nichts für seine Zwecke Geeignetes vorzufinden und von der heutigen Anthropologie vollkommen im Stich gelassen zu werden; denn, wie Lombroso sich drastisch ausdrückt „die Anthropologen beschränkten sich (mit wenigen Ausnahmen) darauf, Zeit und Papier zu verschwenden zur Anhäufung völlig steriler Messungen, und konnten uns nicht einmal etwas Präzises über die Vestibulometrie in den verschiedenen Lebensaltern des Weibes sagen“. Diese Lücke ist von Lombroso wenigstens stellenweise durch eigene Untersuchungen ausgefüllt worden, die aber doch im Ganzen noch so fragmentarischer und ungenügender Natur sind, daß die darauf beruhenden weitgehenden Folgerungen, in Hinsicht der behaupteten weiblichen Inferiorität zumal, als keineswegs sicher begründet anzusehen sein dürften. Wie Lombroso selbst andeutet, fanden sich im Verlaufe der Untersuchung mancherlei Thatsachen, die dem — so scheint es — von vornherein festgehaltenen Ergebnisse weiblicher Inferiorität nicht recht entsprachen. So z. B. der Umstand, daß auf den niedrigsten Stufen des Thierreichs das

Weibchen an Körpermasse und Differenzirung der Organe dem Männchen sogar überlegen ist; nicht minder die allbekannte und pädagogisch längst gewürdigte Thatsache, daß auch beim Menschen bis zur Pubertätzeit das Mädchen dem Knaben geistig und körperlich gleich oder selbst überlegen erscheint, um dann allerdings allmählich zurückzubleiben. Allein gerade in dieser kurzen und vorübergehenden Ueberlegenheit findet Lombroso vielmehr den „Ausdruck jener Frühreise, die immer ein Zeichen der Inferiorität ist“ — so wie ja auch die bereits erwähnte geringere Kriminalität des Weibes, namentlich die Seltenheit angeborenen Verbrechertums, eben nur die schwächere Variabilität und damit die Inferiorität des Weibes bekunden soll. Ganz besonderes Vertrauen setzt Lombroso noch in dieser Hinsicht auf die Ergebnisse einiger Versuche, die eine geringere Sensibilität des Weibes darthun sollen und damit allerdings der herkömmlichen Meinung direkt widersprechen. Diese Versuche erscheinen jedoch zur Begründung eines solchen Urtheils — aus dem wieder die wichtigsten Folgerungen für die Psychologie des Weibes, z. B. zur Erklärung der weiblichen Grausamkeit, hergeleitet werden — keineswegs ausreichend und überzeugend. Es handelt sich hier um ein besonders schwieriges Untersuchungsgebiet, wobei — von den an sich schon bedeutenden individuellen Schwankungen ganz abgesehen — örtliche und zeitliche, soziale, nationale Unterschiede, klimatische Einflüsse, Lebensgewohnheiten u. s. w. eine so unabsehbare Rolle spielen, daß die Bemühungen, aus verhältnißmäßig kleinen Zahlenreihen von beschränkten Versuchsgruppen Folgerungen von allgemeinem Werth abzuleiten, nothwendig scheitern. Außerdem ist die Technik dieser Versuche noch gar nicht so einwandfrei und so weit vorgeschritten, daß die Resultate verschiedener Beobachter ohne Weiteres mit einander in Parallele gestellt und bestehende Differenzen zwischen ihnen leicht ausgeglichen werden könnten. In Betreff des Geruchs z. B. findet Lombroso, daß „die Frauen hier eine höhere Stufe einnehmen als die Männer“; dagegen fielen die bekannten Versuche amerikanischer Autoren (Nichols und Bailey) gerade entgegengesetzt aus: sie vindiziren den Männern eine größere Feinheit und Schärfe der Geruchsempfindung. Streng genommen, ergeben die Versuche Lombrosos und seiner Schüler auch nur für eine einzige Methode, für die elektrische (faradische) Prüfung der Hautsensibilität, daß beim Weibe der Schwellenwerth durchschnittlich etwas höher zu liegen scheint, die „feinere Sensibilität also bei den Männern vorherrscht“; und auch diese Versuche sind nicht einwandfrei — die zwei erwähnten „normalen Frauen“ mit absolut fehlender Schmerzempfindlichkeit können entschieden nicht als „normal“ gelten, und die zu Messungen der Schmerzempfindlichkeit gewählte Hautstelle, der Handrücken, ist wegen des äußerst bedeutenden und überdies raschen Schwankungen

unterliegenden Leitungswiderstandes kaum recht geeignet. Für den Tastsinn, die „taktile Sensibilität“, kam Lombroso selbst theilweise zu Resultaten, die mit seiner Theorie schwer vereinbar erscheinen, zieht sich aber darauf zurück, daß bei Degeneration der Tastsinn abgestumpft ist und daß die Zahl der Männer mit Degenerationzeichen viel größer ist als die der Frauen. In Betreff der höheren Spezialsinne, Gehör und Gesicht, versucht Lombroso gar nicht einmal, Beweise zu erbringen (wenn man nicht einige von einem Schüler angestellte Taschenuhrversuche als solche gelten lassen will); er übersieht sogar das hier vielfach vorhandene, den Frauen günstige Material, da doch z. B. im größten Umfange festgestellt ist, daß Farbenblindheit beim weiblichen Geschlechte unendlich seltener vorkommt (nach Holmgren in 3,25 Prozent bei Männern, gegen nur 0,26 Prozent bei Frauen; anderen Ophthalmologen zufolge erscheint die Prozentbetheiligung des weiblichen Geschlechts noch erheblich geringer). Ich glaube, das Angeführte genügt wohl, um zu zeigen, auf wie schwachen experimentellen Füßen die behauptete „geringere Sensibilität“ des Weibes noch steht und wie sehr wir uns hüten müssen, wichtige psychologische Schlüsse — sei es für das „normale“ oder für das „entartete“ Weib — darauf zu begründen.

Der lauteste Widerspruch dürfte sich wohl überhaupt gegen die — der Vorrede zufolge von Ferrero herrührenden — psychologischen und historischen Abschnitte des Werkes erheben; und, wie kaum bestritten werden kann, großentheils mit vollster Berechtigung. In manchen dem ersten Theile („das normale Weib“) zugehörigen Kapiteln, über psychische Funktionen, über Grausamkeit, Mitleid und Mutterschaft, über Liebe, moralisches Gefühl und Intelligenz wimmelt es vielfach von unkritisch kompilirtem oder geradezu entzerrtem und sinnlosem Anekdotenkatsch, von schiefen ungeschichtlichen Auffassungen, unzutreffenden Verallgemeinerungen veeinzelter, keineswegs als normal zu betrachtender Vorkommnisse und von gequälten, verschrobenen tendenziös zugespitzten Interpretationen. Solche Worte mögen hart und gewagt klingen; sie sind es aber keineswegs und ich fühle mich gerade der sonstigen Bedeutung des Werkes und der so imminenten Gefahr seiner mißbräuchlichen Benutzung halber zu offenem Aussprechen verpflichtet. Ich greife — da der Nachweis sich an dieser Stelle natürlich nicht im ganzen Umfange führen läßt — nur aus den erwähnten Kapiteln ein paar beliebig gewählter Stichproben heraus, z. B. die Abschnitte über sexuelle Sensibilität, über Grausamkeit und über Misoneismus.

In dem erstgenannten Abschnitte handelt es sich um die unbewiesene — und in solcher Allgemeinheit auch schlechterdings unbeweisbare — Behauptung, daß die sexuelle Sensibilität des Weibes geringer sei als die des Mannes. Der Versuch, eine solche Frage beantworten zu wollen, erscheint

von vornherein, wenn nicht geradezu absurd, doch mindestens in hohem Grade aussichtslos. Der Einzige, der darüber „aus eigener Wissenschaft“ unfehlbare Auskunft zu erteilen vermochte, war der alte Seher Tiresias, der (nach Hesiod) durch eine wunderliche Fügung einen Theil seines Lebens als Weib zubrachte. Aber eben diese Autorität gelangte leider in dem bekannten Ehestreite zwischen Zeus und Hera zu der gerade entgegengesetzten Entscheidung; Tiresias erklärte nämlich, das Weib empfände bei der Vereinigung mit dem Gatten neunmal mehr, wofür er von der empörten Hera mit Blindheit bestraft, von Zeus freilich durch die Wahrsagerkunst entschädigt (?) wurde. Man sieht wie alt derartige Probleme im Grunde sind! Daß sich nun seit Tiresias die Eigenschaften der Geschlechter so gänzlich umgewandelt haben sollten, ist — zumal bei der bekanntlich so großen Häufigkeit „atavistischer“ Rückschläge — doch kaum anzunehmen. Ferrero citirt dabei als seine Gewährsmänner der Reihe nach: 1. Lawson Tait, der freilich an anderer Stelle für den „bedeutendsten modernen Gynäkologen“ (?) erklärt wird, aber gerade als solcher zu einem Vergleichsurtheil über den normalen Mann und das normale Weib kaum recht berufen sein dürfte; 2. Dante, in einem ziemlich vieldeutigen Verse; 3. den gräßlichen Schwäcker Mante-gazza, und 4. den Anthropologen Sergi, der brieflich u. A. äußert: „Das normale Weib liebt es, vom Manne gefeiert und umworben zu werden, giebt aber seinen sexuellen Wünschen nur nach wie ein Opfertier“. In diesen Worten ist doch, falls man ihnen überhaupt eine Bedeutung beilegt, nur von der den Frauen durch Konvention und Sitte auferlegten prüden Zurückhaltung — nicht aber von geringer sexueller Empfindlichkeit die Rede. Sie würden auch sonst schlecht stimmen zu der bald darauf citirten Aeußerung Sergis, wonach „das normale Weib oft sich später darüber beklagt, daß beim Manne die Liebesgluth der ersten Tage nicht andauert“ — wofür ihm doch an den Beweisen dieser „Liebesgluth“ so wenig gelegen sein soll. Indessen die scheinbar widersprechenden That-sachen haben nach dem Verfasser ihren Grund nicht in der Erotik der Frauen, sondern in ihrem Verlangen nach Befriedigung des Mutterinstinktes und in ihrem Schutzbedürfniß. Er citirt hier sogar die Aeußerung eines „hervorragenden Geburtshelfers“ (Giordano): „Der Mann liebt das Weib um der Vulva willen, das Weib liebt im Manne den Gatten und den Vater.“ Mir scheint, daß dieser „hervorragende Geburtshelfer“ die Sache, so weit es den Mann angeht, doch etwas zu einseitig durch die Brille seines Organs betrachtet und sein spezialistisches Interesse daran nicht ganz mit Recht zum ausschließlichen Gesichtspunkte der Männerwelt erhoben hat. Er citirt ferner in diesem Zusammenhange als Beweis der überhaupt geringeren Sensibilität u. A. eine angebliche Aeußerung Billroths, der gesagt haben

soll, daß er neue Operationmethoden immer zuerst an Frauen ausprobire; „denn das Weib“ so fügt er hinzu, „ist wie die Wilden ein Wesen niedriger Art und besitzt größere Widerstandsfähigkeit gegen Wunden“. Offen gesagt, ich kann mir von dem geistreichen Billroth einen so wenig geschmackvollen Ausdruck kaum vorstellen; jedenfalls würde aber aus der größeren Standhaftigkeit gegen gewisse, namentlich mit dem physiologischen Beruf des Weibes zusammenhängende Schmerzen doch noch nicht eine geringere Sensibilität ohne Weiteres hervorgehen. —

Noch schlimmer steht es mit unserem zweiten tast-object, dem Kapitel von der Grausamkeit; da tritt neben einem Grundgebrechen dieser psychologisch-historischen Abschnitte, dem Mangel geschichtlichen Sinns und geschichtlicher Auffassungsweise, auch die oberflächliche Art der Kompilation und die unkritische Quellenbenutzung in bedenklicher Weise zu Tage.

Als Beweis für Grausamkeit des normalen Weibes (nur um dieses soll es sich hier handeln) wird uns in diesem Kapitel zunächst „das Weib im Kriege“ vorgeführt; also die Thatsache, daß es bei Wilden und Naturvölkern hier und da Kriegerinnen giebt und daß auch unter Kulturvölkern einzelne Frauen an kriegerischen Ereignissen theilgenommen haben. Dabei laufen gelegentlich so kühne Behauptungen unter wie z. B. „die Heere der alten Briten wurden immer durch eine Frau angeführt“ — wobei dem Verfasser wohl etwas von Boudicca vorgeschwebt haben mag! Wenn die Bethheiligung an kriegerischen Aktionen an sich schon als Maßstab der „Grausamkeit“ gelten soll, so wäre natürlich diese Eigenschaft bei den immer und überall gewissermaßen ex officio Krieg führenden Männern so überwältigend, daß vergleichsweise davon bei den Frauen überhaupt kaum die Rede sein könnte. Wo bei Wilden und Urvölkern hier und da Frauen als Kriegerinnen auftreten, müßte es sich doch vielmehr darum handeln, die besonderen in solchen Fällen zu Grunde liegenden Ausnahmeverhältnisse zu ermitteln, als aus solchen Ausnahmefällen allgemeine Schlüsse auf Eigenschaften des „normalen Weibes“ zu ziehen. In den spärlichen beigebrachten Beispielen lassen sich überdies Beweise einer besonderen „Grausamkeit“ überhaupt nicht entdecken; man müßte denn ohne Weiteres Muth und aktiven oder selbst passiven Heroismus beim Weibe einfach mit Grausamkeit identifiziren. Was hat z. B. die Thatsache, daß die Cimbern-Weiber sich nach der Niederlage töteten, um nicht in die Hände der Römer zu fallen, mit „Grausamkeit“ zu schaffen? Und eben so wenig haben jene vereinzelten heroischen Erscheinungen der neueren Geschichte damit zu thun, die — wie z. B. Jeanne d'Arc, Leonore Prohaska, oder die Weiber von Saragossa — doch nicht durch ein „atavistisches Wiederauftreten der Kriegsmuth“, sondern durch besondere, schwärmerisch patriotische oder religiöse



Motive in den Kampf getrieben wurden, den sie zuweilen — wie das ja von Jeanne d'Arc ausbrüchlich bezeugt wird — persönlich verabscheuten.

Auch die berichtete Handlungsweise der Catarina Sforza hat mit „Grausamkeit“ nichts zu thun; übrigens halte ich die Auffassung für irrig, in der Entblößung als Ausdruck des Trostes etwas „durchaus Männliches“ zu erblicken. Gerade das Gegentheil ist richtig — wie denn auch solche Handlungen von Frauen, und fast nur von Frauen, mehrfach angeführt werden. Ist vielleicht auch die berühmte Mouquette in Zolas *Germinal* ein „durchaus männlicher Typus“?

„Es folgen nun geschichtliche Beispiele weiblicher Grausamkeit aus „Rache“, wobei leider das geschichtliche Material entweder höchst ungenau berichtet wird — man vergleiche z. B. die Angaben über das „erste“ Triumvirat — oder gröblich entstellt und geradezu karikiert ist, wie in dem über Elisabeth von England Gesagten. Die Hinrichtung der Maria Stuart, ein Akt politischer Nothwendigkeit, kalter Staatsraison, den überdies ganz England stürmisch forderte und bejubelte, dem die nicht ohne Marias Mitschuld anzettelten Verschwörungen eines Barry, eines Babington und Ballard zur Rechtfertigung dienten und der endlich aus dem ganzen Geiste der Zeit heraus beurtheilt werden muß, eines Jahrhunderts, das drei englische Königinnen, darunter Elisabeths eigene Mutter, das Schaffot besteigen sah — diese Hinrichtung wird hier in einer Weise besprochen, die man wirklich nur von einer böllig unpolitischen naiven Kinderseele oder von ultramontan fanatischen Geschichtsfälschern allenfalls erwarten könnte. Sollten Beispiele weiblicher Grausamkeit auf dem Throne erbracht werden, so hätte sich dafür Elisabeths Vorgängerin, die „blutige Maria“, noch eher geeignet. Ferrero hätte für ihre Geschichte vielleicht Victor Hugo als Quelle benutzen können, wie er einige spätere Schauergeschichten (unglaublich, aber wahr) aus französischen Uebersetzungen Sacher-Masochs geschöpft hat!

Weiter folgt die bekannte Anekdote von der Petersburger Eishochzeit, aber in unerhörter, geradezu monströser Verzerrung. Nicht nur, daß die Zarin Anna Iwanowna, unter der sich die Geschichte abspielte, mit ihrer zweiten Nachfolgerin Elisabeth verwechselt wird; es wird auch aus einer burlesken Hofbelustigung im rohen Urgeschmack jener Zeit (man denke an die Hofnarrenspäße Peters des Großen und unseres gleichzeitigen preussischen Solbatenkönigs) eine melodramatische Affaire persönlicher Rache Elisabeths an ihrem „untreuen Geliebten“, den sie zwingt, „eine gräßliche Zwergin zu heirathen“, während sie die Rivalin „an Nase und Ohren verstümmelt, zu Fuß nach Sibirien schickt“. Diese Details beruhen offenbar wieder auf einer Verwechslung mit den Schicksalen der in eine Verschwörung gegen Elisabeth verwickelten vielgenannten Damen Laputkin und Bestuschew, die dieses

Verbrechens wegen zwar nicht an Nase und Ohren, aber an der Zungenspitze verstümmelt und nach Sibirien verbannt wurden. Man sieht: die „naturwissenschaftliche Exaktheit“ ist, wo es sich einmal nicht um anthropometrische Tabellen, Vesthesiometerprüfungen u. dgl. handelt, nicht gerade wörtlich zu nehmen.

Doch es kommt noch besser. Die nunmehr folgenden Illustrationen weiblicher Grausamkeit sind, wie schon erwähnt wurde, ganz treuherzig aus (in der Revue des deux mondes erschienenen) Uebersetzungen Sacher-Masochs entnommen! Sacher-Masoch, der durch Kraft-Ebing sexual-psychopathisch verewigte Darsteller eines Verhältnisses zwischen Weib und Mann, wobei Hermelin und Peitsche die charakteristischen Attribute weiblichen Despotenthums bilden: Sacher-Masoch als „Geschichtequelle“ für Akte weiblicher Grausamkeit, — Das ist ungefähr so wunderbar und naiv, wie wenn man den Einfall hätte, Molière als klassischen Zeugen für ärztliche Unwissenheit und Pedanterie, oder die zahlreichen Brochüren aus den Irrenhäusern entsprungener Geisteskranker als Zeugnisse für die Irrthümer und Verbrechen der Psychiater anzurufen. Oder als wenn man sich für die Kenntniß des Thierlebens, statt auf den Drehm, auf — äsopische Thierfabeln beriefe.

Wenn schon die Nothwendigkeit vorlag, auf Produkte der „belletristischen“ Literatur als Geschichtequellen zurückzugreifen, dann hätte der Autor dieses Abschnitts ja noch viel besser bei den in ihrer Art vollendeten Helbinnen von de Sades „Justine et Juliette“, bei einer Juliette, Clairwil, Dlympe und Aehnlichen seine Rechnung gefunden. Beiläufig hätte er da sogar über die Pathogenese und Bethätigungsweise weiblicher Grausamkeit manches ganz Lehrreiche gefunden; er hätte sich aus den rebseligen Erörterungen, mit denen de Sades folie raisonnante den Leser überschüttet, u. A. Belege dafür holen können, daß es psychologisch keineswegs zutreffend ist, die aktiven Grausamkeitgelüste bei Frauen nur aus der Schwäche und geringen Sensibilität des weiblichen Geschlechts herzuleiten. Vielmehr spielt dabei die weit stärkere Einbildungskraft, die regere Phantasie des Weibes, eine unverkennbar wichtige Rolle: eine Form der Geistesthätigkeit, die, charakteristisch genug für den hier getriebenen psychologischen Schematismus, in dem ganzen Abschnitte über die psychischen Funktionen nicht einmal erwähnt, geschweige denn in ihrer hervorragenden Bedeutung ausreichend erfaßt und geschildert wird.

Ziemlich zweifelhaft erscheint auch bei so allgemeiner Fassung die Angabe, daß sich die aktive Grausamkeit des Weibes besonders gegen das eigene Geschlecht lehre. Es ist das schon nach sexual-pathologischen Analogien mit männlichen Sadisten und bei dem intimen Zusammenhange von Grausamkeit und Wollust von vornherein wenig wahrscheinlich und

wird auch durch das beigebrachte dürftige Thatfachenmaterial keineswegs genügend beglaubigt. Eben so steht es mit den vagen Behauptungen, daß die Frauen rachsüchtig und unverzüglich seien, daß sie Nebenbuhlerinnen mit unersättlichem Haß bis zur grausamsten Vernichtung verfolgen. Bei jedem Beispiel, das man dafür geben könnte, ließen sich eben so leicht entgegengesetzte anführen. Man braucht gar nicht an die fabelhafte Gräfin von Gleichen und an Goethes Stella zu denken, sondern nur an die historische Maria Theresia, die gegenüber der letzten Geliebten ihres leichtherzigen „Franz!“ nach dessen Tode das großmüthige Wort fand: „Meine liebe Fürstin, wir Beide haben viel verloren.“

Endlich der „Misonieismus“ oder die „Neophobie“ der Frauen. So Mancher dürfte ziemlich befremdet sein, den Frauen unter den zahlreichen schlechten Eigenschaften, die ihnen das Buch vindicirt, auch diese gerade als charakteristisch zugeschrieben zu sehen; er wird vielleicht erstaunt fragen: Wie verträgt sich Das mit dem bis zur Abgötterei getriebenen Kultus der Frau für das Neue, für die „*hante nouveauté*“ auf allen Gebieten, keineswegs etwa bloß auf dem der „Mode“ im engeren Sinne?\*) Ist es nun ganz vorbei mit „*la donna è mobile*“ und mit dem noch schlimmeren Citat aus unserm keineswegs misogynen Schiller:

„Denn das Weib ist falscher Art  
Und die Arge liebt das Neue“ —

wofür es nach Ferrero also wohl passender heißen würde: „die Arge haßt das Neue“? In den Augen des offenbar unentwegt fortschrittlichen Verfassers ist Das nämlich unter allen Umständen ein sehr schwerer Vorwurf, den er dem Weibe macht, und er ist dabei in der Lage, sich auf einen gar gewaltigen Gewährsmann stützen zu können, nämlich auf Max Nordau, der sonst umgekehrt als Lombroso-Apostel aufzutreten pflegt und der in dem bekannten Unfehlbarkeittone kategorisch erklart: „Das Weib ist immer eine Feindin des Fortschritts und die festeste Stütze der Reaction“ u. s. w. — Immer? also auch in den Zeiten der französischen Revolution wo die Frauen — wie aus anderen Citaten des Buches ersichtlich ist — an revolutionärer Wildheit und Wuth Alles übertrafen? — oder bei den Commune-Kämpfen von 1871, wo das gleiche Schauspiel sich wiederholte?

\*) Mit der nicht bloß deutschen Gelehrten eigenen zähen Rechthaberei zicht Ferrero sogar aus der Mode einen Beweis für den Misonieismus der Frauen, weil die Mode ja wieder auf Antiquitäten (römische Tracht unter dem Direktorium u. dgl.) zurückgreife. Das würde, wenn überhaupt für Etwas, noch eher für Misonieismus bei den bekanntlich die Moden erfindenden Männern sprechen. Die Frauen sind schon durch ihre geschichtliche Unwissenheit davor geschützt, gerade der Wiederbelebung veralteter und verschollener Moden mit besonderem Eifer nachzujagen.

— oder bei unserer Sozialdemokratie, wo die Frauen sich auf die fanatischsten Anhängerinnen und die eifrigsten und wirksamsten Agitorinnen allenthalben hinauspielen? Wer irgend eine revolutionäre Bewegung, wäre es auch nur die verhältnißmäßig sanfte von 1848, als Augenzeuge durchlebt hat, wird zu einem Ergebnisse kommen, das dem von Ferrero gerade entgegengesetzt ist. Dies erscheint auch ganz natürlich, da die Frauen bei ihrer völligen politischen Unreife, ihrer Impulsivität und ihrer so viel größerer Suggestibilität dem fortreisenden stürmischen Zuge des Neuen, zumal wenn es in kräftigen agitatorischen Persönlichkeiten verkörpert wird, nicht leicht widerstehen. Die Geschichte auch der italienischen Verschwörungen und Revolutionen kündigt auf jedem Blatte deutlich genug, auf welcher Seite „die Frauen“, wenn man denn schon so allgemein reden will, überwiegend zu finden sind. Eben so steht es sogar mit den wissenschaftlichen Revolutionen, falls sie sich nur in einer auf die weibliche Einbildungskraft wirksamen Form geltend zu machen wissen. Von dem Tuberkulin-Enthusiasmus unserer Damen habe ich selbst vor einigen Jahren höchst merkwürdige Proben erlebt; und Lombroso weist ja auch in der Vorrede auf seine weibliche Anhängerschaft nicht ohne Stolz hin. Natürlich steckt in dem behaupteten Misoneismus des Weibes, wie in den meisten verkehrten und schiefen Behauptungen, eine gewisse Halbwahrheit oder wenigstens Viertelwahrheit. Dieser „Misoneismus“, soweit er sich bei Frauen gewöhnlichen Schläges, mit dürftiger oder ganz mangelhafter Bildung, wirklich vorfindet, ist lebiglich ein natürliches Produkt der Unwissenheit — das Endresultat einer fortgesetzten künstlichen Züchtung, der Niederhaltung des höheren Wissenstriebes und Bildungsbedürfnisses, wie sie theils aus gedankenloser Gewohnheit, theils auch in egoistischem Interesse der Männerwelt Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch allenthalben verübt wurde. Es ist der in solcher Weise herangezüchtete unfreie, sklavische Zug im Charakterbilde des Weibes. Woher soll denn dem Weibe Interesse und Sinn für wissenschaftliche Errungenschaften, für neue Erfindungen, für nützliche Verbesserungen im Haushalt und Dgl. kommen, wenn es in Folge seiner Unwissenheit gar nicht in der Lage ist, den Nutzen, die Ersprießlichkeit neuer Entdeckungen und Erfindungen richtig zu bewerthen? Es wird unter solchen Umständen allerdings oft sich mit dem instinktiven Mißtrauen des Willens gegen verdächtig erscheinende Neuerungen bewaffnen. Man schaffe also den Frauen erweiterte Gelegenheit zur Stillung des ihnen so gut wie den Männern eigenen Wissenstriebes, zur Erwerbung solider, namentlich naturwissenschaftlicher Kenntnisse und zu ihrer technischen Verwerthung — und man wird von einem Misoneismus des Weibes selbst in so eingeschränktem Sinne bald nichts mehr hören. Bei einer

so einfachen, für die Entscheidung durch den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand völlig spruchreifen Frage können wir auf „Theorien“ von der Sorte, daß „das Weib in der Entwicklung der Art den erhaltenden Faktor vorstellt“, daß es „öfters in der Schäbelform atavistische Konturen bewahrt“ und Aehnliches ohne Nachtheil verzichten.

Ich darf natürlich nicht daran denken, auch bei anderen Theilen des Werkes mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen; man wird es mir nach den vorstehenden Proben wohl aus Wort glauben, daß auch in den Abschnitten über Kriminologie des Weibes, über Biologie und Psychologie der Verbrecherin und der Prostituirten die Bearbeitung des psychologischen und des historischen Materials vielfach die gleiche, wenn nicht noch größere Mangelhaftigkeit darbietet. Um nur ein einziges Beispiel zu geben, so werden die so häufigen falschen Anschuldigungen von Seiten hysterischer als Ausfluß der Rachsucht, Eitelkeit u. s. w. bezeichnet, während es sich gerade in den dort angeführten und ähnlichen Fällen nachweisbar um hysterische Halluzinationen gehandelt hat; bei einem erwähnten berühmten Prozeßfalle, der mit Verurtheilung eines Unschuldigen (des Kavallerieoffiziers La Roncière) endigte, hätte auch zur Vermeidung von Irrführungen bemerkt werden müssen, daß dieser Prozeß vor 60 Jahren (1834) sich abspielte, — denn jetzt wäre, nach unserer vertieften wissenschaftlichen Kenntniß des Wesens und der Erscheinungsformen der Hysterie, ein solches Verfahren und solches Urtheil doch wohl unmöglich. Schlimmer und gefährlicher als derartige Einzelmängel ist die Grundtendenz des Ganzen, die in ihrer rein naturalistischen Betrachtungsweise durchaus konsequent und naturgemäß in eine Moral ausmündet, die von Unmoral oder Antimoral kaum noch erheblich zu trennen ist. Wenn vom Weibe fortwährend als von einem „großen Kinde“, einem „ewigen Kinde“ gesprochen wird; wenn es heißt: „im Grunde aber bleibt das Weib immer unmoralisch“, und sogar das von den Weibern der Wilden für europäische Reisende gezeigte Mitgefühl als „unmoralisch“ gelten soll, weil es „den Interessen der sozialen Gruppe“ (der Wilden) widerstreitet; wenn immer und überall der moralische Werth der Handlungen nur an dem Maßstabe des „sozial-Nützlichen“ bemessen werden soll: so liegt Dem jene flach opportunistische, den moralischen Werth des Individuums gänzlich verkennende, mobile Sozial-Ethik zu Grunde, die glücklicherweise bisher in Deutschland wenigstens noch nicht allzu verbreitet ist und deren weitere Verbreitung wir auch durch die Autorität eines Lombroso nicht gern gefördert sehen möchten. Als ein sehr bödenliches Zeichen schlaffer Moral oder vielmehr Unmoral sind u. A. die überschwänglichen Verhimmelungen von Selbstmördern zu betrachten, wie sie sich an verschiedenen Stellen des Werkes

finden, z. B. sogar im Anschlusse an einen Fall, wo ein junges Paar, Kinder befreundeter Familien, den gemeinsamen Tod nur deshalb suchte, „weil der junge Mann Studien halber nach Turin gehen sollte“. Der Verfasser findet solche Beispiele „in unserem geldgierigen Bankier-Zeitalter“ rührend und bewundernswürdig; Andere werden darin wohl nur den Ausbruch moralischer Zersahrenheit und Zuchtlosigkeit oder auch das Merkmal neurasthenischer Insuffizienz finden.

Aber diese ganze Lehre vom „normalen Weibe“, sammt ihrem großartigen Oberbau von weiblicher Kriminologie und Prostitution, hängt zuletzt überhaupt mit ihrem gesammten somatisch-psychischen Wurzelwerke frei in der Luft, ist trotz aller Beschwerung mit „wissenschaftlichem“ Material im Grunde so unwissenschaftlich und — was schlimmer ist — so unwirklich wie möglich. Sie schafft nicht, wie sie zu thun vorgiebt, ein lebendiges Bild vom Weibe, sondern eine blutleere schemenhafte Abstraktion — eher einen lebernen Mannequin, über den die verschiedensten Stücke aus der weiblichen Dent- und Gefühls garderobe nach jedesmaligem Bedarf abwechselnd gestülpt werden. Die Frage drängt sich doch auf: wo, wie, wann verwirklichte sich denn je das „Normalweib“, von dem man den Maßstab entlehnen könnte — wie zu allen Meßwerkzeugen der Welt von dem in Paris aufbewahrten Normalmeter? Das „normale Weib“ ist eben an jedem Orte, zu jeder Zeit, in jeder sozialen Schicht — nach den Einflüssen von Klasse, Temperament, Klima, Lebensgewohnheiten, nach den vorwaltenden sittlichen und religiösen Anschauungen — von Grund aus verschieden. Und wie es keinen „Normaltypus“, sondern unzählige Arten und Spielarten des „normalen“ Weibes giebt, so kann es auch keinen weiblichen „Entartungstypus“ geben, sondern nur unzählige Formen und Möglichkeiten krankhafter Entartung, unzählige krankhafte Individualitäten. Erfahrung und Wissenschaft kennen nichts als Individuen, können es immer und immer wieder nur mit diesen zu thun haben. Durchschnitt, Norm sind von ganz anderen Wissensfeldern, ganz anderen Betrachtungsobjekten entnommene, gar nicht übertragbare, nicht hierher passende Begriffe. Existirte auf diesem Gebiete in Wahrheit eine „Norm“, so wäre gerade sie die schlimmste, schrecklichste, jedenfalls die langweiligste und sterilste Form der Entartung. Wollen und Empfinden, Leben und künstlerisches Schaffen, die so ganz auf den eindrucksvollen Reiz der eigenartigen, in ihrer Art einzigen Persönlichkeit gestellt sind, würden mit solcher Ausgeburt nichts anzufangen wissen. Für die Kunst vor Allem — und auch unsere heutige „schöne“ Literatur will sich doch noch in gewissem Sinne zur Kunst rechnen — würde eine solche Betrachtungsweise geradezu vernichtend wirken. Die Kunst mag in leidenschaftlichem Wirklichkeitstriebe auch das Weib, so viel sie immer will, individua-

lifizieren, — sie mag, unter dem Banne gewisser Anschauungen und Zeitströmungen, immerhin den Versuch wagen, es zu idealisieren, meinetwegen zu apothéosieren: aber nun und niemals wird sie sich auch den schönsten „wissenschaftlichen“ Theorien und Beweismaterialien zu Liebe darauf einlassen dürfen, es in pedantisch-schulmeisterlicher Weise zu normalisieren.

Und gerade, weil der wahre Künstler nie daran gedacht hat, nie daran denken kann und denken wird —: gerade darum schenkt uns die Kunst so viel tiefere und vollere Offenbarungen vom Weibe; darum lehren uns die Ludovisische Juno und die Venus von Milo, Rafaels Madonnen und Correggios Jo und Leba, die künstlerisch empfundenen Frauengestalten Goethes und Heynes und die der Wirklichkeit nachgeschaffenen Balzacs und Maupassants vom Weibe weit, weit mehr, als uns alle Anthropologen der Welt — selbst wenn sie ihres Amtes besser walteten, als sie es nach Lombrosos Meinung thun —, als uns Lombroso-Ferrero sammt Mantegazza, Pagliani und Sergi darüber zu lehren vermöchten. Und darum auch kommt uns diese ganze anthropologische Betrachtungsweise, trotz allen interessanten Einzelheiten, im Ganzen so unlebenbig und so steril vor. Und darum —

„Et voilà pourquoi votre fille est muette.“

So wäre denn die große Arbeit vergeblich, der Liebe Müß umsonst? Von dem bedeutennd angelegten, in großem Stil einheitlich konzipirten, wenn auch nicht in allen Theilen gleichmäßig durchgeführten Unternehmen bliebe nur ein großer Trümmerhaufen bunt durcheinander geschütteten Materials, statt des geplanten stolzen, systematischen Aufbaus? — Wäre es so, so würden wir uns damit zu trösten haben, daß die Natur des Stoffes eben solcher systematischen Bearbeitung widerstrebt, jedenfalls dafür noch nicht reif ist, und daß „bleibende“ Werthe nur ausnahmweise geschaffen werden in einer Zeit, wo selbst das Beste in der Regel nach einem halben Menschenalter oder noch früher veraltet. Uebrigens ist in der Wissenschaft auch ein scheinbar mißglückter Versuch oft von unverhoffter Bedeutung. Er zeigt mindestens, wie die Sache nicht anzufangen ist, um auf einem bestimmten Gebiete vorwärts zu kommen, um der Beantwortung gestellter Fragen, der Lösung schwieriger Probleme, näher zu rücken. Stände es so vielleicht auch mit der Lombrososchen Arbeit? Läßt auch sie das „Problem“ des Weibes noch ungelöst? — und ist es überhaupt lösbar — oder wird es auch ihm, wie gewissen anderen großen Problemen gegenüber, resignirt heißen müssen: ignoramus — ignorabimus? — Spätere Generationen mögen in einer späteren „Zukunft“ darauf die Antwort ertheilen.

Professor Dr. Albert Eulenburg.



## Aschermittwoch im Rothen Hause.

Die Stadtverordneten-Wahlen sind wieder einmal vorüber und aufs Neue drängt sich die Frage auf: Wer regirt jetzt im Berliner Rathhause? Der nach dem Gesetz zur Beaufsichtigung nicht nur, sondern auch zur Leitung der gesammten Verwaltung berufene Oberbürgermeister beschäftigt sich augenscheinlich mit dem Regiren nicht allzu viel, sonst könnten Dinge, wie sie jetzt öfters passiren, nicht gut vorkommen. Der Staats-Regirung wurde jüngst von einem sehr gemäßigten Blatte vorgeworfen, sie ließe die Zügel am Boden schleifen; in der städtischen Verwaltung Berlins scheint man die Pferde überhaupt nicht erst anzuspinnen. Der Magistrat macht zur Umgestaltung des Schloßplatzes und der Königstraße eine Vorlage; sie wird mit dem Prädikat „gänzlich unreif“ an einen Ausschuß verwiesen, von diesem mit Mühe und Noth zurechtgestutzt und alsdann im Plenum mit Gloriat abgelehnt. Der Magistrat will gegen die Meinung der zunächst kompetenten Bauräthe einen Bauplag für ein neues Rathhaus zum Preise von etwa 4½ Millionen kaufen und wiederum wird seine Vorlage als unreif und unvollständig verworfen. In der Ausstellungsfrage wie in der Einverleibungs-Frage weiß man im Magistrat offenbar überhaupt nicht, was man will, und daß Beschlüsse gefaßt und bald darauf wieder aufgehoben werden, ist heutzutage im Rothen Hause keine Seltenheit mehr. Das sind so ein paar markante Punkte aus dem jüngsten Gemeinleben der Reichshauptstadt; aber bei aller prinzipiellen Bedeutung sind es doch nur Symptome für ein tief stehendes Uebel von konstitutionellem Charakter.

Es ist ziemlich genau ein Jahr her, daß an dieser Stelle in mehreren Aufsätzen die Zustände im Rothen Hause besprochen und gegen die märchenhafte Aufblöherei der Berliner Verwaltung Verwahrung eingelegt wurde. Speziell in Bezug auf die Wahl des Herrn Zelle zum Stadtoberhaupt wurde darauf hingewiesen, daß jener Herr noch nichts Kennenswerthes auf irgend einem Gebiete der Verwaltung geleistet und seine Erhebung auf den Oberbürgermeisterfessel lediglich seiner fortschrittlichen Gesinnung wie einer gewissen Glätte der Umgangsformen zu verdanken habe. Heute ist Herr Zelle ein stiller Mann und man ist so ziemlich allgemein darüber einig geworden, daß er nicht die Gabe besitzt, in einer gewitterstürmischen Zeit das städtische Schiff im richtigen Kurs zu steuern. Ganz abgesehen von den unaufhörlichen administrativen Mißerfolgen, wird ihm in der Geschichte der Stadt Berlin der Ruhm zufallen, daß unter seinem annoch kurzen Regiment Ansehen, Einfluß und Bedeutung des Magistrats schon sichtlich herabgemindert ward, und ferner, daß er es nicht verstand, die vorhandenen Intelligenzen im Dienste der Kommune richtig zu verwerten und neue geeignete Kräfte für sie nutzbar zu machen. Wohl nicht oft hat ein Feldherr seine Schaaren von Niederlage zu Niederlage geführt, wie das Berliner Stadthaupt es thut; wohl nicht oft hat eine große Verwaltung so rasch an Prestige verloren, wie der Berliner Magistrat unter dem Regime Zelle.



Man hat Herrn Zelle seine Haltung gegenüber gewissen höfischen Anforderungen stark verübelt. Und in der That liegt ja eine grausame Fronie darin, daß ein als „Volksmann“ gewähltes Stadthaupt in dieser Hinsicht viel weiter geht, als nöthig ist und als seine Vorgänger zu thun pflegten. Die Theilnahme an militärischen und kirchlichen Feiern und manches Aehnliche hat Herrn Zelle in den Augen seiner Stadtverordneten und Mitbürger mehr geschadet als das Fehlen der Eigenschaften, die zu seinem Posten unerlässlich sind. Das möchte kleinlich erscheinen, denn es ist in der That an sich vollkommen gleichgiltig, ob bei den recht häufigen Feierlichkeiten der Berliner Oberbürgermeister nebst Herrn Langerhans oder Herrn Meyer figurirt, und das Fernbleiben würde Herrn Zelle aus Gründen der Etiquette recht schwer gefallen sein. Und dennoch hat die öffentliche Meinung hierin instinktiv das Richtige getroffen. Herr Zelle hatte eine Bedeutung im öffentlichen Leben überhaupt nur als Mitglied der Gruppe Richter; bei dem Mangel jeglicher Individualität wäre es für ihn das Richtige gewesen, in den Bahnen fortschrittlicher Unentwegtheit zu wandeln und bei aller Courtoisie an geeigneter Stelle einmal das bekannte Rückgrat zu markiren. Dann hätte Herr Zelle eine Position gehabt, und eine ziemlich sichere, und er hätte alle Frondeurs, nicht aus eigener Kraft, aber mit dem Recht der Mehrheit, niederschlagen können. Jetzt ist es damit vorbei; man würde an das „Rückgrat“ nicht mehr recht glauben. Es ist eben nicht das Selbe, wenn zwei das Selbe thun. Wäre der sehr gewandte Regierung-Präsident von Colmar Oberbürgermeister von Berlin geworden oder der talentvolle Herr Abdes aus Frankfurt a. Main oder der Ober-Verwaltungs-Gerichtsrath Kunze oder endlich der that- und jugendkräftige Landrath des Teltower Kreises — sie alle konnten Fehler machen — und hätten sie gewiß auch gemacht; aber sie hatten Etwas in die Waagschale zu werfen, was Herrn Zelle fehlt: eine superiöre Persönlichkeit. Herrn von Colmar beispielsweise oder Herrn Kunze konnte man ruhig Verbindungen mit dem Hofmarschallamt eingehen lassen; man wäre sicher gewesen, daß sie schließlich doch immer die Trümpe in der Hand behielten. Aber jetzt? — —

Der Schwerpunkt der Berliner Verwaltung liegt augenscheinlich mehr als je heute in der Stadtverordneten-Versammlung. Und Das ist vom Uebel, auch wenn die Repräsentanten der Bürgerschaft durchweg geeignete Persönlichkeiten sind, was bekanntlich nicht der Fall ist. Ein Parlament von hundert und einigen zwanzig Mitgliedern kann keine Stadt regiren. Es kann Anregungen geben und thut es redlich gegenüber der Schwerfälligkeit der Exekutive, aber wenn die Verwaltung nicht will, geschieht eben nichts, trotz allen schönen Reden. Gründe für die Stagnation sind stets wohlfeil. Thatsächlich ergiebt ein Blick in die gerade in letzter Zeit gewaltig angewachsene Literatur über kommunales Leben, daß Berlin auf so ziemlich allen Gebieten, in der Schulhygiene, in der Steuerpolitik, dem Krankenhauswesen, der Wohnungsfrage u. s. w., in ein gefährliches Stadium der Fossilität gerathen ist und daß jeder gesunde sozialpolitische Hauch dieser Miesenverwaltung fehlt. Es wäre bringen zu müssen, daß die rührige „neue Fraktion“, die nach dem Verschwinden des wackeren Herrn Theodor Barth zu neuem Leben erwacht ist, fortfährt, als Recht in diesem schläfrigen Karpfenteich zu wirken, daß sie sich endlich frei macht von der öden Manchestererei berlinischer Weißbierphrasen und zu einschneidenden sozialpolitischen Reformen drängt. Berlin hat es in der Hand,

bahnbrechend vorzugehen auf dem Wege sozialen Ausgleichs: es könnte bei seiner trotz allem Gerede günstigen Finanzlage ein Steuersystem einführen, das nicht bloß gerecht, sondern auch erziehllich wirkt; es könnte an zweckmäßige Progression bei den direkten und an den Ausbau gewisser indirekter Steuern denken. Durch geeignete Getränke- und Lizenzsteuer könnte es der Trunksucht und der grauenhaften Vernichtung der körperlichen und geistigen Volksgesundheit entgegenzutreten und gleichzeitig erhebliche Mittel flüssig machen; es könnte gerade durch sein Steuersystem sozial versöhnen und zugleich ethische Wirkungen erzielen, von denen man ja jetzt in Berlin so viel redet. Es giebt vielleicht kein größeres städtisches Gemeinwesen im Deutschen Reich, das gerade in dieser Hinsicht so wenig frisches Leben zeigt wie Berlin. Auf dem Gebiete der Schule müßte die Hauptstadt endlich an eine organische Angliederung der Fortbildungsschule an die Volksschule, an eine Erweiterung und Vertiefung des bisherigen Lernstoffes für Knaben und Mädchen denken. Was man in Berlin über das Blühen des Fortbildungswesens flunkert, sind eitel Lügen, die erst kürzlich in den Blättern für gewerbliches Unterrichtswesen gebührend gezeigelt worden sind. In einer Hauptstadt mit so grenzenlos verwilderter und verwahrloster Jugend, wie es die Berliner ist, kann nur eine obligatorische Fortbildungsschule wirken, die sich auf der Volksschule aufbaut und die ihren Unterricht in den Tagesstunden erteilt. Die Einführung von Schulärzten, die Sorge für die körperliche Entwicklung der Schulkinder müßte endlich einmal Wahrheit werden, zumal so viele andere Städte hiermit vorangegangen sind. Im Gewerbewesen ist es kläglich, wie auch nicht einmal ein leiser Versuch zur Regulierung des Arbeitsmarktes gemacht wird; der Mangel jeglicher Fürsorge für das Heer von städtischen Arbeitern ist beschämend, wenn man bedenkt, was private Arbeitgeber heutzutage schon leisten. In der für eine Wohnungsreform entscheidenden Bebauungsfrage steht Berlin, trotz den vortrefflichen Arbeiten Eberstadt's, ganz auf dem Standpunkt Charlottenburgs, dessen Magistrat erst kürzlich in einer lesenswerthen Eingabe an den Minister die gegenwärtigen großstädtischen Wohnungsverhältnisse als vortrefflich geschildert hat. Wenn erst das kapitalistische Abberitenthum in Verbindung mit Hauspekulanten die städtischen Verwaltungen von jedweder gesunden Reform abgelenkt haben wird, dann wird der Boden für sozialistische und anarchistische Gemeuten geebnet sein. Man sollte doch wirklich in Berlin diese Sachen nicht so ganz auf die leichte Achsel nehmen und die schweren Sünden, die durch das jahrzehntelange *laissez aller* in der Wohnungsfrage begangen sind, nicht immer noch vergrößern, bis endlich die Katastrophe unabwendbar geworden sein wird.

Aber freilich: zu allen solchen und ähnlichen Dingen müssen Männer vorhanden sein; starke, energische, warmherzige Persönlichkeiten, nicht mittelmäßige Routiniers und bourgeoise Hoffstreber. Einzelne Kapazitäten und Beamte von erstem Pflichtgefühl können das Fehlen eines geistigen Bandes nicht gut machen. Der Daurath Hobrecht ist ja ein genialer Techniker, ein bedeutender Mensch; der Kämmerer Maack ein hervorragend gewandter Finanzmann, aber der Wirkungskreis und damit der Einfluß dieser Herren ist naturgemäß ein begrenzter. Der neue Bürgermeister aber, Herr Kirchner, ist nach wie vor ein „unbeschriebenes Blatt,“ trotz den persönlichen Sympathien, die ihm sein Eifer und sein gewinnendes Wesen überall verschafft hat. Und zudem ist er nun einmal mit der *levis macula* behaftet, daß eine freisinnige Wochenchrift ihn bei seinem Amtsantritt einen „feinen Kopf“ genannt hat, was befürchten läßt,

daß er den Anschauungen des Thiergartenfreisinn's nicht fern steht und von sozialem Firlefanz — wie Herr Warth so schön zu sagen pflegte — sein Herz frei weiß. Und sieht man ferner von den eigentlichen Technikern der Verwaltung ab, zu denen doch auch Rämmerer und Synchitus gehören und auf deren Verwendungs der Oberbürgermeister ohne Einfluß ist, da das Gesetz ihre Befugnisse regelt, so nützt es der Stadt zunächst noch nicht, wenn sie tüchtige Verwaltungsbeamte an Stelle der ausscheidenden wählt. Denn wer bürgt dafür, daß Herr Zelle die gewählten an die richtige Stelle setzt, daß er ihre Gaben richtig verwerteth? Man geht jetzt mit der Absicht um, den bisherigen Stadtverordneten Herrn Namslau zum besoldeten Stadtrath zu wählen, und man könnte der Berliner Verwaltung zu dieser Acquisition nur gratuliren, denn Herr Namslau ist ein gewandter, energischer und erfahrener Praktiker, der außerdem den unschätzbaren Vorzug genießt, von juristischer Gedankenblässe nicht angekränkt zu sein. Aber Herr Zelle braucht nur zu dekretiren, und Herr Namslau ist mit irgend einem ungeeigneten Ressort kalt gestellt; kälter, als er es je vorher war. Freilich darf diese Erwägung die Berliner Stadtverwaltung nicht abhalten, talentvolle und bewährte Kräfte zu halten und aufzusuchen und ihre Dienste nöthigenfalls mit Gold aufzuwiegen; Das ist sie der kommunalen Zukunft Berlins schuldig. Anstatt Dessen schreibt man die freigewordenen Stadtrathsstellen mit dem in diesem Falle erbärmlichen Gehalt von 7000 M. aus und hofft, damit geeignete Persönlichkeiten zu gewinnen. Man sollte einmal in den der Kommunalweisheit nahestehenden Berliner Rechtsanwaltskreisen, in denen es doch so manche „Intelligenzen“ giebt, nachfragen, ob sich für dies Geld Jemand bereit findet. Aus den anderen Verwaltungen aber können sich doch nur wirklich vermögende Leute dazu verstehen, alle Ansprüche auf Pension und Meliktenversorgung aufzugeben, bloß um die Ehre zu genießen, in Berlin Stadtrath zu sein. Bedenkt man nun noch, daß politische Unentwegtheit verlangt wird, so ist klar, wie klein der Kreis sein muß, aus dem man im Berliner Rathhaus sich den Ersatz sucht. Die Ergebnisse solcher subalternen Schnauzigkeit, die in ihrer Naivetät unhaltbare Vergleiche mit Richtern und sonstigen Staatsbeamten-Gehältern zieht, können denn auch nicht ausbleiben.

Vestigia terrant. In den Hauptstädten Oesterreichs, in Wien und in Prag, — vom Auslande ganz zu schweigen — richtet sich der wilde Haß einer fanatisirten Menge in erster Linie gegen die Stadtverwaltungen, denen man großkapitalistische Neigungen und das Fehlen derjenigen Initiative und reformatorischen Kraft vorwirft, die in unserem Zeitalter nationaler und wirtschaftspolitischer Zerrissenheit nothwendig ist. Glaubt man denn in Berlin, daß mit dem Hinausdrängen der Bürgerpartei, die doch nur mit Hilfe des „elendesten aller Wahlsysteme“ besiegt worden ist, die Sache erledigt sei? Glaubt man wirklich, die Verwaltung einer Millionenstadt ließe sich auf die Dauer mit den Rezepten der Bezirksvereinsweisheit führen; glaubt man, daß es angehe, den Dingen ihren Lauf zu lassen wie bisher, ohne das kommunale Leben mit dem verjüngenden Hauche sozialer Ideen zu durchtränken? Dann irrt man, — und die Folgen solchen Thuns und Lassens sieht man schon jetzt, da nach den karnevalistischen Lobhudeleien der dienstwilligen Presse im Rothen Hause allgemach ein lagenjämmerlicher Aschermittwoch angebrochen ist.



## Der portugiesischen Komödie letzter Theil.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, sind vielleicht unsere diplomatischen Beziehungen zu Portugal schon abgebrochen! Graf Bray, der in Elmärtschen von Bissabon nach Berlin kam, kehrt möglicher Weise gar nicht auf seinen Posten zurück, oder nur zum Zwecke eines Ultimatums. Nur etwa fünfzig Millionen Franken sind es, um die hier deutsche Kapitalisten getränkt werden; aber die zunächst hinterlistige und sodann höchst unerblickte Art, in der die portugiesischen Minister gegen Deutsche verfahren, die beständig unter den Auspizien der Reichsdiplomatie mit ihnen verhandelt und auch definitiv vereinbart hatten, gereicht unserem Prestige zur öffentlichen Schande. Bei dieser ganzen frechen Komödie muß man sich, wie gesagt, immer vorhalten, daß unser Auswärtiges Amt die Bemühungen des Comités der portugiesischen Eisenbahnen nicht allein am Lajo fortwährend unterstützte, sondern sich auch gleichsam als Schild und Wehr vor dieses Comités stellte. Es wird wohl später einmal die Zeit kommen, die zuweilen mangelnden Geschicklichkeiten hierbei näher zu beleuchten —: wie unter Umständen ein tüchtiger Generalkonsul taktisch richtiger verfahren kann als ein wirklicher Gesandter u. s. w., allein außerordentliche Mühseligkeit, lebhafteste Hingabe an die ihm einmal gestellte Aufgabe hat Graf Bray gewiß nicht vermissen lassen. Es kam nur darauf an, wer hinter ihm stand, und da hat es sich jetzt allerdings gezeigt, daß die Herren Portugiesen unserer gegenwärtigen Regierung eine Geduld, eine Lang- und Sanftmuth zutrauen, die sie nun und nimmermehr bei einem Regime Bismarck voraussetzen konnten. Es stand nun einmal fest, daß sich unser früherer Reichskanzler ungestraft nicht brüskiren ließ; was aber das Ministerium Pinze Ribeiro vom Grafen Caprivi und Herrn von Marshall halten muß, drückt sich hoffentlich nicht ausschließlich in ihrem neuesten Gewaltstreich gegen die deutschen Kapitalisten aus.

Und nun soll die Sache selbst für sich sprechen! Die Compagnie Royale des chemins de fer, seit Jahren auch R. Portugiesische Eisenbahngesellschaft genannt, wurde von 1859-1865 gebaut und basirte auf Konzessionen der berühmten spanischen Salamanca. Dadurch, daß man damals sofort die Direktion in Bissabon und den Verwaltungsrath in Paris einsetzte, war das immense französische Interesse an diesen Bahnen deutlich genug ausgedrückt. In der That hat Monsieur Jean Brudhomme die spanischen, portugiesischen und italienischen Nege mit dem Aufwande von vielen Milliarden nicht zu Rentnerzwecken gebaut, sondern wegen seines Handels. Dies bildet auch eine Hauptwaffe der französischen Freihändler gegen die Melinesche Schutzpolitik, der gegenüber unaufhörlich die Frage wiederkehrt, weshalb man denn in jene fremden Bahnen so ungeheure

Kapitalien gesteckt habe, wenn man die betreffenden Unternehmen doch nicht mehr durch Transporte alimentiren wolle. Inbessen begannen die Reibereien zwischen den Portugiesen und Franzosen schon sehr früh, da bereits wenige Jahre nach der Gründung finanzielle Schwierigkeiten vorhanden waren. Als 1865 eine abermalige Reorganisation zu Stande kam, war die innere Geschichte der Bahn an Gewaltthätigkeiten bereits eine der reichsten. Jetzt begannen die Portugiesen gegen die Franzosen, die allein an Obligationen vielleicht 450 Millionen Frs. besitzen, die — Deutschen auszuspielen. Es handelte sich um neue  $4\frac{1}{2}$  proz. Obligationen für die konzessionirte Baira-Baiga-Bahn — 8 550 000 Mitr. = 88 Millionen Mk., deren Stücke nur in portugiesischer und deutscher Sprache ausgestellt wurden. Der Subskriptionspreis stellte sich im Durchschnitt ganz genau auf 94,10 Prozent, was weder für damals, noch der Zinsfuß überhaupt höher war, noch heute, wo das damit verbundene Risiko zu Tage liegt, als eine besondere Profitmacherei der Kapitalisten angesehen werden kann. Das Wichtige an dieser Anleihe war aber ihr unbedingtes Sonderrecht, denn die portugiesische Regierung hatte durch Vertrag vom 29. Juli 1865 der Linie Baira-Baiga ein kilometrisches Reinerträgniß von jährlich 1969 Mitr. oder 10 939 Frs. garantiert, was im Ganzen 2 180 000 Frs. ausmachte. So fest wurde aber die Zinszahlung geschmiebet, daß ausdrücklich abgemacht wurde: es müssen die Zahlungen aus dieser Staatsgarantie lediglich für den Dienst der neuen Obligationen verwandt werden. Damit war jeder späteren Rechtskrümmung, daß z. B. die Regierung eigene Forderungen an die Gesamtbahn vorschob, eigentlich die schädliche Gelegenheit entzogen. Ja, um die Sphäre der Eisenbahngesellschaft von der der Baira-Baiga-Obligationen ganz getrennt zu halten, hätte die Regierung ihre Garantiezahlungen gar nicht erst der Gesellschaft in Lissabon, sondern direkt der Darmstädter Bank zu leisten.

Solche Spezialrechte machen es auch erklärlich, weshalb das Comité, das diese Obligationäre, also zufällig die Deutschen, zu vertreten hat, ein faktisches Ansehen genöß. Andererseits, die französischen Comités, die mindestens den neunfachen Betrag repräsentiren, besitzen nicht einmal bei ihrer eigenen Regierung Einfluß. Jene letzten 450 Millionen bekommen eben Prozente, sobald deren da sind, während unsere Obligationen aus der Garantie je nach dem Agio 3 und  $\frac{3}{2}$ , eventuell auch 4 Prozent erhalten können.

Natürlich sind alle Schutzcomités nur eine Frucht von Portugal's Staatsbankerott. In dem Augenblick, wo kein Geld mehr in den Kassen lag, schauten die Regierungsmänner gierig nach den Baarbeständen ihres größten Eisenbahnunternehmens aus, ganz abgesehen noch davon, daß es ihnen wider die Natur ging, auch noch Zuzahlungen per Kilometer zu machen. Allein so gesunken ist doch die Rechtsferkenntniß selbst in Lissabon noch keineswegs, daß nicht jene Herren die Schwierigkeiten erkannten, die ihnen aus dem Brechen internationaler Verträge erwachsen würden. Man verbarg daher seinen festen Willen zu einem Ueberfall hinter der Maske größter Bereitwilligkeit und die Comitémitglieder, die sich längst daran gewöhnt hatten, die leitenden Köpfe der Eisenbahnverwaltung bis ins innerste Mark verintereffirt zu wissen, mußten doch wenigstens den Ministern des Königs einiges Vertrauen schenken.

Es war im April vorigen Jahres, als die Regierung, u. A. auch zur Abwendung einer Beschlagnahme der Eisenbahneinnahmen, eine neungliedrige Kommission für die Gesamtbahn ernannte. Darin saßen vier fremde Vertreter

die in Uebereinstimmung mit der Regierung diesen — wenn man so sagen darf: Staatsstreich mit vorbereitet hatten. Die Scene, in welcher sich der bisherige Verwaltungsrath von dieser Maßregel überrascht sah, soll malenswürdig gewesen sein. Diese erzraffinirten Portugiesen, die jede den Fremden angethane Spitzbüberei mit dem Stolze auf ihre seefahrende Vergangenheit rechtfertigen, waren ahnungslos in eine Falle gegangen und mußten nunmehr fürchten, aus zahlreichen Einnahmeposten verdrängt zu werden. Bei all diesen Dingen hatten sich die deutschen Vertreter der energischsten Unterstützung unseres Auswärtigen Amtes zu erfreuen; allein das schöne Wetter hielt nicht lange an —: die portugiesischen Minister wurden nämlich von ihren Freunden daran erinnert, daß sie ohne den „Klingel“ nicht weiter kommen könnten, und aus Furcht vor dieser Schaar von Beutesuchern wurden sie in den weiteren Verhandlungen ganz lau. Gegen Ende Oktober, also noch kurz vor der Generalversammlung, die über die Reorganisationsvorschläge zu entscheiden hatte, erreichte die Spannung zwischen unserer Gesandtschaft und jenen Ministern einen bedenklichen Grad. Indessen ging dieses Gewitter noch vorüber und die Generalversammlung acceptirte Anträge, welche die Interessen auch der Baixa-Baixa-Obligationäre genügend zu wahren vermochten.

Nunmehr verhandelte die Kommission weiter und kam auch der Regierung mit einigen nicht unwichtigen Dingen entgegen. Die Regierung wollte u. A. 30 000 Aktien ausgeliefert haben, um mehr Einfluß in der Verwaltung zu gewinnen; man gewährte Dies um so eher, als die Aktien doch meistens in französischen Händen waren. Dabei waren unter den königlichen Kommissionären damals noch zwei durchaus vertrauenswürdige Mitglieder, die aber dann in Folge anderer Aufgaben austreten mußten.

Im Mai war die Vereinbarung längst perfekt, aber ein Hauptunterhändler, der selbe, welcher in allen Finanzministerien einer der wichtigsten Beamten war, zog die offizielle Kenntnissgabe an die Regierung in auffallende Länge. Als sich Dies endlich auf Drängen der deutschen Vertreter nicht mehr aufschieben ließ, nahmen die Minister die Vereinbarung entgegen und verlangten anfangs Juli von den Cortes Vollmacht für ein neues Eisenbahngesetz. Vergebens machten unsere Vertreter darauf aufmerksam, daß es sich ja nur um Genehmigung der vorliegenden Abmachung handele und keineswegs um allgemeine Eisenbahn-Angelegenheiten. Die Minister brachten die Vorlage nun einmal in dieser Form ein, die ihnen auch später die weitere Kammerbestätigung ersparte.

Keine Seele unter den ausländischen Comitemitgliedern, die ja auch in ihrer Heimath noch Einiges zu thun haben, keine Seele auf unserer Gesandtschaft und unserm Konsulat in Lissabon ahnte aber, daß ein Betrug im Werke sei. Die Minister nahmen nicht die geringste Veranlassung, auch nur mit einer Miene anzudeuten, daß sie die zu Gunsten der fremden Gläubiger abgeschlossene Vereinbarung, resp. die Kommissionbeschlüsse, gar nicht genehmigen wollten. Graf Bray ist doch in den letzten Monaten kaum aus Lissabon herausgekommen; er, der in diese ganze Angelegenheit so oft persönlich einzugreifen hatte, wäre doch wenigstens mit Voreröffnungen schicklicher Weise nicht zu umgehen gewesen. Aber —: Schweigen überall.

Da, im November, erscheint plötzlich das neue Eisenbahngesetz, das der König in seiner Ohnmacht natürlich pure genehmigt hatte. Ganze Paragraphen darin pflanzen sich als eben so viele Kanonen gegen die Interessen der

deutschen Obligationäre auf, gegen deren verbriefte Rechte und deren erst im Mai abgeschlossenen Vereinbarungen. Vor Allem gehen etwaige Ansprüche der Regierung an die Bahn allen andern Forderungen vor, d. h. mit andern Worten: bevor der Staat seine blühende Garantie für die Bahia-Baixa-Obligationen zahlt, berechnet er seine schwebenden Forderungen an die ganze Bahn. — Seit Oktober hatte die Regierung in der Kommission zwei Vertreter und die Obligationäre deren drei; da es nunmehr umgekehrt dekretirt wurde, so sind die deutschen Vertreter für immer in die Minorität gedrängt, so daß ihre Gegenwart nur noch gleichender Schein ist. — Früher durften sich die fremden Vertreter, die doch nicht jahraus, jahrein am Tajo spaziren gehen können, ihre Ertragsmänner wählen, heute ist diese nützliche Einrichtung aufgehoben und die betreffenden Herren, wenn sie den formellen Einladungen nicht gleich folgen können, erfahren erst aus den Druckfachen, was eigentlich beschlossen wurde. Faktisch hat auch die Regierung von der Bahn bereits sofort Besitz ergriffen, die Kassen stehen innerhalb ihrer Verfügung und die Beamten in ihrer Wahl. Das gerade ist aber das eigentliche Ziel dieser Gewaltthat. Denn wenn die Minister selbst auch keine Geldnehmer sind, so können sie sich doch den Forderungen ihrer politischen Freunde nicht entziehen. Es handelt sich hier um zahllose Stellenjägerereien, die bei einer strengen Verwaltung unter ausländischer Bethheiligung natürlich ganz unmöglich sind.

Im Uebrigen ist die Lage des portugiesischen Ministeriums gegenwärtig so gespannt, daß Kenner sogar ein entschiedenes Auftreten unseres Gesandten für genügend halten, um bald einen Kabinettssturz herbeizuführen. Die Herren Minister sind unter sich ganz einig, nur zwei ihrer Mitglieder: Fuschini sowie den Bautenminister, möchten sie gern hinaus haben. Ursache? Die Beiden denken an Ersparungen! Einen Vortheil hat das Kabinet —: die etwaigen Nachfolger müssen unbedingt Progressisten sein, und diese zeigen noch einige Scheu, die nicht allzu verlockende Erbschaft anzutreten.

Indessen arbeitet man oben mit Dampf an einer Kammerauflösung, da alsdann bei den neuen Wahlen die Minister ihren ganzen Nachdruck ausüben können. Der König, ungeachtet aller Fürstenbriefe gegen seine Minister sonst sehr nachgiebig, zögert noch, und so wird der Antrag vor den Staatsrath kommen, der den Ministern den kleinen Gefallen dann wohl recht gern thut.

Wie ersichtlich, ist also in eine deutsche Kapitalisten-Angelegenheit ein Stück innerer portugiesischer Politik gefahren, deren Lösung noch nicht ganz klar ist. Jedenfalls aber hat Portugal den einfachen Bankerott, den es mit seinen Staatspapieren machte, jetzt bei seinen Eisenbahnen zu einem schlechtweg betrügerischen erweitert. Wenn unsere Comitemitglieder klug sind, lassen sie sich auf ein weiteres Mißspielen an dieser von ihnen doch keineswegs angezettelten Komödie gar nicht ein, sondern erklären rund heraus, daß sie an einer Rechtsunterdrückung keinen Antheil haben können.

Welchen Respekt die Gewalthaber in Lissabon dann, von unserem Comité hinweg, noch vor unserer — Regierung haben, darüber werden schon die nächsten Tage die erwünschte Klarheit schaffen müssen. Pluto.



## Das Reptil Harden.

Am Freitag Abend, sehr spät, erhielt ich einen Rohrpostbrief. Das ist nicht gerade ungewöhnlich. Der Brief war nicht unterzeichnet. Auch das war nicht aufregend, denn anonyme Briefe bekomme ich alle Tage. In dem Briefe aber stand: „Lesen Sie die Kreuzzeitung!! Da haben ihre agrarischen Bundesbrüder es Ihnen gründlich besorgt! Ein freisinniger Mann.“ Mein hochverehrter Freund Albert Schaeffle wird gewiß erstaunt sein, zu vernehmen, wie weit seine lebenswürdige Konstatirung meines „durch und durch agrarischen Herzens“ bereits gebrungen ist. So dachte ich bei mir und legte den Brief zu den übrigen. Aber neugierig ist man nun einmal und es passiert so selten, daß mein Name — außer bei Anklagen und Konfiskationen — in die Berliner Zeitungen kommt, daß ich schon deshalb mir eiligst die Kreuzzeitung kaufte. (Stille will auch leben, also auf dem Potsdamer Bahnhof.) Da fand ich zuerst einen Leitartikel, der, ungefähr von dem selben Standpunkte, den auch ich immer vertrete, gegen die Handelsverträge zu Felde zog und der mit den Worten schloß: „Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepffiffen sein.“ Das hätte ich nun nicht geschrieben; nicht, weil es nicht sehr hübsch wäre, — nein, aber es liegt nicht auf meinem Wege, das Pfeifen erst umständlich noch anzukündigen; ich pfeife gleich los, wo mir das Pfeifen überhaupt nothwendig erscheint. Weiter unten aber, auf der ersten Seite, fand ich die folgende Lieblichkeit, die für einen freisinnigen Mann wirklich ein Rohrpostcouvert werth sein konnte:

„Berlin, 24. November. In dem Pariser „Journal“ vom 15. November findet sich ein Artikel von Edmond le Roy: „Rochefort und die Alliance Franco-Russe“, der uns den Nachweis bringen will, daß Rastow das unsterbliche Verdienst habe, den Jaren und die russische Diplomatie für die französische Allianz gewonnen zu haben. In Frankreich aber sei es von ausschlaggebender Bedeutung geworden, daß nach einem Frühstück, an welchem Boulanger, Déroulède, Milleboye und Rochefort von französischer, Herr Chon von russischer Seite theilnahmen, Rochefort sich bereit fand, seine Opposition gegen Rußland fallen zu lassen. Dieß denkwürdige Ereigniß habe im Dezember 1887 stattgefunden. Herr le Roy erzählt den Hergang aus dem Munde Chons und wir hätten von diesen intern gallo-moskowitzischen Dingen keine Notiz genommen, wenn nicht Herr Chon beiläufig auch die folgende Bemerkung hätte mit unterlaufen lassen:

„In einem Buche, das ich gerade vorbereite, werde ich beweisen, daß die Anschuldigungen der deutschen Presse (daß nämlich Rußland die französischen Blätter bestochen habe, um die Allianz zu Stande zu bringen) ganz unwahr sind. Gleichzeitig werde ich von der „Allgemeinen Reichskorrespondenz“ und von der „Zukunft“ reden, die dem Reptil Harden gehört, und werde beweisen, daß jene Blätter nicht so unabhängig von der russischen Regierung sind.“

Nun, Herr Chon muß Das wissen, und wir warten mit Spannung auf seine Mittheilungen. Vielleicht erklären sie uns allerlei merkwürdige Eigenthümlichkeiten der „Reichskorrespondenz“ wie der „Zukunft“, vielleicht auch die Gründe, welche Herrn Harden zu seiner jüngsten Petersburger Reise veranlaßt haben. Und dafür würden wir aufrichtig dankbar sein.“

Zur Aufklärung der Leser bemerke ich, daß die „Allgemeine Reichs-



Korrespondenz“ — ich habe sie nie gesehen — ein für Zeitungen bestimmtes Blatt war, dessen russischer Herausgeber aus Berlin ausgewiesen worden ist, und von dem ganz allgemein geglaubt wurde, daß es von der russischen Regierung bezahlt war. Ferner bemerkte ich, daß Herr de Cyon von mir hier wiederholt als ein Empfänger von Panamageldern und als Verfasser der Denkschrift erwähnt worden ist, die den Sturz des Herrn Wischnegradsky herbeiführen sollte, weil der die Dreißigkeit gehabt hatte, eine Pariser Rentenkonversion ohne Herrn de Cyon machen zu wollen. Auch Herr Witte hatte sich ja mir gegenüber beklagt, weil „namhafte“ französische Journalisten von ihm ganz dreißig Geld für Empfehlung der neuesten Konversion verlangt hatten. Drittens bemerkte ich, daß von meiner „jüngsten Petersburger Reise“ die Leser der Kreuzzeitung bisher nicht eine Sterbenssilbe erfahren hatten, daß sie daher annehmen mußten, es handle sich um eine geheimnißvolle Reise, bei der ich mir von Herrn Witte die gerade fälligen Rubelscheine holen wollte. Ganz so liegt die Sache nun nicht; ich bin, zum ersten Male in meinem Leben, für einen einzigen Tag nach Petersburg gefahren — vier Nächte unterwegs, Kosten 500 Mark —, um nach all dem Zeitungslärm doch einmal zu hören, was der viel genannte Herr Witte — nicht denkt, denn das würde er mir nicht gesagt haben, aber doch zu äußern für angebracht hält. Die Bestehung bestand in zwei Tassen Thee und vier sehr guten Cigaretten, — ein neuer Beweis für die völlige Zerrüttung der russischen Finanzen. Herrn Witte gegenüber, der sich über die Kreuzzeitung beklagte, vertrat ich ausdrücklich den Standpunkt dieses Blattes und ich sagte ihm, mit mehr Sicherheit, als mir, offen gestanden, die bisherige Haltung mancher Konserverativen einflößen durfte, daß mir eine Annahme des deutsch-russischen Handelsvertrages im Reichstage unmöglich erschiene. Wie dieser Vertrag von der „Zukunft“ aufgefaßt wird, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren: die Artikel „Der Kampf um die Handelsverträge“, „Export-Politik“, „Caprivi-Witte“ sind ja nicht unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen.

Uebrigens scheint in Paris der Eindruck der Enthüllungen des Herrn Cyon nicht gerade erschütternd gewesen zu sein. Denn am 24. November, also neun Tage nach diesen Enthüllungen, brachte der Figaro einen von mir erbetenen Artikel (L'Allemagne et l'alliance franco-russe), den ersten, den ich französisch zu schreiben versucht habe, und dessen — verstümmelten — Abdruck leitete der Redakteur mit folgenden Worten ein: Cette réponse, dont il nous faudrait réfuter chaque ligne, donne exactement, croyons-nous, l'état d'esprit des Allemands, avec toutes leurs erreurs habituelles d'appréciations et la partialité voulue de leurs jugements pour tout ce qui concerne la France et les amis de la France. Der Artikel erschien zufällig am gleichen Tage wie die Freundlichkeit der Kreuzzeitung und so war ich binnen vierundzwanzig Stunden in Paris ein Russenfresser und in Berlin ein russisches Reptil. Auch Das ist nicht neu; ein so unermesslich Größerer, Otto von Bismarck, schrieb einst an Gerlach: „Im Jahre 50 wurde ich von unseren Gegnern verrätherischer Hinneigung zu Oesterreich angeklagt, und man nannte uns die Wiener in Berlin; später fand man, daß wir nach Suchten rochen, und nannte uns Spree-Rosaten. Ich habe damals auf die Frage, ob ich Russisch oder Westmächtlisch sei, stets geantwortet, ich bin Preussisch, und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurtheilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschliessungen von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten“.

Die Sache sieht einfach und scherzhaft aus. Aber sie hat doch auch ihre ernstesten Seiten. Daß der „Vorwärts“ den Zeugen Eyon aufmarschiren läßt, ist mir gleichgiltig und ich finde es selbstverständlich. Im „Vorwärts“ bin ich so lange ein Bismarck-Reptil gewesen — obwohl nach Liebknecht doch Bismarck vor Geiz sogar seine Rebecca halb verhungern läßt —, daß ich schon der Abwechslung wegen auch einmal als Witte-Reptil figuriren kann. Soll ich gegen den armen Seher vorgehen, der da als verantwortlicher Redakteur die Strohmannsrolle spielt? Aber die Kreuzzeitung ist das führende Organ der deutschen konservativen Partei und sie hat über den Fall Kirchhoff-Garich sehr beherzigenswerthe Artikel gebracht. Die Kreuzzeitung zeichnet kein gewöhnlicher Kuli, sondern Herr Wilhelm Freiherr von Hammerstein, Mitglied des Deutschen Reichstages. Von diesem Herrn erwarte ich denn doch mit einiger Sicherheit, daß er für die Insinuation des gemeinsten Verbrechens, das es überhaupt giebt, bessere Beweismittel hat als den Bericht eines französischen Journalisten über Erzählungen des Herrn Eyon — und für diesen Fall bin ich gern bereit, mich der peinlichsten Unterfuchung zu unterziehen —, oder daß er den Muth und den Anstand haben wird, nicht im Interesse der „Zukunft“, aber im Interesse der „N. Preuß. Ztg.“, seinen Lesern mitzutheilen, daß gegen seinen Willen mir in seinem Blatte eine schmählische Beschimpfung angethan worden ist. Und nun sage ich es doch: Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepiffen sein.“

M. S.

## Notizbuch.

Ueber die Gesundheit des Fürsten Bismarck werden wiederum allerlei abenteuerliche Gerüchte verbreitet. Der Fürst, so heißt es, hat sich noch immer nicht von seiner schweren Erkrankung erholt und die Meldungen über sein Wohlbefinden sollen ganz und gar übertrieben sein. An die Nachricht, der Fürst hoffe, im Frühjahr wieder im Besitz seiner früheren Kräfte zu sein, knüpfte ein demokratisches Blatt die noch hoffnungsvollere Frage: „Wer kann Das wissen?“ Zum Glück ist der Leichenjubiläum wieder einmal verfrüht. Die völlige Konvalescenz ist durch des Fürsten altes Leiden aufgehalten worden, durch eine Venen-Entzündung, die im Oktober eintrat und die diesmal weniger schmerzhaft, aber schwerer zu erkennen und zu beseitigen war, weil sie, vielleicht in Folge des langen Liegens, ihren Sitz in den Beckentheilen hatte. Das Leiden ist längst vollständig beseitigt und der Fürst befindet sich bereits wieder so wohl, daß er daran denken soll, seine Spazierritte demnächst wieder aufzunehmen. Wenn trotzdem vorläufig in Friedrichsruh die Aera der Besuche noch nicht wieder eröffnet ist, so hat Das seinen Grund wahrscheinlich darin, daß der Fürst in seinem Privatverehr nicht kontrollirt und durch Inbiskretionen belästigt sein will, sondern seine wohlverdiente Ruhe als particulier de distinction in der jedem Andern selbstverständlich gewährten Ruhe zu genießen wünscht.

\*

\*

\*

Unter dem Titel „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks“ hat Herr Dr. Hans Blum im Verlage des Bibliographischen Institutes in Leipzig ein Buch herausgegeben, von dem noch zu sp.achen sein wird, das aber jetzt schon, ehe es noch Jemand gründlich durchstudirt haben kann, zum Gegenstande äußerst lebhafter Erörterungen gemacht wird. Der Grund ist, daß, hoffentlich,

gegen den Wunsch des Herrn Blum, die Meinung verbreitet worden ist, Fürst Bismarck sei irgendwie an der Abfassung oder an der Redaktion dieses Buches theilhaftig. Davon kann selbstverständlich keine Rede sein. Hätte Herr Blum die Absicht gehabt, das Buch vor der Veröffentlichung dem Fürsten zu unterbreiten, dann wäre dieser Wunsch sicher höchlich, aber auch sehr entschieden abgelehnt worden. Herr Blum hat vor einem Jahre die Ehre gehabt, mit anderen Herren einige Stunden in Friedrichsruh zu verleben; er hat seine dort gewonnenen Eindrücke publizistisch ausgenüßt — nicht gerade sparsam und nicht immer durch ein gutes Gedächtniß und durch ein sicheres Tactgefühl unterstützt, und es ist schon deshalb nicht anzunehmen, daß er seitdem von irgend einer Seite direkte Mittheilungen aus dem Hause Bismarck empfangen hat. Er meint es sicher sehr gut und zählt sich zu den getreuen Freunden des Fürsten; aber es giebt auch Freunde, vor denen Gott Einen beschützen möge, und es giebt andere Leute, die auf eine große Karte gern ihre bescheidene Baarschaft setzen. Die enfants terribles sind nicht angenehmer als die Spekulanten. Jedenfalls wird man gut thun, die Offenbarungen des Herrn Blum als eine enthusiastische Privatleistung zu betrachten und sie mit Vorsicht zu genießen, namentlich, wo sie sich mit der — jetzt auch vom Reichsanzeiger amtlich anerkannten — Entlassung Bismarcks beschäftigen. Was darüber mitgetheilt werden kann, ist längst mitgetheilt worden; viel Mehr wird man schwerlich erfahren, so lange das weltgeschichtliche Dokument, das man wohl irrtümlich ein „Entlassungsgesuch“ nennt, nicht offiziell bekannt gemacht ist. Immerhin ist es „mehr als befreundet, weniger als Freund“, delikate Aeußerungen zu veröffentlichen, ohne zu wissen, wer sie gethan hat. Die Glocken hört man allenfalls wohl aus der Ferne läuten, aber nur in der Nähe weiß man auch, wo sie hängen.

Ein polizeiliches Gebot legt den Theaterdirektoren die Verpflichtung auf, am Totensonntage nur Stücke ernsteren Inhaltes zur Darstellung zu bringen. Diese Verpflichtung ist nicht gerade bequem und man versteht auch nicht recht, warum z. B. die Wiener Cancanposse „Drei Paar Schuhe“ totensonntäglich sein soll als die Pariser Foterei von der „eisernen Jungfrau“. Aber das Gebot besteht einmal und so mußten denn im Residenz-Theater die Aufführungen der derben Farce „Die Dragoner“ — die unkluge Kritiker für einen französischen Schwank nahmen, während sie von einem deutschen Stiefelfabrikanten im Nebenamt gehandwerkelt ist — unterbrochen und ein Schauspiel mußte für den einen Tag neu einstudirt werden. Der Direktor mag sich damit getröstet haben, daß alle seine Kollegen die gleiche Pflicht trifft. Im Adols-Ernst-Theater aber, wo an diesem Tage sonst statt der Harlekinaden auch ein „Volksstück“ gegeben wurde, verkündete diesmal der Zettel: „Bajazzi“, eine Parodie-Posse „mit Mädchen“, und — „Charleys Tante“. Bekanntlich sind alle Bürger vor dem Gesetze gleich.

Aus wildem Haß gegen das Deutsche Reich, so wird gemeldet, soll ein Franzose versucht haben, durch eine „Höllmaschine“ den Reichskanzler General Grafen von Caprivi ums Leben zu bringen. Ganz allgemein ist die Anschauung verbreitet, daß der türkische Attentäter geistig gestört sein muß.



Berlin, den 9. Dezember 1893.

### Kommanditgesellschaft Hugo Loewy.

Wo bleibt die Entrüstung und wo bleiben die Leitartikel? Ueber allen Wipfeln ist Ruh, in allen Blättern spürest Du höchstens einen linden Hauch des Zornes gegen den Gerichtshof, der die Erweckung der Spielsucht für ehrlos erklärt haben soll, und mehr oder minder bescheidene Ansätze zu dem Geschrei gegen den Totalisator und die Staatslotterien, die bekanntlich in jedem Jahr ganze Hekatomben von ehrenwerthen Familien verschlingen. Sonst schweigen die Schmierfinken im papiernen Walde. Und die Kuli-Kapellen, die gegen die Matakosünder von der Reitschule ihr ganzes Repertoire an Entrüstungsfanfaren herunterschmetterten, die fiedeln nun ganz bedachtsam uns ein Schummerstück von Casimir-Périer und Zanardelli, vom annoch röchelnden Dreibund oder gar vom Jesuitengefetz. Warum sollten sie sich auch mit Herrn Hugo Loewy beschäftigen? Wer hätte denn einen Nutzen davon? Die reaktionären Volksfeinde höchstens, die für eine Besteuerung des eben so nützlichen wie nothwendigen Börsenspiels schwärmen, oder die nicht für den liberalen Mann allein hassenswerthen Finsterlinge, die eine Inseratensteuer begehren und die damit, wie man in der Bossischen Zeitung lesen kann, die gesunde geistige Nahrung des Volkes verschlechtern und ungenießbar machen wollen. An Hugo Loewy hat der Verleger verdient, denn Hugo Loewy ließ den Zeitungsrühm seiner Kommanditgesellschaft sich Etwas kosten; vom Tische Loewys fielen manche Brocken vielleicht auch in die Kassen der voll und ganz liberalen Parteien, denn Hugo Loewy durfte mit Fug und Recht sich zu den modernen Elementen zählen, von deren Herrschaft der glücklich und eisenstirnig uns heimgesehrte Herr Barth das

Heil des Deutschen Reiches erwartet. Ganz in der Stille wird deshalb der übel duftende Leichnam Loewys eingescharrt, daß der Gestank ja nicht in die trotz der äußerlich geringen Entwicklung doch sehr feinen Nasen der Antisemiten steige, und von den mehr bedauernden als verdammenden Nekrologen bringt nichts an die Öffentlichkeit als da ober dort die feste Behauptung, Hugo Loewy sei eine nichtsnutzige Ausnahme von der Regel der tabellos ehrenhaften Börsenleute gewesen, ein lockerer Geselle, den die Strafe nun ereilt habe, und vielleicht noch die feierliche Warnung, man möge, im Interesse des Friedens zwischen den Klassen und Rassen, den einzelnen Fall nicht zum typischen Beispiel erweitern.

Natürlich ist Das ein plump erfundener Schwindel, eines der vielen Schlafpülverchen, die täglich zweimal in die „gesunde geistige Nahrung“ des Volkes geschüttet werden, auf daß es pünktlich und friedlich entschlummern möge, im düsteren Blätterwalde. Typisch und symptomatisch ist beinahe jede Erscheinung in dem Organismus einer Gesellschaft und eigentlich ist nur das Genie ein vereinzelter Fall, das alte Tafeln zerbricht und in eigener Münze neue Werthe zu prägen vermag. Nur spottend aber hat wohl der Staatsanwalt in seinem ausgezeichneten Plaidoyer Herrn Hugo Loewy ein Genie genannt; das Männchen aus Larnowitz hat gar nichts Geniales, nicht einmal etwas Ungewöhnliches an sich: ein glatter Bengel mit hübschen Händen kommt aus Galizierland und raubt in Paris und in Berlin die minder Pfliffigen aus, nach allen Regeln der börsentapitalistischen Kunst, nach allen Gesetzen der konsequenten Freihändlerei. Ungewöhnlich ist daran nur, daß diesmal der Dieb gefaßt worden ist, und ungewöhnlich sollte die Frechheit sein, die nach Herz und Arton, nach Sigmund und Felix Sommerfeld, nach Anton Wolff und seinem Leipziger, immer noch von vereinzelt Fällen uns zu erzählen wagt. Vereinzelt sind leider freilich die Fälle, wo solche Börsenbanditen auch öffentlich dann abgestraft werden. Deshalb kann man es auch Herrn Loewy gar nicht verdenken, daß er sich als das unschuldige Opfer einer ungünstigen Konjunktur hinstellte und in seiner überraschenden Verhaftung die Ursache des Zusammenbruches sah. Wäre er in Freiheit geblieben, wer weiß, ob er heute nicht schon wieder obenauf sein könnte? Die Konjunkturen wechseln ja und ein echter, in der Baumwolle gefärbter Manchestermann hat seine guten Gründe, wenn er vor den brutalen Eingriffen der Staatsgewalt in das freie Spiel

der wirthschaftlichen Kräfte warnt. Vor dem Richterstuhl der bourgeoisen Gerechtigkeit ist Herr Loewy deshalb nur verurtheilt, weil er nicht zur rechten Zeit das Talent besaß, Glück zu haben. In der Gesellschaft, die er suchte und in die er paßte, wußte Jeder, daß er ein Spitzbube war, aber Jeder drückte ihm dennoch die Hand, so lange diese hübsche Hand noch Etwas zu geben hatte. Der Ahem ging ihm nur zu früh aus, sonst wäre er noch ein angesehenes Mitglied der Berliner Gesellschaft geworden, Börsenältester vielleicht und Säckelmeister der Freisinnigen Vereinigung, Kommerzienrath später und sicher Einer von Denen, die in den Theaterberichten als das literarische Berlin bezeichnet zu werden pflegen. Diese Loewys sehen wir in allen Logen sitzen; sie lesen am Eifrigsten die Sportblätter, sie bieten am Höchsten auf Theatermädchen, und wenn sie alt werden und zu Gewinn gekommen und gesegnet sind, dann veranstalten sie Wohlthätigkeitsbazare und zeichnen die fettesten Ziffern bei allen weltlichen und geistlichen Nöthen. Immer aber, im Alter wie einst in der Jugend, scheint ihr rundes Olozen zu fragen: Hab' ich nicht gut abgeschnitten? In vier Lustren habe ich für meine Nachkommenschaft ein Riesenvermögen zusammengesaunert und nicht ein einziges Mal hat der Staatsanwalt mich auch nur am Ärmel erwischt.

Für den börsenfremden Betrachter sind diese Prozesse, über deren einzelne Etappen die börsenkundige Welt telephonisch sich unterrichten läßt, ganz besonders interessant. Er liest staunend die detaillirten Schilderungen von Machenschaften, die ihm wie unzweifelhafte Betrügereien erscheinen, und wenn er von dem vereideten Sachverständigen nun ein kräftig rügendes Wort erwartet, dann sagt der, trocken und kühl: Nein, meine Herren Richter, hier ist nichts Auffälliges, hier liegt nur eine ganz allgemein übliche „Usance“ vor. Und das Merkwürdigste ist, daß diese Usancen von den Gerichten ganz ruhig anerkannt werden, während man gegen die kaum weniger berechtigten Usancen der Prostituirten und der Einbrecher doch ganz gewaltig sich zu entrüsten pflegt. Vielleicht haben wir es hier mit einem Ueberrest alttestamentarischer Vorstellungen zu thun, in denen diese Art von Usancen eine so hervorragende Stelle fanden. Als Jakob zuerst den Bruder, dann den Vater und endlich den Schwiegervater betrog, als er die Erstgeburt und den Segen und von der Heerde den buntestgeheckten Theil an sich brachte, da lächelte Jahwe seinem Bezinnen

und dem Heirathens halber gen Mesopotamien Pilgernden verhiess er, sein Same solle ausgebreitet werden gegen den Abend, Morgen, Mitternacht und Mittag, und das Land, da er auf liege, solle sein Eigen sein. Und Jakob, der dann Israel hieß, lebte hundertundsiebenundvierzig Jahre, und als er die Usancen nicht mehr nöthig hatte, ward er ein sehr respektabler Mann und ging in leuchtender Patriarchenglorie dahin. Ob Hugo Loewy ihn nicht vielleicht, von dem in der Genesis so rühmend gesprochen wird, zum Vorbild genommen hatte? Rachel und Lea und Silpa und Bilha fehlen in seinem bewegten Leben ja nicht und daran hat er gewiß niemals denken gelernt, daß an der Stelle, wo, auf dem Wege nach Ephrath, die schöne Rachel einst der Tod überkam, daß an der Stelle, die seitdem Beth Lehem hieß, später ein Knabe geboren worden war, der in eine sittlich erneute Welt eine neue Heilswahrheit gebracht hat.

Der alte Jahwe wußte ganz genau, warum er gerade an diesem Ort noch einmal dem Israel erschien, ihm einen Altar zu errichten befahl und ihm verkündete: Völker und Völkerhaufen sollen von Dir kommen und Könige sollen aus Deinen Lenden kommen. Er war, als ein Gott aus dem ancien régime, gewöhnt, mit geometrischen Zeiträumen zu rechnen, und in dem Semitismus, der damals schon mit dem reinen Kapitalismus identisch war, erkannte sein das Dunkel durchbringender Blick früh die Vorfrucht für den Acker, auf dem er eine feinere Art der Menschenliebe bestellen wollte. Ihm war Jakob ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; darum sah er wohlgefällig auf den behenden Bengel, der bei der Geburt schon des Bruders Ferse hielt, und darum erhöhte er den schwärzlich frommen Usancenmann über Esau, den röthlich blonden und rauhen Agrarier, der um ein Linsengericht — heute würde mans eine liberale Gesetzgebung nennen — das Recht seiner Erstgeburt sich abschwindeln ließ. Die Männer, die jetzt die gar nicht mehr schöne deutsche Welt regiren, lassen vom kommenden Morgen sich nicht mehr schrecken: sie führen das Christenthum eifrig im Munde und folgen, mit ganz anderen Absichten doch und in dem Streben nach anderen Zielen, der jahweistischen Lehre; sie betrachten es als eine „bedauerliche Perspektive“, daß Esau auf seinem Besitz sich nicht mehr behaupten kann, und wenn er mit dem halb schon zerquetschten Handwerker sich zusammenthut, zum endlich — zu spät fast — erwachenden Kampf um

sein Daseinsrecht, dann erzählen sie ihm, er treibe eine wilde und wüste Agitation und nähre die kleinen Bäche, die über kurz oder lang in den breiten Strom der Sozialdemokratie einmünden müssen. Daß dieser Strom aber in dem riesigen Sumpfbrevier der Kommanditgesellschaft Hugo Loewy entsprang, davon bemerkt ihre Kurzsichtigkeit nichts, obgleich die zärtliche Sorge der Sozialdemokraten um die unverkümmerte und unversteuerte Erhaltung der Börsenherrlichkeit und ihr Brüllen wider den Schuß jeder produktiven Arbeit einem blöden Blick doch sogar ein leuchtendes Signal aufstecken sollte.

Es traf sich, daß, während Herr Loewy vor seinen Richtern stand, im Reichstag über den Antisemitismus gesprochen wurde. Im Reichstag —: damit ist schon gesagt, daß ein Gedanke von irgend welcher Bedeutung dabei nicht zum Vorschein kam. Wann wäre in irgend einem Parlament der Welt ein Gedanke ausgesprochen worden? Die Empfänger der Wahlweihen sind allesamt gewiß weise; aber schon Montesquieu schrieb: *Il semble que là, où il y a plus de sages, il y ait moins de sagesse.* Und so kann in dem sogenannten Hohen Hause über die Jesuiten gesprochen werden, ohne daß auch nur ein Einziger von den vielen Volksvertretern zu wissen scheint, was seit den Tagen von Port-Royal bis zu den Stimmen aus Maria-Laach über die Schüler Loyolas gesagt und geschrieben worden ist. So kann es geschehen, daß in dem selben Hause der Weisheit ein Wundern und Zweifeln entsteht, weil Herr Sigl das gassenläufige Wort des zweiten Friedrichs citirt: *S'il y a à gagner à être honnêtes, nous le serons; et s'il faut duper, soyons fourbes.* So kann durch seine kloßige Aufrichtigkeit der Mann des Bayerischen Vaterlandes einen großen persönlichen Erfolg erringen und, wie der Teufel auf die Schrift, sich auf den atheistischen Preußenkönig berufen, ohne daß aus den Reihen der Vertreter von Besitz und Bildung auch nur Einer ihn mit den friderizianischen Versen zu Boden schlägt:

Sors des cendres, Rome païenne,  
 Va confondre Rome chrétienne  
 Et ses prêtres ambitieux!  
 Du sein de ta vertu féconde  
 Oppose les vainqueurs du monde  
 A tous ces prêtres imposteurs,  
 A tous ces frauduleux pontifes,  
 Qui sur des livres apocryphes  
 Fondent leur culte et leurs erreurs!



Wie unsäglich niedrig das Gesamtniveau dieser erleuchteten Versammlung ist, Das sieht man ganz deutlich erst, seit am Bundesrathstische die Zeit der fünfzigprozentigen Abschreibungen angebrochen ist. Auch früher durfte Herr Rickert ja über alle die Dinge reden, von denen er keine Ahnung hat, und wenn Herr Liebknecht jetzt, der sozialistische Rickert, ohne im Gelächter ersäuft zu werden, Rabachol für einen Polizeispizel, die Offiziere für Nichtsthuer und alle Bimetallisten so ungefähr für Ibioten erklären kann, dann darf er sich auf unbestreitbare Präcedenzfälle berufen. Neu aber und beschämend ist, daß der erste Vertreter der Regierung in seiner Würde sich erhebt, um über Dinge zu sprechen, von denen er offenbar nur aus schlechten Zeitartikeln Kenntniß hat. In einer Rundreiseforrespondenz für Blätter aller Parteien wurde uns neulich sehr genau und anschaulich geschildert, wie der Herr Reichskanzler seine Tage verbringt. Da die herzerquickende Beschreibung nur von einem Intimen der Wilhelmstraße ausgehen konnte, vermifste man doppelt ungern die Angabe der Tagesstunden, die der Generalkanzler der Lecture — nicht von Zeitungen, sondern von ernsthaften Büchern — zu widmen pflegt. Es giebt nämlich ganz gute Bücher, die man, anstatt in den Sprechanstalten Tag für Tag die Wache zu halten, nur zu lesen braucht, um nicht mehr zu behaupten, daß die Sozialdemokraten für die Anarchisten verantwortlich sind; man braucht nur Stirner oder Krapotkin, allenfalls auch nur Macay, aufzuschlagen, um zu erkennen, daß Sozialismus und Anarchismus die denkbar größten Gegensätze sind und daß zwischen Bakunin und Liebknecht nicht die allergeringste Gemeinschaft mehr besteht. Es giebt auch andere Bücher, aus denen man lernen kann, daß Danton nicht eigentlich, wie es der Reichskanzler thut, zu den Leuten gerechnet werden darf, die den Versuch gemacht haben, die „Revolution zum Stehen zu bringen.“ Danton hat die September-Blutbäder verschuldet und die große Köpffmaschine gebaut und sein Rechenfehler bestand nur darin, daß er glaubte, da zur Seite treten und den methodischen Mordbureaukraten die blutige Arbeit überlassen zu können, wo sein mitleidiges Herz und seine empfindlichen Nerven den Dienst versagten; er wollte nichts „zum Stehen bringen“, sondern er tröstete sich mit dem auch in minder gefährlichen Zeiten für Parteiführer immer gefährlichen Wahn: „Mich wird man nicht anzurühren wagen, ich bin der stützende Pfeiler des ganzen Systems.“ Und — aber Taine ist doch schließlich gar

nicht so schwer zu lesen, wenn man ihn freilich auch nicht so rasch verbaut wie etwa die Leitartikel des politischen Thermometermachers aus Püzig bei Danzig.

Auch über den Antisemitismus giebt es recht werthvolle Dokumente; Luther, Lagarde, Wagner, Heine, Dühring, Lange und viele Andere haben ihn recht gründlich, politisch, sozial und ästhetisch, erklärt; und wenn man ihn vernichten will, wird man immer noch besser thun, bei Anatole Leroy-Beaulieu als bei Heinrich Rickert sich Hilfe zu suchen. So einfach ist die Sache doch nicht, daß der Herr Graf von Caprivi sie mit der rhetorischen Frage und der kaum noch rhetorischen Antwort abthun könnte: „Worin besteht denn der Antisemitismus? Er ist die Vorfrucht der Sozialdemokratie.“ Der alte Jahwe würde diese Ansicht ganz sicher nicht theilen; und wenn der Herr Graf meint, daß Alles, was Unzufriedenheit erregt, der Sozialdemokratie als Vorfrucht dient, so entsteht doch die Frage, ob die ihm verhaßten und von ihm willkürlich zusammengekoppelten Agitationen der Agrarier, der Bimetallisten und der Antisemiten nicht am Ende nur schon vorhandene Unzufriedenheiten in bestimmte Bahnen leiten und ob die Erreger der Unzufriedenheit nicht an einer ganz anderen Stelle zu finden sind. Die Krankheit ist ja nicht durch den Arzt eingepfist, der ihr den Namen giebt, und Hugo Loewy ist nicht deshalb ein Gauner, weil er zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt ist. Die Sozialdemokratie wendet sich gegen das Privateigenthum; ihr ist jeder Besitzer der Feind und sie ist klug genug, am Lautesten gegen den ländlichen Grundbesitzer zu toben, weil sie, wenn der nur erst proletarisirt ist, mit den Anderen im Handumdrehen fertig wird. Der Antisemitismus, der immer mehr den Charakter einer Mittelstandsbewegung annimmt, unterscheidet zwischen dem im Grund und Boden oder in technischen Betrieben stekenden und dem an der Börse „arbeitenden“ Kapital; und weil er sieht, daß an hohen jüdischen Feiertagen die Börse ihre — nach Bamberger — großartige Thätigkeit überall einstellt, und weil er auch sonst von Jakobsöhnen und Israels-töchtern sich vielfach geärgert sieht, deshalb hält er, hinter den Scheuklappen, ohne die eine Partei nicht zusammenzubringen ist, kurz entschlossen das Judenthum für den allein gefährlichen Feind.

Das ist doch wohl ein Irrthum. Schon Lagarde hat vor dem Rassen-Antisemitismus gewarnt und gesagt: „Das Deutschtum liegt

nicht im Geblüte, sondern im Gemüthe.“ Und was selbst er vielleicht nicht deutlich genug erkannt hat, ist die durch tausendjährige Erfahrung erhärtete Thatsache, daß den Juden, deren hebräische Sprache keine Vokale kennt, auch in der Weltgeschichte nur die Rolle der Konsonanten, der Mätklinger, zugebracht ist. Jakob war ein Jude, aber auch Jesus war einer, und Spinoza und Heine und Marr und Lassalle, so gut wie d'Israeli und Stahl. In jedem großen Accord klang eine jüdische Note mit und es ist ganz gewiß kein Zufall, daß in der Sozialdemokratie das Judenthum einen so breiten Raum einnimmt. Das ursprünglich geistigste und sittlich strengste Volk nahm inmitten der üppig schwelgenden orientalischen Heidenheit rasch und willig die Ufancen der geltenden Geschäftsmoral an; aus den spekulirenden Idealisten wurden Spekulanten in Linsen und Segen und Kindern, und die aus der Heimath Vertriebenen nahmen in die Diaspora dann die Ueberlieferungen des Morgenlandes mit. Aber auch hier blieben sie, trotz allem Lärmen, eigentlich doch immer zischende, pfeifende und rasselnbe Konsonanten: sie wucherten, wo sie in die „bessere“ Gesellschaft nicht Aufnahme fanden, unter Hezen und Höhnen schließlich doch kümmerlich nur sich durchs Dasein, und der Tag ihrer Ernte brach, wenn als Hoffjuden auch Einzelne vorher schon zu Schätzen gekommen waren, doch erst an, als mit dem Zusammenbruch des Feudalismus das Geld zum einzigen Werthmesser wurde und damit ein neuer Vokal in die Erscheinung trat. Es war um das Jahr 1720, als in Frankreich der erste Aktienschwindel begann, der damals nicht nach Panama, sondern nach Mississippi getauft war, und der Mann, der diese neue Bescheerung brachte, war kein Jude, sondern ein stolzer Schotte: John Law. Wer in Bossuets leider vergessener *Histoire Universelle* die Seiten über den schottischen Schwindler liest — *Les Français crurent que le Papier allait se convertir en lingots d'or entre leurs mains, et pour en acquérir, ils portèrent avec joie tous leurs effets à la Banque* —, der kennt auch schon die Akten aller späteren Börsenprozesse und der weiß, daß er nicht mit einem jüdischen Rassen- oder Ritual-Verbrechen es dabei zu thun hat, sondern mit den natürlichen Erscheinungen einer nach den bourgeoisen Wünschen kapitalistisch gegliederten Gesellschaft, in der auch die Boewys nur Kommanditäre sind und — allerdings unangenehm und auffällig rasselnbe und zischende — Konsonanten.



## Eine Besitzsteuer.

Obgleich die Staatsfinanzen so wichtig sind, daß sie Friedrich der Große den Puls des Staates und Richelieu sogar den Punkt des Archimedes nennen konnte, von dem aus die Welt bewegt werden könne, so sind die Forschungsergebnisse auf diesem so wichtigen Felde doch derartig geringe, daß es wohl den Anschein hat, als sollte die Finanzwissenschaft hinter allen anderen volkswirtschaftlichen Disziplinen weit zurück bleiben. Insbesondere drängt sich diese Anschauung dadurch auf, daß man täglich wahrnehmen kann, wie selbst die Finanzverhältnisse der von der Natur durch Fruchtbarkeit und Reichthum besonders ausgezeichneten Länder so trostlos sind, daß sie ihre stets wiederkehrenden Defizite nur durch neue Anleihen decken können, und wie dort häufig die Finanz-Organen selbst bei Aufbringung des ordentlichen Staatsbedarfes schon so schwandelnd und unklar sind, daß sie die verkehrtesten Maßregeln ergreifen und sie, statt den allgemeinen Wohlstand zu heben und dadurch das Volk steuerkräftiger zu machen, dieses in Verkennung des Gerechtigkeit-Prinzips ungleichmäßig belasten. Das steuerkräftigste Vermögen Einzelner, z. B. den sogenannten ruhenden Besitz, will man oft gar nicht heranziehen, somit diese Besitzart dem erwerbenden Besitze gegenüber privilegiren und dadurch die Bildung allzu großer Vermögen begünstigen, dagegen den Vermögenserwerb der sogenannten Mittelklassen erschweren; gerade dadurch aber werden soziale und volkswirtschaftliche Zustände hervorgerufen, die, wie z. B. die gegenwärtig in Italien, Spanien zc. bestehenden, höchst traurig und beklagenswerth sind.

Aber auch wir Bewohner Deutschlands, wo jetzt die Steuerfluthen einen unserer blühendsten Industriezweige, nämlich die Tabakindustrie, so arg bedrohen, daß nach den gepflanzten Erhebungen ca. 50 000 Arbeiter beschäftigungs- und hroßlos würden, und wo vielleicht der Weinbau treibenden Bevölkerung noch größerer Schaden bevorsteht, — auch wir müssen die unangenehme Wahrnehmung machen, daß die durch Genehmigung des neuen Militärgesetzes nothwendig gewordenen Mittel nur durch die Erhöhung der kopsfsteuerartig wirkenden und daher mißliebigen Matrikularbeiträge oder aber durch die Preisgebung wichtiger Industrie-Zweige und Betriebe aufgebracht werden können.

Wenn wir auf die Ergebnisse der Finanzwissenschaft zurückblicken, so stoßen wir vor Allem auf den unser ganzes Steuerwesen beherrschenden Grundsatz: „Die Steuern müssen von den Früchten der Steuerobjekte entrichtet werden und nicht aus der Substanz der Objekte selbst!“ In seinen Konsequenzen führt dieser Grundsatz zu den Ertragssteuern und bei weiterer Verfolgung des nun einmal betretenen Weges gelangt man zur Einkommensteuer, die nunmehr in progressiver Eigenschaft vom weitaus größten Theile unserer Sozialpolitiker und Finanzkapazitäten für die vergeblich längst gesuchte und allein gerechte, einzige direkte Steuer gehalten wird. Aber ist dieser Grundsatz auch gerecht, d. h. führt er auch zur Besteuerung aller Objekte und aller Steuerpflichtigen (Steuer-Subjekte) nach dem Verhältniß ihrer Steuerkräfte? Wohl kaum, denn wenn die Steuern nur aus den Früchten mit Schonung der Ertragsobjekte entrichtet werden sollen, so braucht Derjenige, welcher einen großen Theil seiner Ertragsobjekte nicht zur Erzeugung von Früchten gebraucht, sondern z. B. als Kapitalist stets einen größeren Kapitalbetrag unfruchtbar in seinem Feuerfesten liegen läßt oder zur Vergrößerung seines Privatwein- oder Cigarren-Lagers

oder zur Anschaffung einer feinen Equipage verwendet, von diesen unfruchtbar und fest angelegten Ertragsobjekten, bezw. Kapitalien, keine Steuern, und da diese auch die Voraussetzung für die Kreis-, Distrikts- und Gemeinde-Umlagen sind, auch keine Umlagen zu bezahlen, ist demnach mit diesen Objekten ganz steuer- und umlagenfrei.

Derjenige dagegen, der nicht so viele Ertragsobjekte besitzt, daß er diese theilweise auch ungenützt liegen lassen kann, sondern ihren Ertrag, und zwar bisweilen selbst unter Beiziehung fremder Kapitalien, zu seinem und seiner Familie Lebensunterhalt und zur Bezahlung der Schulzinsen nothwendig hat und demnach durch seine Verhältnisse gezwungen ist, seine Kapitalien nicht unfruchtbar liegen zu lassen, sondern aus ihnen — und zwar bisweilen selbst unter Gefährdung der Ertragsobjekte — den größtmöglichen Gewinn zu ziehen, muß die vollen Lasten tragen. Der erwähnte Grundsatz klingt demnach, indem er die Fortdauer aller Besitzverhältnisse zu verbürgen scheint, zwar schön; allein in Wirklichkeit erfüllt er nur seine Zusicherung gegenüber Denjenigen, die fruktifizirliche Besitzobjekte in Gestalt von Baarkapitalen, werthvollen Einrichtungen und Sammlungen, kostbaren Schmuckgegenständen und Pretiosen, unverzinslichen Aktivforderungen u. s. w. besitzen, somit hinsichtlich der reichen Bevölkerung, nicht aber auch dem erwerbenden Besitze der Armen- und Mittelklasse der Bevölkerung gegenüber. Ja, deren Besitz und Vermögen gefährdet er sogar, weil er das Kraut- und Kartoffel-Ackerl der armen Wittwe und ihrer hungernden Kinderzucht unnachlässig heranzieht, die tausendmal werthvolleren Diamanten der Frau Gräfin und den wunderbaren Konzertflügel ihrer Tochter dagegen mit der reichen Gewehr- und Weib-Sammlung des Herrn Grafen vollständig lastenfrei läßt. Statt die wirthschaftlich schwachen Bevölkerungsklassen zu schonen, schont er die wirthschaftlich kräftigen, seines Schutzes gar nicht bedürftigen und trägt dadurch zur Bildung von sozialen und wirthschaftlichen Verhältnissen bei, die keineswegs wünschenswerth sind.

Uebrigens ist auch die Annahme, daß es gar keinen Nutzen bringende Besitzobjekte gebe, gleichfalls eine irrige, denn jeder Besitz, demnach auch die vorhin als steuerfrei aufgeführten Besitzobjekte, erzeugen Früchte ihrer Art; so giebt z. B. der Besitz eines größeren Baarkapitals die Möglichkeit, jederzeit die sich bietenden günstigen Kaufs-Gelegenheiten ausnützen zu können; der Besitz von unverzinslichen Aktivforderungen verschafft manchem Brauer eine sichere Kundschaft und der Besitz einer Equipage uns und unseren Freunden die Freude an einer Spazierfahrt u. s. w. Ein Objekt, das gar keine Früchte erzeugt oder verspricht, wird als völlig werthlos gar nicht in Besitz genommen und kann als werthlose Sache auch nicht zur Belastung herangezogen werden. Eine Unterscheidung zwischen fruktifizirlichen und unfruktifizirlichen Besitzobjekten ist demnach unzulässig. Auch ist es höchst sonderbar, daß der ruhende Besitz, der doch des Sicherheitschutzes der Staaten in dem selben, ja sogar in höheren Grade als der erwerbende Besitz bedarf, von den Lasten befreit sein sollte. Ein genügender Grund zu dieser Anomalie wird sich wohl sehr schwer finden lassen. Der erwähnte Grundsatz führt uns demnach auf irrigem Wege und die Ziele, die wir durch ihn bereits erreichten, nämlich die bisher geltenden Steuerarten sind falsche und ungerechte, daher unbefriedigende Belastungarten.

Und in der That: weder die Ertragsteuern noch die Einkommensteuer können mit den Steuerkräften der Pflichtigen in Einklang gebracht werden;

denn sie berücksichtigen deren Verhältnisse, von denen ihre Steuerkräfte ja abhängig sind, nicht im Geringsten. Insbesondere gestatten sie nicht den Abzug der Schulden. Oder kann man vielleicht von einem Ertrage oder Einkommen von 2000 M. die Schuldsomme von 12000 M. abziehen? Gewiß nicht! Der Abzug der Passivzinsen ist aber nicht das Selbe wie der der Passiven selbst; denn die Passivzinsen erscheinen auf Seite der Gläubiger als Aktivzinsen, verschwinden in deren Einkommen ohne Kontrolle und gelangen somit regelmäßig nicht zur vollen Besteuerung, was jedoch bei Gestattung des Abzuges der Passiva nicht geduldet werden kann. Wenn aber der Abzug der Schulden den erwähnten Steuerarten schon so bedeutende, nicht so bewältigende Schwierigkeiten macht, so ist Das hinsichtlich der Berücksichtigung der Anzahl der Familienglieder der Steuerpflichtigen und deren oft durch Krankheiten geschwächten oder erloschenen Produktionskräfte noch mehr der Fall, denn eine gerechte Steuer verlangt auch die Berücksichtigung dieser Faktoren.

Da zudem die bisherigen Steuerarten die sogenannten Forderung = Forderungen, nämlich diejenigen Ausländer, welche Forderungen, z. B. Hypothekenforderungen, gegen Inländer haben, oder inländische Wertpapiere, als: Staats- oder Eisenbahn-Obligationen, Pfandbriefe, Aktien u. dgl. zu ihren Steuerpflichten gegen das Inland herbeizuziehen nicht vermögen, so erscheinen sie auch nach dieser Richtung sehr mangelhaft und unzureichend. Das verkennen übrigens unsere Finanzpolitiker selbst nicht, da sie von den Ertragssteuern nichts mehr wissen wollen und auch nicht mehr die reine Einkommensteuer anstreben, sondern diese als eine unbegrenzt progressiv steigende fordern. Allein die bloße Progression macht eine mangelhafte und ungerechte Steuer nicht zu einer fehlerfreien und gerechten, sondern potenzirt mit ihr auch die Fehler und das Unrecht. In ihrer Eigenschaft als unbegrenzt progressiv würde sie übrigens in ihren höchsten Sätzen das hiervon betroffene Kapital förmlich konfiszieren. Schließlich werden alle diese Fehler und Mängel unsere maßgebenden Finanzgrößen doch noch zu der Ueberzeugung führen, daß sie in einem irrigen Grundsätze befangen sind und einen falschen Weg wandeln, daß an die Stelle des erwähnten irrigen Grundsatzes vielmehr ein anderes Prinzip treten müsse, nämlich das:

„Regel ist, daß alle Besitzobjekte gleichmäßig und im Verhältnisse ihrer Werte als Steuerobjekte zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden!“

Bei Befolgung dieser Regel genießen die einzelnen Steuerpflichtigen die größte Freiheit; denn sie können, ohne besürchten zu müssen, mehr oder weniger hoch besteuert zu werden, den Ertrag, bezw. die Früchte und Genüsse aus ihren Besitzobjekten, ganz ihren Verhältnissen entsprechend einrichten. Ob Einer, durch seine Verhältnisse bestimmt, mit Gefährdung seines Besitzes den größtmöglichen Erfolg erringt, oder ob ein Anderer nur die gewöhnlichen Einnahmen hieraus erzielt oder ein Dritter aus Furcht vor Verlust sein Vermögen, z. B. sein Baargeld, gar nicht aus der Hand läßt und deshalb auch keine Zinsen hieraus erhält, Das ist lediglich Geschmacksache eines jeden Einzelnen und soll die Steuerfäße nicht berühren.

Da dieses Steuer-Prinzip auf dem Besitz basiert ist und da bisher jede Steuer nach ihrer Basis benannt wurde, so wird man wohl die neue Steuer „die Besitzsteuer“ nennen müssen, mit einem Namen also, der wohl jedem Steuer-

pflichtigen die aus seinem Besitze sich ergebende Steuerpflicht klar vor Augen führt. Indessen weicht die Bezeichnung „Besitz“ hier vom gewöhnlichen römischrechtlichen Begriffe etwas, und zwar insofern, ab, als man hier den Besitz im steuerrechtlichen Sinne aufzufassen hat und darunter das tatsächliche Verhältniß irgend einer Person (Steuer-Subjekt) zu einer gewissen Sache (Steuer-Objekt) versteht, ein Verhältniß, das dem Steuersubjekte gestattet, die Früchte und sonstigen Vortheile des Steuerobjekts sich anzueignen. Es ist demnach z. B. der Verpächter der steuerpflichtige Besizer der Pachtobjekte, nicht der Pächter, da dem Ersten der Bezug der Früchte des Objekts, nämlich des Pachtschillings, zusteht. Der Zweite ist nur civilrechtlicher Besizer und als solcher nur zur Ausübung gewisser Vertragsrechte befugt.

Der Besitz, in diesem Sinne aufgefaßt, eignet sich nicht nur vortrefflich zur Steuerbasis, da er mit den Steuerkräften der Pflichtigen im vollen Einklange steht und sie geradezu repräsentirt; sondern in seinen Konsequenzen führt er sogar auch zu einem ganz richtigen, wohlgeordneten Steuerhsysteme, durch das etwa vorkommende Kontroversen leicht und gerecht entschieden werden können. Da der Besitz auch leichter zu kontrolliren ist als der Ertrag und das Einkommen, so kann er auch leichter erfaßt werden. Es erfordert daher die Besitzsteuer kein so tiefes Eindringen in die Privatverhältnisse der Steuerpflichtigen wie die Ertrags- und Einkommensteuern. Die Besitzsteuer ist daher nicht nur einfacher, sondern auch viel weniger lästig und weniger kostspielig als die beiden genannten Steuerarten, bei denen nicht nur die Besitzverhältnisse festgestellt werden müssen, sondern auch die Erträgnisse und Einnahmen aus den Steuerobjekten, und zwar bisweilen, wie z. B. bei der Grund- und Gewerbesteuer, in der komplizirtesten Weise.

Eingetheilt wird der steuerrechtliche Besitz in:

1. Körperlichen oder wirklichen Besitz, wenn nämlich das Objekt irgend ein körperlicher Gegenstand oder eine Mehrheit hiervon ist, z. B. ein Haus, eine Baarschaft 2c. und in
2. Quasibesitz, wenn nämlich das Besitzobjekt eine unkörperliche Sache, z. B. ein Realrecht, eine Forderung 2c. ist. Zu dieser Besitzgattung rechnet man auch den sogenannten unfundirten Besitz, nämlich den Besitz an körperlichen und geistigen Produktionskräften.

Der wirkliche oder körperliche Besitz ermöglicht, vorausgesetzt, daß er einen hinlänglichen Werth hat, stets seine Heranziehung als Steuerobjekt, nicht aber auch der Quasibesitz und der erwähnte unfundirte Besitz. Die Quasibesitzobjekte können nämlich als Steuerobjekte nur in dem Falle herangezogen werden, wo sie auch faßbar und übertragbar sind. Da Das z. B. bei für Dritte werthlosen und unübertragbaren Vertrags-, Standes-, Familien-, Patronats-, Adels- 2c. Rechten nicht der Fall ist, so dürfen dergleichen Quasibesitzobjekte nicht den Steuerobjekten beigezählt werden.

Der unfundirte Besitz an körperlichen und geistigen Produktionskräften dagegen soll als Steuerobjekt nur in dem Falle in Betracht kommen, wo er Einkommen abwirft, also wenn die Produktionskräfte in Verwendung sind. Aber auch in diesem Falle soll dieser unfundirte Besitz aus mancherlei, schon von Anderen öfter geltend gemachten und vorgetragenen und daher hier nicht näher zu erörternden Gründen geringer — etwa nur halb so hoch — besteuert werden als der fundirte Besitz, der ständig Früchte einer gewissen Gattung zu erzeugen vermag.

Der wirkliche und der Quasi-Besitz bilden incl. des unfundirten, jedoch in Verwendung stehenden Besitzes den sogenannten positiven Besitz, dem der negative Besitz, nämlich der Besitz von Schulden (Passivforderungen und gesetzliche Alimentation-Pflichten gegen die Familien-Angehörigen) gegenübersteht. Diese Einteilungen des Besitzes sind wichtig, weil die Besitzobjekte, je nachdem sie zu der einen oder anderen Besitzgattung gehören, entweder ganz oder gar nicht oder nur zur Hälfte der Steuer heranzuziehen sind.

Die Steuersubjekte dagegen sind entweder physische oder juristische Personen. Zu den letzteren zählen alle Vereine, Genossenschaften, Gesellschaften, Verbände, Korporationen, Stiftungen u. s. w. Diese Einteilung der Steuersubjekte ist deshalb zu beachten, weil den Personen der ersten Gattung der zur Fristung ihres physischen Lebens absolut nöthwendige Lebensbedarf, der in unseren klimatischen Verhältnissen zur Zeit die Summe von etwa 400 Mark betragen mag, steuerfrei belassen werden muß. Die juristischen Personen dagegen, zu denen aber Eheleute, selbst wenn sie in Gütergemeinschaft leben, nicht zu rechnen sind, können gleich den Steuerforensten diesen Vortheil nicht verlangen, theils, weil sie dessen zu ihrer Existenz nicht bedürfen, theils weil er ihnen anderswo, nämlich an ihren Wohnsitzen im Auslande, gewährt werden muß.

Summirt man nun den Werth der positiven Besitzobjekte unter Berücksichtigung der erwähnten Grundfälle und zieht von der erhaltenen Summe die des negativen Besitzes, d. h. die Passivforderungen und die zu kapitalisirenden Aftmente für jedes im Erziehungsstadium sich befindliche Kind, z. B. von jährlich 200 Mark, ab, dann die gleichfalls kapitalisirten Nothbedarfsummen, so erhält man die Besteuerungsummen, die mit den Steuerkräften der Pflchtigen derartig im Einklange stehen, daß eine gerechtere Steuer als die Besitzsteuer gar nicht erdacht werden kann.

Die Besitzsteuer hat demnach nur einen einzigen Maßstab für alle Besitzobjekte, nämlich deren Werth. Dieser im gewöhnlichen Kaufs- oder Tauschwerthe der einzelnen Besteuerung-Objekte liegende Besteuerung-Maßstab ist nicht nur der am Leichtesten durch Deklaration oder Einschätzung zu ermittelnde, sondern er ist auch dadurch werthvoll, daß er bei allen Besteuerung-Objekten angewendet werden kann; ferner dadurch, daß er in seiner unendlichen Zahlenreihe alle auf die Steuerkräfte der Pflchtigen einflußreichen Verhältnisse, und zwar neben dem positiven Besitze auch den negativen, würdigt und in sich aufnimmt; ferner, daß er auch die geschwächten, erloschenen und nicht in Verwendung stehenden Produktionskräfte in geeigneter Weise berücksichtigt; dann, daß er mit dem Ertrage und Einkommen auch insofern harmonirt, als ja bekanntlich hohe Ertragsobjekte auch hoch im Preise stehen; dann, daß er durch das Steigen und Fallen der Steuerobjekte im Werthe sich selbst regulirt; endlich, daß die einzelnen Faktoren sich summiren lassen. Während andere Steuerarten, wie z. B. die Haus-, Grund- und Gewerbc- u. Steuer, den Abzug des negativen Besitzes und die Berücksichtigung des Nothbedarfes gar nicht zulassen, liegt es bei der Besitzsteuer schon im Systeme.

Bei Anwendung dieser Grundfälle wird der Familienvater mit mehreren schulpflchtigen Kindern, oder solchen, die gerade ihre Militärzeit durchmachen, somit gleichfalls noch in ihrer Ausbildung, in den Waffen nämlich, begriffen sind, seinen schwachen Steuerkräften entsprechend geschont und es wird sich z. B. die Besteuerung eines derartigen verheiratheten Familienvaters mit drei



Kindern, der sich durch Verwendung seiner Produktionskräfte ein jährliches Einkommen von 2500 Mark verdient und außerdem ein kleines schuldenfreies Anwesen im Werthe von 5000 Mark und eine Mobiliarschaft von 1000 Mark besitzt, bei einer jährlichen Besteuerungs-Quote von 2 pro Mille in nachstehender Weise berechnen:

1. Mobilien . . . . . 1000 M.
2. Anwesen . . . . . 5000 M.
3. Der 4 proc. Kapitalkanschlag des unfundirten  
Einkommens  $(2500 \times 25) : 2 = 31\ 250$  M.

Summa des positiven Besitzstandes: 37 250 M.

Hiervon gehen ab:

Die kapitalisirten Nothbedarfssummen für 2 Personen und die kapitalisirten Alimente für 3 Kinder,

somit  $(400 \times 2) + (200 \times 3) \times 25 = 35\ 000$  M.

Daher Besteuerungssumme 2250 M.,

die, nach dem Steuersatze von 2 pro Mille = 0,002 M. multipliziert, den auf diesen Familienvater treffenden Steuerbetrag von 4,50 Mark ergibt.

Der ledige, übrigens in gleichen Besitzverhältnissen lebende Bruder dieses Mannes würde allerdings von der Summe 37 250 Mark nur seinen kapitalisirten Nothbedarf zu 10 000 Mark abziehen dürfen und daher mit einer Besteuerungssumme von 27 250 Mark heranzuziehen sein, somit eine jährliche Besitzsteuer von 54,50 Mark zu bezahlen haben. Wenn ihm diese Summe zu hoch erscheinen sollte, so darf er ja nur dem Beispiele seines Bruders folgen und Familienvater von etwa vier schulpflichtigen Kindern werden, wodurch er dann sogar ganz steuerfrei würde. Wenn er Das nicht will, so ist es nicht mehr als recht und billig, daß er zu der vorhin berechneten Junggesellen-Steuer herangezogen werde. Eine juristische Person, z. B. ein durch die Einkommensteuer so ungemein schwer und richtig zu erfassender Konsumverein, mit einem gleichen positiven Besitzstande von 37 250 Mark dagegen müßte gleich einem Steuerforensen jährlich 74,50 Mark Besitzsteuer bezahlen.

Ein anderes Beispiel: Ein Apotheker kauft mit seinem und seiner jungen Ehefrau gemeinschaftlichen Vermögen eine Apotheke mit Realrechten, Inventar und Mobiliarschaft um 150 000 Mark. Er verwendet im Geschäft seine Produktionskräfte, wodurch er einen Geschäftsführer erspart, der ihm auf jährlich 1500 Mark zu stehen kommen würde.

Die Besteuerung dieses Apothekers berechnet sich in folgender Weise:

1. Apotheke mit Realrecht zc. . . . . 150 000 M.
2. Die in Verwendung befindlichen Produktionskräfte im kapitalisirten Werthumschlage zu  
 $(1500 \times 25) : 2 = 18\ 750$  M.

Summa des positiven Besitzes: 168 750 M.

Hiervon kommen in Abzug die kapitalisirte Nothbedarfssumme für 2 Personen  $(400 \times 25) \times 2 = 20\ 000$  M.

daher Besteuerungssumme 148 750 M.,

woraus sich nach dem Steuersatze von 0,002 die Besitzsteuersumme von 297 M. 50 Pf. berechnet. Andern sich nun in einigen Jahren die Verhältnisse des Apothekers in der Art, daß vier Kinder vorhanden sind, daß er in Folge einer

Krankheit im Geschäfte nichts mehr thun kann und daher einen ständigen Geschäftsführer haben muß, daß er seiner geschiedenen Ehefrau ihren Vermögenstheil zu 75,000 Mark herausbezahlen und daher ein Hypothekentapital im gleichen Betrage auf seine Apotheke aufnehmen muß, so kommen von dem Werthe seiner Apotheke zu 150 000 Mark folgende Posten in Abrechnung:

1. die darauf ruhenden Hypothekenschulden zu . . . . . 75 000 Mark,
2. die kapitalisirte Nothbedarfsumme für eine Person,  
(400 × 25) = . . . . . 10 000 "
3. die kapitalisirten Alimente für 4 Kinder (200 × 25) × 4 = 20 000 "

Summa 105 000 Mark,

daher Besteuerungsumme 45 000 "

woraus sich die Besitzsteuersumme von 90 Mark berechnet. Dieser Apotheker bezahlt somit im zweiten Falle um 207 M. 50 Pf. weniger als unmittelbar nach seiner Verheirathung, wo er noch viel steuerkräftiger war. Die gegenwärtigen Steuergesetze nehmen aber auf diese Veränderung der Steuerkräfte nicht die geringste Rücksicht, ja, sie können das Vermöge ihrer Systeme gar nicht und behandeln daher beide Fälle ganz gleich, ja einige davon ziehen den Apotheker im zweiten Falle sogar deshalb stärker zur Steuer heran, weil er nunmehr das Geschäft mit einem Gehilfen betreibt.

Ein ländliches Ehepaar besitzt ein Bauerngut zu 20 ha im Werthe mit Vieh und Fahrniß zu 40000 Mark. Sie haben drei im Erziehungsalter unter 14 Jahren befindliche Kinder, 18000 Mark Schulden und sind in der Bewirthschaftung ihres Anwesens mitthätig, so daß der Mann einen Knecht und die Frau eine Magd und hierdurch Beide Auslagen im jährlichen Betrage von 700 und 500 Mark eriparen. Die Besitzsteuer dieser Eheleute berechnet sich auf nachstehende Weise:

1. Anwesens zc. Werth . . . . . 40 000 Mark,
2. die in Verwendung befindlichen Produktionskräfte beider  
Eheleute (1200 × 25) : 2 = . . . . . 15 000 "

Summa 55 000 Mark.

Hiervon kommen in Abzug:

1. die Schulden . . . . . 18 000 "
2. die kapitalisirte Nothbedarfsumme für zwei Personen  
(400 × 25) × 2 = . . . . . 20 000 "
3. die kapitalisirten Alimente für 3 Kinder (200 × 25) × 3 = 15 000 "

Summa 53 000 Mark.

Daher Besteuerungsumme 2000 Mark und eine Besitzsteuer von 4 Mark. Gesetzt nun, das Anwesen gelangt in die Hände von Spekulanten, die die auf dem Anwesen ruhenden 18 000 Mark Schulden bezahlen, es verpachten oder durch dritte Personen bewirthschaften lassen, so wird sich die Besitzsteuer für das selbe Anwesen auf 80 Mark berechnen, und wenn in Folge der Errichtung einer Eisenbahn sich sein Werth verdoppelt, so verdoppelt sich auch die Besitzsteuer; sinkt er aber, so sinkt auch die Steuer.

Aus diesen wenigen, jedoch am Häufigsten vorkommenden Beispielen ersieht man schon, daß die Besitzsteuer, entgegen den gegenwärtigen direkten Steuern, sich stets den wirklichen Steuerkräften anschließt. Als schwierig kann die Berechnung der Besitzsteuer sicherlich nicht erachtet werden, denn die Ansätze für den kapitalisirten Nothbedarf und Kindesalimentationen wiederholen sich

immer. Auch können ja die Deklarationen von dritten Personen, z. B. von den Lehrern und Gemeinbeschreibern, nach Angabe der Deklaranten gefertigt werden. Befinden sich die Besitzobjekte in mehreren Steuergemeinden, so ist für jede eine eigene Deklaration anzufertigen. Der Abzug der kapitalisirten Nothbedarfssummen und der laufenden Schulden hat jedoch in der Deklaration stattzufinden, die für die Gemeinde des Wohnortes des Steuerpflichtigen anzufertigen ist.

Als Besitzsteuerobjekt gilt Alles, was im Besitze von physischen und juristischen Personen sich befindet, somit der Besitz von Gebäuden, Grund und Boden, Betriebskapitalien und Baarschaften, Waarenlagern, Sammlungen, Forderungen und Rechten unter der erwähnten Einschränkung und von in Verwendung sich befindlichen Körper- und Geisteskräften zc. Die Allgemeinheit der Besitzsteuer erstreckt sich übrigens nicht nur auf die Steuerobjekte, sondern auch auf die Steuersubjekte und von ihr soll — außer den im Staats- und Völkerrrechte begründeten Ausnahmen und den Armen- und Wohlthätigkeits-Anstalten — kein Stand und keine Person erimirt sein.

Da die Besitzsteuer mit allen Besitzobjekten auch alle Steuerkräfte erfasst, nimmt sie alle direkten Steuern in sich auf, mit Ausnahme der Gewerbesteuer, die von der Besitzsteuer deshalb unberücksichtigt bleibt, weil seit Einführung der Gewerbefreiheit das werthlose und unübertragbare Recht zum Gewerbebetriebe kein Vermögensobjekt mehr ist und daher auch nicht versteuert werden soll. Der Fortbestand der Gewerbesteuer ist demnach an und für sich eine nicht zu rechtfertigende Anomalie. Da übrigens alle Gewerbe-Vor- und -Einrichtungen gleich den übrigen im Gewerbebetriebe stehenden Kapitalien und den in Verwendung befindlichen Geistes- und Körperkräften zur Besitzsteuer obnehin, wie im Beispiele des Apothekers gezeigt wurde, herangezogen werden, so wird wohl nach der Gewerbesteuer kein Bedürfnis bestehen und auch Niemand nach diesem anerkannt größten Kreuze unserer direkten Steuern mit seinen Weitschweifigkeiten und ganz besonderen Schwierigkeiten eine Sehnsucht haben.

In Folge des Umstandes, daß die Besitzsteuer alle Steuerobjekte erfasst, für alle nur einen Maßstab hat und auch die auf die Steuerkräfte einflussreichen Verhältnisse berücksichtigt, ist sie gerecht und bedarf hierzu nicht erst der willkürlichen Progressionen. Die Gerechtigkeit der Besitzsteuer zeigt sich insbesondere auch dadurch, daß erfolglose Steuerexekutionen bei ihr kaum gedacht werden können, da sie sich ja den Steuerkräften der einzelnen Pflichtigen ganz anschmiegt und somit Niemandem größere Lasten zumuthet, als er tragen kann.

Eine Folge der Gerechtigkeit der Besitzsteuer ist ihre Elastizität, d. h. Erhöhung- und Minderung-Fähigkeit. Gerechtigkeit und Elastizität einer Steuer bedingen einander gegenseitig, denn nur eine gerechte Steuer ist elastisch; eine ungerechte aber, d. h. eine die einzelnen Steuerkräfte nicht richtig erfassende, hat Steuer-Exekutionen und Abschreibungen zc. im Gefolge und gelangt dadurch bald an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Die Elastizität einer Steuer ist somit gewissermaßen der Prüfstein ihrer Gerechtigkeit.

Ich erwähnte schon, daß bei Berechnung der Besteuerungsummen die Schulden der Steuerpflichtigen in Abzug gebracht werden. Allein Das geschieht nicht unbedingt immer, sondern nur, wenn die Schulden bestätigt, d. h. von den Gläubigern als Aktivforderungen zur Versteuerung angemeldet werden. Die Einholung dieser Befestigungen ist Sache der betreffenden Rent- oder Steuerämter. Sind die Gläubiger unbekannt, wie z. B. bei den auf die Inhaber lautenden Werth-

papieren, so ist der Abzug der Passiven den Schuldnern, z. B. dem betreffenden Bankinstitut, nicht gestattet und die Schuldner müssen daher die Besitzsteuer für ihre Gläubiger vorschießen, sind jedoch berechtigt, die vorgehoffenen Steuerbeträge an den fälligen Zinsen, z. B. an den ihnen präsentirten Coupons oder Zins-Abschnitten, in Abzug zu bringen. Schafft sich nun z. B. das betreffende Bankinstitut oder der Staat, der ja auch häufig Schuldner ist, entsprechende Besitzsteuer-Marken an und verkauft sie an die unbekanntenen Gläubiger, so können sich diese durch die auf die Coupons geklebten Marken über die Bezahlung der Besitzsteuer ausweisen und die Einlösung der Coupons kann alsdann ohne alle Abzüge und somit ohne alle weitere Anstände erfolgen. Gelangen die Besitzsteuer-Marken durch den Staat oder das Reich zum Verkaufe, so erheben diese hierdurch die Besitzsteuern aus den auf die Inhaber ausgestellten Staats- und Reichs-Obligationen, Pfandbriefen, Eisenbahn-Anleihen und allen dergleichen Werthpapieren, — und wenn diese Maxime auch auf die auf Namen lautenden Werthpapiere ausgedehnt wird, auch aus diesen — in der einfachsten und sichersten Weise, und zwar fast ohne alle Belästigung der Steuerpflichtigen. Es braucht durch die Kontrolorgane nur dafür gesorgt zu werden, daß die Coupons ohne die Besitzmarken nicht zur Einlösung gelangen.

Die Besitzsteuer ermöglicht somit ganz systemgemäß ohne alle weiteren Nebensteuern auch die vollständige Heranziehung aller Werthpapiere, mögen deren Besitzer nun Inländer oder Ausländer sein. Sie erfaßt somit im Gegensaße zur Einkommensteuer die berechtigten Forderungen der Steuerforense. Und nicht einmal der Deklaration oder Einschätzung dieser Werthpapiere bedarf sie hierzu. Abgesehen hiervon, setzt die Besitzsteuer jeden Steuerdeklaranten in die angenehme Lage, seine Steuerschuld selbst berechnen zu können, was zur Vermeidung von Irrthümern und Verhütung von Mehrforderungen sicherlich beiträgt und um so erwünschter ist, als unsere gegenwärtigen Steuern den Laien das Nachrechnen durch ihre Zu- und Weisräge u. s. w. sehr erschweren.

Die Besitzsteuer ist deshalb, wie mir scheint, nicht nur eine systematische oder, wie man sich im Norden unseres deutschen Vaterlandes auszudrücken pflegt, eine organische Steuer, sondern auch eine höchst einfache, daher wenig Erhebungskosten und Belästigungen verursachende und leicht einzuführende, trotzdem aber eine alle Steuerobjekte, somit auch die sogenannten Luxussteuer-Objekte nach ihrem Werthe erfassende, ausreichende, gleichmäßige, elastische und unabwägzbare gerechte Steuer, die die Fehler neuerer Steuerarten nicht an sich hat; ja sie ist das unentbehrliche Correlat zur allgemeinen Militärpflicht und das einzige entsprechende Ersatzmittel für die mißliebigen Matrikularbeiträge. Insbesondere als Reichsteuer ist sie deshalb vortrefflich geeignet, weil sie mit keiner der bestehenden Landessteuern kollidirt, auch keinerlei Industriezweige, gewerbliche und wirtschaftliche Betriebe zerstört oder beeinträchtigt, nicht einzelne Bevölkerungsschichten, sondern die Allgemeinheit belastet und auch die bei den Debatten über die Militär-Vorlage gegebenen Zusicherungen erfüllt, daß die Deckungsmittel nicht abermals den Schultern der wirtschaftlich schwächeren Bevölkerungsschichten auferlegt werden sollen.

Daß die Kosten der Einführung und Erhebung bei dieser höchst einfachen Steuer zudem viel geringer sein müssen als die zweier, dreier oder gar noch mehrerer neben einander stehender Reichssteuern, dürfte auch einleuchtend sein.

Paffau.

Landgerichtsrath J. G. Killermann.



## Eloquenz im Heere.

**M**erkt Euch für Euer ganzes Leben, daß der Werth des Soldaten nicht vorzugsweise auf seinem Wissen beruht, sondern auf seiner Pflichttreue und auf der Stärke seines Willens. Es darf Euch nicht ungeheimt erscheinen, wenn Ihr hier und da in der Armee eine Verachtung der Schreiber und aller Gelehrsamkeit aussprechen hört; solche Feindseligkeit wird allerdings zuweilen ungerecht, dennoch ist sie bei dem preussischen Offizier zu entschuldigen, denn er merkt wohl, daß die Schreiber und Gelehrten sich unfähig und außer Stande erwiesen haben, den Staat und das vaterländische Wesen vor Freund und Feind ehrenvoll zu vertreten, und daß dazu sein Beruf besser geeignet ist, weil er gelernt hat, sein Blut und Leben daran zu setzen, nicht nach eigener Weisheit, sondern nach dem Willen und den Intentionen eines Oberhauptes, welches für ihn denkt.“ So schildert Gustav Freytag Vorzüge und Schwächen des preussischen Offiziercorps um die Zeit, als der Grund gelegt wurde für das preussische Heer — unter Friedrich Wilhelm dem Ersten. Manches hat sich gewandelt in den anderthalb Jahrhunderten, die seitdem vergingen; geistreiche und beschränkte, redselige und einsilbige Kriegsherren, gelehrte und unwissende, vielseitig gebildete und im Kommiß erstarrte Offiziere sind gekommen und gegangen: stets aber schwamm im Heere obenauf das „Können“ gegenüber dem bloßen „Kennen“, die Mißachtung schriftlicher und mündlicher Schönrednerei. So war es innerhalb des Offiziercorps selbst. Zwar konnte es natürlich nicht dabei bleiben, daß — wie bei Freytag — die Offiziere stritten, ob Julius Caesar General, Kaiser oder Bürgermeister, Gegner oder Untergebener des Papstes gewesen sei. Die Ansprüche auch an das Wissen steigerten sich immer mehr. Aber trotz Kriegsakademie, Generalstab, Vorträgen, Bibliotheken, Kriegsspiel zeigte doch noch vor, während und nach den drei Feldzügen der „Frontoffizier“ — und nicht blos dieser — unverholenes Mißtrauen gegen Schreiber und Redner. Namentlich seine eignen Rechte und Pflichten empfand der Stand als etwas Selbstverständliches, der Diskussion nicht Bedürftendes. So kann ich mich nicht erinnern, jemals in einem Offiziercorps von Tapferkeit reden gehört zu haben; anders mag's beim Franzosen sein, der sogar auf die Bühne gebracht wird mit dem ganz ernsthaften Selbstlob: *Je me suis battu comme un lion.*

Allmählich, seit den 70er, und noch mehr in den 80er Jahren fing man dann freilich an, „geistreich“ zu schreiben und zu sprechen. Manche Berufene — viele Unberufene; vor Allem bei den „Kritiken“, im Felddienst, beim Manöver, sucht der „Leitende“, und nach ihm der etwa anwesende „höhere Führer“, zu zeigen, daß sein Flug über den Kommiß hinausreicht.

Unartige Hauptleute stoßen sich dann heimlich an und murmeln ironisch: „Siehe Bronsart Seite so und so“ — oder was als standard book sonst gerade modern ist. Im Ganzen hat sich die Ansicht Bahn gebrochen, daß man eine elegante Kritik fertig bringen muß, um Etwas vorzustellen. Da die taktischen Grundsätze äußerst bestritten sind und die Mode häufig wechselt, so läßt sich bei einigermaßen gelenter Zunge und Vertrautheit mit dem kriegswissenschaftlichen Jargon unschwer etwas Präsentables leisten. Ob nicht, wie in der Uebung selbst, trotz allem Streben nach „einfachen Bilbern“, so auch in der Beurtheilung häufig zu viel gekünstelt wird, bleibe dahingestellt. Viel Schaden entsteht jedenfalls nicht. Sollen doch, einer dunklen Sage zu Folge, manche unserer fähigsten Generalstäbler, die Führer im nächsten Kriege, der Friedenstaktik, wie wir sie mit heißem Bemühen treiben, recht kühl gegenüberstehen und lezerisch meinen, alle die so lebhaft umstrittenen Punkte, die ganze Taktik des Unterführers, ja bis zu recht erheblichen Verbänden hinauf, werde im Ernstfalle eine sehr geringe Rolle spielen.

Sieht man von den Kritiken ab, so wird der Eloquenz in Offizierkreisen noch immer verhältnißmäßig wenig gebräuhet. Ein nicht abgelesener oder auswendig gelernter „Vortrag“ kommt wohl kaum vor. Auch eine Tischrede wird sorgfältig vorbereitet; ist Das nicht möglich, so sind die Ansprüche der Hörer bescheiden, mit ein paar kräftig hinausgeschmetterten, „warm getönten“ Worten, vielleicht auch mit einem passablen Witz, zieht man sich aus der Sache. Ein geläufiger Stegreifredner ist im Heer heute noch immer eine auffallende Erscheinung.

Ziemlich unverändert waren bis in die neueste Zeit auch Theorie und Praxis des Redenhaltens vor den Mannschaften. Je weniger, desto besser. Mancher Compagniechef hat wohl seine zehn Jahre und mehr die verschiedenen „Ersätze“ zu Soldaten erzogen, ohne je mehr als dreißig Worte vor der Front an einander gereicht zu haben. Auch bei wichtigen Gelegenheiten befeißigte man sich kerniger Kürze. Als wir in Frankreich uns zum Heimmarsch anschickten, mochte wohl von oben her befohlen sein, in einer Ansprache auf die „Bedeutung des Augenblickes“ belehrend hinzuweisen. Unser Major machte das in der Marschkolonne ab. „Halt, Gewehr ab. — Na, Kinder! — Diese verfluchten Schweinehunde! . . . (Pause) . . . Aber wir habens ihnen gezeigt! . . . (Pause) . . . Und wenn sie wieder anfangen, dann sollen sie mal sehen! Seine Majestät der Kaiser hurrah! Das Gewehr über! Ohne Tritt marsch!“ Es war ein vortrefflicher Major.

Sorgfältig hat man es immer gemieden, den Leuten Reden über ihre Pflichten zu halten. Daß solche Eloquenz vom Uebel ist, erkannten oder empfanden alle Vorgesetzten, vom hohen bis zum untersten. Das Selbe gilt von jedem anderen Autoritätsverhältniß. Wie Arel in der „Stromtid“,

jenem Schatzkästlein praktischer Lebensweisheit, am Morgen nach der Gutsübernahme seinen Leuten eine Rede halten will, ist der erfahrene Haweremann aufs Aeußerste bestürzt. „Wat wull hei tau de Lüüd reden? Wull hei sei an ehre Schülligkeit vermahnen? De Lüüd wiren gaub, sei deden ehre Arbeit grad so einfach un natürlich, as sei eten un brunken . . . sei dachten gor nich boran, dat sei dormit wat Besonders utrichten deden: un't wir en Unverstand, so 'ne Lüüd an ehre Schülligkeit tau vermahnen. Reb't man oft dorvon, denn ward dat bald dormit an tau hacken fangen.“ Das ist unzweifelhaft richtig; und Arel muß als preußischer Lieutenant sehr wenig profitirt haben, wenn er es verkennt; sein Rittmeister würde ihm das Nebenhaltens vor den „Kerls“ bald gelegt haben. Freilich sind die Leute die in die Armee treten, nicht Alle gut und willig. Aber die große Mehrzahl sind doch harmlose Jungen, die es von Vater und Großvater, von Bruder und Freund gar nicht anders kennen, als daß man beim Kommiß seine Schuldigkeit thun muß, wenn Einen nicht der Teufel holen soll. Diejenigen aber, die feindseliges, auffässiges Wesen mitbringen, die schlechten Kerls — die werden durch Ansprachen nicht gebessert. Was soll die Ermahnung nützen, fromm, königstreu, nicht sozialdemokratisch zu sein? Erziehen ist die Aufgabe; was überhaupt erreicht werden kann, ist durch den Geist der Zucht im ganzen großen Organismus, durch Beispiel, Zwang zu steter Thätigkeit, durch Gerechtigkeit und Strafe zu erreichen.

Was der Soldat von seinen Pflichten theoretisch erfahren soll, Das wird ihm in der „Instruktion“ beigebracht. Da hört er die alten ehrwürdigen Definitionen von Treue, Kameradschaft, Subordination, Tapferkeit u. s. w. — in mehr oder minder wunderlicher oder passender Form. Das ist echter, nüchterner Dienst, bei dem er seinen Grips zusammennehmen muß, um antworten und wiederholen zu können. Bleibts nicht in möglichst knappen Maßen, dann richtets auch mehr Schaden als Nutzen an; unzweifelhaft gilt Das von allem Schelten auf die Sozialdemokraten und Aehnlichem. Durch Worte bewegt, erregt und erbaut, soweit es sich nicht um konkrete Befehle handelt, will und soll der Soldat nicht durch seinen Offizier werden, am Wenigsten durch den hohen, den er nur von der eloquenten Seite kennen lernt, — sondern höchstens durch den Pastor, im Gottesdienst. Und da steht es leider oft mit dem Zuhören recht schwach.

Ganz verfehlt wäre es, den Leuten viel von der Tapferkeit vorzuerzählen, sei es preisend oder ermahnend. Mit dieser Tugend ist es ein eigen Ding, und gar Mancher stellt sich die Empfindungen von 99 Prozent aller Gesehtstheilnehmer recht falsch vor. „Tapfer“ sind alle Heere, wir nicht weniger, aber auch nicht mehr als andre. Man muß nur nicht an Tausende und Abertausende von Helden denken, die ein Vergnügen drin finden, drei Kilometer vom

Feinde sich unthätig von Granaten zerreißen zu lassen. Solches Helbenthum wird auch durch Eloquenz nicht beigebracht, ja nicht einmal durch die militärische Erziehung. Man beachte, wie Moltke — wenn er in seinen Reichstagsreden auf diese Dinge kommt — nie von der Tapferkeit spricht sondern immer nur recht nüchtern und in fast wörtlicher Wiederholung von der Gewöhnung an „Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Gehorsam und Treue, kurz an Disziplin“. Man begnüge sich also, wenn die Leute unter todtverachtenden, energischen Führern im Gefecht dahin gehen oder laufen, wo sie hin sollen, und da bleiben, wo sie nicht weg dürfen. Das erreicht man durch die Disziplin. „Und diese Disziplin ist es“ — so fährt Moltke an einer Stelle fort, ohne jeden Vorbehalt für Tapferkeit, Strategie, Gottesfurcht, Schulbildung —, „die unsere Armee in den Stand gesetzt hat, drei Feldzüge siegreich zu gewinnen“. Sicher giebt es noch andere für den Sieg wirksame Faktoren. Aber einen der in der Vergangenheit wirksamsten — Moltke selbst — haben wir bereits verloren. Ob wir an Strategen, Bewaffnung, Geld, Verbündeten künftig den Feinden überlegen oder auch nur ebenbürtig sein werden, wissen wir nicht. Um so sorgsamer müssen wir auf Integrität des Faktors „Disziplin“ halten; darin haben wir eine altbegründete, fest gewurzelte Ueberlegenheit.

Keineswegs aber eine unerschütterliche. Freilich der Referendar, der als Sommerlieutenant in das sicher gefügte Haus des Truppentheils eintritt, der meint wohl, es könne gar nicht anders sein, als daß der deutsche Soldat auf Wink und Wort des Vorgesetzten parirt, ohne das leiseste Zeichen mangelnder Ehrerbietung. Und auch mancher jüngere Berufsoffizier, namentlich wenn er keinen Feldzug mitgemacht hat, unterschätzt die Schwierigkeit, Disziplin unter anormalen Verhältnissen zu wahren; wer einmal Gelegenheit gehabt hat, z. B. des Nachts ein paar Hundert aus verschiedenen Truppentheilen zusammengewürfelte Leute, mit fast ausschließlich der Landwehr angehörigen Unteroffizieren, Schanzen bauen zu lassen, dabei hin- und zurückzuführen, der denkt anders. Die Friedenscompagnie und die aus Doppelte gewachsene Kriegscompagnie mit ihrem (selbst nach der neuesten Organisation) geringen Cadre kern, ihren neuen und zum Theil weniger erfahrenen Vorgesetzten, vor Allem unter den völlig geänderten Lebensbedingungen der Campagne —: Das sind auch betreffs der Disziplin zwei sehr verschiedene Körper. Schon die fast ausnahmslos siegreich verlaufenen drei Feldzüge haben Das bestätigt; noch mehr würde es sich nach Niederlagen zeigen, auf die doch auch das beste Heer einmal gefaßt sein muß. Ferner haben wir jetzt mit dem Fehlen des dritten Jahrganges bei der Infanterie und mit der gesteigerten Sprödigkeit des Rekrutenmaterials zu rechnen. Jene noch vorhandene Ueberlegenheit beruht in allererster Linie auf



der Art, wie bei uns befohlen, wie die Mannschaft angefaßt wird, und zwar wieder vornehmlich vom Offizier. Den selben Gedanken sprach Fürst Bismarck — wenn auch nicht Berufssoldat, so doch einer der besten Kenner deutschen Heereswesens und -Geistes — in den Worten aus: „Alles können sie uns nachmachen, nur nicht unser Offiziercorps.“ Dieser fest zusammengeschlossene Berufsstand, mit seltener Einheitlichkeit der Anschauungen, sich selbst beschränkend in den Interessen und den Äußerungen, daher oft im guten — und zuweilen im üblen — Sinne beschränkt, auf dem eignen Tätigkeitsgebiete voll Zuvorsicht zum eignen Können —: der hat die Kunst des Befehlens in nirgend sonst erreichter Weise ausgebildet, so daß sie gar nicht mehr als Kunst, sondern als unbefangenes „sich geben, wie man ist“, sich darstellt. Im engeren Rahmen nennt man Das „gute Haltung vor der Front“; im weiteren ist damit das sichere Gefühl der Herrschaft gemeint, das alle Beziehungen zur Mannschaft durchbringen muß, hervorgehend aus den sozialen Rechten und Pflichten, der dienstlichen Gliederung, der technischen Qualifikation — gepaart mit der Entschlossenheit, im Nothfalle Alles an die Durchsetzung des Befehls zu wagen, — ohne daß aber der leiseste Zweifel am Erfolge kenntlich werde. Leider wird nur ein Theil der Offiziere des mobilen Heeres diese Eigenschaften besitzen; daß Tausende von Reserve- und Landwehroffizieren weder Talent noch Übung in der Befehlsführung und Leutebehandlung mitbringen, — Das macht den höchsten Stellen vielleicht mehr Sorge als die taktische Unzulänglichkeit der Laien.

Bedenklich ist es, die Leute abstrakt und oratorisch zur Gottesfurcht, Abwendung von der Sozialdemokratie und zur Königstreue zu ermahnen. Kein kluger Compagniechef befiehlt Etwas, was er doch nicht durchsetzen kann; z. B. verbietet er wohl das Schnapsmitbringen zum Marsch, nicht aber das Schnapstrinken überhaupt. So soll man in allen Anordnungen sich möglichst konkret halten — auch Erörterungen künstlich konstruirter, entlegener Fälle von Konflikten der Neigungen und Pflichten unterlassen. Am Allerwenigsten aber sollte über den Gehorsam theoretisirt werden. Gar der hohe Offizier wird die Möglichkeit nicht einmal andeuten dürfen, daß nicht gehorcht werden könnte. Auch nicht — und erst recht nicht — für die Fälle, in denen der Gehorsam dem braven Soldaten am Schwersten wird: für Kämpfe gegen Landesgenossen. Bei anerzogener und eingelebter Disziplin wird, wenn es wirklich zum Schlimmsten kommen sollte, die Mannschaft nicht versagen. Weniger zuverlässig ist sie, wenn ihrer Phantasie schon jahrelang die gräßlichen Bilder des Bruderkampfes vorgeschwebt haben. Ziehen doch für jeden Feldzug erfahrene Offiziere heutzutage solche Mannschaften vor, die noch keinen Krieg mitgemacht haben.

\* \* \*



## Das Berufsgeheimniß des Arztes.

Der medizinische Unterricht auf den deutschen Universitäten ist heute sehr schön geregelt. Es ist dem der Heilkunde beflissenen Jüngling ziemlich klar vorgeschrieben, was er thun und lassen soll, wenn er dereinst vor den Augen der Examinatoren die Gnade finden will, die die Examinanden nur zu gern suchen, selbst wenn sie im Biertrinken, bei Mensuren und bei anderen Heldenthaten Männerstolz bewiesen haben. Falls der spätere Arzt dieser Gnade theilhaftig werden will, muß er natürlich von den Vorlesungen und Kliniken möglichst die belegen, die der spätere Examinator abhält; er kann dann gar Mancherlei lernen. In den großen chirurgischen Kliniken lernt der Student z. B. die weißgrauen Röcke des Operateurs, der Krankenwärter und Assistenten bewundern. Von den einzelnen Operationen sieht er meistens nichts, da die genannten weißgekleideten Männer nicht von Glas sind und gewöhnlich zwischen dem Patienten und den Studenten stehen, so daß sie diesen jede Aussicht nehmen. Aber nicht nur weiße Röcke sieht der Student auf der Universität, sondern er kann auch noch manches Andere sehen. Wenn er Dies vorschriftsmäßig gethan und ganz besonders seine Examinatoren bewundern gelernt hat, dann kann er getrost sein Examen machen und Arzt werden. Hat er noch ein paar hundert Mark übrig, so wird er auch noch den Dokortitel erwerben, den er von den sonst so ideal gesinnten Professoren nicht erhält, ohne daß er für das Examen schönen Mammon opfert. Ist in solcher Weise Alles hübsch erledigt, dann kann der Arzt und Doktor seine Thätigkeit beginnen, die allerdings nicht selten mangelhaft ist, da auf den Universitäten zu viel Wissenschaft und zu wenig Praxis ihm gelehrt wurde.

Zu den Stiefkindern des ärztlichen Unterrichts gehören die rechtlichen und moralischen Pflichten des Arztes gegen den Patienten; viele dieser Pflichten werden meistens nicht nur nicht gelehrt, sondern es wird durch die Art des klinischen Unterrichts oft den Studenten gerade das Gegentheil von Dem eingeprägt, was die moralische Pflicht des Arztes ist. Diesem verschafft das Vertrauen des Patienten nicht nur der Umstand, daß er Rezepte und Bäder verordnen kann, sondern auch der, daß er sich des Vertrauens seiner Patienten würdig erweist und daß er, der so oft in die intimsten Familien- und persönlichen Verhältnisse eingeweiht wird, die Pflicht der Verschwiegenheit kennt. Dies dem Studenten einzupflanzen, sollte Aufgabe des Unterrichts sein, und trotzdem sehen wir, daß gerade hier nicht selten gefehlt wird. Da werden Name, Stand, Wohnort und vieles Andere, was die Stellung des Patienten betrifft, oft zwecklos einer großen Zuhörerschaft mitgetheilt, — ein Vorgehen, das besonders in kleinen

Städten den Kranken oft schwer schädigen kann. Ich erinnere mich noch, daß, als ich an einer mitteldeutschen Universität studirte, uns ein bekannter Bürger der Stadt mit Säufertwahnsinn in der Klinik vorgestellt wurde, ein Verfahren, das für den Bewohner einer kleinen Stadt in sozialer Hinsicht dauernde Nachteile bewirken kann. Der Leiter eines Krankenhauses hat keineswegs das Recht, so den Ruf seiner Mitbürger zu gefährden.

Daß viele Aerzte sich der Pflicht zur Discretion nicht genügend bewußt werden, lehrt die alltägliche Beobachtung. Vor einiger Zeit befand ich mich in der Gesellschaft mehrerer Aerzte und hierbei wurde von einem Staate gesprochen, der gerade in der Politik eine große Rolle spielte. Einer der anwesenden Aerzte hatte nichts Eiligeres zu thun, als damit zu prahlen, daß ein bestimmtes Mitglied der Gesandtschaft jenes Staates bei ihm eine Kur durchmache, wie man sie nur bei einer nicht salonsfähigen Krankheit anzuwenden pflegt. Es entspann sich eine kleine Diskussion. Der Arzt hatte keine Ahnung davon, daß seine Aeußerung nicht nur unmoralisch war, sondern daß selbst ein Paragraph des deutschen Strafgesetzbuches ihn für eine Aeußerung mit Strafe bedroht. Es ist dies der § 300, der u. A. Aerzte sowie deren Gehilfen, wenn sie unbefugt Privatgeheimnisse offenbaren, die ihnen kraft ihres Standes anvertraut sind, mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark oder mit Gefängniß bis zu 3 Monaten bedroht. In dem genannten Falle war es meiner Ansicht nach nur die Sucht, zu renommiren, die den Arzt zu dem Mangel an Verschwiegenheit veranlaßte. Da zweifellos aber deren Pflicht vielen Aerzten nicht genügend bekannt ist, so können wir uns freuen, daß vor Kurzem eine Arbeit erschienen ist, die die einschlägigen Fragen ausführlich behandelt; sie stammt vom Dr. Placzek und ist betitelt: „Das Berufsgeheimniß des Arztes“. In dem ersten Theil seiner fleißigen Arbeit erörtert der Verfasser die Gesetzgebung der verschiedenen Länder. Zuletzt bringt er einen medicinischen Abschnitt, der sich mit verschiedenen Fällen der ärztlichen Praxis beschäftigt. Ich glaube, daß dieser Theil besonderes Interesse erregen, aber auch zu Widerspruch Veranlassung geben wird. Ich selbst kann keineswegs überall des Verfassers Ansicht theilen, und ich möchte u. A. einige Behauptungen des Verfassers erwähnen, die mir nicht einwandfrei zu sein scheinen.

Wir sahen vorhin, daß das Gesetz den Arzt nur für die unbefugte Offenbarung von Privatgeheimnissen bestraft. Daß von einer unbefugten Offenbarung nicht die Rede sein kann, wenn der Arzt die Genehmigung der Person besitzt, die ihm das Geheimniß anvertraut hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Es fragt sich aber, ob nicht der Arzt auch trotz der Genehmigung jede Privatauskunft verweigern soll. Nehmen wir an, ein Herr wolle seine Tochter einem Manne zur Frau geben, der bei einem

Arzte in Behandlung steht. Dieser erhält von seinem Patienten die Erlaubniß, dem Vater des Mädchens Auskunft über seinen Gesundheitszustand zu geben. Zweifellos würde dann natürlich der Arzt gesetzlich das Recht zu Mittheilungen haben. Trotzdem muß es Bedenken erwecken, wenn der Arzt, selbst unter solchen Umständen, Mittheilungen über seinen Patienten macht. Denn es ist klar, daß, wenn in einem andern Falle der Arzt jede Auskunft verweigern würde, man daraus den Schluß ziehen müßte, der Patient leide an einer schweren Krankheit, deren Bekanntwerden ihn schädigen würde. Es wäre daher vielleicht das Beste, wenn sämtliche Aerzte sich ohne Weiteres auf den Standpunkt stellten, bedingungslos jede derartige private Auskunft abzulehnen; denn dann würde man aus dem Schweigen des Arztes niemals einen Schluß ziehen können.

Eine wichtige Frage ist die, welchen Personen gegenüber eine Mittheilung des Arztes befugt oder unbefugt ist. Placzel glaubt, gestützt auf die Meinung von Liszt, daß vom juristischen Standpunkt aus der Vater das Recht habe, über sein Kind, der Mann, über seine Frau und diese über den Mann Auskünfte zu erhalten. Die Thatfachen lehren, daß diese Ansicht nicht unbedenklich ist. In dem medizinischen Theil seiner Arbeit erwähnt der Verfasser einen Fall, der aus meiner eigenen ärztlichen Praxis stammt und den ich ihm seiner Zeit berichtet habe. Ein Herr wünschte Mittheilung darüber, an welcher Krankheit ich seine Frau behandelt habe, war aber hierbei so unvorsichtig, mir zu schreiben, daß er mit seiner Frau in Scheidung läge. Schon dieser Umstand veranlaßte mich, jede Auskunft ohne Einwilligung der Patientin zu verweigern, obwohl die Affektion, an der ich sie behandelt hatte, ziemlich harmlos war. Nehmen wir nun an, daß in einem andern Falle der Arzt von der Absicht der Ehescheidung nichts erfährt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn er das von der Patientin ihm Anvertraute dem Gatten erzählt, er unter Umständen diesem einen Scheidungsgrund in die Hand geben kann. Schon daraus geht hervor, daß der Arzt nicht bedingungslos berechtigt ist, über die Krankheit der Frau dem Gatten Informationen zu erteilen. Ich würde mir die Sache für jeden einzelnen Fall auf das Genaueste überlegen.

Ferner führt Placzel verschiedene Fälle an, wo der Arzt in Konflikt gerathen kann. Ein Herr steht beim Arzte in Behandlung, und dieser stellt mit voller Sicherheit die Zeichen einer beginnenden Gehirnerweichung fest. Der Mann will heirathen; großes Unglück würde aus solcher Ehe hervorgehen. Dem Rath des Arztes, nicht zu heirathen, folgt er nicht. Hat nun der Arzt das Recht, eventuell unbefragt, die Angehörigen der Braut auf die Krankheit des Mannes aufmerksam zu machen? Placzel meint, nach dem Gesetze mache er sich strafbar, wenn er Dies thue, denn es wäre ein

unbefugte Offenbarung von ihm anvertrauten Geheimnissen. Ich glaube durchaus nicht, daß hierbei eine strafbare Handlung vorläge, denn als unbefugt würde der Gerichtshof kaum eine solche Mittheilung ansehen. Vom moralischen Standpunkt aus hält es Placzel für unbedingt nothwendig, daß der Arzt den Angehörigen der Braut Mittheilung macht, wenn er sich auch hierbei einer Bestrafung aussetzt. Die Leute, die von dem wohlthätigen Einfluß der Irrenhäuser überzeugt sind und selbst solche Hotels besitzen, werden vielleicht den einfachen Ausweg haben, daß man einen solchen Mann sofort ins Irrenhaus bringe, da er gemeingefährlich sei, — nur schade, daß viele geistesgesunde gewissenlose Menschen dann eben so gemeingefährlich sind, da sie trotz ansteckender Krankheit gewissenlos in die Ehe gehen. Wenn man solche Leute immer als gemeingefährlich einsperren könnte, so wäre Das allerdings ein großes Glück.

Ich glaube kaum, daß man für solche Fälle im Stande ist, allgemeine Regeln aufzustellen. Ich kenne Aerzte, die theoretisch behaupten, sie würden niemals über die Krankheit ihrer Patienten sprechen, und dennoch bin ich überzeugt, in praxi würde unter gewissen Umständen jeder Arzt anders handeln. Nehmen wir an, daß der Mann mit der beginnenden Gehirn-erweichung die Schwester des Arztes heirathen wollte —: würde irgend ein Arzt hier schweigen? Würde nicht Jeder, selbst wenn er vorher theoretisch behauptet hat, er würde das Geheimniß wahren, hier sprechen, würde er nicht das Unglück seiner Schwester durch die Verletzung des Berufsgeheimnisses zu verhindern suchen? Nun hat aber der Arzt vom juristischen und schließlich auch vom menschlichen Standpunkt aus gegen ein anderes Mädchen die gleichen Pflichten wie gegen seine Schwester. Wenn er dennoch für diese durch Verletzung des Berufsgeheimnisses mehr sorgt, so beweist Das, daß noch ein ganz anderer Faktor als theoretische Erwägungen bei dem Berufsgeheimniß mitsprechen; dieser Faktor ist das Herz und das Gefühl, das von logischen Erörterungen oft nicht berührt wird.

Vor nicht langer Zeit war in Berlin ein großer Straßentrawall. Um die Schuldigen zu ermitteln, wandte sich die Polizei an die Aerzte und ersuchte sie, ihr die Namen von Vermundeten, die sie behandelten, zu nennen. Mit Recht spricht sich Placzel dagegen aus, daß ein Arzt eine solche Mittheilung der Polizei mache, und er beruft sich auf einen französischen Arzt, der auf eine ähnliche polizeiliche Anfrage die Antwort gab „In meinen Krankensälen sind keine Insurgenten, sondern nur Vermundete“.

Was hat der Arzt zu thun, wenn er durch seinen Beruf von einem Verbrechen Kenntniß erhält? Placzel erwähnt als besonderen Fall Den wo der Arzt Kenntniß von künstlicher Fruchtabtreibung erhält, und er glaubt, daß die überwiegende Anzahl der Aerzte sich hier zu einer Anzeige

entschließen würde. Gewiß würde eine Anzeige noch berechtigt sein, wenn der Arzt dadurch direkt ein Verbrechen verhüten könnte. Aber lebiglich, damit eine Person mehr bestraft werde, nachdem das Verbrechen begangen ist und ohne daß ein unmittelbarer Nutzen erkennbar wäre, darf meiner Ueberzeugung nach der Arzt niemals das Vertrauen, das ihm die Patientin entgegenbringt, täuschen, wenn er das gewinnsüchtige Treiben der Frauen, die aus der künstlichen Frucht- abtreibung ein Gewerbe machen, auch noch so sehr verurtheilen wird.

Ein Punkt, der für viele Leute Interesse hat, ist die Frage der Honorarforderung. Ein französischer Autor geht so weit, die Einklagung des Honorars durch einen Arzt für den Bruch des Berufsgeheimnisses zu halten. Wie sollten aber die Aerzte, deren materielle Lage meistens nicht glänzend ist und die oft genug auch von zahlungsfähigen Leuten ausgebeutet werden, leben, wenn ein solcher Gedanke als richtig anerkannt würde? Von der Luft allein und dem „vorläufig besten Dank“ seiner Patienten kann kein Arzt satt werden. Einen solchen Standpunkt darf man dem Arzt um so weniger zumuthen, als gerade gewisse Leute, die bei einem Diner Tausende ausgeben oder nachher um Tausende spielen und sich mehrere Maitreffen halten, dem Arzte gegenüber sich ihrer Pflichten oft nicht bewusst sind. Niemals wird es als ein unbefugtes Offenbaren von Berufsgeheimnissen zu betrachten sein, wenn ein Arzt eine Honorarforderung, die sein Recht ist oder die er für sein Recht hält, vor Gericht geltend macht.

Aber wir haben hier im Interesse der Kranken einen Umstand zu berücksichtigen. Es ist denkbar, daß ein unwürdiges Mitglied des ärztlichen Standes die Einklagung des Honorars zu einer Art von Erpressung benutzt, wenn der Kranke ein anstößiges Leiden hatte. Der Einwand, daß in der Klage nicht die Krankheit angegeben sein dürfe und daß, wenn Dies dennoch geschehe, es sich um eine Verletzung des Berufsgeheimnisses handele, ist nicht stichhaltig.

Erstens giebt es Aerzte, die fast nur Krankheiten behandeln, die man in Damengesellschaft nicht gern nennt. Es würde hier die Klage an sich genügen, den Patienten bloß zu stellen. Aber außerdem muß mitunter die Krankheit genannt werden, um die Honoraranprüche zu begründen; eine nervöse, hysterische Dame kann z. B. einem Arzt so viel Mühe und Zeit kosten wie ein Duzend anderer Patienten. Hier kann offenbar nur die absolute Ehrenhaftigkeit des Arztes dem Publikum eine Gewähr bieten, — das Strafgesetz könnte er ohne große Gefahr sehr leicht umgehen.

Es ist aber bei der Honorarfrage noch ein anderer Punkt zu erörtern. Oft genug kommt es vor, daß Patienten sich über die Höhe ärztlicher Honorare beklagen. Wenn es nun auch nicht zum gerichtlichen Streit hierüber kommt, so kann doch der Ruf des Arztes durch ein derartiges Raisonniren geschädigt werden, während der Arzt seine Ansprüche sehr wohl

begründen könnte, wenn er über die Krankheit seiner Patienten sprechen würde. Ein Fall dieser Art wurde mir von einem auswärtigen Arzte berichtet. Er behandelte eine hochgradig hysterische und morphinistische Dame und hatte hierbei enorme Opfer an Zeit zu bringen. Durch verschiedene dazwischenkommende Krankheiten sowie durch Selbstmordversuche der Patientin war außerdem der Arzt in beständiger Aufregung und Sorge und er hielt es unter diesen Umständen, da es sich um reiche Leute handelte, für sein Recht, ein hohes Honorar zu beanspruchen. Dieses wurde ihm zwar ausgezahlt, aber unter lautem Weh und Ach der zahlenden Partei, die außerdem bei jeder Gelegenheit Veranlassung nahm, die übertriebene Honorarforderung des Arztes hervorzuheben. Hätte dieser sein eigenes Interesse wahrnehmen wollen, so konnte er z. B. eine Beleidigungsklage anstrengen, um den Nachweis zu führen, daß er zu seinem Honorar mit Rücksicht auf die vielen besonderen Umstände berechtigt war. Aber Das hätte der Arzt nicht thun können, ohne den Morphinismus und die Selbstmordversuche der Patientin bekannt zu machen. Dies hielt er mit seiner Pflicht nicht für vereinbar. Man sieht also, daß der Arzt, wenn er das Berufsgeheimniß hoch hält, oft genug sich schädigen lassen muß.

Es hat in ärztlichen Kreisen der Brauch immer mehr zugenommen, Krankengeschichten in einer solchen Vollständigkeit zu veröffentlichen, daß Jedem, der den Patienten kennt, aus der Krankengeschichte die Person sofort erkennbar ist. Man stelle sich nun vor, welche Folgen Dies unter Umständen haben kann. Es ist durchaus nöthig, wenigstens die Anfangsbuchstaben des Namens, den Wohnort und dergleichen in der Publication falsch anzugeben. Daß man Namen vollständig nennt und hierbei die anstößigsten Dinge über Familienangehörige mittheilt, muß als ein bedauerliches Faktum bezeichnet werden. Es ist höchst unerfreulich, daß sich medizinische Schriftsteller so wenig ihrer rechtlichen und moralischen Pflichten gegen den Patienten bewußt sind und etwas Derartiges thun. Daß ein solches Vorgehen strafbar ist, unterliegt für mich nicht dem mindesten Zweifel; denn daß die Nennung eines Namens in einer wissenschaftlichen Publikation niemals als eine befugte Veröffentlichung gelten kann, ist sicher. Es ist hierbei auch ganz gleichgiltig, ob es sich um Patienten aus der Privatpraxis oder um Patienten in Krankenhäusern handelt. Blaczet geht sogar so weit, die Vorstellung von Kranken vor Studenten ohne ihre Einwilligung auch in Krankenhäusern als unerlaubt anzusehen, und ich glaube, daß dieser Standpunkt richtig ist. Für die Patienten wird an die Krankenhäuser fast stets bezahlt, entweder von den Gemeinden oder von der Krankenklasse oder von den Angehörigen. Das Krankenhaus hat an sich nicht das Recht, den Patienten einfach als ein Material zu Lehrzwecken zu benutzen.

Das erwähnte Buch über das Berufsgeheimniß enthält manche Fragen, die man nur selten erörtert findet. Dennoch scheint es mir, daß wichtige Punkte nicht die Berücksichtigung gefunden haben, die sie verdienen. Zunächst hat der Verfasser die Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten, die eine große Beschränkung des Berufsgeheimnisses ist, nicht erörtert. Der Umstand, daß ein Reichsseuchengesetz für das Deutsche Reich ausgearbeitet ist, kann Dies nicht rechtfertigen. Im Gegentheil hätte ich es für zweckmäßig gehalten, wenn der Verfasser am früheren Entwurf seine Kritik vom Standpunkt des Berufsgeheimnisses aus geübt hätte. Gerade die Vorlage des Reichsseuchengesetzes sollte den beamteten Ärzten, die noch niemals eine größere Tüchtigkeit als die nicht beamteten Privatärzte bewiesen haben, in einem ungerechtfertigten Grade Eintritt in Familien gestatten.

Was ferner einer Besprechung werth ist, ist die Frage, ob das gegenwärtige Strafgesetz überhaupt dem Patienten einen großen Vortheil bietet. Ich muß die angebrohte Strafe für sehr niedrig halten, wenn ich den großen Vertrauensbruch bedenke und das große Unglück berücksichtige, das ein Arzt durch Indiskretion herbeiführen kann. Aber abgesehen davon, ist zu untersuchen, ob das Strafgesetz überhaupt einen großen Nutzen bietet. Nehmen wir an, es behandle ein Arzt einen Mann an Morphiumsucht. Das Bestehen der Krankheit ist dem Arzte anvertraut, so daß er nicht das Recht hat, darüber zu sprechen. Setzen wir nun den Fall, der Arzt sei nicht verschwiegen und erzähle einigen anderen Leuten davon, daß der Patient Morphium nimmt. Welches wird die Folge sein? Der Mann wird diskreditirt, da bekanntlich Morphinisten zahlreiche schlechte Charaktereigenschaften nachgesagt werden. Will der Patient nun den Staatsanwalt zu seiner Hilfe anrufen, so kann er allerdinge eine Bestrafung des Arztes herbeiführen. Er wird sich aber hüten, Das zu thun, und ohne Antrag wird die Verletzung des Berufsgeheimnisses nicht bestraft. Hüthen wird sich der Patient deshalb, weil durch eine Klage sein Leiden noch mehr bekannt würde als durch die Indiskretion des Arztes. Es würde der Fall eine cause célèbre vor Gericht werden und in sehr vielen Zeitungen würden sich Besprechungen über ihn finden, in denen er als ein interessanter Beitrag zur Rechtsprechung veröffentlicht würde; kurz und gut: Das, was der Patient gern vermieden haben wollte, wird durch eine Klage in verstärktem Maße eintreten, nämlich das Bekanntwerden seines Morphiumgebrauchs. Scharf ist die Waffe, die das Strafgesetz dem Patienten in die Hand giebt, nicht. Mag sie trotzdem als Abschreckungsmittel unentbehrlich sein, so werden doch in erster Linie nur der sittliche Werth des Arztes und sein Pflichtgefühl den Kranken schützen können.

Dr. Albert Moll.





## Theater-Manchestertum.

Vor einigen Wochen hatte ich Gelegenheit, einen deutschen Schulmeister zu sprechen, der, fern von der Heimath, seit Jahren in den baltischen Provinzen sein Brot findet. Einen von denen dieses Standes, die darauf halten, daß ihr Vermögen an Geistes- und Gemüthsfähigen, an Idealen — das einzige, das sie gewöhnlich besitzen — sich nicht vermindert, sondern durch treue Pflege mehrt. Er war nach jahrelanger Abwesenheit wieder einmal im Reich gewesen und mich nahm es Wunder, auf seinem Gesicht nun statt freudigen Abglanzes wohlthuender Erinnerung eine finstere, härtebige Miene gelagert zu finden. Daß ihm der neue Kurs nicht gefällt, Das wußte ich, aber auch, daß er darüber nicht zum Kopfhänger geworden war. Ihn mußte also Anderes brücken und er öffnete mir auf mein Zureden sein Herz: „Ich bin erschrocken, wie sehr das Niveau der Bildung bei unseren Landsleuten gesunken ist. Sie wissen eine ganze Menge mehr als früher, ihre Gedanken- und Gefühlswelt aber bewegt sich in einem allereingsten Cirkel, der durch wandhohe Vorurtheile begrenzt wird. Darüber hinaus zu schauen, fällt Keinem mehr ein; wozu auch? Ja, es ist, als ob man sich schämte, in irgend einer Sache nicht die nackteste Selbstsucht zu vertreten, als wäre es Schande, einer idealen Bedeutung der Dinge überhaupt nachzugehen.“

So oder ähnlich sprach er, und ich, der ich soeben auch aus der Heimath zurückgekehrt war, mußte ihm beipflichten; wenigstens glaubte ich, die gleiche betrübende Erfahrung gemacht zu haben. Vielleicht aber irrten wir uns Beide und unsere aufgesparte Heimathliebe hatte uns Zustände vergolbet, die vielleicht immer nur den Schein des Edelmetalls zeigten.

Es war zur Zeit, da die Militärvorlage als höchstes Zeugniß unserer Stärke und Einigkeit in der bekannten Weise durchgedrückt worden war; ich glaubte also, es müsse nun eine Lust zu leben sein in deutschen Gauen. Die unter Hinweis auf den nicht mehr ganz unbekanntem Wetteinsatz der Nation erbrachte Behauptung, daß Deutschland zu arm sei, um weitere fünfzig Millionen für öffentliche Zwecke aufzubringen, glaubte ich einfach nicht. Wenn man einige Jahre in Rußland lebt, kann man sich gar nicht vorstellen, daß das deutsche Volk zu Grunde gehen muß, wenn der Liter Bier einen Pfennig mehr und eine 98er Importe statt fünfzig nun fünfundfünfzig Pfennig kosten soll. Man kommt nämlich, ohne frivol oder blind gegen tiefere Mißstände zu werden, hierzulande zu solcher volkswirtschaftlichen „Unbildung“, die dem deutschen Parteiphilister Mitleid erwecken muß. Ich würde diese Frage hier auch nicht streifen, da ich für ganz andere Ideen meiner Landsleute Herzen erwärmen möchte, wenn mir nicht die Beobachtung aufgestoßen wäre, daß es eben dieser ewig mahnende und doch so fanatische politische Parteigeist zu sein scheint, der allen Bildungstrieb der Deutschen aufzehrt und Interesse wie Einsicht für Anderes verschlingt. Dieses Auskramen von Leitartitelsphrasen, dieses Außersichgerathen und persönliche Zugespitztheit Andersdenkenden gegenüber, dieses suffizante Abthun alles dessen, was zur brennenden Tagesfrage nicht gehört, charakterisirt das heutige Bildungsniveau. Gleich schnell wird man mit Allem zwischen Himmel und Erde fertig; irgendwie muß jedes soziale, religiöse oder künstlerische Problem in einen der stets bereit gehaltenen Parteibeälter passen. Manchmal will aber so ein vertracktes Ding durchaus sich nicht einschachteln lassen, es strebt mit unheimlicher Lebendigkeit aus dem Parteibeälter heraus und macht sein Recht ans Dasein

geltend. Gelangt es aber überhaupt vor das Forum der leitenden Männer der Nation, so wird ihm von Ihrer Majestät der Majorität die Lebensberechtigung abgesprochen, denn in dem geordneten Haushalt unseres tief sittlichen sozialen Gemeinwesens soll es keinen Unterschlupf finden.

So betteln einst von deutschen Herzen warm gehegte Ideen und Bestrebungen, so betteln die große, begeisterungsfähige Empfindung, der Drang nach erhöhtem Dasein jeglicher Art vor den Thüren der Nation. Man hat für sie keine Zeit mehr! So steht auch die Kunst in ihrer Allgemeinheit und im Besonderen die der dramatischen Poesie sammt ihrem Werkzeug, dem Theater, außerhalb der Interessensphäre des deutschen Volkes. Das ist ganz unbestreitbar, trotzdem ein vielgenannter deutscher Theaterdirektor neulich an die allerhöchste Stelle berufen worden sein soll, um seine Initiative zur Hebung der betrübten Theaterverhältnisse darzulegen.

Zweimal seit der neuen Ordnung der Dinge hat die Gesetzgebung dem Theater ihre Aufmerksamkeit zugewendet: beim Schaffen der Gewerbeordnung im Jahre 1869 und bei deren Revision für das Reich im Jahre 1883.

Da geschah es zu beiden Malen, daß man das Heil fand für die unglückliche deutsche Bühne, die seit Lessings Auftreten als Kritiker des Hamburger Nationaltheaters immerfort verfällt. Unter der alleinseligmachenden manchesterlichen Entfaltung sollte auch das deutsche Theater endlich zu blühen anfangen, denn man gab ihm, was es wohl einzig brauchte —: Freiheit. Theaterfreiheit! Diese goldene Errungenschaft für nimmermüde Stückfabrikanten, erfindungsreiche Theaterunternehmer und für das süße, breite Proletariat, das inzwischen, „einem höheren Drange zu genügen“, den Bühnen als Künstlerchaft zuflöhte. Im Uebrigen wurden durch diese That alle Faselien von einer höheren Bedeutung und Aufgabe der Kunst wegdekretirt, denn das Theater ist nach der Majoritätmeinung von 1869 und 1883 keine Kunst, sondern es ist ein Gewerbe, ein Geschäft, und darum hinein mit ihm in die Gewerbeordnung.

Sicherem Vernehmen nach wurde damals, nach der „dritten Lesung“, in einem nahe dem Leipziger Platz belegenen Wurstgeschäft von einem Unbekannten ein größerer Makulaturverkauf entritt. Es soll für den Ladenbesitzer ein glänzendes Geschäft gewesen sein — noch heute erhält man dort Gothaer Seidelatwurst in „die aesthetische Erziehung des Menschengeschlechts,“ den gelochten Schinken aber in „die Bühne als moralische Anstalt betrachtet“ eingewickelt. Demnächst soll auch der nicht unbekannt gebliebene Briefwechsel unserer Dichterbioskuren an die Reihe kommen, so weit er noch nicht zu Fibibussen für die manchesterlichen Pfeifenköpfe verbraucht worden ist. Nein, im Ernst! Weßhalb zerbrachen sich die Autoren dieser Makulatur ihre Köpfe um solchen Unsinn, wo doch die einfache Lösung der Kunstfrage so leicht zu finden war.

Nun steht zwar in dem berücksichtigten § 32 der Gewerbeordnung so Etwas von artistischer und sittlicher Befähigung der Theaterleiter, — artistisch — sittlich! Zwei Worte, die sich in diesem Compendium des Alltagsverstands seltsam genug ausnehmen. Auch finanzielle Garantien für den Theaterbetrieb werden vom Unternehmer verlangt. Das Wort finanziell vereinigt schon eine breitere Verständlichkeit auf sich als jene andern Beiden. Also wird es gestattet sein, aus den finanziellen Zuständen des Theaters, wie sie durch eine lange Reihe von Theaterkrachen, die wir erlebten, und durch die Misere der allermeisten Institute illustriert sind, einen Rückschluß auf den artistischen und sittlichen Generalkrach der Theaterwirthschaft zu ziehen. Vielleicht war es wohlmeinende Absicht, die jetzt

nur wie Hohn wirkt, wenn durch diese Garantien eine „höhere künstlerische“ Absicht beim Theaterbetriebe ausdrücklich anerkannt werden sollte. Das Theater sollte den Ringeltangeln gegenüber größere Freiheiten besitzen. Das heißt, das den „höheren künstlerischen“ Absichten nachgehende Theater wurde dem rücksichtslosen Konkurrenzkampfe ausgeliefert, die Cafés-Chantants aber wurden in ihrer Existenz dadurch geschützt, daß ihnen die Erlaubniß verweigert werden konnte, wenn dem vorhandenen Bedürfniß nach solchen Betrieben Genüge gethan zu sein schien. Wenn nun trotzdem eigenstünne Leute, die damit die Theaterfrage durchaus nicht als endgiltig geregelt ansehen, nicht ausgestorben sind, wenn die Partei dieser Unzufriedenen sogar wächst und allmählich ein Meer von Klagen sich angestaut hat, so ist man wohl versucht, zu fragen: auf welcher Seite der Mangel an Einsicht bestand und besteht, — bei unsern Parlamentariern, die das Wesen der Kunst, oder bei den Idealisten, die die Gebote einer hochweisen Volkswirtschaft nicht begreifen wollen.

Ich kann mich der Rede, die beim Zustandekommen dieser Gesetzesparagraphe im Parlament gehalten worden sind, nur noch dunkel erinnern, aber ein Faktor — und der scheint mir der wesentlichste dieser ganzen Frage — ist sicher übersehen oder absichtlich verbunkelt worden: das ist eben die soziale Bedeutung des Theaters, die soziale Bedeutung der Kunst überhaupt.

Ästhetische Eigenschaften des Menschen sind nicht wie politische oder sittlich-rechtliche einzubringen, sie entspringen einer Quelle, zu der weder ein „Du mußt“ noch eine Vorstellung greifbaren Vorteils zu bringen vermag. Man kann keinen Menschen zwingen, für das Schöne zu empfinden, und selbst der Preis, den man dafür aussetzen kann, gilt nur für das Individuum, ist aber für die Allgemeinheit gleichgiltig. So ungefähr mag der praktische Politiker, der eben in seltenen Fällen zugleich Volks-Psycholog ist, denken. Und doch scheint Das nur so. Ästhetische Empfindung eines Volkes ist dennoch eines der wichtigsten Imponderabilien, denn gerade um ihres induktiven Charakters willen ist die ästhetische Empfindung, oder selbst Empfindsamkeit, ein mächtiger Hebel für viele konkretere Eigenschaften, wie Sittlichkeit, Muth und Selbstzucht der Bedürfnisse und Triebe. Darin liegt ihre soziale Bedeutung. Die Pflege der Kunst sollte also dem Staate nicht gleichgiltig sein und auf einzelnen Gebieten giebt er sich auch den Schein des Eifers. Es wird zwar schwerlich ein künstlerisch empfindender Mensch durchaus zufrieden sein mit der Verwaltung unserer Museen, mit unseren offiziellen Maler- und Musikschulen; aber der Gedanke, daß der Kunst Pflege gebühre, findet in ihnen doch einen — wenn auch zopfigen — Ausdruck. Man könnte sogar dankbare Zufriedenheit darüber empfinden, daß selbst in unserem Militärwesen, dem herrschenden, allmächtigen, das künstlerische Moment durch Militärmusik und Uniformenpracht gewahrt ist. Man ahnt und anerkennt also die Bedeutung der Kunst für soziale Bildung; selbst für den gemeinen Mann in Reich und Glied gilt noch das Dichtervort, daß ganz ohne Schimmer kein Mensch bestehen kann. Aber damit scheint auch die väterliche Fürsorge des Staates erschöpft zu sein. Und das Publikum thut ihm nach: auf den Glanz und Schimmer der Kunst, auf ihre Ablenkungskraft, ihre Narcotica, kommt es ihm an, die geistige und wirthschaftliche Armuth verdecken und heilen sollen. Der Schein des Wohllebens dünkt mich der einzige Endzweck aller öffentlichen und privaten Kunstpflege geworden zu sein. Eine Mode, eine Zerstreung mehr — weiter nichts. Und dazu freilich hilft die Gewerbefreiheit der Theater prächtig. Ohne sie hätten wir kein Monarch-Theater, — und welcher Verlust für das „höhere künstlerische“ Wohl des Volkes wäre Das!

Dem Wesen der Kunst spürt man nicht nach. Gegen Mode und Progen-  
thum — geistiges und materielles — vermag der künstlerische Gedanke nicht auf-  
zukommen. In seiner Abhängigkeit vom Geldbeutel, in seiner Verkümmernng  
durch eine engherzige bürocratische Vormundschaft leidet er auf allen Gebieten  
Noth. Nach diesen Verhältnissen aber richten sich mit wenigen Ausnahmen die  
Absatz suchenden Künstler ihre Ausdrucksmittel und — ihre Ueberzeugungen ein!

Auf dem Gebiet der freien Künste wird schwerlich Etwas dagegen zu  
thun sein; wenn schlechte Bücher mit Vorliebe gekauft, schlechte Bilder mit Vor-  
liebe reproduzirt werden, so mag Erziehung und Wahl innerhalb der Familie  
das Ihrige thun; wenn aber das Theater ganz und gar in Abhängigkeit von  
jenem gefättigten Bourgeoisgeist gerathen ist, der kommandirt, was ihm behagt,  
wenn eine verlogene oder triviale Kunst täglich viele Tausende vergiftet, weil die  
Schaufstellungen ohne jene „höhere künstlerische Absicht“, die wir über die Ge-  
werbeordnung hinaus ausgedrückt zu sehen wünschen, einen öffentlichen  
Charakter tragen, so entsteht ein sozialer Mißstand und eine Korruption der  
Bildung, die nachgerade doch ernstlich erwogen werden sollten.

Es sind ja nicht allein ästhetische Elemente, die das Drama, diese  
komplizirteste aller Kunstformen, umfaßt und ausbreitet; es bringt auch sittliche  
und soziale Konflikte von ganz hervorragender Bedeutung zum Ausbruch. Sie  
wirken durch das Medium des Theaters wie greifbare Wirklichkeit, die Leidens-  
schaften jeglicher Art entfesseln kann, und sie wirken nur durch das Theater. Es  
ist eine vielumfassende Reihe der im Drama lebendig werdenden Kräfte, vom  
höchsten genialischen poetischen Erschauen des Weltwehens bis hinab zum guten  
Geschmack, zur schlichten Empfindung des einfachen, menschlichen Pflichtbewußt-  
seins, die man durch eine planlose oder schlimme beeinflusste Theater-Kunst vernach-  
lässigt. Weißt man das Theater dennoch vor die Thür eines einsichtsvoll ge-  
ordneten Kulturhaushaltes, dann überliefert man mit ihm die dramatische Dich-  
tung der Willkürherrschaft von schlechten Neigungen und kunst- wie wahrheitsfeind-  
lichen Tendenzen, die ihren Werth oder Unwerth bestimmen, so daß alle ein-  
sichtsvolle Kunstauffassung und Kritik ohnmächtig gegen die Macht der thatsäch-  
lichen Resultate sich erweist. In ihrer Abhängigkeit pekuniärer Natur sind  
Theater und Drama nicht im Stande, dem Drange der Ueberzeugung und auf-  
richtigen, sachgemäßen Strebens zu folgen; sie werden zur Liebedienerei gegen  
die bezahlende Menge gezwungen, sie gehen ihres vortheilhaften Einflusses auf  
die sozialen Tugenden des Volkes verlustig, — und den Schaden hat die Allgemei-  
heit, hat der Staat zu tragen, soweit er sich als Schützer ihres geistigen Wohles  
mit jener ernst und gewissenhaft identifizirt.

Es kommt bei diesen Zuständen fast Niemand zu seinem Rechte: die  
Kunst nicht, da sie ums liebe Brot das Lamtam schlagen muß; das Volk  
nicht, da ihm eine Quelle ergreifendster und bedeutungsvoller Offenbarungen ver-  
schlossen bleibt. Zu ihrem Rechte, d. h. zur Befriedigung ihrer Gelfüste, kommt  
die sogenannte „Gesellschaft“ — die unsere „Premieren“ füllt und mit mora-  
lischer und ästhetischer Heuchelei für die große Wahrheit der Kunst schwärmt,  
während sie doch mit seltensten Ausnahmen das ernste und schlichte Antlitz echter  
Wahrheit durchaus nicht ertragen mag. Zu ihrem Rechte aber im vollsten Maße  
gelangen alle jene vornehmen und proletarischen Verberber der Kunst und Literatur,  
die für den lauten Markt unserer Theaterwelt im Schweige ihrer Gewissenlosigkeit  
ohne Ende produziren. Der Freihandelsfabrikant der Talmalkunst, des höheren  
Blödsinns, der Ericotage-Dramatik findet als Genossen den Freihandels-

agenten — genannt Theaterdirektor — und reichlichen Absatz bei einem breiten, gefühlvoll korrupten Publikum.

Ich meine: diesen Zuständen gegenüber ist eine Indolenz, wie sie seither vom Staat und dem wirklich oder angeblich besseren Theil des Publikums geübt worden ist, nicht mehr am Plage. Das soziale Mißverhältnis der heutigen Theaterwirthschaft muß aufgedeckt und die Frage muß aufgeworfen werden, ob nicht ein einigermaßen dringendes Bedürfnis vorliegt, diesen Zustand zu ändern und das Feld zu reinigen, ehe es rettungslos versumpft.

Daß man auf den Höhen eines nur nach Erkenntniß verlangenden Strebens überhaupt ohne Kunst leben kann, soll Niessche und einigen Seinesgleichen zugestanden werden; die große Masse aber empfindet den Druck der täglichen Noth, das Leben treibt sie mit seinen Bedürfnissen, Leidenschaften und Neigungen. Ist in absehbarer Zeit ein gewisser sozialer Frieden hergestellt durch die anti-manchesterliche wirtschaftliche Reform, so rückt die Aufgabe unabwiesbar nahe, dem Geistes- und Gemüthsleben des Volkes lautere Quellen zu erschließen. Ich hege alle Pietät vor den Bestrebungen, die Religion wieder triebkräftig zu machen oder ethische Ueberzeugungen an ihre Stelle zu setzen und ein praktisches Christenthum zu bilden, — aber ich glaube doch, daß die Kunst ihnen allen über sein würde, was intensivste Wirkungen auf Verstand, Herz und sinnliche Empfänglichkeit für die Welt und unser Verhältnis zu ihr anbetrißt.

Ist es anzuerkennen, daß ästhetische, sittliche und psychologische Erkenntniß ein Gebot der Kultur von mehr als individueller, von sozialer Bedeutung ist, so darf die Kunst und das Theater nicht länger das illegitime Kind des Staates und der Gesellschaft bleiben, dem man nur kümmerliche Alimente spendet. Mit Gleichberechtigung müssen sie am Tische der Nation sitzen.

Heraus aus der Gewerbeordnung mit dem Theater, lautet deshalb die Parole, die die neugebildete „allgemeine deutsche Bühnengesellschaft“ ausgegeben hat. Man schaffe ihm eine eigene Gesetzgebung, eine eigene Vertretung im Kultusministerium und verbinde sich mit den Gemeinden, es zunächst wirtschaftlich zu saniren und von frivoler Willkür unabhängig zu machen. Man behandle es als eine Anstalt, bei deren Beschaffenheit vorwiegend auf das öffentliche Wohl Rücksicht genommen werden muß.

Diese Forderung ist um so dringender, als der vermürbte, greisenhafte Zustand des heutigen Theaters dem Ansturm neuer wirtschaftlicher und geistiger Strömungen, der endlich gehört werden muß, sicher nicht Stand halten könnte. Ehe das Theater in die Kumpfkammer einer veralteten Kultur geworfen wird, besinne man sich, daß der Ausgangspunkt seines Bestehens die höchste Spitze dichterischer Kraft ist, daß es dieser entsprechend leben muß, wenn sein Marasmus diese Kraft selbst nicht anstecken und vernichten soll. Es scheint die Zeit gekommen, wo die dürren und die überreifen Früchte des liberalen Materialismus von den Bäumen geschüttelt werden, um neuen Trieben Platz zu machen. Möge man diesmal Zeit und Stimmung finden, bei diesem wohlthätigen Werk endlich auch die Kunst nicht zu vergessen.

Man fange, wie bei jedem von der Vernunft geleiteten Werke, mit der wirtschaftlichen Reform an und traue den freiverdenden, aufstrebenden Kräften das Bestreben und die Fähigkeit zu, eine reinere Kunst von im besten Sinne sozialer Bedeutung in die neugeweihten Häuser einzuführen.

Max Martersteig,  
Direktor des Stadttheaters in Alga.

## Die königliche Bibliothek.

Hier findet jeder Genius  
 Sein „Nutrimentum spiritus“,  
 Händ' man doch eben so gewiß  
 Auch „Nutrimentum corporis“:  
 Das würde besseres Latein —  
 Und den Beamten lieber sein!

Alte Volksweise.

Die Tante Bock, der von Zeit zu Zeit ein alter Herr aus der Behrensstraße den Hof macht, hat es neulich beim Kaffeeklatsch ausgeplauscht: die Bibliothekare sollen den Gymnasiallehrern „gleichgestellt“ werden. Frohlocket und jauchzet, Ihr Bibliothekare, stimmt Lob- und Dankeslieder an! Ihr braucht nun nicht mehr, wie bisher, vierunddreißig Stunden die Woche Bücher zu registrieren, sondern nur vierundzwanzig; Ihr braucht nun nicht mehr, wie bisher, mit lumpigen vierzehn Tagen oder vier Wochen jährlichen Urlaubs Euch zu begnügen: verlockend winken die Ostern-, Pfingst-, Hundstags-, Michaelis- und Weihnachtferien. Die sieben mageren Jahre sind vorbei, die sieben fetten beginnen!

Die Sache hat jedoch einen unangenehmen metallischen Beigeschmack; denn zunächst soll — wie die gute Tante weissagt — eine Gleichstellung der Bibliothekare mit den „höheren Lehrern“ nur im Gehalte erfolgen. „Gleichstellen“ und „Aufbessern“ ist aber Zweierlei. Man kann sich auch denken, daß bei einer „Gleichstellung“ der eine Part schlechter fährt. Das ist zwar ungewöhnlich, doch nicht unmöglich. Unmöglich ist eben Nichts auf dieser Welt.

Aufgebessert im Gehalte werden durch eine „Gleichstellung“ mit den Gymnasiallehrern nur die Beamten der Universitätsbibliotheken; es verschlechtert sich dagegen bedeutend die Stellung der Beamten an der königlichen Bibliothek.

Will man überhaupt zwischen den Bibliothekaren und einer anderen Beamtenklasse eine Parallele ziehen, so können nur die Archivare in Betracht kommen; diese aber rangiren in der selben Gehaltsklasse, der bis jetzt die königliche Bibliothek angehört. Ein Vergleich mit den Gymnasiallehrern ist von vornherein verfehlt. Diese haben längere Ferien, kürzere Dienstzeit, angenehmere Arbeit. Die beiden ersten Vortheile den Bibliothekaren zu gewähren, fällt natürlich Niemandem ein; der dritte ist für sie nicht erreichbar. Den bibliotheketechnischen Beruf — eine Bibliothek-„Wissenschaft“ spukt nur in den Köpfen derjenigen Leute, die als Professoren für Makulaturgeschichte gern „in den Lehrkörper der Universitäten“ eintreten möchten; auch hierbei verrichtet die Woffin Handlangerdienste — also den bibliotheketechnischen Beruf kann man nur Jemandem empfehlen, der sich in Entfagung und Selbstüberwindung auszubilden wünscht. Es ist nicht Jedermanns Sache, die Bausteine herbeizuschleppen, aus denen Andere das Gebäude der Wissenschaft auführen. Schweißlich wird irgend ein Gymnasiallehrer den Bibliothekar um seine Thätigkeit beneiden. Im Privatleben aber nimmt man bei Festsetzung des Arbeitslohnes immer noch einige Rücksicht auf die Art der Arbeit.

Die Beamten der Universitätsbibliotheken können in der That der Regierung nur dankbar sein. Auf den ersten Blick wird man freilich meinen, daß, was den Kollegen von der königlichen Bibliothek recht ist, Jenen nur billig sein kann. Sie aber befinden sich schon insofern in günstigerer Lage, als sie — von den Beamten der Berliner Universitätsbibliothek abgesehen — in kleineren Städten leben, wo die Lebensbedingungen ungleich günstiger sind.

Der in Berlin höhere Wohnungsgeldzuschuß gleicht diesen Unterschied nicht aus. Sie haben ferner, was nicht gering anzuschlagen ist, bei Weitem angenehmeren Dienst. An den Universitätsbibliotheken kann unter dem verhältnißmäßig geringen Personal in der Arbeit öfters ein Wechsel eintreten; Das ist bei dem ausgebehten Betriebe der Königlichen Bibliothek mit ihrem großen Beamtenapparate einfach unmöglich. Der Dienst ist hier entschieden eintöniger und darum aufreibender. Dazu kommt noch, daß an die Arbeitskraft der Beamten an der Königlichen Bibliothek Tag für Tag die gleich hohen Anforderungen gestellt werden, die Universitätsbibliothekare hingegen einen großen Theil des Jahres, während der Universitätsferien, die Zahl ihrer Dienststunden bedeutend herabsetzen dürfen. Also Gründe genug, wie man sieht, die eine bessere Besoldung der Beamten an der Königlichen Bibliothek zur Genüge rechtfertigen!

Glaubt man nun aber wirklich, daß die Motive, die früher der Königlichen Bibliothek eine Sonderstellung gaben, heute nicht mehr existiren, glaubt man wirklich, daß die Beamten der Universitätsbibliotheken zu Unrecht schlechter gestellt sind als die der Königlichen Bibliothek, so sollte man Jene nach und nach in den höheren Gehaltsrang dieser einrücken lassen. Macht Das die „beengte Finanzlage“ des Staates für den Augenblick unmöglich, so überlasse man die Durchführung dieses Ideales einer schöneren Zukunft: statt Dessen aber Beamte, denen in günstigeren Zeitläuften höheres Gehalt versprochen wurde, jetzt, wo der Kampf ums Dasein bedeutend beschwert ist, mit einem Federstrich zu einer geringeren Besoldung zu degradiren, ist ein Verfahren, das mit dem richtigen Namen zu bezeichnen die Höflichkeit des Sängers sich versagen muß. Und diese offenbare Ungerechtigkeit aus lauter Gerechtigkeitliebe!

„Soweit jetzt die Gehälter der Bibliothekare an der Landesbibliothek“ — heißt es in der Bossischen Zeitung — „über die Stala des Oberlehrergehaltes hinausgehen, werden die betreffenden Beamten ihre Bezüge selbstverständlich weiter behalten“. — Welche Großmuth! — „Aber bei der Neubefegung der betreffenden Stellen dürfte die neue Gehaltsordnung in Anwendung gebracht werden.“ Das heißt doch nichts Anderes, als Jemandem bei einem Wettrennen in dem Momente, wo er dem vorher bezeichneten Ziele nahe gekommen ist, dieses Ziel vor der Nase wegnehmen. Geschieht Das in der That, so werden dadurch nicht bloß die Beamten der Königlichen Bibliothek empfindlich geschädigt, auch die Universitätsbibliothekare können dann die Hoffnung, im Laufe der Zeit das höhere Gehalt Jener zu erreichen, ein für alle mal ad aeta legen.

Im Uebrigen ist es verlorene Liebesmüh, die Gründe für und wider zu erörtern. Nicht dem Gerechtigkeitgefühl, nicht dem Wunsche, eine vorhandene — unberechtigte — Ungleichheit zu beseitigen, entspringt das Bestreben, die Königliche Bibliothek auf schmalere Kost zu setzen. Es gehört kein großer Scharfblick dazu, um es zu errathen: Sparsamkeitrücksichten geben auch hier den Ausschlag. Mars triumphirt, Minerva trauert in Sack und Asche. Die sachlichen Ausgaben zu beschränken, reicht nicht aus; das Gehalt der Beamten muß bluten. Die Kirche hat einen eben so großen wie empfindlichen Magen: der muß geschont werden. Den Medicinern kann man beim besten Willen nichts anhaben. An die Juristen wagt man sich nicht heran, vielleicht aus Mitleid, vielleicht aus Furcht —: Weibes, nach Weisung, gleich tragisch. Aber den Philologen, den gedulbigen Schafen kann man den Brotkorb schon höher hängen, sie schweigen geduldig — probatum est!

Wir kommt gerade hier ein Altstück unter die Hände, das auf den vorliegenden Fall ganz vortrefflich paßt. Zu Nuß und Frommen eines Jeden, den es angeht, sei es mitgetheilt.

Der Geheimrath von Taubenheim hatte einst, um auch zu seinem Theile an der Verbesserung der Finanzlage des Staates mitzuarbeiten, an höchster Stelle den Vorschlag gemacht, das Gehalt mehrerer Beamten bei der General-Tabak-Administration herabzusetzen. Darauf erfolgte die Antwort:

„Rotterdam, den 4. Mai 1786. An den Geh.-Rath von Taubenheim.

Ich danke dem Geh.-Rath von Taubenheim für seine gute Gesinnung und ökonomischen Rath, Ich finde aber solchen um so weniger acceptable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin so kümmerlich leben müssen, da Lebensmittel und alles jezo so theuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen. Inbessen will Ich doch Seinen Plan und die darin enthaltene gute Gesinnung annehmen, und jenen Vorschlag an Ihm selbst zur Ausübung bringen, und Ihm jährlich 1000 Thlr. mit dem Vorbehalte vom Tractament abziehen, daß Er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug Seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sey. Im ersten Fall will Ich Ihn von Seinem so großen als unverdienten Tractament von 4000 Thlr. auf die Hälfte herunter setzen, und bei dieser Seiner Beruhigung Seine ökonomische und patriotische Gesinnung loben, und auch bei Andern, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Application bringen.“

Der Verfasser dieser Cabinetsordre ist Preußens größter König, der alte Fritz; hoffentlich ist der Geist, der hier sich ausspricht, nicht mit ihm gestorben, hoffentlich kennt auch der Allmächtige Fritz Althoff den alten Fritz!

Dem Staate, der Gesammtheit zu Liebe, muß selbstverständlich der Einzelne Opfer bringen. Das „Habeo non pecuniam!“, jene Randbemerkung des selben Königs, läßt keine Einwendung zu. Nur sollte nicht an der unrichtigen Stelle gespart, nur sollten die Opfer gleichmäßig vertheilt werden.

Doch handelt es sich jetzt noch um etwas Mehr als um das höhere oder geringere Gehalt einiger wenigen Beamten. Die Sonderstellung der Königl. Bibliothek ist das Kampfbject. Damit erhebt sich die Personen- zu einer Prinzipienfrage. Die Königl. Bibliothek in Berlin ist das einzige Institut Deutschlands, das zusammen mit dem British Museum in London und der Nationalbibliothek in Paris Weltruf genießt. Mit ihrer Geschichte sind die Namen des großen Kurfürsten, des großen Königs und des großen Kaisers unlösbar verbunden. Das sollte genügen, um ihr ein für allemal die Sonderstellung zu sichern, die sie bis jetzt einnahm. Man läßt einzelnen Regimentern ihre historische Uniform, man räumt ihnen im Heere eine bevorzugte Stellung ein — einfach deshalb, weil sie eine große Vergangenheit hinter sich haben, nicht etwa, weil diejenigen, die ihnen zur Zeit rein zufällig angehören, die Kameraden in der Linie an Leistungen oder Befähigung so bedeutend überträfen. Dem Regimente wird die Ehre erwiesen, nicht den einzelnen Offizieren oder Soldaten!

Die Abgeordneten des Landes werden hoffentlich dem Versuche, der Königl. Bibliothek ihre alte historische Uniform zu nehmen, den entschiedensten Widerstand entgegenzusetzen, — ihrer früheren Ueberzeugung getreu.

Friedrich Neuhaus, Archivar.



## Eine neue Oper.\*)

Was würde wohl Richard Wagner gesagt haben, hätte er das heutige Opernpublikum und dessen Lieblinge noch kennen gelernt? Ein modernes Olympia weisagte er dem Geschlecht, dem seine Kompositionen geläufig seien. Nun, daß Wagner unserer Zeit bereits geläufig ist, wird Niemand leugnen wollen, wo heute die Schusterjungen Wagnersche Motive pfeifen und jedes Krähwinkel seinen Richard Wagner-Verein hat. Das moderne Olympia dagegen — —? Das Wagnerpublikum sollte Geschmack finden nur an den monumentalsten Werken, sollte womöglich von jedem Komponisten als Zeugniß der Reife eine Trilogie verlangen. Drei Abende für Einen Musiker, Das war der stolze Traum des Meisters von Bayreuth: Ein Abend für Drei Musiker, Das ist die Entscheidung des von ihm erzogenen Publikums. Nicht die Trilogie, sondern der Einakter! So lautet die neueste Parole im musikalischen Kampf.

Ein italienischer Impresario war es, der zuerst diese Wendung der Dinge kommen sah und einen Wettbewerb für einaktige Opern ausschrieb. Ihm verdanken wir die „Entdeckung“ Mascagnis, dessen „Cavalleria“ die jüngste Epoche der Musikgeschichte einleitet. Der ungeheure Erfolg dieses Werkes hat unsere Theaterdirektoren seitdem nicht ruhen lassen. Unermüßlich fahnden sie nach musit-dramatischen Einaktern, und wo das Angebot zur Deckung des ungeheueren Bedarfs nicht ausreicht, da nehmen sie ihre Zuflucht zu alten Ladenhütern. Welche reichhaltige Speisearten — wollte sagen Theaterzettel — auf diese Weise mitunter entstehen, kann man sich ohne Ueberanstrengung der Phantasie ausmalen. Es ist noch gar nicht so schlimm, wenn man uns auf Pergoleses altherrwürdige „Serva padrona“ die tragische Santuzza vorführt, um uns schließlich höchst fidel mit der Puppenfee zu entlassen: es kann vorkommen, daß wir aus einer französischen Hofgesellschaft des 15. Jahrhunderts in irgend einen Kaufaszwinkel der Gegenwart und von da in die Opferhaine Altgermaniens geschleudert werden. Man glaubt, das sei eine Uebertreibung? Das Unzulängliche, es ward Ereigniß. Ort: Berliner Opernhaus, Zeit: 11. Oktober 1893. „Gringoire“, eine neue Oper des alten Ignaz Brüll, eröffnete den Abend. Darauf eine Fünfminutenpause, die uns über ein halbes Jahrtausend und einen halben Erdtheil hinweg setzte, und „Mara“ folgte: Hummel, ein Nachwagnerianer, neben dem vorsintfluthlichen Ignaz. Der Dritte im Bunde war Mendelssohn, dessen „Walpurgisnacht“ man aus der idyllischen Ruhe der Sängervereine heraus an die Stelle zerrte, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Ueber das letzte Werk, das ja bereits von den konservativsten Konservatorien anerkannt ist, brauche ich hier kein Wort zu verlieren. Auch über den ersten Einakter, Brülls „Gringoire“, ist nicht viel zu sagen. Eine brave Nummernoper im Sinne der guten alten Zeit. Die Nainetäten des Ritters vom „goldenen Kreuz“ waren selbst unserem Hofopernpublikum zu stark: nach einigen Aufführungen empfahl sich „Gringoire“ auf Nimmerwiedersehen. Auch die „Walpurgisnacht“ hatte bald ausgespußt. blieb also nur noch „Mara“ von Hummel (Text von Agel Delmar). Betrachten wir dieses Werk, dessen Klavierauszug soeben erschienen ist, etwas genauer.

\*) „Mara“, Oper in einem Aufzuge. Klavierauszug mit Text (vom Komponisten eingerichtet) im Verlag von Bote & Bock.

Mara ist das Weib des Echerleffen Eddin. Da Eddin einem anderen Stamme angehört, steht Mara bei ihren Verwandten, die sie Eddin zuliebe verlassen konnte, nicht in sehr hoher Gunst. Trotzdem verlaufen die ersten Jahre der Ehe in ungetrübtem Glück, bis eines Tags die Sippe Eddins mit der Maras in Kampf geräth. Eddin wird von den Seinen getrennt und auf der Flucht von Maras Vater verfolgt. In dieser Noth weiß er sich nicht anders zu helfen, als daß er den Alten niederschießt. Die Feinde setzen ihm nun vereint nach. Bei seiner Hütte erreichen sie ihn. Eddins Bitte, ihm den „Tod der schnellen Kugel“ zu gönnen, wird abgeschlagen: „O nein! Vom Fels, wo er erschossen — Geist lebend du ins Thal gestoßen.“ Schon führt man ihn auf die Höhe, und nichts mehr scheint ihn vor dem gräßlichen Tode zu bewahren. Da greift Mara in ihrer Verzweiflung zur Wäpfe, und sie selbst durchschießt die Brust des geliebten Mannes.

Die Handlung setzt ein nach der verhängnißvollen That Eddins, also nach dem dramatischen Höhepunkt, nach dem dritten Akt. Alles, was vorher liegt, wird uns geschildert in — der Ouverture. Mitten in den Harmonien dieser Ouverture wird der Zuhörer aufgeschreckt durch einen Flintenschuß, der hinter dem Vorhang abgegeben wird. Nehmen wir diesen Knalleffekt gleich vorweg. Offenbar wurden Dichter und Komponist zu dieser sensationellen Novität angeregt durch die Ouverture zu „Cavalleria“ und „Pagliacci“. Der Prolog hier, die Kantilene dort fanden beim Publikum einen Beifall, der wohl Nachbeifering wecken konnte. Die Art jedoch, wie Hummel dieser allerneuesten Mode nachgab, dürfte entschieden wenig Anerkennung verdienen. Bei Mascagni und Leoncavallo haben die Unterbrechungen mit der eigentlichen Handlung nichts zu thun; sie sind nur da zu Erhöhung der Stimmung. Bei Hummel-Delmar dagegen liegt in dem Einen Flintenschuß, „der ein vielfaches Echo hervor ruft“, nicht Stimmung, sondern Handlung, sogar der allergrößte Theil der Handlung. Ein Schritt nur weiter in dieser Richtung, und wir bekommen statt eines Musikdramas mit verdecktem Orchester ein solches mit verdeckter Bühne.

Was über Hummel als Musiker zu sagen ist? Hummel begann seine Laufbahn als Harfenvirtuose, und ich fürchte, in seinen Kompositionen ist davon noch zu Viel zu merken. Wie sehr ein einzelnes Instrument den Geist ganzer Musikwerke beeinflussen kann, davon haben wir Beispiele genug. Kennt doch die Musikgeschichte selbst ganze Epochen, wo alle Kompositionen im Sinne eines Instrumentes gearbeitet sind! Ich erinnere an die klassische Zeit der Orgel, an das harmlos spielende Kokoto der Flöte und des Spinetts. Wie viel stärker dieser Einfluß beim Einzelnen ist, könnte etwa das Beispiel des Violinisten Spohr erläutern. Wir haben hier einen näher liegenden Fall in dem Harfenisten Hummel. Sehr aufbringlich machte sich dieser Einfluß bemerkbar in dem Werk, das Hummels Namen zuerst in Berlin allgemein bekannt machte: der Musik zu Wildenbruchs „Heiligem Sagen“. Da klangen sie überall durch, die langgezogenen Harfenakkorde, die überraschen, aber eher von verblüffender Phantastik als von tiefer Phantasie zeugen. Man denkt dabei (auch im Konzert) unwillkürlich an theatrale Prachteeffekte, an Feerien mit bengalischer Beleuchtung, an fleischfarbene Ericots, Flugmaschinen — kurz, an Augenblicke, wo die Harfenisten pflichtschuldigst rasch in die Saiten fallen. Sämmtliche Musikleinlagen zum fünften Bilde des „Heiligen Sagens“, um ein bestimmtes Beispiel herauszugreifen, trugen diesen Charakter. Eine ins Riesenhafte aufgebaute Salonmusik, ein „Gebet der Jungfrau“ al fresco.

Hier und da aber wurde diese Salonmusik unterbrochen von Nummeru, die Hummel entschieden über den Rang eines bloßen Dekorationskomponisten erhoben. Seltsamerweise theilte der Komponist gerade diese Stücke nicht unter die artigen, sondern die unartigen Kinder Wildenbruchs aus. Den Löwenantheil erhielt weder die reichstreue „Schönheit“, noch die gläubige „Frau Sonne“, sondern — der alte Hörgler „Pessimus“. Zum zweiten Bild, der „Höhle des Pessimus“, schrieb Hummel einige Charakterstücke, die sich mit den besten dramatischen Musikgemälden nach Wagners Lobe messen können. Eine kurze Einleitung, deren jede Tonmalerei vorzüglich die Stimmung trifft, eröffnet das Bild. Es folgt ein prächtig gesteigertes Terzett (zwischen „Lüge, Häßlichkeit und Neid“). Den Höhepunkt bildet das „Melodram und Lied des Pessimus“. Wurde man in den ersten beiden Stücken bisweilen noch etwas lebhaft an Wagner erinnert (Lohengrin, II. Akt, und Rheingold, Schmiedeszene), so war diese dramatisch wichtigste Nummer (17) so durchweg original gedacht, daß man wohl wünschen konnte, den Komponisten einmal in einem Werke zu hören, das ihm Gelegenheit bot, sich ungehindert auszusprechen zu können.

Die Aufführung der Oper „Mara“ brachte diesen Wunsch in Erfüllung. Man muß gestehen, daß der Komponist die gespannten Erwartungen nicht getäuscht hat. Hummel weiß im Großen zu gliedern, weiß dramatisch zusammenzufassen und Massen gegen Massen auszuspielen. Der Sinfaker hört sich fast an wie ein großer symphonischer Satz: einzelne Szenen werden herausgearbeitet wie die Themata einer Symphonie; andere wieder läßt der Komponist absichtlich zurücktreten als bloße Uebergänge. Doch zeigen sich verschiedene Mängel, die Hummel überwinden muß, will er als dramatischer Komponist seinen Weg finden.

Vor Allem liebt Hummel noch zu sehr die grelle, unausgeglichene Farbgebung. Das zeigt sich bereits in der schroffen, beinahe nummernartigen Abtrennung der Szenen. Dieses Zerhacken eines dramatischen Ganzen, das wir in Deutschland bereits völlig überwunden hatten, scheint jetzt glücklich wieder Mode werden zu wollen, seit Mascagni gerade damit so viel Glück hatte. Den feineren Ohren ist es außerordentlich peinlich, anzuhören, wie ein Komponist nach einer gelungenen Szene in einer langen Fermate anhält und damit das Publikum zum Beifall auffordert. Das gemahnt unwillkürlich an die Gepflogenheiten der Kunstreiter im Circus, die ein nicht „hippisch gebildetes“ Publikum durch Schwanken ihres Cylinders über die gute Ausführung eines Virtuosenstückchens unterrichten.

Noch peinlicher aber berührt uns die Sorglosigkeit, mit der Hummel sich über jede Auzarbeitung im Kleinen hinwegsetzt. Wagners Musikdramen sind ein Beispiel dafür, wie ein Musiker die monumentalsten Wirkungen hervorbringen kann bei einer Filigranarbeit der Ausführung, die fast an Kleinstelei streift. Hummel scheint in dieser Beziehung sein großes Vorbild noch wenig zu kennen. Man mache die Probe an irgend einem der Allegrosätze aus Mara: läßt man die charakteristischen Configuren fort, spielt man einzig die Akkordfolgen, so bekommt man Phantasten zu hören, die einem Dorforganisten zur Aufnahme in sein Sonntagspräludium zu dürftig sein könnten.

Das nächste Werk des Komponisten erst wird uns zeigen, ob er die Kraft besitzt, sich durch diese Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten, ob seine Phantasie das Theater und dessen Mittel beherrschen lernt, oder ob er auf ewig verdammt ist, dem Theater zu dienen.

Willy Pastor.



## Berlin in New-York.

Da vor Alexandrien das Admiralschiff mit Bonaparte in Sicht kam, fuhr ihm zum Interviewen kein Reporter irgend eines Mamelukenjournals entgegen; aber als jetzt Direktor Siemens in New-York landete, war er bereits Lebensobjekt verschiedener amerikanischer Frage- und Antwortspiele geworden. Man muß sich die rohe Technik eines solchen Interviewers vorstellen und dazu die labyrinthischen Windungen gerade der Northern-Pacific-Angelegenheit! Unmöglich konnte doch dort der Direktor der Deutschen Bank den Inhalt eines früheren Circulars, Berlin Palais-Behrenstraße, wiederholen, wonach es nur unserer tüchtigen vaterländischen Kräfte bedürfte, um jenes großartige Transport-Unternehmen seiner nur zu natürlichen Blüthe zurückzugeben. So Etwas verträgt bekanntlich der Yankee nicht, und wenn auch Herr Siemens im Geiste bereits darauf verzichtet hatte, daß man ihm auf schwarz-weißem Rissen die goldenen Schlüssel der Northern-Pacific-Bahn darbringe, so wünschte er doch auch bei seinem ganz unfeierlichen Einzuge in New-York nicht gerade mit faulen Eiern beworfen zu werden. Daher war Alles, was das Siemens'sche Herz den Zeitungen über Zweck und Absichten der Expedition offenbart hatte, mehr bieder-männisch als chauvinistisch gejagt, so daß von eigentlichen Preßangriffen gegen seine Person in der ganzen Zeit nichts zu merken war.

Es befand sich aber auch ein Mann im Gefolge, der für den Dienst mit den Tagesblättern eis und trans des Ozeans sichtbarlich die nöthige Virtuosität zu entwickeln hatte — Herr Theodor Barth. Dieser scheint in der That die rednerische und journalistische Begleitung der Aktion übernommen gehabt zu haben, und wir werden nachher sehen, zu welcher quastomischen Arbeit der immer berühmter werdende Herausgeber der „Nation“ noch außerdem verdammt gewesen ist. Jedenfalls hatte generell Eugen Richter Unrecht, da er dem Freunde von ehemals vorwarf, unter Nichtausübung seines Reichstagsmandates eine Meerfahrt als Werthpapierbefreier anzutreten. Wenn ein Abgeordneter des Volkes, der in der Leipziger Straße sehr abkömmlich ist, dadurch für zwei Monate verschwindet, daß er in Amerika viele Millionen deutschen Kapitals rettet — notabene wenn —, so wollen wir uns hier gern eine Zeit lang ohne ihn behelfen. So weit sich dem Eindrucke nachgehen läßt, den Herr Barth den Männern von drüben machte, muß doch konstatirt werden, daß man ihn keineswegs ohne „Intelligenz“ fand, ja, sogar das Bewußtsein sah man wenigstens bei ihm ausgebildet, daß er Etwas von Eisenbahnen zu verstehen glaube. Leider sind die Herren in New-York und Chicago keine Bremenser, die einem Manne, nur, weil er just sein Schiff verlassen hat, mit größter Glaubensbereitschaft zuhören. Und selbst Barths besseres Englisch, während Herr Siemens mehr von gutem Französisch glänzen soll, hat ihn den Amerikanern noch keinen Augenblick tüchtiger als seinen Begleiter erscheinen lassen.

Als Herr Siemens ankam, besaß er Das, was man Railroad-Verbindungen nennen kann, in nur höchst unvollkommener Weise; aber es wurde ihm geholfen. Andere Deutsche, die über die vorhandene Kollektion von vertrauenswürdigen und höheren Geschäftsleuten einen genauen Ueberblick hatten, führten sie ihm nach und nach zu. Hier waren Menschen das Wichtigste! Es war ein ameri-

kanisches Comité zu bilden, dem die Reorganisation der Bahn obliegt; die Generalversammlung der Shareholders, denen die deutschen Vertreter zwar äußerlich fern blieben, mußten einen neuen und doch genehmen Board wählen. Diese Direktion hat zwar während der Receivership wenig zu sagen, kann aber doch nur aus verantwortungsvollen Männern bestehen. Und endlich will man doch auch einigen Einfluß auf die Wahl der Reorganisation üben, die das amerikanische Comité bestell.

Alles Das war anfangs sehr schwierig, da man dem Landsmanne des Herrn Willard fast überall mit Zögern entgegen kam. Und darin, daß Herr Siemens diese Zweifel schließlich überwand, daß er das Vertrauen der Amerikaner gewinnen konnte, anstatt, wie es populär bei uns heißt, den Amerikanern auf die Finger zu sehen, liegt der große persönliche Erfolg. Nur Dies ist der glücklich erreichte Zweck jener sonst viel zu stark ausposaunten Reise, die aber gerade deshalb doch nothwendig war. Denn Alles, was unterdessen an wichtigen Aufdeckungen sowie an Sanirungsbeschlüssen hinzutrat, hat mit Hirn und Hand der Deutschen Wenig zu thun. Allerdings trug Herr Siemens in seiner Reisetasche einige Papiere, die ihm auch ohne allmähliche Sympathieerringung Respekt verschaffen durften: er zeigte nämlich einen ausschlaggebenden Antheil an allen Gattungen von Bonds (leider! sagen wir wegen des deutschen Kapitals); allein, falls man drüben kein Zutrauen zu unseren Endabsichten gefaßt haben würde, so hätte sich eben ein hartnäckiger Kampf entsponnen, in dem wir so einfach keineswegs die Sieger bleiben mußten.

Seit dem Einsetzen der Receivership waren nämlich bei der Northern-Pacific so beträchtlich veränderte Verhältnisse zu Tage getreten, daß der s. Z. mögliche Plan, alle Gattungen von Bonds nur deshalb zusammen zu fassen, um eventuell zum Nutzen der Consolidated die Bahn zu kaufen, wohl vielleicht in Berlin gefaßt, aber dann in New-York als unausführbar erkannt wurde. Zwei Mißstände furchtbarer Art enthüllten sich: die schwebende Schuld (sie geht bekanntlich allen Prioritätszinsen voran) wies durch fortwährend eingereichte Rechnungen Summen aus, die in den Büchern gar nicht auffindbar waren, und der Zustand der Bahn zeigte sich in einem so unerwartet ungünstigen Lichte, daß nicht allein der Receiver: der sehr ehrenwerthe Mr. Dale, zu neuen Verbesserungen (die wiederum allen schwebenden Schulden vorangehen) große Gelder auswerfen muß, sondern daß überhaupt einem außerordentlich umfassenden Requirement Statt zu geben ist. Wenigstens kann ein Institut wie die Deutsche Bank an keiner Reorganisation eines solchen Unternehmens theilnehmen, ohne sie auch technisch auf einen anständigen Fuß zu setzen. Die selbe Bank konnte aus amerikanischem Munde schon längst erfahren, daß die schwebende Schuld ungleich größer sei, als angegeben wurde; nur bezüglich der sehr guten Betriebsausstattung der Bahn hatten selbst die Versicherungen von Willards Segnern befriedigend gelautet. Alle diese Dinge wirkten um so unheimlicher, als, wie gesagt, die Buchhaltung plötzlich herbe Lücken zeigte — bei einem Unternehmen, dessen System über 5000 Meilen umfaßte. Dazu kommen die schlechten Einnahmen, die sich wohl in den Wintermonaten fortsetzen werden, so daß, wieder die strengste Berechnung, sogar der Januarcoupon der First Mortgage kaum zur Hälfte eingenommen sein soll.

Die frühere Seele der Northern-Pacific-Bahn, Mr. Henry Willard, ist, entgegen den Zeitungsmeldungen, weder zu seiner Gesundheit nach Egypten, noch zu seiner Bertheidigung nach Europa gereist; vielmehr empfing er auf

seiner „property“ zu New-York, die wohl ihre Doll. 500,000 werth sein mag, die deutschen Delegirten. Wer sich noch im „Fallissement“ des drahtischen Augenblickes erinnert, wo Björnson den Brauer Jacobsen zu dem zahlungsunfähigen Tjælde, ein Schimpfwort auf den Lippen, hereinführen läßt! Wie armelig ist doch Norwegen; dort ein paar Tausend Kronen und hier Hunderte von Millionen Dollars. „That one may smile and smile and be a villain“ klagt Hamlet, aber heute kann man ganz gerechterweise verändern: and be a nineteenth Century-Man“. — Die Zusammenkünfte mit Willard sollen sich in ganz freundlichen Formen vollzogen haben. Er behauptet aufs Bestimmteste, daß, so lange seine Leitung währte, die Bänder ordentlich geführt worden seien. Das etwaige Gegentheil wäre über seinen Kopf hinweg geschwenkt. In Deutschland z. B. würde Dies natürlich nicht hindern, daß die Direktoren wegen solcher Mängel vor Gericht kämen. Von den gründlichen Antipathien gegen Willard sollen unsere Berliner Herren doch überrascht gewesen sein. So eine ruhige, liebenswürdige, fast leidende Erscheinung, der gegenüber ein subjektiver Widerwille als ausgeschlossen gelten mußte, und dennoch diese nahezu allgemeine Unbeliebtheit. Man wirft diesem „genialen Manne“ vor: bei seinem ersten Krach, kurz nach der Bahneröffnung, hätten seine Freunde verloren und er sei „arm“ geworden (natürlich noch immer bis auf ein kleines Kapitälchen), diesmal aber hätten seine Freunde verloren und er selbst sei Millionär geblieben. Indessen ist hiergegen Dreierlei vorzubringen: daß man ihn auch nach seinem ersten Krach noch für reich hielt — daß man sich eben so gut heute umgekehrt in seinen Millionen irren kann — daß vielleicht die meisten großen Unternehmer nur das erste Mal edel sind, aber zum zweiten Male mehr an sich und ihre Familie denken. Im Grunde hat die skrupellos fortstürmende Thatkraft Willards nichts von einem eigentlichen Betrüger an sich; die Kritik stand vielmehr bei den großen Geldgebern, die längst erkennen mußten, daß, unbeschadet aller glänzenden Details, die Bahn rasch wie ein Lungenstüchtiger gewachsen war. Und weniger denn je traf hierbei der Satz zu, wer einmal A gesagt, müsse auch B sagen. Mehrere jener späteren Emissionen hatten Zeit.

Wie lassen sich nun bezüglich der Herrn Siemens anvertrauten Bondsgattungen Gegenwart und nächste Zukunft einigermaßen abschätzen? Da Dies bisher noch von jeder Seite gemieden worden ist, so sei hier einmal das Neueste, aber damit noch keineswegs Bekannteste, wiedergegeben. Man muß dabei immer festhalten, daß die eigentliche Initiative bei dem großen amerikanischen Comité steht, dessen Mitglieder ja seitens unserer Delegirten indirekt gutgeheißen wurden. Das — oder die deutschen Comités leben der Ehre halber weiter und es giebt höchst umsichtige Deutsche, welche es für das Beste halten, falls von Berlin aus jene Initiative der Herren Yankees möglichst wenig gestört werde. Es ist nämlich, was übrigens in Chicago schon lange behauptet, aber bei uns nicht geglaubt wurde, eine vollständige Reorganisation der Bahn nöthig. Zu diesem Zwecke werden drüben eine Anzahl Financiers und Techniker ausgewählt, die das ganze Netz mit allen seinen Zweigen — man rechne sich aus, wie lange Dies dauern kann — gründlich untersuchen sollen. Das Resultat wird jedenfalls nicht erst zeigen, sondern nur näher feststellen, welche enormen Summen für Betriebsaufwendungen noch nöthig sind und wie unterhältnismäßig stark der Coupondienst dasteht.

Dieser Dienst wird vorläufig nicht aufrecht zu erhalten sein, und zwar werden alle Bondsgattungen Opfer bringen müssen. Wer Das ver-

neint, ist entweder ein Schönfärber oder — ein Mann von tiefen Gründen. Alle in die Angelegenheit Eingeweihten sagen es zwar noch nicht laut, aber sind doch davon überzeugt, daß solche Opfer allseitig gebracht werden müssen; wenn nicht aus Zwang, so doch aus Einsicht. Zunächst die 6proz. First Mortgage zum neuesten Umlaufsbetrage von D. 36 140 000. An deren Zinsen ist bei dem strengen Hypothekenrecht der Union nicht zu rütteln, und sollte am 1. Januar der Coupon hinausgehalten werden, so erklären schon heute die solidesten Kenner der ganzen Verwicklung, daß sie zu billigen Kursen noch zukaufen würden. Anders steht es aber mit der Tilgung! Nicht, daß es etwa leicht wäre, hierbei Verkürzungen zu bittiren, allein die Billigkeit spricht doch auch ein Wörtchen mit. Nun war diese Tilgung zu 110 Prozent lästig, als die Bonds noch 115 Prozent notirten, und es scheint dementsprechend erwogen zu werden, an Stelle der alljährlichen Verlosung eine fixe Rückzahlung etwa in 50 Jahren eintreten zu lassen. Ohne Bedenken ist dieser Plan nicht, da die bisherigen Tilgungen aus dem Erlöse der Landverkäufe stattfanden und dann leicht gerade diese Einnahme unregelmäßig versplittert werden könnte. Im Uebrigen liegen auch triftige Nachrichten vor, nach denen der Receiver unter allen Umständen den Januarcoupon bezahlen wolle. Von den First sind beim Berliner Comité relativ nur Wenige angemeldet und ich vertrete auch noch heute den Standpunkt, daß Dies überflüssig ist und seitens der Führerin der Aktion ein Unrecht darstellt. — Die Second Mortgage (D. 19 216 000) soll zwar seitens der deutschen Delegirten als gut angesehen werden, da nach Verstreichen des Oktobertermines die betreffenden Bondholder die nächste Gelegenheit auf Beantragung der so gefährlichen foreclosure haben. (6 Monate nach Couponsverfall, also bereits am 1. April.) Allein es wird schwer halten, selbst deren Zinsendienst ungerupft zu lassen. Trotzdem hat auch diese Bondgattung, gerade wie die erste Priorität, kein Interesse daran, sich in den Berliner Comité mit dem Schicksale der Consolidated vermengen zu lassen. Die 6% Third Mortgage (Doll. 11 461 000) war von vornherein nichts weiter als eine Wässerung der Second, die sich nachträglich als unzureichend erwiesen hatte. Bezüglich ihrer Aussichten circulirt eine unverständliche Weisheit Barths, der da meine: man könne dieser III. Mortgage wegen ihres zu nenklei Betrages keine Opfer zumuthen, — als ob Schwäche je vor Vergewaltigung geschützt hätte. Auf so thönernen Füßen sollen diese Third stehen, daß sogar die erst hierauf folgenden 5% Consolidated (von D. 160 Millionen bis jetzt D. 44 064 000 im Umlaufe) als noch besser gelten. Denn diese Consolidated haben wiederum eine erste Hypothek auf 1300 Meilen der Bahn und außerdem ein Anrecht an dem Equipment (Fahrpark), ein Recht, das allerdings von Berlin aus und ganz unbeschadet des amerikanischen Eisenbahngesetzes kräftigst übertrieben wurde. Bei den 5%igen Consolidated nun ist es gar nicht zu sagen, ob sie in 4%, oder 3%ige schließlich reduziert werden müssen. Es betrifft Dies wegen der ebenerwähnten Sonderrechte das schwierigste Gebiet der ganzen Angelegenheit und, als hervorragendes deutsches Kapitalisteninteresse, den eigentlichen Kernpunkt der Siemens'schen Sorgen. Trotzdem auch die Amerikaner ungemessene Portionen von Consolidated besitzen, so bleiben doch künstliche Rettungen, wie sie anfangs erhofft waren, sehr unwahrscheinlich. Diese 5%igen Bonds werden eben Verluste auf sich nehmen müssen und ihr Kurs ist ca. 32 Procent, während die 6% First = 105 stehen, die 6% Second = 85, die 6% Third noch immer 62. Das sind also für die ersten drei Gattungen immer noch keine rechten Kriegskurze.

Damit erglänzt aber die Bahn noch keineswegs rosigen Antlitzes, und wenn Herr Barth jüngst in Bremen von seinem Befahren der betreffenden Linien erzählte und daraufhin für die Prosperität binnen wenigen Jahren gutfagen wollte, so hat er mit dieser ganz selbstverständlichen Wahrheit unwillkürlich den nächsten Zeiten ein trübes Prognostikon gestellt. Und jetzt sind wir auch bei jener komischen Arbeit Barths angelangt, die bereits am Eingang gestreift wurde.

Herr Siemens hatte außer nach New-York wohl nur noch Zeit zu Reisen nach Chicago, Milwaukee etc., ihn beschäftigten noch andere Komplikationen, wie z. B. die an sich ganz guten Chicago Northern- und vor Allem Oregon-Navigation, deren erste nothwendige Versammlung erst diesen Mittwoch im Gebäude der deutschen Bank stattgefunden hat. Die Oregon Navigation ist von der Oregon Shortline gepachtet, diese wieder von der Union Pacific, deren früherer Leiter ebenfalls der unerwähnte Billard war. Genug —: alle diese Sorgen mußten Herrn Direktor Siemens von jeglicher Zuguthätigkeit zurückhalten.

Nun hat man wohl schon gehört, daß Fürsten, des Anstandes wegen, auf den Balcon hinausstreten und sich vor einer sie anjubelnden Menge eine Zeit lang sittig verneigen. Man macht auch ab und zu nur der Form wegen Bisten, wobei Wirth und Besucher sich wie Atrappen in einem Schaufenster ausnehmen. Daß man aber aus purem Anstand eine ungeheurere Bahn bereist, scheint etwas ganz Neues zu sein. Unglaublich, aber wahr! Der sonst eher auf Geradheit eingerichtete Siemens, der z. B. in Sachen der Schweizer Centralbahn zum Bundespräsidenten Welti gesagt haben soll: „Heutzutage macht man große Geschäfte nicht mehr mit Geld, sondern mit dem . . . , wir bleiben eben auf unsern Aktien sitzen“, — dieser selbe Siemens hielt es gegenüber den deutschen Bondholders für einen absolut nothwendigen Anstand, die ganze ungeheurere Bahn — rasch bereist zu haben. Er selbst schüttelte natürlich so lästige Ceremonien von seinen Füßen ab. Und so entstand Herr Marco Polo-Theodor Barth! Dieser Herr besuhr jetzt in zehn ganzen Tagen die gesammte Northern-Pacific-Bahn, die er bei ihrer Eröffnung und bei den Festen aus dem Anfange der achtziger Jahre bereits flüchtig durchgeblüht hatte. Jedem Menschen ist gewiß sein Sinn für das Oberflächliche zu gönnen; aber Herr Barth hat bereits unter ausdrücklichem Bezug auf diese Beaugenscheinigung weniger bedeutende als weitverbreitete Reden gehalten und ganz besonders hat die lauschende Welt über alle Chancen der Bahn noch einen ganz eingehenden Bericht zu erwarten, an dem Herr Barth gegenwärtig arbeiten soll. Das System der Northern-Pacific-Bahn umfaßt nicht weniger als 25 große oder kleinere Linien von zusammen 1217,82 Meilen. Gepachtet und im Kontrakt stehen 8 Bahnen von 1888,95 Meilen. Wäre Herr Barth statt zehn Tage eben so viele Monate auf dieser Ocularinspektion gewesen, so brauchte er auch noch nicht klüger zu sein als heute. Auf diesen Bericht bin ich neugierig!

War einst ein „baumwollener“ Lächerhändler auf seiner Hochzeitreise nach Italien gerathen. Nach seiner Rückkunft fragte ihn eine ernstere Dame: „Sie waren in Rom und also auch im Vatikan, da haben Sie gewiß die berühmte Juno gesehen?“

„Wenn sie drin war, habe ich sie jedenfalls gesehen, hindurchgegangen bin ich.“





## Der Fall Moll und die Schwurgerichte.

Vor einer Reihe von Jahren erschien aus der Feder eines der tüchtigsten Staatsanwälte Berlins eine Schrift: „Gegen die Schwurgerichte“, der ich, nicht gegensätzlich, sondern sie in vielfacher Beziehung unterstützend, eine solche: „Ueber die Schwurgerichte“ folgen ließ. Beide waren absolut nicht von Begeisterung über das Volksgericht getragen. Die Strupelloffigkeit, Voreingenommenheit, das blinde, unerfahrene Tappen der Laienrichter, ihr ephemerer Gottähnlichkeitsdünkel wurden offen gekennzeichnet, ohne Sorge vor volkshühlerischem Preßgeheul. Es ist eine alte Lebensart bei den Juristen, das Verdiktfällen der Geschworenen dem „Knobeln“ am Stammtisch der Bierphilister zu vergleichen. Heute, wo die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern wieder im Vordergrund des Interesses steht, hält man bei der Idee einer zweiten Instanz gegen die Urtheile der Laiengerichte mit ungerechtfertigt strenger Scheu zurück. Ich für mein Theil bekenne es frei: ich halte auf die Dauer den gegenwärtigen Zustand für unhaltbar. Schwurgerichte, nur mit Laien besetzt, ohne jedes Korrektiv als das des Wiederaufnahmeverfahrens, entsprechen nicht mehr unseren Ansprüchen an Gerechtigkeit. Man besetze diese Gerichte entweder mit einer Anzahl gelehrter Richter neben den Laien, etwa im Verhältniß von eins zu drei, oder schaffe ein Superjubilat durch die zweite Instanz. Man wird sich sehr bald überzeugen, daß man ungestraft bei den Uebertretungen und leichten Vergehen, die durch die Schöffengerichte abgeurtheilt werden, nicht seit der Justizorganisation drei Instanzen einführen durfte und jetzt die Berufung gegen die Entscheidungen der Strafkammern bei Vergehen und einem Theil der Verbrechen ermdöglichen will, während die Kapitalverbrechen allein der absolutistischen Gewalt einer plötzlich zusammengewürfelten Anzahl von Laien zur Prüfung unterliegen, ohne die Möglichkeit, immer und für jeden Fall dagegen die zweite Instanz beschreiten zu können. Wer als Kriminalist, sei es in der Stellung als Richter, Staatsanwalt oder Vertheidiger, bei der Urtheilsfindung der Geschworenen mitgewirkt hat, weiß, wie unsäglich schwer ein irriges Urtheil dieser Gerichte im Wege der Wiederaufnahme des Verfahrens zur Aufhebung zu bringen ist. Die Urtheile der Geschworenen lauten nach den Worten der Bergpredigt: „ja“ oder „nein!“ Kein Sterbenswörtchen wird hinzugefügt, kein noch so winziger Grund für die Entscheidung ermöglicht es dem verzweifelnden Spürer, in tatsächlicher Beziehung durch neue Beweismittel oder Thatfachen den furchtbaren, grauenvollen Irrthum nachzuweisen. Hier muß Wandel geschaffen werden, will der Staat nicht die Verantwortung tragen für eine große, ach, allzu große Kette von Justizmorden. — Zu dieser Andeutung von Betrachtungen veranlaßt der neueste Fall des Rechtsanwalts Moll. Es ist ja bekannt, daß dieser Unglückliche vor drei Monaten von den Geschworenen am Landgericht I zu Berlin wegen Meineids schuldig befunden, zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, nachdem eine Reihe von vorausgegangenen Akten der Staatsanwaltschaft und der Gerichte hinreichend nachgewiesen hatten, auf wie thönerne Füßen das Gebäude der Anklage stand. Durch unsäglich, bewunderungswürdige Arbeit meines Freundes, des Rechtsanwalts Dr. Erich Sello, ist es jetzt gelungen, dem spröden Rechtsmittel der Wiederaufnahme den Erfolg abzurufen! Aber so einstimmig die Bewunderung für diese That der Vertheidigung ist, so einstimmig ist auch der Ruf nach einer Remedur der Schwurgerichte an Haupt und Gliedern. Möge sie unsere Generation noch sehen.

Dr. Fris Friedmann.

## Monsieur de Cyon.

Herr Wilhelm Freiherr von Hammerstein, Mitglied des Deutschen Reichstages und verantwortlicher Held der kleinen Geschichte, die ich in der vorigen Woche hier über das Reptil Harden erzählt habe, hat bis zu dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Tiefes Schweigen herrscht in der Kreuzzeitung, deren verantwortlichem Redakteur seine Immunität als Abgeordneter die Möglichkeit giebt, gerichtliche Verhandlungen bis zu den griechischen Kalenden hinauszuzögern. Ein so privilegirter Mann braucht sich nicht zu beeilen; vielleicht sucht er noch nach Beweisen, — etwas spät freilich für eine am 24. November abgedruckte Verleumdung, aber immer noch früh genug für die Geduld, die ich in dieser Angelegenheit zu bewahren entschlossen bin. Am Ende kann ich es ja den Lesern der Kreuzzeitung überlassen, welche Folgerungen sie aus dem Verhalten dieses Blattes ziehen wollen; wie sie darüber denken, dafür haben die letzten Tage mir recht interessante Beweise gebracht. Nur sehr ungern möchte ich auch jetzt noch glauben, daß ich in meiner Erwartung mich getäuscht habe, als ich auf den Muth und den Anstand des Freiherrn von Hammerstein rechnete. Und schon deshalb möchte ich die sehr persönliche und doch auch sehr prinzipielle Auseinandersetzung, die sich an die kindische Verleumdung anschließen müßte, noch ein Weilchen hinausschieben, — obgleich ich nach Beweisstücken nicht mehr zu suchen brauche.

Inzwischen aber ist es vielleicht amüsant, den Gewährsmann der Kreuzzeitung sich etwas näher zu betrachten. Wenn ein Blatt, das unter der Devise „Mit Gott, für König und Vaterland“ erscheint, gegen einen Deutschen einen Franzosen ins Treffen führt und, gestützt auf das Zeugniß dieses Franzosen, dem Deutschen das schimpflichste Verbrechen insinuirt, dann, sollte man meinen, muß der Franzose doch mindestens das Muster eines unbescholtenen Ehrenmannes sein. Ich möchte nun zunächst feststellen, daß Herr „de Cyon“ überhaupt kein Franzose ist, sondern — ein Russe und, was Herrn von Hammerstein gewiß besonders schmerzlich sein wird: ein Jude aus Odessa. Er wurde durch die Protektion eines russischen Kriegsministers schon im Alter von dreißig Jahren zum Professor in St. Petersburg gemacht. Dort zeichnete er sich durch solche Unanständigkeit gegen die Studenten aus, daß eine Univeritäts-Revolte ausbrach, die zwar mit Hilfe dienstwilliger Kosaken unterdrückt wurde, die aber Herrn Zion doch zwang, seine Schritte westwärts zu richten. Der noch immer junge Phhysologe kam nach Paris, wußte bei dem großen Claude Bernard sich anzubettern, arbeitete in dessen Institut und unterhielt dabei rege Beziehungen mit Herrn Katow und dessen Moskauer Zeitung. Aber Claude Bernard starb und mit den Einnahmen Cyons sah es schlecht aus, da er von den wüthenden Angriffen gegen die französische Republik und von der Propaganda für eine royalistische Restauration allein doch nicht leben konnte, — so gut wenigstens nicht, wie es ihm passend und angemessen erschien. Da half der mächtige Katow seinem getreuen Korrespondenten aus der Klemme: Cyon warf Phhysologie und Medizin bei Seite und griff gierig nach dem Posten eines Agenten des russischen Finanzministeriums in Paris. Seine erste That in dieser neuen Würde bestand darin, daß er, als gerade wieder einmal eine russische Anleihe gemacht wurde, von Rothschild einen pot-de-vin, wie man in Frankreich so hübsch sagt, annahm, über dessen Höhe die Angaben schwanken; die Einnen

sagen: 9, die Anderen: 600 000 Frchs. Ein furchtbarer Skandal war die Folge und der allzu-pfiffige Mann mußte die lohnende Stellung aufgeben. Von dem er-halteneu Gelde aber baute er sich, 11 Rue Copernic, ein prachtvolles Hotel, das er heute noch bewohnt. Er ist wiederholt im Pariser Journalismus aufgetaucht und vorübergehend Direktor des „Gaulois“ gewesen; er hat von Wereschagin öffentlich Ohrfeigen empfangen und sie, obwohl er ein vorzüglicher Fechter sein soll, ruhig eingesteckt. Drei Franzosen, die ich um ein Urtheil über den Mann bat, schrieben mir: I. Un homme taré. II. Un sale monsieur. III. Une canaille. Aber sonst ist er gewiß durch und durch ehrenwerth.

Dieser Mann läßt im „Journal“ — einem gauduinistischen Schimpfblatte, das ganz in den Händen der Clique der Madame Adam ist und das gegen alles Deutsche, namentlich auch gegen den Kaiser, sehr häufig die gemeinsten Schmähungen gebracht hat — ein Interview veröffentlichen, in dem unter Anderem erzählt wird, dem großen Katkow allein sei das Verdienst zuzuschreiben, daß der Zar im Jahre 1887 das kriegerische Komplotz des alten Kaisers und Bismarcks zu Schanden machte. Die größten und dümmsten Lügen, die dem Deutschen Reich und seinen Begründern neuen Haß schaffen sollen, sind in dem Artikel aufgehäuft; die unendlich patriotische Kreuzzeitung nennt Das „interne gallo-moskowitzische Dinge“ und greift, ohne ein Wort des Tadelns gegen die ganze Lumpenleistung, nur die — ohne jeden Zusammenhang — so nebenbei gegen mich eingestreute Verleumdung heraus, der sie durch einige kaum noch vorsichtig verdächtigende Nachsätze einen gerichtlich möglichst schwer angreifbaren Rückhalt zu geben versucht.

Wie und warum der alberne Schimpf in den Artikel über Katkows und Rocheforts Verdienste um die Alliance Franco-Russe kam? Herr de Cyon hat mich darüber nicht im Zweifel gelassen. Am fünften Dezember erhielt ich einen mit dem Poststempel Paris und mit dem Vermerk „Persönlich“ versehenen Brief; darin lag nur der Artikel aus dem „Journal“; mit der Hand, die auch die Adresse geschrieben hatte, war unten geschrieben: „Zu freundlicher Erwidrerung Ihrer Ungezogenheit in Nr. 55 Zukunft“ Seite 54.“ Ich schlage das Heft auf und finde, in dem Artikel „Beim russischen Finanzminister“, auf Seite 54 den Satz: „Als Wjtschnegradsky, dem auch die Anlagenschrift des berüchtigten Herrn de Cyon geschadet hatte, unter der Arbeit buchstäblich zusammenbrach, . . . zog Herr Witte als Alleinherrscher in das wichtigste Ministerium ein.“ Der Brief steht dem Freiherrn von Hammerstein jederzeit zur Verfügung.

Herr de Cyon vermochte offenbar seine begreifliche Ungebuld nicht mehr zu zügeln, denn er konnte freilich nicht ahnen, daß ich vorher schon durch das mit Gott, für König und Vaterland kämpfende konservative und von zwei Edelmannern redigirte Blatt von seiner Quittung Kenntniß erhalten hatte. Ich will vorsichtiger in der Wahl meiner Zeugen sein und vorläufig mit dem Sage schließen, den Otto Slagau, ein der Kreuzzeitung sicher genehmer Gewährsmann, einst niederschrieb: „Die Konservativen haben eine Vorliebe für Flachköpfe und Faullenger, für Bediente und Speichellecker; sie haben eine wahre Manie, sich mit anrüchigen oder doch zweifelhaften Persönlichkeiten zu behängen, wogegen ihnen begabte und charaktervolle Männer unbequem fallen.“ M. S.





Berlin, den 16. Dezember 1893.

## Bomben-Reklame.

Der jakobinische Geist hat den Franzosen der dritten Republik, die von seinen Gnaden nur existirt und die sich seiner höchst ungern doch nur erinnern mag, ein knalleffektvolles Lebenszeichen gegeben. Freble Undankbarkeit konnte verhindern, daß durch eine glänzende Centennarfeier das Jahr und der Monat verherrlicht wurden, die durch die jakobinische Weihnachtbescheerung weltberühmt geworden sind: durch Robespierres an Phrasen reichen und an Gedanken armen Bericht über die Grundsätze der republikanischen Regierung. Auf daß nicht gänzlich aber vergessen sei, was am fünfundzwanzigsten Dezember 1793 im Theatersaal der Tuileries geschehen war, hat am neunten Dezember 1893 irgend ein Winkel-Robespierre in den Sitzungsaal des Palais Bourbon eine Bombe geschleudert. Der Schauplatz der Handlung hat sich verändert, aber der Geist, aus dem beide Thaten hervorgingen, ist der selbe geblieben und vielleicht wird man im Palais Bourbon auch bald wieder das Schauspiel erblicken, das vor hundert Jahren in den Tuileries so lächerlich und so erbärmlich wirkte. Damals betraten die Mitglieder des Konvents, die draußen die grimmigen Tyrannen spielten, mißtrauisch und in schlotternder Angst nur den Sitzungsaal, wie scheue Thiere, sagt Laine, die in einen umzäunten Raum gestoßen werden, wo sie Schlingen und Fallen wittern. Das war ihnen nicht zu verdenken: in dem großen Fischzug, den die Schreckensmänner veranstaltet hatten, waren zuerst 67 Girondisten, dann 73 Mitglieder der Rechten umgekommen, und bis das Fall-

heil auch die ragenden Häupter der Jakobiner traf, die Hérault-Séchelles, Camille Desmoulins und Danton, lag die Angst in der Luft und es schien Flug, entweder ganz zu verschwinden und an keiner Abstimmung oder Entscheidung mitzuwirken oder dem leise nur noch qualenden Gewimmel der *crapauds du marais* zu entfliehen und auf dem höchsten Gipfel des Berges bei den Rabikalsten Schirm und Schutz sich zu suchen. Damals war auf dem Berge die Mehrheit versammelt; heute ist Clémenceau mit seiner Horde in den Panama-Sumpf vertrieben, es gilt längst schon für vornehm, zu den Gemäßigten zu gehören, und die würdige Haltung des Herrn Dupuy wird dazu beitragen, den radikalen Berg noch mehr zu entvölkern und dem maßvollen *Bourgeois-Republicanismus* neue Anhänger zu gewinnen. Die durch Schrecken zur Herrschaft gelangten, sind durch den Schrecken nun gestürzt: durch die ungewaschenen Mäuler zuerst, die ihre schmutzigen Mächenschaften durch alle Straßen kreischten, und durch die schwielligen Fäuste dann, die in den Saal der Bestochenen nun platzende Bomben werfen. Vor hundert Jahren scheuchte der Schrecken nach links, heute jagt er nach rechts; aber der Geist ist unverändert geblieben und wir werden auch künftig es wieder erleben, wie in kleinen, engen und leeren Gehirnen die fanatisch brütende Idee von der allgemeinen Freiheit und Gleichheit neues Unheil erzeugt.

Damals wie heute ging Schrecken und Unheil von einer winzigen Minderheit aus. In den Berichten fast aller Kommissare des Konvents kann man lesen, wie gering die Zahl der „Patrioten“ war, die sie in den Provinzen fanden. Auch die *Matadore* der Revolution verhehlten sich ihre numerische Schwäche nicht; Danton sagte: *Les républicains sont une minorité infime*; de Ferrières schrieb: *La France se tut devant trente factieux*, und Camille Desmoulins meinte gar, es habe 1789 in Frankreich eigentlich nur zehn Republikaner gegeben. Vor allen Revolutionen, auch bei Burke, bei Garnier-Pagès und Lebrun-Mollin kann man die Bestätigung finden, waren die treibenden Ideen nur das Eigenthum einer kleinen Sekte, einer durch Zufall oder Wahlverwandtschaft zusammengesetzten Clique, die ein egoistisches oder auch ein verzerrt humanitäres Ziel hatte und deren eifrigem und geräuschvollem Drängen es dann gelang, der stumpfen Trägheit und der gaffenden Neuerungsucht der Massen diese Ideen und Wünsche zu suggeriren. Die Methode war immer die selbe: Was die Hoffnung

nicht vermochte, Das vollbrachte der Schrecken, und war aus der Sekte erst eine Gemeinde geworden, dann sorgte der drängende Heerdentrieb, zu einem großen Haufen zu gehören, schon allein für die reichliche Verstärkung der Glieder. So sind Kirchen entstanden und Menschenrechte erworben worden, aus der unseligen Erbschaft des in perverfen Träumen lyrisch schwärmenden Jean Jacques Rousseau; so hat für eine kurze Spanne Zeit der Liberalismus sich die Welt erobert und mit seinen rasch faulenden Ueberresten dann den Boden für den demokratischen Sozialismus gebüngt; so rüstet der Anarchismus jetzt zum Kampf um die Masse, und da er mit seinem Versprechen von Glück und Seligkeit einstweilen noch ohne gefährlichen Konkurrenten ist und da auch in der Gewaltfameit der Mittel von allen Nebenbuhlern kein einziger mit ihm sich messen kann, sind die Aussichten für ihn nicht schlecht und er kann als Erster vielleicht ans Ziel gelangen, — als ein Eintagsherrscher freilich, der einem Despoten dann wieder das Erdreich bereitet. Immer noch sind die nur berebten Schreckensmänner von irgend einem Robespierre zu Pferde abgelöst worden; immer auch aber haben sie vorher mit der propagandistischen Kraft ihrer Ideen geprahlt und immer behauptet, ihr Sengen und Brennen, ihr Aushungern und Morden gelte der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit. Wenn die Franzosen, die rascher leben als andere Völker und deren Geschichte deshalb fast wie ein Karikaturenalbum der menschlichen Tragikomödie erscheint, um ein Jahrhundert nur zurückdenken und mit flüchtigem Blick die Segnungen nur umfassen wollten, die ihnen, von Rousseau bis auf Pierre Veroux und von Saint-Simon und Fourier bis auf Lafargue und Ravachol, die verschiedencn großen Ideen verschafft haben, dann würden sie vielleicht bald dahinter kommen, daß die werthvollste politische Weisheit bei der zierlichen Clairette Angot zu entdecken ist, die, da an der Stelle des sechzehnten Ludwigs und seiner Oesterreicherin nun Barras mit seiner Maitresse herrschte, ihr keckes Trugliedchen sang:

Ça ne valait pas la peine assurément,  
De changer de gouvernement!

Clairette Angot ist tot und ihre kerngefunde Gassenphilosophie ist vergessen. Eines aber haben die schlauesten Franzosen aus ihrer Courierzugs-geschichte doch wenigstens gelernt: sie lassen vom Schrecken sich nicht mehr schrecken, sie zeigen, im Nothfall durch rothe Schminke, im An-

gesicht der Gefahr fast immer bravoure, — ein Wort, das mit Muth sich ausreichend nicht übersetzen läßt. Das Verhalten des Herrn Dupuy, der trotz der Bombe die Sitzung zum Ende leitete, ist nicht ohne vorbildliches Beispiel: als am Abend des vierzehnten Januar 1858 Orsini vor der Thür des Opernhauses seine drei Bomben schleuberte, da ging Louis Napoleon, obgleich er an der Stirn und die Kaiserin Eugenie an der Schläfe leicht verletzt war, ruhig, als sei nichts geschehen, in seine Loge und ließ, während draußen die Toten und die Verwundeten eilig weggeschafft wurden, von der Ristori sich Maria Tudor und vom Opernpersonal die Stumme von Portici vorspielen. Vielleicht war diese Ruhe nur Pose; aber auch die verfehlt im Augenblick der Verwirrung und des Entsetzens auf die Massen ihre Wirkung nicht: den Kaiser und den Kammerpräsidenten hat für ihre Nervenstärke rauschender Beifall belohnt und die wirkliche oder scheinbare Gelassenheit wird im Gedächtniß länger ganz sicherlich fortleben als der tote Text der Angstgesetze, die Herr Casimir-Périer mit den erschreckten Schreckensmännern jetzt durchgepeitscht hat. Der Schein gilt hier mehr noch fast als das Sein und drohende Gefahr rückt dann erst einer Gesellschaft hart auf den Leib, wenn sie nicht mehr verbergen kann, wie lähmende Furcht ihr die dürren Gebeine rüttelt. Napoleon der Kleine war kein so übler Menschenkenner, da er geschminkt lieber als leichensahl vor seinen Truppen erscheinen wollte.

Daß unter die Korrupten auch einmal eine Bombe fährt, ist am Ende nicht gar so fürchterlich. Die Panamiten haben mehr Elend geschaffen als alle Fenier und Dynamitbolbe seit dreißig Jahren und Zola hat nicht ohne Grund einem Interviewer gesagt, er finde die durch die Sprengstoffe herbeigeführte Zerstörung von Menschenleben und Eigenthum gering im Vergleich mit den Unglücksfällen, die durch Feuer und Wasser, durch Eisenbahnen und Dampfschiffe, täglich verursacht werden. Schlimm und bedenklich wird die Sache erst durch das jämmerliche Schauspiel, das, im Gegensatz zu den leitenden Männern, die angegriffene bürgerliche Gesellschaft uns zeigt — oder das sie mit wildem Schreckensgeheul von ihrer in der Presse organisirten Vertretung doch uns vorführen läßt.

Kaum war in Paris die Bombe geplatzt, da waren in unseren Zeitungen auch schon ganze Spalten mit Depeschen angefüllt. Was die deutschen Reporter von ihren französischen Kollegen nur irgend

erschnappten konnten, Das wurde eiligst, in dringenden Telegrammen, nach Berlin weiter berichtet. Noch wußten zwar die Franzosen selbst nichts, aber die deutschen Papiergeschäftsleute verlangten für das Sensationbedürfnis ihrer Leser rasche und reichliche Nahrung. Es fehlt in deutschen Redaktionen immer an Geld, um gute Mitarbeiter anständig zu bezahlen, und mit der Kunstkritik werden deshalb junge Leute betraut, die mit der Ehre sich über den niedrigen Lohn und über die schlechte Behandlung trösten. Aber für Telegramme ist immer Geld da; die Menge und die Frühzeitigkeit der Telegramme ist ja des Verlegers höchster Stolz, und wenn ein anderer Nachrichtenspürer fixer oder ausführlicher war, mag der Korrespondent ernstlich vor der Kündigung zittern. So nimmt er denn, was er erwischen kann, und telegraphirt, gegen doppelte Taxe, munter und dringend drauf los. Nachher ist zwar Alles nicht wahr, aber dann telegraphirt man eben von Neuem. Es wäre doch gar zu schrecklich, wenn die Berliner erst vierundzwanzig Stunden später erfahren, wie der Attentäter heißt, wo er wohnt, wie er aussieht, mit welchem Weibe er hauste und welche bedeutenden Worte er nach seiner Verhaftung gesprochen hat. Auch will der gute Bürger möglichst schnell doch und möglichst genau dabei auch erfahren, wie die Bombe aussah, womit sie gefüllt war und welche Verwundungen sie verursacht hat. Alle diese Bomben-Reklamen müssen geschwind noch ins Abendblättchen hinein, denn gerade vor dem Schlafengehen ist so ein Bißchen Gruseln eine höchst angenehme Sensation.

Ein Redakteur hat nicht die Verpflichtung ein scharfsinniger Psychologe zu sein. So viel Verstand aber sollte er eigentlich doch haben, daß er der doppelten Wirkung seines Geschäftstreibens sich bewußt werden könnte: der Wirkung auf die Bourgeoisie, die eine erkältende Gänsehaut überläuft, und der gefährlicheren Wirkung auf die schwärzliche Schaar Derer, die nichts zu verlieren haben und die sehr leicht der Gedanke kitzeln kann, durch ein Mordstückchen, das im schlimmsten Falle doch nur den Hals kostet, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen. In Deutschland sieht es leider so aus, als sei diese Möglichkeit auch dem Geist sehr viel höher Stehenden noch immer nicht aufgegangen: ein Reichskanzler, der überall die Ernte der Sozialdemokraten heranreifen sieht, darf sich keines weiter reichenden Blickes berühen als die journalistischen Verbreiter von Bomben-Reklamen. Hätte man dem unpolitischen Gesellen, der, um bekannt



zu werden, einst den Tempel der ephesischen Diana anzündete, schon damals lange Leitartikel gewidmet, dann hätte Hellas ganz sicher unmitttelbar darauf die herrlichste Brandstifter-Epidemie erlebt.

Der Streit ist ganz überflüssig, ob der edle Baillant zu den Sozialisten oder zu den Anarchisten gehört. Er versteht von Proudhon sicher eben so wenig wie von Marx und er ist nach theoretischen Lehrensätzen nicht zu beurtheilen, sondern nach den Erfahrungen der Moralzoologie, die, seit Rousseau die tönende Botschaft von der Volkssouveraineté, von den Menschenrechten und dem Gesellschaftsvertrag verkündet hat, uns mit den merkwürdigsten Mustereemplaren überreichlich versieht. In ein enges und leeres Hirn bringt von dieser Botschaft ein vager Lärm; Mord und Brand wird ihm in der Presse und in den Versammlungen täglich gepredigt und am Ende erfährt er gar, wie die Namen früherer Märtyrer des jakobinischen Gedankens durch alle Länder verbreitet werden. Was hat er zu verlieren? Nichts als ein werthloses Leben. Was hat er zu gewinnen? Berühmtheit und ein vom Grauen gethürmtes Denkmal in den Schreckenserrinerungen einer verhassten Gesellschaft. Er wirft eine Bombe und trällert, wenn er verhaftet ist, selbstgefällig ein Kneipenlied, denn nun weiß er, daß er für acht Tage mindestens die öffentliche Meinung beherrscht und daß in den illustrierten Blättern wahrscheinlich bald sein sorgfältig ins Verbrechertypische hinein retouchirtes Bildniß erscheinen wird.

Die Legende, die den Schreckensmännern durch ein Jahrhundert anbetende Bewunderung erwarb, hat Talne mit mächtiger Faust für immer zerstört. Aber es scheint der in ihrem Kulturfortschritt so stolz sich dünkenden Menschheit versagt, aus der Geschichte, dem einzigen dauernd werthvollen Lehrbuch politischer Einsicht, Erfahrung zu schöpfen. Auch ist das alte Europa zu geistiger Arbeit längst schon zu müde geworden: es amüsiert sich in ewigem Karneval und wundert sich kaum noch, wenn es mit dem Jakobinismus heute den Zarismus sich verbrüdern sieht, wenn der ehemalige Bombenfabrikant Crispi den Staatsretter spielt, wenn der eitle Demagoge Gladstone die Massen gegen die Klassen aufruft und wenn leichfertige Annoncenpächter, um ihre Auflage zu erhöhen, den herostratischen Helden des Tages eine wilde und wüste Reklame machen.





## francesco Crispi.

Crispi wurde am 4. Oktober 1819 zu Riberta unweit Sirgenti in Sizilien geboren. Er entstammt einer Familie albanesischen Ursprungs. Er hat keine Veranlassung, einen berühmten Witz auf sich anzuwenden und zu sagen, daß er seit seiner Geburt nichts erlebt habe. Die Ereignisse haben ihn hin und her geworfen, die Katastrophen haben ihn gefaßt, die öffentlichen Unruhen aus den tiefsten Tiefen zu den höchsten Höhen emporgeschleudert, die heimischen Unruhen ihn wieder von der Höhe in die Tiefe hinab gestürzt, dann abermals empor gehoben, um ihn dann nochmals erbarmungslos aus den Wolken in den Abgrund zu stoßen und gleich darauf aus dem Abgrund in die Wolken zu erheben. Die einzige Regelmäßigkeit, die es in seinem Dasein giebt, ist die des Wachstums, die chronologische Regelmäßigkeit. Crispi hat wohl ober übel der Reihe nach ein Kind, ein junger Mensch, ein reifer Mann und ein Greis werden müssen; Dies ist eins von den drei oder vier Dingen, die er wie alle Welt gethan hat. Da einer seiner Onkel Bischof, ein anderer Kanonikus war, so machte er in einem geistlichen Seminar seine Studien. Nach Vollendung dieser Studien hörte er Rechtsvorlesungen und erhielt im Jahre 1841 das Doktordiplom. Er war erst 22 Jahre alt und dennoch schon verheirathet. Er hatte trotz des Widerspruchs seiner Familie Rosina Sciarra, eine der Töchter des padrone di casa geheirathet, der ihm Kost und Wohnung gab.\*) Diese Vereinigung war nicht von langer Dauer. Rosina starb kurze Zeit nach der Hochzeit. „Crispi in seiner Verzweiflung wollte schon die Schwester der Verstorbenen heirathen; zum Glück zog diese das Kloster vor und bewahrte so ihren leicht entzündlichen Schwager vor einer zweiten Thorheit.“

Crispi kam über die Meerenge und ließ sich in Neapel nieder. Hier verweilte er als Verteidiger, als Schriftsteller und besonders als Verschwörer, bis der Große Rath von Jungitalien den Augenblick für gekommen hielt, Ferdinand den Zweiten zu stürzen und das Signal zum Handeln zu geben. Seine Ideen und Ueberzeugungen hatten eine jähe Wendung genommen; Crispi meditierte nicht mehr philosophisch über den Tod, über die Institutionen der christlichen Liebe, über die göttliche Mission des Priesters. Er entthronte die Tyrannen und korrespondirte mit Mazzini. Der Aufstand scheiterte nach einander in Messina, Catania und Palermo. Am 11. Mai 1849 wurde eine Liste der Geächteten aufgestellt. Der Name Crispi figurirte an der Spitze. Hier muß ich wörtlich citiren:

„Am Abend dieses traurigen Tages, am 11. Mai, erleuchtete die Sonne mit ihren letzten Strahlen Palermo; ein Mann aus dem Volke verließ die Stadt; er ging langsam und gesenkten Hauptes. Am äußersten Ende des Hafendamms angelangt, schwang er sich auf die Brüstung, von der aus er die

\*) Ich komme hiermit zu der phantastischen Seite seines Lebens; um nicht der Erfindung beschuldigt zu werden, will ich fortan meine Quellen angeben, die nur immer Loblieder auf Crispi sind. — Félix Narjoux, Francesco Crispi. L'homme public, l'homme privé. Savine 1890.

ganze Stadt übersehen konnte, und rückte die wollene Mütze, die seinen Kopf bedeckte, aus der Stirn. Er blieb lange in diesem Anblick verloren und konnte sein Auge davon nicht abwenden.“ . . .

„Er verließ den Damm, stieg zum Meere hinab und schwamm hinaus. Eine Fischerbark erwartete ihn; sie führte ihn mitten in der Nacht an Bord eines französischen Handelschiffes, das ihn nach Marseille brachte“.

Von Marseille begab sich Crispi nach Piemont. Piemont war damals die Zufluchtsstätte aller aus Italien Verbannten. Die Regierung Karl Alberts galt für liberal und war es auch in der That im Vergleich zu der Ferdinands des Zweiten. Die Prügelstrafe wüthete daselbst nicht wie in den Oesterreich unterworfenen Provinzen und die Spionage und das Aageberthum waren nicht wie im Neapolitanischen an der Tagesordnung. Schlechte Fürsten herrschten dort nicht wie in den Herzogthümern und schlechte Priester nicht wie in Neapel. Das zur Wiebergeburt reife Italien vertraute dieser italienischen Erde gern die Keime seines Aufstandes an. Es setzte nur in zwei Männer Hoffnung und Vertrauen: in Karl Albert und Pius den Neunten. Das war zur Zeit, als Karl Albert in seinen Proklamationen *di quel Dio chi ha dato all' Italia Pio IX.* (von jenem Gotte, welcher Italien Pius den Neunten gegeben hat) redete. Bald darauf ward Pius mehr Papst als Italiener und Karl Albert ließ sich bei Novarra schlagen. Doch Dank der Unterstützung Piemonts lernte Italien seine ersten Freuden kennen und erwarb seine ersten Freiheiten.

Crispi kam nach Turin. Er führte daselbst ein armseliges und bedrücktes Leben, war auf die niedrigsten Arbeiten angewiesen und wußte oft nicht, wovon er zu Mittag essen sollte. Er schrieb für die Zeitungen. Er ließ darin gegen die Reichen und Mächtigen enragirte Polemiken vom Stapel. Eines Morgens stellten sich die Karabinieri bei ihm ein, leerten seinen Koffer und stöberten in seinen Papieren herum. Nachdem die Haussuchung beendet war, führte man ihn ins Gefängniß ab, und zwar in die Abtheilung der politisch Verdächtigen. In jedem Lande beinahe erfreuen sich die politisch Verdächtigen einer Vergünstigung und Milde, die mit Recht anderen Verbrechern versagt wird. Der große Luzus Crispi bestand darin, daß er seine Wäsche auswärts waschen ließ. Doch die gewaschene Wäsche setzt die Wäscherin voraus, die, in Parenthese gesagt, jung und hübsch war. Da Crispi wenig Wäsche hatte, kam die Wäscherin häufig wieder. Als er frei gelassen war, verließ sie ihn nicht mehr. Und alle Weide flohen nach Malta, leicht an Geld, aber reich an Glückseligkeit.

„Crispi war kaum 34 Jahre alt; er konnte für schön gelten. Seine langen Haare fielen in Locken auf seinen Nacken herab, sein Blick war gleichzeitig kühn und zärtlich und sein Lächeln überaus sanft. Der Ausdruck seiner Züge ließ, wenn auch nicht auf Traurigkeit, so doch auf eine tiefe Melancholie schließen. Er hatte für sich den Glorienschein des Märtyrertums und des Ruhmes. Schließlich wußte dieser wilde Verschwörer, dieser unerschrockene Soldat, wenn es nothwendig war, sich völlig umzuwandeln und ein zärtlicher Liebhaber zu werden.“

Doch „der zärtliche Liebhaber“ wurde, wenn er ein solcher zu sein ausgehört hatte, gar bald wieder ein „wilber Verschwörer.“ Crispi konnte es nicht lassen, in Malta zu konspiriren, wie er in Piemont und in Sizilien konspirirt hatte. Und wie er aus Sizilien und Piemont verbannt worden war, wurde er auch aus Malta verbannt. Bevor er jedoch seine unfreiwillige Wanderschaft antrat, hielt er es für eine Ehrensache, sein Verhältniß zur schönen Wäscherin

zu ordnen. Doch was thun? Sie hatten nicht die nothwendigen Papiere und das Gtil drängte sie. Ein treuer Freund machte einen wandernden Jesuiten, der keinem Haupte seines Ordens angehörte, ausfindig und dieser willigte ein, das Paar zu verbinden; „er machte keine Schwierigkeiten, eine Ceremonie vorzunehmen, deren Wichtigkeit ihm zu entgehen schien.“ Nachdem sie einmal gefeßlich vereint waren, trennten sie sich von einander, er schiffte sich auf einem englischen Fahrzeuge ein, sie wartete in Malta, bis sie mit ihm wieder zusammentreffen konnte. So heirathete Crispi Fräulein Rosalie Montmasson.

In London fiel er in Mazzini's Hände. Alle Revolutionäre Europas hatten es auf Napoleon den Dritten abgesehen. Crispi schlug sich natürlich sofort auf ihre Seite. Frau Crispi-Montmasson, die aus Malta herbeikam, leistete der Sache unschätzbare Dienste. Sie hatte es übernommen, die Briefe zu befördern. Als Frau aus dem Volke verkleidet — für sie war Das ja eigentlich keine Verkleidung — trug Rosalie in einem ostentativ verdeckten Korbe irgend einen großen Fisch oder ein fettes Huhn. Das Innere war mit Schriftstücken angefüllt, welche die braven Gensdarmen und Zollsoldaten, unter deren Augen sie vorüberging, nicht wenig in Erstaunen gesetzt haben würden. Das Konspiriren ist ja sehr schön, aber man will doch auch leben; die italienischen Stunden, die Crispi gab, reichten zur Bestreitung des Haushaltes nicht aus. Carini bot ihm an, französischer Korrespondent für sein Blatt *Il Corriere franco-italiano* zu werden. Crispi kam nach Paris. Sein Verkehr beschränkte sich fast ausschließlich auf seine Landsleute, die Flüchtlinge, Revolutionäre wie er waren. Außer ihnen lernte er nur noch Floquet kennen, den er mit der Vertheidigung eines jener italienischen Flüchtlinge betraute, der eines Komplottes gegen die Person des Kaisers beschuldigt war. Doch auf das Komplott Tibaldis folgte das Attentat Orfinis. Für ein halbes Jahr vergaß man Crispi. Man suchte ihn in Montmartre, wo er aber nicht mehr wohnte. Das beweist, daß er entweder sehr ruhig oder sehr geschickt oder sehr unbekannt war. Nach einem halben Jahre ließ man ihn nach der Polizeipräfektur kommen: „Mein Herr“, soll zu ihm der Präsekt gesagt haben, „Sie sind ein Mensch von außergewöhnlicher Tüchtigkeit; früher oder später werden Sie eine führende Stellung in Ihrem Lande einnehmen: Männer Ihres Schlages bringen es unfehlbar dahin. Was werden Sie thun, wenn ein französischer Revolutionär, der in Italien Zuflucht gefunden hat, Ihr Land behelligt, verfängliche Berichte für fremde Zeitungen schreibt, Ihre Regierung in Verlegenheit setzt, sich mit ihren Feinden verbündet und sogar mit Denen befreundet ist, die dem Staatsoberhaupte nach dem Leben trachten?“ — „Mein Herr“, erwiderte Crispi ohne zu zögern, „ich werde heute Abend noch abreisen.“ Und er reiste ab, mit einer wohlthuenenden Hoffnung im Herzen. Am folgenden Tage war er in London.

Dort fand er Mazzini wieder; sie konspirirten von Neuem. In einer schönen Nacht schiffte sich ein Greis mit glatt rasirtem Kinn und mit einer blauen Brille vor den Augen, der einen auf den Namen „Manuel Paroda, argentinischer Unterthan“ lautenden Paß bei sich führte, in Dover nach Neapel ein. Von Neapel aus erreichte er Sizilien, von wo aus er eine Reihe Ausflüge unternahm. Hier einige Auszüge aus seinem Tagebuche:

„28. Juli. — Ich gehe aufs Land, nach dem Kapuzinerkloster zu und gebe meinen Freunden Anweisungen für die Fabrikation von Bomben. Ein Eisengießer ist darunter; ich mache ihm aus Erde ein Bombenmodell.“

„6. August. — Morgens, frühzeitig, abermalige Zusammenberufung

unserer Freunde, um sie Bomben machen zu lehren. Giusti ist ein Wenig erstaunt über die Anwendung eines solchen Mittels. Ich erkläre ihm, daß wir keine andere Kampfswaffe zu unserer Verfügung haben. Die Bomben sind leicht zu transportiren und zu handhaben; man kann sie bequem bis zum günstigen Augenblicke verbergen.“

„21. August. — Wir gehen aufs Land zu Salvatore Cappello, Giaciuiliweg. Dasselbst einigen wir uns über das Bombenmodell, und ich gebe die nöthigen Anweisungen für die Herstellung.“\*)

Doch Das war nur eine vorbereitende Rundreise. Crispi kam über Florenz, wo ihn Mazzini erwartete, nach London zurück, ohne daß die Häfcher den harmlosen Don Manuel Paroda behelligten. Don Manuel nahm übrigens alsbald seine blaue Brille ab und vertauschte seine graue Perrücke mit seinen echten schwarzen Haaren. Aus einem argentinischen verwandelte er sich in einen britischen Unterthanen und legte sich den Namen Tobia Glivan bei. Tobia machte keine so glänzende Karriere wie Manuel. Aber Herr Crispi hatte seine eigenen Gedanken; er ersuchte Farini, den Diktator von Parma, Modena und Bologna, um eine Zusammenkunft. Dieser war ein geborener Romagnole, d. h. ebenfalls ein Revolutionär und Verschwörer. Farini übergab ihm Empfehlungsbriefe, und mit diesem Wegweiser versehen, stellte sich Crispi bei Cavour ein. Diesmal war die Zeit nahe. Der Frieden von Villafranca war soeben unterzeichnet worden. Auf der ganzen Halbinsel gährte es.

Cavour erklärte, er könne nichts thun, aber er versprach, daß er Alles geschehen lassen würde, und gab zu verstehen, daß Alles, was gethan wäre, wohl gethan sein würde. Garibaldi lebte in Zurückgezogenheit auf dem selbstgen Caprera. Er lugte ins Meer hinaus und konnte die Zeit nicht erwarten. Crispi rief ihm endlich zu: „Lazarus! Lazarus! stehe auf!“ Garibaldi stand auf. Im Monat April 1860 harrten die Tausend seiner in Genua. Doch Mazzini machte Ausflüchte. Garibaldi zeigte sich unentschlossen. Man sagte, in Palermo wäre die Ordnung wieder hergestellt. Das waren keine günstigen Aussichten. Doch Crispi zog aus seiner Tasche kiffirte Depeschen, die er soeben erhalten hatte: „Sizilien befand sich von Neuem in Aufruhr; die Bewegung war im Wachsen begriffen; Palermo stand in Waffen und würde seinen Befreier die Thore öffnen.“ Ein Schauer der Begeisterung durchbebte die Zuhörer. „Briefe und Depeschen waren gefälcht,“ fügt der Lobredner, der diese Anekdote erzählt, hinzu. Crispi hatte sie selbst verfaßt und wollte auf diese Weise jeder Verspätung, jeder Ruthlosigkeit kurz und bündig vorbeugen.

Man bemächtigte sich zweier großen Schiffe, man fuhr nach Sizilien, dem Ruhme entgegen. Die Epopöe der Tausend ist noch in Aller Gedächtniß. Man weiß, wie Sizilien und dann Neapel erobert wurde und wie jene Revolutionäre Viktor Emanuel ein Königreich zum Geschenk machten. Die beiden Schiffe, die sie hinüber geführt hatten, hießen Lombardo und Piemonte — zwei Symbole. Der Sieger hätte Italia heißen müssen. Italien war in der That durch Aufruhr und Verschwörung geschaffen worden.

Fortan ist Crispi nicht mehr in London in dem Stübchen Mazzinis mit der Fabrikation von Bomben beschäftigt: nun sollte er als Abgeordneter ins Turiner Parlament kommen. London, Paris, Malta, Genua liegen seinem Ge-

\*) Diario di Francesco Crispi, veröffentlicht von der Riforma illustrata Januar—März-Hefte 1885.

büchtniß bereits fern; wer war ihm Don Manuel Paroda, Tobia Glivan? Er besitzt eine wunderbare Fähigkeit: zu vergessen. Wozu sprach man ihn von Mazzini? Die Vergangenheit ist kein Band für sie. Mazzini! und immer wieder Mazzini! Als Crispi seinen Sitz auf der äußersten Linken einnahm, fragte ihn Jemand indiskreter Weise: „Wirst Du es mit Mazzini halten?“ — „Nein!“ — „Wirst Du es mit Garibaldi halten?“ — „Nein!“ — „Mit wem wirst Du es denn halten?“ — „Ich werde es mit Crispi halten.“ Crispi tritt fortan mit einer Fähigkeit auf, die man in ihm nicht vermuthet hatte. Ja, fürwahr, „er hält es so sehr mit Crispi“, daß, wer nicht für Crispi ist, ihm gegen Crispi zu sein scheint. Er muß um jeden Preis dem Bedürfniß nach Macht Genüge thun, das nunmehr seine ganze Seele erfüllt.

Jetzt, wo er kein anderes Ideal mehr zu erstreben hat, geht er völlig auf in der Anbetung seiner eigenen Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit, sie bedeutet zu gleicher Zeit seine Stärke und seine Schwäche. Oder vielmehr, sie würde seine Schwäche bedeuten, wenn es auf der weiten Welt irgend Etwas gäbe, das zu opfern seinen Verstand oder sein Herz Ueberwindung kostete. Aber den Mazzinianismus, den Republikanismus — so Etwas verleugnet man einfach; Rosalie Montmasson, nun — man verläßt sie eben. Eine Entschuldigung ist schnell gefunden: „Die Monarchie eint uns, die Republik würde uns trennen“, und: „Die Malteser Heirath war nur eine Schein-Ehe; der wandernde Jesuit, der sie segnete, wo ist er? War er denn überhaupt ein Priester?“ Wenn man sein Gewissen so beschwichtigen kann, dann ist alles Weitere ein Kinderspiel.

Was galten ein Ratazzi, ein Minghetti, ein Depretis gegenüber einem unbegreiflichen Willen, einem absolut skrupellosen Gewissen? Was will es unter solchen Voraussetzungen besagen, daß man Kabinette, denen man nicht angehört, stürzt oder solche, an deren Spitze man nicht steht, auflöst? Dazu bedarf es dann bloß der Geschicklichkeit, — und geschickt sind ja alle Italiener; es bedarf freilich auch der Beredsamkeit, doch alle Südländer sind beredt. Allerdings auch Geld ist nöthig: Crispi schafft es in reichlicher Fülle herbei; und ein Blatt braucht er auch: Crispi gründet die Riforma.

Endlich kommt er zum Ziel; er wird zum Präsidenten der Kammer gewählt. Er konnte sich mit dem Aetna vergleichen, er konnte, ohne dabei zu lächeln oder seine Kollegen lachen zu machen, zu ihnen sagen: „Io sono un mondo (Ich bin eine Welt).“ Er hat den Schritt, der ihm noch zu thun blieb, wohl abgemessen und eilt nun rastlos vorwärts, wohl wissend, daß die Jahre nicht spurlos an ihm vorübergehen. Er erweitert seinen politischen Blick und seine Macht-sphäre. Nun klopf er zuversichtlich und das Auge voll flammender Begeisterung an die Thüren der Könige und Kanzler. Keine Kälte schreckt ihn zurück, kein Spott entmuthigt ihn. In Barzin, so sagt man, habe ihn Bismarck sehr herablassend behandelt und ihn gefragt: „Warum sucht Italien sich nicht nach Albanien hin zu vergrößern?“ Crispi schweigt, und Bismarck, der seinen Scherz anbringen will, sagt: „Auf solche Weise würden Sie diejenige europäische Nation sein, welche die malerischsten Trachten hat.“ Crispi verbeugt sich und thut entzückt. Nach Italien zurückgekehrt, glaubt er, nahe am Ziel zu sein. Er hat Depretis nicht vernichtet, aber er drängt sich dem „Älten von Strabella“, wie er sagt, auf. Man macht sich darauf gefaßt, ihm ein Portfeuille anvertrauen zu müssen. Er kann sich nicht mehr beherrschen; er jubelt, er frohlockt.

Er wird wieder jung. O Amor, Du Tyrann der Sterblichen und der Götter! Er wird gar zu jung; eine alte Liebe hat er in seinem Herzen wohl

ertönen können, doch nicht die Liebe überhaupt. Fast vor den Augen Rosalie Montmassons hat er eine dritte Ehe geschlossen. Seine Feinde benützen dieses Ereigniß als Waffe gegen ihn; man beschuldigt ihn der Bigamie, er giebt seine Entlassung und verlangt richterliche Entscheidung. Die Gerichte sprechen ihn frei; der wandernde Jesuit hatte keine Spuren hinterlassen. Crispi beginnt von Neuem die rastlose Jagd nach dem Glück. Er erkundet die Fäulnisherrschaft, um die Wege zu seiner Diktatur zu ebnen. Ein letzter Schritt, und Depretis wird preisgegeben. Der König will von Signor Crispi, die Königin von Signora Crispi nichts wissen. Doch die Lage ist kritisch; der König wird nachgiebig, die Königin noch nicht. Crispi besucht den Geheimsekretär: „Sagen Sie Sr. Majestät, daß, wenn Signora Crispi heute Abend keine Genugthuung erhält, innerhalb 48 Stunden in Italien die Republik proklamiert wird.“

Hat Crispi wirklich diesen Ton angeschlagen? Hat er ihn nicht angeschlagen? So viel steht fest, daß Signora Crispi ihr Labouret bei der Königin hat und daß Pietro Sbarbaro seit Jahren dafür Gnade erfleht, daß er von Rosalie Montmasson gesagt hat: „Das ist die echte Frau Crispi.“ Crispi hat sein Portefeuille niedergelegt, um zwei dafür zu übernehmen; er ist in Italien das lebendige Gesetz; die Dynastie Savoia hat sich mit ihm offiziell verbunden; er befiehlt, und herrscht; er braucht trotz der Niederlagen, die er hier und da erlitten, trotz der Spöttereien Donghis und der Faustschläge Imbrianis nur ein Wort in seinen weißen Schnauzbart hineinmurmeln und die Stimmen für ihn fallen von selbst in die Urne und man fürchtet:

„Mehr als das Schwert eines Königs die Zornesröthe auf seiner Stirn.“

Um aus solcher Tiefe und auf solchen Irrwegen zu einer derartigen Höhe zu gelangen, mußte Crispi — man darf es nicht verkennen — ungewöhnliche Fähigkeiten entfalten. Er war unermülich in seinem Wollen. Doch in einem anderen Lande als Italien hätte der Wille nicht genügt. Er hätte anderswo unüberschreitbare Hindernisse angetroffen. Seine Irrfahrt als Verschwörer, sein Abenteuer mit Rosalie Montmasson, der Bigamie-Prozeß, kurz alle Unregelmäßigkeiten in seinem öffentlichen und privaten Leben hätten vor den Augen einer, wenn auch nicht sittenstrengen, so doch auf Wahrung des Scheins bedachten, leicht verletzbaren und zimperlichen Bourgeoisie keine Gnade gefunden. In einer festgefügtten und wohlgeordneten Gesellschaft wäre dieser Abenteurer, lange bevor er den ersten Platz in ihr einnehmen konnte, unterdrückt worden. Unter einer kräftigen und ihrer Zukunft sicheren Monarchie wären seine Protektormiene und seine Rodomontaden nicht geduldet worden. Gegenüber starken und selbstbewußten Geistern wäre eine so maßlose Eitelkeit dem Obium der Lächerlichkeit nicht entgangen. In Italien dagegen kamen Crispi seine Fehler eben so wie seine Vorzüge zu Statten. Denn diese Fehler waren echt italienisch, und die italienische Eitelkeit besah und bewunderte sich in der seinigen.

Der italienische Geist dekavouirt Crispi nicht; die italienische Gesellschaft verschließt ihm nicht ihre Kreise; die Dynastie verbündet sich mit ihm und das Parlament unterstützt ihn. Die Bourgeoisie schmeichelt ihm und heftet sich an seine Sohlen. Es wäre zwar eine Uebertreibung, zu behaupten, daß er ein Stück italienischer Geschichte verkörpere, doch es wäre eben so falsch, zu glauben, daß er irgendwoburdurch in Italien Anstoß und Aerger erzeuge.

Als man sich einst danach erkundigte, ob ein bekannter Staatsmann Prinzipien habe, erwiderte sein Herr: „Ja, er hat welche, doch er macht sich

über sie lustig.“ Crispi hat nun ebenfalls Prinzipien und er macht sich zwar nicht darüber lustig, doch sind seine Handlungen das gerade Gegentheil seines Programms. Freilich greift dieses Programm ziemlich weit, nämlich bis auf die Wahlen von 1865, zurück; indessen hatte Crispi zu dieser Zeit schon die Monarchie feierlichst seiner Gefolgschaft versichert, so daß dieses damalige politische Glaubensbekenntniß als eine Art Regierungsprogramm aufgefaßt werden kann. Man findet darin unter Anderem folgende Sätze:

1. Verminderung der Zahl der Funktionäre und der Beamten um ein Drittel . . . 2. Ausstattung der Verwaltung mit einer solchen Machtbefugniß, daß die Regierung sie durch ihre Gegnerchaft nicht verändern kann . . . 3. Absolute Trennung der Exekutiv-Gewalt von der legislativen Gewalt und Ausschließung aller öffentlichen Beamten aus der Kammer . . . 4. Die Abgeordneten dürfen keine öffentlichen Aemter bekleiden und kein Bürger soll wählbar sein, der an einem Finanzunternehmen theilhaftig ist. 5. Der Senat soll eine hohe Versammlung und keine Vereinigung von Kreaturen des Souverains sein.“

Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß es niemals mehr, ja überhaupt niemals so viele Funktionäre und Beamten wie unter dem Ministerium Crispi gegeben hat; zweitens, daß die Verwaltung nie so abhängig gewesen ist wie unter dem Ministerium Crispi; drittens, daß man nie so viele Beamte in die Kammer entsandt und nie so viele Beamte der Kammer entnommen hat wie unter dem Ministerium Crispi; viertens, daß nie so viele Abgeordnete bei Finanzgesellschaften theilhaftig waren wie unter dem Ministerium Crispi; fünftens, daß der italienische Senat, trotz einiger rühmlichen Ausnahmen, nie mehr als unter dem Ministerium Crispi eine Vereinigung von Kreaturen des Souverains war. Unter Souverain verstehe man hier den König und den Conseilpräsidenten.

Damit hätten wir also Crispi bei einem Widerspruche, nicht mit dem italienischen Geiste, aber mit sich selbst ertappt. Das heißt nicht etwa seinen Prinzipien untreu werden; Das ist wohl überlegt und reiflich erwogen von ihm. Er verleugnet die Prinzipien nicht, Gott bewahre, aber er stellt sie auf die selbe Stufe wie die Heiligen, die man mit rednerischem Pomp aus weiter Ferne anruft. Sobald sie Einem unbequem werden, bekümmert man sich einfach nicht um sie in ihrer unerforschlichen Höhe. Man dreht ihnen den Rücken. Der italienische Staatsmann springt und hüpfst davon, — in der Richtung des Morgensternes, über alle Wege, durch alle Sümpfe, ohne zu fürchten, sein schimmerndes Gewand zu bespritzen.

Man mache ihm diese Beweglichkeit, diese Behendigkeit nicht etwa zum Vorwurf: er würde doch bloß darüber lachen. Man weise Crispi auf diesen Widerspruch nicht hin: er würde zornig werden. Man hat sich häufig, um die Maßnahmen des Premier-Ministers Crispi zu bekämpfen, der Reden des Deputirten Crispi bedient. Ein kleines Witzblatt, der Don Chisciote, hat einmal eine hürrische Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Persönlichkeiten oder vielmehr zwischen den beiden Seelen in der Brust der selben Persönlichkeit stattfinden lassen: „Schaut ihn an“, ruft am Schlusse mit geballten Fäusten der Premier-Minister Crispi, „schaut ihn an und sagt mir, ob es möglich ist, noch länger mit einem so lästigen Menschen zu leben. Dieser neidische Narr kommt und steckt mir unter dem Vorwande, daß ich einmal ein paar schlechte Reden gehalten und sinnloses Zeug gesprochen hätte, alle Augenblicke einen Knüttel zwischen die Beine, hänselt mein Parlament und läßt mich vor Italien und



Europa Grimassen schneiden. Doch Italien soll es wissen und Europa auch: Ich kenne diesen Eindringling nicht, ich verjage, ich verwünsche ihn!"

Doch nein: der Minister Crispi verjagt den Deputirten Crispi nicht; er thut etwas Besseres, er akkommodirt sich ihn, er wird eins mit ihm und erant duo in carne una, wie es in der Heirathmesse heißt, die Crispi dreimal gehört hat. Das Programm von 1865: ein altes Papier, ein alter Wisch; nichts Weiter als ein Mittel zum Zweck. Das steht man schon an der ungewöhnlichen Menge von Sophismen, die es enthält. Das ist ja auch leicht begreiflich. Um zum Ziele zu gelangen, braucht man ein Programm, worin mit starken Farben aufgetragen wird: Crispi verfaßt ein solches, das die am Besten gehenden Forderungen enthält. Später erscheint es wünschenswerth, keins mehr zu besitzen: Crispi faltet es zusammen und steckt es in die Tasche. Er hat ein Programm und er hat keins, — je nachdem.

Dieses versteckte oder zerissene Programm ist gleichsam eine Verkleidung, die Crispi nach Bedürfniß an- oder ablegt. Unter ihr besteht die egoistische, mächtige und doppelzüngige Persönlichkeit fort. Sie hat, wie wir vorhin sahen, zwei Gesichter, ein revolutionäres und ein monarchisches Gesicht, die zu einem einzigen, großen, gewaltigen Ich verschmolzen wurden. Diese Verschmelzung fand zwischen seinem ersten und zweiten Ministerium, zwischen 1878 und 1887 statt. Dadurch entstand ein jakobinisches Regierungssystem, das die willkürlichsten Beschlüsse in die Form der liberalsten Erwägungen und die intolerantesten Maßregeln in den Ausdruck der hochsinnigsten Gedanken einzukleiden weiß. So lastet schließlich auf Italien eine Art parlamentarischer Schreckensherrschaft und die Diktatur eines Einzigen hinter den Coulißen der Freiheit; denn Das ist ja das Zeichen, an dem man den Jakobinismus erkennt: Worte und That-sachen stehen im grellsten Widerspruche mit einander; er ist die konstitutionelle Form für den Despotismus und die politische Form für die Heuchelei.

Doch mag schließlich Crispi Crispi sein; konnte aber nicht seine Politik eine andere sein? Was nach Außen hin am Deutlichsten in die Erscheinung tritt, ist die Stellung Italiens in der Triple-Alliance. Er hat sie von Mancini, von Robilant, von Depretis übernommen. Er hat nur noch seinen Charakter, seine Persönlichkeit hinzugefügt. Inbessnen, Das ist Viel. Mit großer Bereitwilligkeit hat er sich nach Vargin und Friedrichsruh begeben. Er hat sich außerordentlich geschmeichelt gefühlt, in so nobler Begleitung spaziren gehen zu dürfen; wie der Bürger in einem Dumas'schen Romane hat er sich vor Freude nicht mehr lassen können, als „der große Kardinal“ — der große Kanzler — ihn ganz öffentlich „seinen Freund“ nannte.

Uebrigens wird man zugeben müssen, daß der Beitritt Italiens zur Triple-Alliance nicht nur politische, sondern auch psychologische Gründe hat. Die naheliegenden politischen Gründe hat man oft angeführt. Man hat außerdem noch von der Unzufriedenheit mit dem übereilten Friedensschluß von Villafranca, von der Neue über die mit der Abtretung von Savoyen und der Grafschaft Nizza zu theuer bezahlte Freiheit, von der Furcht vor der Intervention Frankreichs in Rom zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht der Päpste gesprochen. Wohl möglich; doch Das ist nach meiner Meinung auch keine ausschlaggebende psychologische Begründung. Diese ist vielmehr in der italienischen Eitelkeit zu suchen. Die Italiener grollen uns vor Allem darüber, daß sie mit uns vereint die Oesterreicher bei Magenta und Solferino geschlagen haben, ohne uns sich aber bei Custoza und Lissa von den Oesterreichern haben

schlagen lassen. Sie zürnen weit weniger den Oesterreichern, die sie besiegt haben, als uns, die wir ihnen zum Siege verholfen haben. Das ist menschlich, Das ist sehr italienisch. Man kann uns das Zunichtwerden der Devise: *L'Italia farà da sé* nicht verzeihen, nicht verzeihen, daß wir Venedig bekommen und es ihnen zum Geschenk gemacht haben, anstatt daß sie es selbst eroberten. Und man verspricht sich Vendemains und Revanchen und man hört mit Entzücken zu, wie Terzi ein „Blutbad“ in seinen Gebeten heraufbeschwört und wie Crispi *Spolia opima* verheißt.

Wünschen und Wollen bestimmt die Politik Crispi's: der maßlose Wunsch, der feste Wille, „Großes zu vollbringen“; darum ist er in beständiger und genauer Fühlung mit dem italienischen Empfinden; er will „Großes vollbringen“, daheim und in anderen Ländern. Er hat davon geträumt, daß Rom der Kaiser und der Päpste noch zu vergrößern. Er kann es sich nicht erklären, daß Leo XIII. ihm nicht dabei behilflich sein will, eine dritte Aera, eine dritte römische Civilisation zu inauguriren, und daß er ihm, der die eiserne Krone auf alle Kronen hienieden setzen will, nicht die Tiara als Stütze dazu geben will. Er würde keinen Widerruf scheuen, wenn nur die Kirche die Magd Italiens würde; er hat sie verfolgt, nun würde er Buße thun. Er möchte, daß der Papst als ein italienischer Fürst ohne Land zum Vortheile Italiens an allen Enden des Erdballes alle Federn der Kirche spielen ließe, daß seine Missionäre Soldaten, seine Bischöfe Prokonsuln würden, und daß man, vor sich das Kreuz und hinter sich die Kanone, gemeinsam daran arbeitete, nicht nur in Europa, sondern auch in Afrika, in Amerika, kurz überall, wohin Italiener kommen, die italienische Suprematie herzustellen.

Dazu braucht er nicht bloß Städte und Provinzen, sondern auch Königreiche. Bei der Eroberung dieser Königreiche, glaubt er, könnte ihm die Kirche behilflich sein. Für ihn ist der Anti-Klerikalismus kein „Exportartikel“. Mag er immerhin in Italien die Güter der religiösen Orden konfisziren; in Schoa baut er Kapellen und unterhält er Priester. Er möchte gern, daß in Abyssinien sein Italien als untrennbar von der katholischen Kirche erschiene, denn er weiß wohl: das Wort „katholisch“ bedeutet die „Gesamtheit“.

Italien steht nunmehr als Nation fertig da. Es ist natürlich, daß Crispi sich einen Theil an der Vollendung des Werkes zuschreibt. Doch überschätzt Crispi seine Verdienste nicht, wenn er sie hinsichtlich der Revolution denen Garibaldis, hinsichtlich der Staatsleitung denen Cavour's gleichstellt? Man vergleicht ihn mit Garibaldi; seine Lobredner beweisen, daß der Vergleich richtig ist, und er selbst vergleicht sich mit Cavour. Das hat er öffentlich in der Kammer gethan bei der Auseinandersetzung der Gründe, aus denen er zwei Portefeuilles beanspruchte: „Cavour ist gleichzeitig Minister des Inneren und des Aeußeren gewesen!“ Bonghi erlaubte sich zu lächeln, worauf Crispi wüthend ausrufte: „Sie ehren nicht das Andenken Cavour's!“ — „O gewiß, gewiß!“ erwidert Bonghi ruhig, „ich ehre sein Andenken als das eines einzig und unvergleichbar dastehenden Mannes!“

Das Gesicht Crispi's wurde kreideweiß bei dieser Antwort. Und doch, welch ein Unterschied besteht zwischen ihm und Cavour! Wie sollte man nicht die auffällige Verschiedenheit in der Bildung und dem Wesen beider Männer, in den Mitteln, die sie anwandten, und den Wegen, die sie einschlugen, gewahren? Diese große Verschiedenheit zeigt sich bereits beim Verlassen der Schule. Cavour reist, um sich zu bilden, Crispi, um zu conspiriren. Cavour sucht Alles kennen

zu lernen, was in Europa Werth hat oder zu haben scheint. Crispi macht nur die Bekanntschaft von Verschwörern. Während Cabour Notizen sammelt und Memoiren schreibt, lehrt Crispi, wie man Bomben fabrizirt. Deshalb ist auch der Plan des Cinen ein wohlbedachter, der des Anderen ein ganz unzusammenhängender. Mit einem Worte: Cabour ist ein Mann der Ordnung, Crispi der Unordnung. Cabour ist zum Staatsmanne geboren, Crispi ist ein bis an die Spitze des Staates gelangter Parvenu.

Man schütte den Abgrund zu, der uns durch eine dreihundertjährige Geschichte von der Vergangenheit trennt. Man werfe in diesen Abgrund, um ihn auszufüllen, die verschwundenen Sitten, Gewohnheiten und sozialen Bräuche; man werfe hinein die verbrauchten Regime und Dogmen, die Schein-Göttlichkeit der Könige und die Schein-Knechtschaft der Völker. Obendrauf lege man Koller und Wams. Man ersetze den Panzer durch den schwarzen Frack, das Schwert durch das Wort und die Gewalt durch einen Schimmer von Recht. Dann denke man sich nur noch die Mittel, mit denen man früher sein Ziel zu erreichen suchte, bedeutend verfeinert und — man wird Crispi verstehen lernen. Crispi ist ein Condottiere, aber ein Condottiere von heute. Er nimmt nicht mehr zur Ermordung der Gegner seine Zuflucht wie einst die Pöbestas. Er läßt nicht, wie Cäsar Borgia, die Vitelli und Oliverotto da Fermo ein, um sie zu vernichten. Er richtet nicht alle Orsini mit Hilfe aller Colonna und alle Colonna mit Hilfe aller Orsini zu Grunde. Er hüllt sie ein in die gleichende und glitzernde Verfassung; er interessirt sie für seine Größe. Nicht die Gewinnsucht bestimmt ihn in seinem Handeln, sondern der Ehrgeiz, der Stolz und das greifenhafte Hasen nach dem Genuße der Macht und die Begierde, die Welt mit seinem Namen zu erfüllen.

Er ist ein Condottiere. Will man ihm eine Stelle unter den Idealtypen, die sich Machiavell vom italienischen Staatsmanne gebildet hat, anweisen, so ist er ein Mensch, der beweist, „eine wie große Rolle das Glück in den Dingen dieser Welt spielt.“ Das vorletzte Kapitel des „Fürsten“ schließt mit folgenden Zeilen: „Ich meine also, es ist besser, ungefüm als umsichtig zu sein, weil das Glück ein Weib ist und weil, um es zu zwingen, man es stoßen und schlagen muß; denn es läßt sich lieber von Denen bestegen, die es heftig, als von Denen, die es kühl behandeln. Darum ist es, in seiner Eigenschaft als Weib, die Freundin der jüngeren Leute, weil diese weniger umsichtig, aber stürmischer sind und weil sie kühner gebieten.“

Crispi weiß aus Erfahrung wie man mit Weibern und mit dem Glücke umzugehen hat. Er weiß, daß, wenn man erst einmal über ein gewisses Alter hinaus ist, man das Recht verliert, allzu viel wagen zu dürfen. Als ich mit Jemanden aus seiner unmittelbaren Umgebung davon sprach, daß Crispi die Absicht zugeschrieben werde, er wolle an die Stelle der Dynastie Savoia eine Republik setzen, erwiderte man mir: „Ja, wenn er 50 Jahre alt wäre, aber er ist ja 71 Jahre alt!“

Das ist Crispi, wie er leidet und lebt, Das ist die ganze Philosophie seines Lebens und seiner Politik. Da er jetzt, mit 73 Jahren, doch nicht mehr sicher ist, der Präsident einer erst zu begründenden Republik zu werden, so ist er so geschickelt, sich damit zu begnügen, der Premier-Minister der Monarchie zu sein.

Paris.

Charles Benoist.



## Herr Staatsanwalt Heinemann und die Willensfreiheit.

**F**ürchten Sie nicht, sehr geehrter Herr Harden, daß ich die Geschmacklosigkeit begehen werde, die mir freundlichst geöffneten Spalten der „Zukunft“ zu einer Auseinandersetzung über das Problem zu mißbrauchen, das die Menschheit bewegt, seitdem sie sich auf sich selbst besonnen, und das sie bewegen wird, bis sie zu denken aufhört. Besorgen Sie auch nicht, daß ich Sie, Dr. Friedmanns „angeklagtesten Klienten“, in eine neue Fehde mit der königlich preussischen Staatsanwaltschaft verwickeln könnte. Diese Behörde, wie ich, im Ganzen wie in ihren Mitgliedern, so hoch achte wie nur irgend Einer, kommt heute überhaupt für mich nicht in Betracht. Auch daß ich Herrn Heinemann als Staatsanwalt bezeichne, geschieht nur nothgedrungen und, wenn ich so sagen darf, nur prophylaktisch. Ueber die amtliche Thätigkeit des genannten Herrn ist mir gar nichts bekannt, und nur mit dem Schriftsteller habe ich es zu thun. Aber der Zufall will es, daß einer meiner jüngeren Freunde den gleichen Namen trägt; und aus naheliegenden Gründen ist dem begabten und streng wissenschaftlich arbeitenden Gelehrten eine Verwechslung weder angenehm noch förderlich.

Wenn ich die Leser der „Zukunft“ mit Herrn Staatsanwalt Heinemann näher bekannt mache, so bedarf Das der Rechtfertigung. Selbstverständlich kann diese in einer wissenschaftlichen Privatfehde zwischen dem geschätzten Gegner und meiner Wenigkeit nicht gefunden werden; zur Austragung solcher Streitigkeiten ist die „Zukunft“ nicht da. Aber wenn theoretische Voreingenommenheit zu einer Aeußerung hinreißt, die das Gebiet der Denunziation streift und die Freiheit der akademischen Lehre gefährdet, so glaube ich diese Aeußerung niedriger hängen zu dürfen. Um so mehr, als die wissenschaftliche Erwiderung an den Grenzen persönlicher Beleidigung Halt machen muß.

Herr Staatsanwalt Heinemann hat vor Kurzem in einem juristischen Fachblatte\*) eine Besprechung der fünften Auflage meines Lehrbuchs des Strafrechts veröffentlicht; ob aus eigenster Herzensneigung oder durch das Vertrauen der Herausgeber berufen, weiß ich nicht. In dem einen wie in dem anderen Falle wird die Redaktion die moralische Verantwortlichkeit für ihren Berichterstatter tragen müssen, wobei die unbestrittene, durch Fachkenntniß nicht getrübe Unbefangenheit in der Beurtheilung strafrechtlicher Fragen mißbernd ins Gewicht fallen mag.

Der Rezensent sagt: „Die fünfte Auflage, nur anderthalb Jahre nach

\*) Beiträge zur Erläuterung des deutschen Rechts. Begründet von Gruchot.

der vorigen erschienen, zeigt, abgesehen von einigen Ergänzungen der Literaturnachweise, wenig Veränderungen". (Nebenbei bemerkt: Das ist zwar unrichtig; aber ich habe im Vorwort auf die theilweise recht einschneidenden Veränderungen nicht ausdrücklich hingewiesen und es fällt mir nicht ein, dem vielbeschäftigten Staatsanwalte zuzumuthen, daß er die von ihm besprochenen Bücher auch wirklich lesen solle.) „Die Vorzüge des Werks — fährt der Rezensent fort —, wie sie in seinem besonderen Theil zu Tage liegen, werden Studirende und angehende Praktiker auch ferner zu Freunden werben: die Grundanschauungen, wie sie im Allgemeinen Theile niedergelegt sind, werden fortfahren, den gesunden Idealismus zu untergraben, den die studirende Jugend in den Hörsaal mitbringt.“

Ich kann eine kräftige Polemik recht gut vertragen und freue mich über jeden gut geführten Hieb, mag ich aktiv oder passiv an ihm theilhaftig sein. Aber Das geht mir doch wieder den Strich.

Haben Sie eine Ahnung davon, Herr Staatsanwalt, was es bedeutet, wenn man dem akademischen Lehrer den Vorwurf macht, daß er den gesunden Idealismus der Jugend untergrabe? Der Jugend, die uns anvertraut ist, die unseren Worten lauscht und die, mehr noch als durch die vorgetragenen Lehrmeinungen, durch die volle Persönlichkeit des Lehrers sich in ihrer ganzen Lebensanschauung bestimmen läßt? Der Jugend, deren anhängliche Dankbarkeit der einzige nennenswerthe Lohn für all' die Entfagung ist, die der Lehrberuf, wenn er ernst genommen wird, mehr als ein anderer mit sich bringt? Der Jugend, für die wir verantwortlich sind vor dem Volke, dem wir mit ihr angehören, wie vor unserem eigenen Gewissen? Wer sind Sie, Herr Staatsanwalt, und was haben Sie geleistet, daß Sie es wagen, den schwersten Vorwurf einem akademischen Lehrer ins Gesicht zu schleudern, dessen Jahrzehnte lange Thätigkeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen Sie niemals Gelegenheit hatten? Wer als Lehrer den gesunden Idealismus der studirenden Jugend untergräbt, der verlegt seine erste und heiligste Pflicht und ist der Stelle unwerth, an die ihn das Vertrauen seines Königs gerufen hat. Habe ich Unrecht, zu sagen, daß ein solcher Vorwurf an Denunziation streift?

Aber sehen wir zu, worauf sich der Vorwurf stützt. Mein Lehrbuch vertritt den Standpunkt des Determinismus. Das ist die einzige Waf die dem Rezensenten zur Verfügung steht. Aber sie genügt ihm. U. damit kommen wir über die persönliche Auseinandersetzung endlich hinaus.

Der Determinismus ist es, sachlich gefaßt, der nach Ansicht d Herrn Heinemann den Idealismus der Jugend untergräbt; darum we mit den Vertretern dieser Irrlehre von den Lehrstühlen unserer Universität

Ich kann nicht hoffen, Herrn Heinemann über den Determinismus aufzuklären. Das ist eine Frage, die immerhin gewisse Vorkenntnisse voraussetzt. Auch daß es vor mir schon Leute gegeben hat — und es sind nicht gerade immer die schlechtesten gewesen —, die vom Lehrstuhl oder von der Kanzel herab den Determinismus gelehrt und doch die Jugend nicht verborben haben (kennt mein Rezensent Martin Luthers Standpunkt?), dürfte den gesund-idealistischen Staatsanwalt in seinem Kreuzzug nicht beirren. Aber Das wenigstens sollte Jemand, der strafrechtliche Bücher in Fachzeitschriften zu besprechen unternimmt, doch wissen, daß mein Standpunkt kein vereinzelter geblieben, daß gerade in den Kreisen der heutigen Kriminalisten von Ruf die deterministische Anschauung weit genug verbreitet ist. Reichsgerichtsrath Mittelstädt, den Herr Heinemann in seiner neuen Stellung näher kennen zu lernen den Vorzug haben wird, kann ihn darüber aufklären. Es ist wenig mehr als ein Jahr vergangen, daß Mittelstädt, ehemals Staatsanwalt wie Herr Heinemann, sich offen zum Determinismus bekennt hat, und, um von Andern zu schweigen, der Straßburger Rechtslehrer Merkel hat ihn seit Jahr und Tag vertreten. Weiß Das der Rezensent der Gruchotschen Beiträge nicht, oder schien es ihm zweckmäßiger, darüber zu schweigen?

Aber genug davon. Es ist ja in Wahrheit noch lächerlicher, als es betrüblich ist, solche Fragen solchen Gegnern gegenüber besprechen zu müssen. Herr Staatsanwalt Heinemann wird trotz des Brusttons der Ueberzeugung mit seiner Anklage nicht durchbringen. Zum gefährlichen Gegner fehlt ihm so ziemlich Alles. Aber seine Aeußerung ist von symptomatischer Bedeutung. Und darum wollte ich sie der unverdienten Veressenheit entreißen, der sie sonst wohl rettungslos anheimgefallen wäre.

Halle a. S.

Professor Franz von Liszt.



## Die Metaphysik als Wissenschaft.

Es giebt Leute, die ein besonderes Vergnügen daran finden, offene Thüren eingzurennen. Zu diesen Leuten gehört Herr Henri Gartelmann, Verfasser einer soeben erschienenen Schrift über den Sturz der Metaphysik als Wissenschaft.\*) Denn daß das metaphysische Wissen kein Wissen, sondern Glauben, keine Wissenschaft, sondern logisches Kunstwerk ist, dürfte heutzutage zu einem Gemeinplatz geworden sein. Zwar fehlt es keineswegs an metaphysischen Systemen neuer und neuester Erfindung; aber sie können gewissermaßen nur als Nachwehen einer hinter uns liegenden Periode metaphysischer Spekulation angesehen werden, während andererseits die Bedeutung der empirischen Wissenschaften für das wissenschaftliche Bewußtsein der Gegenwart mit Einschluß der auf sie gebauten philosophischen Weltbetrachtung von Jahr zu Jahr zunimmt. Wenn die Vertreter dieser Anschauung es nicht mehr für nöthig halten, mit einer theoretischen Bekämpfung der metaphysischen Spekulation zu beginnen, sondern sich sogleich in medias res begeben, so haben sie dafür sehr durchschlagende Gründe, deren nähere Erörterung nicht hierher gehört. Sie erachten diese propädeutische Arbeit entweder bereits als gethan oder überlassen sie da, wo sie nicht bereits gethan sein sollte, anderen, besser dafür geeigneten Federn. Auch ist in ihre ganze Beweisführung die Verurtheilung der hinter uns liegenden Periode metaphysischer Spekulation bereits eingeschlossen. Und wenn der transcendente Idealismus Kants und seiner Nachfolger leider immer noch einen großen Theil der zünftigen Philosophen gefangen hält, so beschränkt sich Dieses im Wesentlichen doch auf engere Kreise, während die große Masse der Gebildeten an der Hand der immer mehr Ansehen gewinnenden Entwicklungstheorie ganz anderen und freieren Anschauungen entgegeneilt. Wenn Herr Gartelmann behauptet, daß der Idealismus noch in vollster Blüthe stehe und nichts an seiner Bedeutung eingebüßt habe, so mag er Recht haben, wenn er darunter den praktischen, aber Unrecht, wenn er den theoretischen Idealismus versteht. Auch darin mag er Recht haben, daß die Kantsche Kritik der reinen Vernunft immer noch als das größte Ereigniß in der Geschichte der Philosophie dassehe; und das Scherbengericht, das er an ihr vornimmt, mag darum seine volle Berechtigung haben, wenn er auch nicht hätte vergessen sollen zu erwähnen, daß ihm darin bereits viele Andere, wie z. B. Feuerbach, Gruppe, Schopenhauer, Kirchner, Thilo, Buckle, Lewes, Radenhausen, Zimmermann, Renan, Foucher de Careil, Véron, Tait, Bolliger, Spicker, Suhle u. A. mit Erfolg vorgegangen sind. Allerdings ist Das meines Wissens noch von keinem seiner Vorgänger mit so durchschneidender,

\*) Berlin, S. Fischer, 1893.

in die Einzelheiten eingehender logischer Schärfe geschehen, wobei nur zu verwundern bleibt, daß ein so scharfer Logiker in seiner Einleitung den Begriff der „Spekulation“, „dieser von Ludwig Feuerbach so sinnig benannten betrunkenen Philosophie“, mit demjenigen der Logik verwechselt. Nicht an der Hand der Spekulation, sondern an der der Logik ist es dem Verfasser gelungen, das Gebäude der Kant'schen Spekulationen bis in seine Grundvesten zu erschüttern — womit er zugleich (vielleicht wider Willen) — der empirischen Philosophie die von ihm bei ihr vermischte Vorarbeit nachträglich geleistet hat. Durch diese scharfe und unerbittliche Logik wird die Philosophie des „Alleszermalmer“ selbst in einer Weise zermalmt, die nichts zu wünschen übrig läßt und die hoffentlich dem lächerlichen Damm, unter dem bisher die schulmäßige Philosophie sich bewegte, wenn nicht ein definitives Ende bereiten, doch kräftig entgegenarbeiten wird.

Zunächst untersucht Gartelmann die wichtige Frage, ob es sogenannte Erkenntnisse a priori giebt, und deckt mit Verneinung dieser Frage nicht nur den Grundirrtum der Kant'schen Philosophie auf, sondern glaubt auch damit den Sturz der Metaphysik als Wissenschaft zu besiegeln. Kants Berufung auf die Mathematik ist grundlos. Mathematische Urtheile sind weder, wie Kant meint, synthetisch, noch mit dem Ausdruck der Nothwendigkeit behaftet, sondern zumeist analytisch und der Erfahrung entnommen. Die Mathematik ist eine Erfahrungswissenschaft so gut wie jede andere und unterscheidet sich von den anderen Wissenschaften nur dadurch, daß nur wenige Sätze in ihr, die sogenannten Grundsätze, unmittelbar aus der Erfahrung abgeleitet, die übrigen hingegen, die Lehrsätze, durch logische Schlüsse aus jenen gefolgert werden. Eine sogenannte „reine“ Mathematik, auf welche Kant seinen Satz beschränken will, giebt es gar nicht, sondern nur eine Mathematik schlechtthin, die mit Erkenntnissen a priori gar nichts zu thun hat. Auch ist in der Mathematik, was Kant nicht Wort haben will, wie in jeder anderen Wissenschaft, Irrthum möglich, was auch schon daraus hervorgeht, daß aus ihr viele Irrthümer beseitigt werden mußten ehe sie zu dem jetzigen Grad der Vollkommenheit gelangte.

Nur sind diese Irrthümer im Einzelnen schwer nachzuweisen, weil der Entstehungsprozeß dieser Wissenschaft in eine Zeit fällt, von der wir nur geringe Kunde haben. Wenn die Sätze der Mathematik Erkenntnisse a priori wären, so wäre jedes Beweisverfahren darin überflüssig; diese Sätze müßten bereits in jedem Kopfe von vornherein vorhanden sein, und mancher Lehrer der Mathematik wird bedauern, daß sich die Sache in Wirklichkeit nicht so verhält, wie Kant und seine Anhänger behaupten.

Der bekannte Satz Kants, daß alle Erkenntniß mit der Erfahrung anfangt, aber doch nicht alle aus ihr entspringt, enthält einen unlösbaren



Widerspruch. Denn warum sollen die von der Erfahrung unabhängigen Erkenntnisse später zu uns kommen als die ersten Erkenntnisse durch Erfahrung? Ueberhaupt ist die Begriffs-Verwirrung in den auf die Erkenntnisse oder Urtheile a priori, welche bald rein, bald nicht rein sein sollen, bezüglichen Sätzen eine erschreckliche. Die Begriffe gehen wie Kraut und Rüben durcheinander, wobei die stete Verwechslung von „Begriff“ und „Erkenntniß“ als eine Hauptursache dieser Wirrniß erscheint. Das Selbe gilt von Kants Irrthum über das Verhältniß zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen, wobei mitunter geradezu „ungeheurer und lächerlicher Unsinn“ zu Tage kommt, wie z. B. in dem Satz: „daß ein Körper ausgebehnt sei, ist ein Satz, der a priori feststeht, und kein Erfahrungs-urtheil.“ Nach Kant kommt es in der Philosophie mehr auf die synthetischen als auf die analytischen Urtheile an, während doch gerade die analytischen Urtheile die eigentlich Begriffe bildenden sind. Philosophie ist oder sollte sein: Wiebergabe der Natur in abstrakten Begriffen.

Wie, fragt Gartemann, ist es möglich, daß ein Denker wie Schopenhauer, der noch dazu in manchen anderen Punkten auf die Verdrehungen Kants ziemlich aufmerksam war, ihm in diesen Absurbitäten Folge leisten konnte? Uebrigens ist Schopenhauers Behauptung von der Welt als Vorstellung die streng logische Folgerung aus dem haltlosen Prinzip des transcendentalen Idealismus Kants.

Daß die Metaphysik (einerlei ob als angebliche Wissenschaft oder als Glaube) der menschlichen Natur unentbehrlich sei, erklärt der Kritiker für eine jener Wahn-Vorstellungen, welche die Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch geknechtet und ihr die schlimmsten Beinigungen eingetragen haben und die eines Philosophen ganz unwürdig ist. Der Glaube an die Metaphysik beruht ganz und gar auf der falschen Annahme von Erkenntnissen a priori, die nicht existiren. Es ist ganz unmöglich, Urtheile oder Vorstellungen a priori zu haben; es giebt nur Erkenntnisse aus Erfahrung. Unsere gesammte Erkenntniß gründet sich auf Erfahrung. Ohne Erfahrung keine Vorstellung.

Die von Kant aufgestellte Unterscheidung zwischen „Vernunft“ und „reiner Vernunft“ existirt nicht. Daher ist sein „Organ der reinen Vernunft“ ein Unsinn, ein Spiel mit dunkeln, aber inhaltlosen Worten. Daher schweben auch die bekannten moralischen Postulate Kants „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“, die er als „unvermeidliche Aufgaben“ der reinen Vernunft bezeichnet, ganz in der Luft. Sie bedeuten ein vorwillkürlich gestecktes Ziel, das durch dialektische Lustsprünge aller Art erreicht werden soll und muß.

In einem Kapitel über die transcendentale Aesthetik Kants, bei <sup>1</sup>

Kant sein Augenmerk hauptsächlich darauf richten will, daß nichts hinein kommt, was irgend Empirisches an sich hat (!?) — obgleich man schwerlich einen einzigen Erkenntnißsatz zu Stande bringen wird, der nichts Empirisches an sich hat —, wird dem Autor der Kritik der reinen Vernunft eine Verwechslung der Begriffe von Denken, Vorstellen, Anschauen, Verstand, Sinnlichkeit u. s. w. nachgewiesen. Es ist ein ungeheurer Apparat von Wörtern, die sich bei genauerer Betrachtung durchgängig als taube Nüsse erweisen — ein Galimathias oder „Pfannkuchenberg“ von Begriffen, vorgetragen in Sätzen, die nicht einmal logisch richtig gebaut sind.

Der Begriff des Raums, der aber als solcher nicht existirt, da es nur eine „Vorstellung“ vom Raum giebt, soll bekanntlich nach Kant nicht der Wirklichkeit entsprechen, sondern nur eine a priori in unserem Kopfe vorhandene Vorstellung sein, — eine Behauptung, mit der Kant ganz von seinem Satze abgeht, daß nur in der Erfahrung Wahrheit sei. In Wirklichkeit ist die Raum-Vorstellung durchaus empirisch und keine solche, die dem Vorstellung-Apparat nothwendig oder schlechterdings angehört, da man sich auch Dinge ohne Beziehung auf den Raum vorstellen kann. Alle Merkmale des Raums sind analytischer Art. Der Satz, daß der Raum drei Dimensionen habe, ist ein Erfahrungsurtheil. Auch den Beweis Kants für die Möglichkeit der Geometrie als einer synthetischen Erkenntniß a priori erachtet Gartelmann für gänzlich mißlungen.

Wie mit dem Raume, so verhält es sich mit der Zeit, die ebenfalls nicht, wie Kant will, ein aprioristischer Begriff, sondern eine von der Erfahrung abgezogene Vorstellung ist. Alle Urtheile von der Zeit sind analytisch, nicht synthetisch. Zeit ist etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes. Wenn Zeit und Raum, wie Kant will, nur subjektive Vorstellungen wären, so müßte auch Alles, was in Raum und Zeit ist, subjektive Vorstellung sein und nicht mehr. Somit müßte die ganze Welt als Vorstellung a priori in uns vorhanden sein, und es gäbe danach gar keine Erfahrung. Damit kommt man nothgedrungen auf den subjektiven Idealismus Fichtes und auf den Solipsismus, wonach das Subjekt Alles und die Welt Nichts ist, oder auf Das, was Gartelmann die „Verzweiflung des transcendentalen Idealismus“ nennt. Kant war genöthigt, den Apriorismus, wofern er ihn behaupten wollte, zu beweisen — wenn auch auf falsche Weise. Fichte dagegen hält sich dieses Beweises bereits für überhoben und schiebt die Erfahrung gänzlich zur Seite, um den bei Kant bestehenden Widerspruch zwischen Apriorismus und Erfahrung wegzuschaffen, „ohne zu bemerken, daß sein ganzes Jenseits der Erfahrung nur ein Wahngebilde ist“.

Herr Gartelmann schließt sein letztes Kapitel mit den Worten: „Der transcendentale Idealismus liegt damit in Trümmern. Der granitne Fels,

welcher die Grundlage der Philosophie dieses Jahrhunderts bildete, ist gesprengt und damit freie Bahn geschaffen für eine neue Philosophie". Leider unterläßt es der Verfasser, deutlicher anzugeben, was er unter dieser neuen Philosophie verstanden wissen will. Daß er damit nicht die auf die Resultate der modernen Naturwissenschaft und auf die Entwicklungstheorie gegründete Philosophie der natürlichen Weltordnung meint, scheint aus der (wie es mir vorkommt, sehr verfehlten) Polemik gegen den Verfasser dieses Aufsatzes hervorzugehen, mit der er seine Schrift eröffnen zu müssen geglaubt hat. Offenbar sind ihm alle meine späteren, recht zahlreichen Arbeiten auf philosophischem Gebiet unbekannt geblieben. Auch scheint er mit den Naturwissenschaften überhaupt auf sehr gespanntem Fuße zu stehen und den Gedanken der Entwicklungstheorie nicht richtig erfaßt zu haben. Man darf Das aus einer Anmerkung schließen, in der die Theorie von der allmählichen Entstehung des Bewußtseins aus der bewußtlosen Materie mit der Bemerkung zu entkräften gesucht wird, daß es alsdann gelingen müsse, im chemischen Probirglase aus bewußtlosen Elementen einen mit Bewußtsein behafteten Gegenstand herzustellen! Ein so kolossales Mißverständnis der naturwissenschaftlichen Entwicklungstheorie kann wohl nur Jemandem passieren, der in philosophischer Ueberhebung und Selbstgenügsamkeit es nicht für nöthig hält, sich mit den Prinzipien jener Theorie näher bekannt zu machen. Herr Gartelmann versichert in der selben Anmerkung, daß es sich „vor allen Dingen um Darlegung Dessen handelt, was wirklich da ist". Sehr richtig — und sehr dunkel, warum unter solchen Umständen eine auf die Wirklichkeit gegründete philosophische Betrachtung des Daseins, wie sie die empirische Philosophie der Gegenwart geliefert hat, den Beifall dieses Herrn nicht zu finden im Stande ist. Mit der höchst sonderbaren Bemerkung, daß diese Wirklichkeit nur die Erscheinung und nicht das Ding an sich träre, kann er ja wohl nichts beweisen, da er in der Verwerfung dieser Kant'schen Unterscheidung mit mir ganz einig geht. Wäre es aber auch nicht so, so erscheint es doch selbstverständlich, daß eine Wirklichkeits-Philosophie sich nur mit Dem beschäftigen kann, was unserer Erkenntniß auch wirklich zugänglich ist, während alles Uebrige entweder der metaphysischen Spekulation oder dem religiösen Glauben überlassen bleiben muß. Da aber Gartelmann die beiden ersten Möglichkeiten verwirft, so dürfte ihm wohl nur die Zuflucht zu dem Glauben und zu der Tröstung des bekannten Verses übrig bleiben:

„Dies ist der Weisheit letzter Schluß:

Was man nicht weiß, man glauben muß.“

Darmstadt.

Professor Dr. Ludwig Büchner.



## Freiland und Antisemitismus.

(Ein Vortrag. \*)

Das Thema mag vielleicht Vielen seltsam erscheinen: Freiland und Antisemitismus, was haben diese Dinge mit einander gemein? Auf der einen Seite eine Lehre, die auf unbedingter, schrankenloser Gleichberechtigung aller Menschen beruht, auf der anderen Seite Dasjenige, was wir Alle als Antisemitismus kennen und was, mag man sich dazu stellen, wie man will, denn doch nicht so ganz identisch ist mit absoluter Gleichberechtigung. Trotzdem glaube ich zeigen zu können, daß es einige und nicht ganz belanglose Berührungspunkte zwischen diesen beiden Richtungen giebt. Allerdings bezieht sich Das nur auf eine gewisse Art des Antisemitismus. Ich unterscheide drei Arten des Antisemitismus. Man kann unter Antisemitismus einmal den nackten Glaubenshaß verstehen; mit diesem will ich mich nicht befassen. Ob es in Berlin viele Antisemiten giebt, die den Juden nur darum hassen, weil er etwas Anderes glaubt als sie, Das weiß ich nicht. Sollte es wider Vermuthen der Fall sein, so erkläre ich rund heraus, daß sie mich vollkommen gleichgiltig lassen und daß ich über sie nicht sprechen werde.

Daneben giebt es den reinen Massenantisemitismus, die Verachtung, den Haß gegen den Juden, weil er einer anderen Rasse angehört. Auch diese Richtung ist mir gleichgiltig: weder Haß noch Vorurtheil irgend welcher Art lassen sich durch Vernunftgründe bekämpfen. Wer dieser Meinung ist, mag sie weiter nähren; mir ist auch dieser Antisemitismus völlig gleichgiltig.

Es giebt aber noch eine dritte Art des Antisemitismus, und ich glaube, daß diese, insbesondere hier in dieser Stadt, hauptsächlich ins Auge gefaßt wird: Das ist der wirthschaftliche Antisemitismus, der meines Erachtens eigentlich mit richtigem Namen Antikapitalismus heißen muß und der sich gegen die Semiten nur deshalb lehrt, weil zahlreiche Leute im Juden eben den Vertreter des Kapitalismus sehen. Mit diesem will ich mich beschäftigen, mit ihm haben wir Berührungspunkte: denn auch wir sind Antikapitalisten, — allerdings in einem ganz anderen Sinne.

Vor Allem das Geständniß, daß, trotzdem ich mit meinen Gesinnungsgenossen mit dem einen Fuße im liberalen Lager siehe, mit dem anderen im sozialistischen, und diese Tendenz des Antisemitismus nicht bloß verständlich erscheint, sondern auch vernünftiger und logischer als der orthodoxe Liberalismus, der da glaubt, in dieser bürgerlichen Welt sei Alles aufs Beste bestellt, man möge es nur so weiter treiben und die Harmonie aller wirthschaftlichen Interessen würde sich ganz von selber einstellen. Wir glauben, daß Diejenigen, die eine gründliche Umänderung der bestehenden Weltordnung mit anstreben, wenn sie trotzdem den liberalen Prinzipien anhängen, eigentlich nicht wissen, was sie wollen. Wenn es richtig ist, daß es Arm und Reich geben muß, daß es unmöglich ist, allen unseren Mitmenschen die volle, absolute Gleichberechtigung, nicht nur in politischer, sondern auch in wirthschaftlicher Beziehung angebeihen zu lassen: dann gab es niemals einen größeren Wahnsinn als den

\*) Herr Dr. Herzka hat diesen Vortrag am ersten Dezember in Berlin gehalten und das ausgearbeitete Stenogramm dem Herausgeber der „Zukunft“ freundlichst zur Verfügung gestellt.

politischen Liberalismus. Denn der Mensch, der keinen Anspruch hat auf die Vollfrucht seines Fleisches, der sich plagen muß, damit Andere genießen, ist ein Knecht; und einem Knechte politische Freiheit zu geben, ist ein Unsinn: es giebt keine freien Knechte. Die Freiheit des Knechtes, die der politische Liberalismus verwirklichen will, ist eine Unmöglichkeit.

Wir leben in einer Zeit, die unablässig neue Fortschritte der Technik zu verzeichnen hat. Wir haben die Naturkräfte in einer Weise uns dienlich gemacht, daß Ueberfluß Allen zu Theil werden könnte. Und, siehe da! die Folge ist nicht die Steigerung der menschlichen Genüsse: gerade das Gegentheil tritt ein, die ungeheure Leichtigkeit der Produktion ist gerade zur Quelle des Elendes für die Massen geworden. Die Maschine hat sich als Feind der Menschheit erwiesen, mit jeder neuen Maschine wird einzig und allein erreicht, daß eine immer größere Anzahl von Menschen ins Elend gestoßen wird. Wenn Das der einzige Erfolg ist, so müssen wir uns in dem Kampfe zwischen dem Menschen und der Maschine unbedingt auf die Seite des Menschen stellen. Und in Wahrheit ist allerdings, wie die Dinge bisher lagen, die Maschine, die Fabrik, nichts Anderes als ein Altar, auf welchem dem Moloch Kapital stinkende Steinkohlenopfer dargebracht werden; und Stuart Mill hat mit Recht behauptet, daß bisher alle diese Maschinen noch keines arbeitenden Menschen Plage verringert haben. Wenn Dem nun so ist, wozu dann diese Maschinen? Wenn sie eigentlich gar nichts Anderes bewerkstelligen, als daß sie Arbeiter auf die Straße stoßen, dann lieber doch weg mit ihnen!

Die Produktivkraft ist ins Ungeheure gestiegen, aber die große Mehrzahl der arbeitenden Menschen ist dadurch ganz und gar nicht in den Stand gesetzt worden, mehr zu genießen als vorher.

Der Antisemitismus nun will den Zwiespalt zwischen Produktivkraft und Konsumtionfähigkeit beendigen und das Gleichgewicht wieder herstellen durch die Wiedereinführung einer Produktionmethode, die dem tatsächlichen Konsumtionverhältnisse entspricht. Da durch die Ueberproduktion mit Hilfe der Fabriken nur Menschen brotlos gemacht werden, so sagt der Antisemitismus: „Si nun! dann wollen wir eben nicht so viel produziren. Weg also mit der Fabrik!“ Und Das ist vernünftig, — wohl verstanden aber unter der Voraussetzung, daß thatsächlich nicht mehr konsumirt werden kann und darf. Und daß Dies so sei, das ist die Anschauung gerade des orthodoxen Altliberalismus. Denn jener kolossale Ueberfluß, der mit Hilfe der gebändigten Naturkräfte erzeugt werden könnte, der kann nur konsumirt werden, wenn alle arbeitenden Menschen auch wirklich Eigenthümer ihrer Arbeit sind. Nur dann giebt es Verwendung für die Erzeugnisse stetig wachsender Produktion. Ueberproduktion ist unmöglich, wenn Jeder genießen kann, was er erzeugt. Denn dann wird eben nur erzeugt, wofür Verwendung da ist.

Wie nun wollen wir uns diesem Problem gegenüber verhalten? Wir kämpfen nicht gegen die Maschine, und trotzdem habe ich erklärt, daß in dem Konflikt zwischen Mensch und Maschine, wenn er unlösbar wäre, wir uns auf die Seite des Menschen stellen würden.

Wir halten die Ausgleichung auf umgekehrtem Wege für möglich. Wir glauben, daß es möglich sei, die Konsumtionkraft auf jene Höhe zu erheben, die der stetig steigenden Produktivkraft entspricht. Wir halten Das für möglich, weil wir es für durchziehbar erklären, daß jedem Arbeitenden der volle, ungeschmälernte Ertrag seiner Arbeit zufalle.

Das wollen wir aber nicht nach der Methode der Sozialdemokratie oder des kommunistischen Anarchismus bewerkstelligen, nicht durch „die Produktion durch und für die Gesamtheit.“

Wir halten die absolute Gleichheit der Menschen für eine Utopie. Es giebt Unterschiede der Menschen; nicht Unterschiede im Recht, aber Unterschiede in der Leistungsfähigkeit und in den thatsächlichen Bedürfnissen. Diese lassen sich aus der menschlichen Natur nicht entfernen, und ein Prinzip, das das Gegentheil dieser Anschauung zur Voraussetzung hat, wie der Kommunismus, ist undurchführbar. Wir begnügen uns, jedem Arbeitenden Das gewährleisten zu wollen, was er hervorbringt.

Wie aber Das bewerkstelligen?

Der Arbeiter in der bürgerlichen Welt ist ohne Zweifel seinem Herrn tributpflichtig; aber heute wird an ihm kein nackter Raub mehr verübt wie am Sklaven des Alterthums oder am Hörigen des Mittelalters. Es ist ein freier Vertrag, den der Arbeitende mit dem Arbeitgeber eingeht. Der Markt ist ein Arbeitsmarkt, kein Sklavenmarkt, und dieser Markt ist angeblich ein freier Markt. Der Arbeitende kann ablehnen, er braucht den Vertrag nicht einzugehen, er kann versuchen, ohne Tributpflicht zu arbeiten; er kann Das, aber er kann es nur, wenn er Lust hat — Hungers zu sterben! Will er leben, so muß er sich die Bedingungen des Kapitalisten gefallen lassen. Die Möglichkeit, ohne diese zu existiren, fehlt ihm, und zwar aus drei Gründen: 1. Weil der Arbeiter ohne herrschenden Unternehmer bisher sich nicht zu organisiren vermochte, ohne Organisation aber heutzutage bei den hochentwickelten Kulturbehelfen nichts geleistet werden kann; 2. weil dem Arbeitenden das Kapital fehlt, ohne das gleichfalls eine hochentwickelte Produktion unmöglich ist; 3. weil ihm der Boden fehlt, ohne den wir auch nicht leben können.

Ohne diese drei Faktoren ist heute die Arbeit nicht ergiebig; wenn also vom Ertrage der Arbeit erst Unternehmergewinn, Kapitalzins und Grundrente vorweg in Abzug gebracht werden, so scheint Das ganz berechtigt und die Tributpflicht des Arbeiters beruht solcher Art eigentlich auf ganz effektiven wirtschaftlichen Leistungen seiner Herren: alle Drei verlangen nur eine Gegenleistung für unentbehrliche Dienste, die sie selbst dem Arbeiter leisten.

Aber wir fragen, ob die Arbeiter denn nicht in Zukunft diese guten und freundlichen Dienste entbehren können. Zunächst, ob sie sich nicht allein organisiren können. Wir sind überzeugt, daß sie es können: ohne Unternehmer, ohne Behörde, auch ohne sozialdemokratische Staatsgewalt. Wenn sie Das thun, so gehört der Unternehmergewinn mit dem selben Rechte ihnen, wie er heute dem einzelnen Unternehmer gehört.

Das Kapital, so meinen wir, ist (obgleich es unbezweifelbar ist, daß der Kapitalist einen Anspruch hat auf die Gegenleistung, die ihm im Zins zufällt), das Kapital ist Arbeitsprodukt, nicht Eigenthum des Kapitalisten. Dessen Eigenthumsanspruch beruht heute nur darauf, daß er das Kapital, das nicht er erzeugt hat, weggenommen hat; und, weil er Das gestern gethan hat, so besitzt er es heute zu Recht; und weil er es heute hat, so wird er es auch morgen haben; und deshalb ist ihm der Arbeiter heute und morgen tributpflichtig, und er wird es bleiben. Ist aber dieser Circle einmal durchbrochen, so hört die Tributpflicht des Arbeiters an den Kapitalisten auf.

Völlig klar erscheint uns die Frage in Bezug auf die Grundrente. Ich

betone noch einmal: wer den Boden hat als Eigenthum, der hat auch das Recht, von Denen, die den Boden bearbeiten, einen Theil der Frucht ihrer Arbeit als Entschädigung zu verlangen. Aber, so fragen wir, mit welchem Rechte beanspruchen denn Einzelne von uns den Boden als Eigenthum? Wir glauben, der Boden ist für Alle vorhanden. Die Nichtbesitzenden sind nicht bloß Gäste auf der Erde, die ohne Zustimmung der glücklichen Erdenbesitzer kein Recht hätten, sich hier aufzuhalten. Denn so ist es ja in der That, daß Derjenige, der den Boden besitzt, dem Anderen die Bedingungen vorschreiben darf, unter denen dieser die Erde zum Bewohnen benutzen darf, daß er eigentlich unser Aller Herr ist und alle Vortheile menschlicher Kultur in letzter Linie in die Tasche streicht. Wir Anderen bekommen nichts weiter als Das, was auch das arbeitende Thier bekommt: wir bekommen Jeder unsere Ration zugewiesen. Die Ration wird verschieden zugemessen, gerade so wie bei den Thieren. Wie es Arbeitspferde giebt, die auf verfaultem Stroh bei dürftiger Nahrung ihr Leben fristen, und Karossenpferde in marmornen Ställen, denen man sogar Champagner reicht, so giebt es auch zweibeinige Arbeitthiere verschiedenster Art: es giebt solche, die in elenden Hütten wohnen und nur ein Stückchen trockenen Brotes zur Stillung des Hungers zugewiesen erhalten, und solche, die in prächtigen Palästen mit Ueberfluß gespeist werden. Aber so lange der arbeitende Mensch nur Arbeitslohn erhält, der zur gewohnheitsmäßigen Fristung des Daseins ausreicht, so lange unterscheidet er sich wirtschaftlich vom arbeitenden Thiere gar nicht. Daß Dem, der den Boden besitzt, in Wirklichkeit der steigende Ertrag menschlicher Kultur schieflich allein zufällt, Das will ich an einem Beispiele klar machen. Man denke sich, daß hier in Berlin einmal ein ganz unermeßlich reicher Mann stirbe und in seinem Testamente sein ganzes ungeheures Vermögen den Berlinern vermache, so daß diese von da ab Lebensmittel aller Art, Kleidung, Beleuchtung, Beförderungsmittel und auch jeden Kunstgenuß umsonst haben würden. Wer hätte davon in letzter Linie den Vortheil? Die Einwohner von Berlin? Nein! Einzig und allein die glücklichen Grundeigenthümer! Denn, wenn diese enormen Vortheile solcher Art einer Stadt plötzlich zu Theil würden, was würde zunächst eintreten? Es würden von allen Seiten Menschen in diese gesegnete Stadt zusammenströmen; und davon wäre wieder eine gewaltige Steigerung des Miethzinses die unausbleibliche Folge. Die Hausbesitzer würden für eine Wohnung, die vorher vielleicht 500 Mark gekostet hätte, nunmehr ganz sicher 1000 oder 1500 Mark verlangen. Die Bodenbesitzer allein also genießen in Wahrheit die Frucht einer solchen Schenkung. Und wenn man einwenden sollte: „Wozu denn ein solches Beispiel, das auf unmöglichen Voraussetzungen beruht?“, so antworte ich: Das sind keine Voraussetzungen, sondern es ist in Wirklichkeit so. Woher kommt es denn, daß in Berlin eine Wohnung, die, einige Meilen von hier entfernt, beispielsweise 500 Mark kostet, das Zehnfache werth ist? Einzig und allein daher, daß das Leben in Berlin so unendlich viele Vortheile bietet, daß hier Eisenbahnen in Menge zusammen laufen, daß hier jegliches Bedürfnis leicht befriedigt werden kann, mit einem Worte, daß Berlin der Mittelpunkt einer gewaltigen Kultur ist. Und diese Kultur ist nicht das Produkt weniger Menschen und für diese Wenigen erzeugt, sie ist das Erbtheil der Arbeit eines Volkes, ja der ganzen Menschheit. Für wen aber hat diese gearbeitet, für wen sind alle die großen Arbeitshelpe erfunden? Nur für die Grundbesitzer: für sie allein hat Stevenson

die Lokomotive erfunden, für sie haben alle anderen großen Erfinder allein sich bemüht. Daß Dies so ist, davon sind wir überzeugt; wir glauben aber, daß es nicht in alle Ewigkeit so bleiben muß. Und wir Freiländer wollen den Versuch unternehmen, es zu ändern. Warum wir Das nicht hier im alten Europa thun wollen, sondern im fernen Afrika, Das ist bald gesagt: Weil wir es hier nicht können. Woher sollten wir denn z. B. den Boden nehmen, der nach unseren Grundfägen frei sein soll? Das ist eins von den großen Hindernissen, die uns zwingen, von hier fortzugehen. Wir sind aber der festen Ueberzeugung, daß, wenn uns dort das Experiment glückt, der Rückschlag auf die bürgerliche Welt in Europa nicht ausbleiben kann.

Wir wollen zunächst zur Organisirung der gesammten Arbeit für jeden Produktionszweig Affoziationen gründen. Unser zukünftiges Gemeinwesen wird sich in die Geschäfte dieser Affoziationen gar nicht mischen; von Staats wegen kümmern wir uns um die Arbeit gar nicht. Wenn man uns sagt, daß in der modernen Zeit gemeinsame, organisirte Arbeit durchaus nothwendig ist, weil der arbeitende Mensch ja die Kulturmittel, die ihm die moderne Technik in die Hand giebt, nicht allein handhaben kann, und wenn man uns fragt, wer denn in „Freiland“ dafür Gewähr leistet, daß diese Vereinigung der Arbeitenden stattfindet, da doch kein Unternehmer oder irgend eine Autorität hier eingreift, so antworten wir: die Gewähr bietet uns der Eigennuß der Arbeiter. Gerade, weil sie ohne die modernen Arbeitinstrumente nicht fruchtbar arbeiten können und, um sie zu gebrauchen, zusammentreten müssen, gerade deswegen kann man sich darauf verlassen, daß sie diese Mittel gebrauchen und sich vereinigen werden. Mit einem Spaten bricht man in einem Monat vielleicht nur so viel Erde wie mit einem Dampfpfluge in einer Stunde; wer also nicht arbeitet, nur um sich zu plagen, sondern um Nutzen zu haben, und zwar bei möglichst geringer Plage möglichst großen Nutzen, der wird gar nicht daran denken, allein mit den alten Arbeitinstrumenten zu arbeiten: er wird sich mit Anderen zusammenthun und die kraftersparenden Maschinen benutzen.

Der Eintritt in die unterschiedlichen Affoziationen soll dem eigenen Ermessen des Einzelnen überlassen werden und eben so soll Jedem jederzeit der Austritt freistehen. Der Nutzen der Arbeit soll an die Einzelnen nach Maßgabe ihrer Arbeit vertheilt werden.

Die Kapitalien wollen wir sammeln im Wege einer auf alle Erzeugnisse gleichmäßig gelegten und gleich von vornherein in Abzug gebrachten prozentuellen Abgabe. Ueber die Vertheilung der Kapitalien aber erlaubt sich der Staat keine Entscheidung, Das überlassen wir wiederum dem Eigennuß. Man wird einwenden: „Wie ist es möglich, daß die Gesamtheit die Kapitalien sammelt, aber kein Recht hat, über ihre Vertheilung mitzureden? Wird da nicht eine kolossale Vergeudung der Kapitalien eintreten?“ So scheint es, aber so ist es nicht. Es wäre so, wenn wir das Kapital schenken: aber wir wollen es in Wirklichkeit nur hergeben unter der Bedingung der Rückzahlung. Nur die Macht des Kapitalzinses soll gebrochen werden. Und Arbeiter, die das ihnen gewährte Kapital zurückzahlen müssen, werden niemals nutzlos Kapital verlangen, eben so wenig, wie Das in diesem Falle ein Unternehmer heute in der bürgerlichen Welt thun würde. Man frage einmal heute einen Fabrikanten, ob er mit zinslos gewährtem, aber rückzahlbarem Kapital Maschinen bauen würde ohne Aussicht auf Nutzen. Er müßte direkt aus dem Narrenhause



kommen, wenn er Das thäte. Man kann Kapital nur dann verwenden, wenn man hoffen kann, Abnehmer für die dadurch zu erzeugenden Produkte zu finden. Denn in Wahrheit zahlt ja nicht der Fabrikant das Kapital zurück, sondern der Käufer. Sind also keine Käufer da, so geht der Unternehmer zu Grunde. So sind wir denn überzeugt, daß in „Freiland“ Niemand leichtsinnig Kapitalien fordern wird, sondern stets nur nach genauer Berechnung der Rentabilität seines Unternehmens. Wir geben ohne Weiteres zu, daß unsere freiländischen Unternehmer hierin irren können, eben so wie die Unternehmer von heute. Aber auch eine Behörde, die darüber zu entscheiden hätte, kann sich irren, wie auch die sozialdemokratische „Gesellschaft“. Ja, wir behaupten sogar, daß die Menschen in „Freiland“ weniger leicht irren werden als jene Staatsleiter, die unparteiisch hoch in den Wolken thronen: denn sie haben Sachverständniß und sie haben Interesse an der Produktion.

Was den Boden anlangt, so ist unsere Ansicht, daß er frei und herrenlos sein müsse wie die atmosphärische Luft. Wir erkennen Eigenthum nur auf Arbeitsprodukte an. Ich kann, nach unserer Auffassung, nur solche Dinge zu Recht besitzen, die ich entweder durch meine Arbeit selbst hervorgebracht habe, oder Erzeugnisse des Fleißes Anderer, die ich gegen meine eigenen Produkte eingetauscht habe. Den Boden aber hat, unseres Wissens, Niemand hervorgebracht. Und deshalb gestehen wir Niemandem den Eigenthumsanspruch auf den Boden zu, eben so wenig einem Einzelnen wie einem Staat oder der ganzen Menschheit; denn auch sie haben den Planeten nicht erzeugt. Der Boden muß frei sein wie die atmosphärische Luft: Jeder, der ihn benutzen will, muß das Recht dazu haben.

„Ja nun“, wird man einwenden, „Das geht ja nicht! Die Luft kann man wohl freigeben Jedem, der athmen will; denn die Luft ist in unermesslicher Menge vorhanden, der Boden aber nicht, und vor Allem nicht Boden in gleicher Güte. Und den wird Jeder haben wollen. Ihr würdet Euch bald in den Haaren liegen wegen des besten Bodens; und bald würde irgend eine Macht eingreifen müssen, um Ordnung zu schaffen; und schließlich würde wieder die Weltordnung des Kapitalismus eingeführt sein.“ Auch Das beruht aber auf einem nationalökonomischen Mißverständniß. Es ist nicht wahr, daß, wenn der Boden frei ist, Alle den fettesten Boden begehren werden. Zweifellos hat auch in der Bodenproduktion der arbeitende Mensch das Bestreben, bei möglichst geringer Plage möglichst hohen Ertrag zu erringen. Das ist wohl ein Satz, der unaufersehbar ist. Dann aber wird er nicht auf den fettesten Boden gehen, sondern auf den ertragsfähigsten: und das ist der, der im Verhältniß zu seiner Ertragsfähigkeit am Besten besiedelt ist. Nun ist es aber ein längst anerkanntes, nicht erst von uns entdecktes nationalökonomisches Gesetz, daß jeder Boden mit wachsender Bearbeitung verhältnißmäßig nicht wachsenden Ertrag giebt: 200 Arbeiter werden auf dem selben Boden nicht doppelt so viel Ertrag finden wie 100, sondern vielleicht nur halb so viel. So wird also der Ertrag auf fettem Boden allmählich mit dem auf weniger fettem ganz automatisch sich ausgleichen. Und deshalb, so meinen wir, wird kein allgemeines Zusammenbrängen auf fettem Boden stattfinden, sondern Jeder wird den Boden aufsuchen, der ihm für seine Arbeit den höchsten Ertrag zu bringen verspricht. Und ausgebehnteste Oeffentlichkeit aller Geschäftsführung wird dafür sorgen, daß Das jederzeit bekannt ist.

Das ist aber das Ideal der wirtschaftlichen Vertheilung der Arbeitskräfte.

Nun wird man mich fragen, was wir uns denn von allen diesen Prinzipien eigentlich Großes versprechen.

Zunächst einmal ein ganz unermessliches Steigen des Reichthums. Es ist eine Thatsache, daß heute Glend und Noth trotz der gesteigerten Produktionsfähigkeit keineswegs abnehmen. Der Grund des Glends in der gegenwärtigen Gesellschaft liegt eben darin, daß von den Produkten der steigenden Erzeugungsfähigkeit kein Gebrauch gemacht werden darf. Im Deutschen Reiche dürften etwa 50—60 pCt. der Bevölkerung barfuß gehen, — und von dem Reste gehen sicherlich  $\frac{1}{2}$  in zerrissenen Stiefeln. Etwa deswegen, weil nicht genug Stiefel für das ganze deutsche Volk erzeugt werden könnten? Ich bin der Ansicht, daß, wenn man die 150 000 Schuster, die das Deutsche Reich nach oberflächlicher Schätzung zählt, ausrüsten würde mit den Arbeitshelfen, welche die Technik der letzten Decennien geschaffen hat, reichlich Schuhwerk aller Art für Alle erzeugt werden könnte. Aber es ist umgekehrt: weil der größte Theil des Volkes aus Leuten besteht, die keinen Anspruch haben auf das Produkt ihrer eigenen Arbeit, die erst recht barfuß laufen müßten, wenn die Produktion zunähme, deshalb kann man die verbesserten Arbeitinstrumente gar nicht einführen. Und in dem Moment, wo die Möglichkeit, ja die Sicherheit des Verbrauchs gegeben würde, in dem Moment würden wir naturgemäß Gebrauch machen von den Fortschritten der modernen Technik. Der Reichthum eines Volkes besteht ja in nichts Anderem als im Gebrauche der technischen Arbeitshelfe: ein Volk ist um so reicher, je vollkommener Arbeitinstrumente es gebrauchen kann.

So ist das englische Volk reicher als das deutsche, und dieses reicher als das chinesische: nicht etwa aber, weil die Engländer mehr Geld in ihren Kassen haben oder mehr Silberschirr in ihren Schränken oder mehr Edelsteine oder Spitzen besitzen als die Deutschen; der Reichthum Englands liegt in seinen Fabriken, in den Eisenbahnen, Kanälen, Schiffen, und diese besitzt das englische Volk, weil es Verwendung hat für die Produkte der Fabriken, weil es verzehren kann, was mit ihrer Hilfe produziert wird, und weil es Gebrauch machen kann von seinen Beförderungsmitteln. Und das deutsche Volk besitzt verhältnißmäßig weniger, weil es, auf den Kopf berechnet, weniger verzehren kann, — mit anderen Worten, weil der Arbeitslohn niedriger ist. Und das chinesische Volk besitzt noch weniger, weil in China der Arbeitslohn noch weit niedriger ist. Und wenn man heute die Fabriken der ganzen Welt nach China versetzen würde, aber dem chinesischen Arbeiter nicht die Möglichkeit gäbe, mehr zu entnehmen als jetzt, dann würde China auch nicht um einen Heller reicher sein als jetzt. Die Maschinen würden rosten, die Kanäle verfaulen, zwischen den Schienen würde Gras wachsen und die Schiffe würden verfaulen.

Auch der Außenhandel kann daran nichts ändern. Im Grunde erzeugt jedes Volk nur so viel, als es selbst verwenden kann. Die Waaren, die es für den Export-Handel erzeugt, für die also im Lande keine Verwendung ist, die werden ja auch nicht verschent, sie werden eingetauscht und man nimmt Etwas dafür in Empfang, was man selbst gebrauchen kann.

Und da wir nun in Freiland Verwendung besitzen werden für alle noch so viel produzierenden Arbeitinstrumente, so wird unser Reichthum eine ganz ungeahnte Höhe erreichen. Wir sind aber nicht so traffe Materialisten, daß diese Aussicht allein uns anspornt. Diejenigen unter uns, welche die Mittel hergeben, um die Gründung „Freilands“ überhaupt zu ermöglichen, brauchen

für sich selbst dieses Neuland nicht; und auch nicht nur Mitleid mit dem materiellen Elend treibt sie dazu. Wir glauben, daß mit unseren Einrichtungen auch das Glücksgefühl ein ungeahntes Maß erreichen wird. Unser gegenwärtiges Zeitalter ist das glücklichste von allen die je waren. Die materiellen Mittel der Menschen sind gewachsen und materiell ist der Arbeiter von heute wohl besser gestellt als der früherer Jahrhunderte; aber nie waren die Menschen wohl unglücklicher als heute. Und zwar, weil früher Jeder sicher war, Nahrung zu finden; sein Antheil war vielleicht geringer, aber er wußte doch, daß seine Kraft Verwendung finden würde. Arbeit zu erlangen war keine Gnade. Das heutige Zeitalter ist zu diesem Zustande gelangt und mit der fortschreitenden Kultur werden wir auch darin immer weiter fortschreiten. Der Elendeste, der Letzte, war vor einigen Jahrhunderten sicher, sein Dasein im beschränkten Kreise fortzustricken zu können; aber wie Viele giebt es denn heute, die wissen, was ihnen das Morgen bringen wird? Ob mühsältige Weiterfristung ihres Daseins oder vollständigen wirtschaftlichen Untergang? Wie Viele wissen denn, ob es ihnen gelingen wird, ihre Kinder fern zu halten von dem Meere des Proletariats, das Jeden zu verschlingen droht? Ja, selbst die Wenigen, deren Leben gesichert ist, können sich nicht ruhig des Daseins freuen. Denn der Mensch ist ein geselliges Wesen; was er fühlt und denkt, entspringt nur zum kleinsten Theile seinem eigenen Herzen, der größte Theil wird beeinflusst durch die Strömung, die alle Köpfe und Herzen durchzieht. Heute leben wir Alle in der Atmosphäre der Angst und des Jammers; heute zeigt sich das Hungergepenst, das die wirklich Hungernden verfolgt, auch bei den Reichen und Satten und drückt dem gesammten Fühlen und Denken, jedem Gesicht, den Stempel der Sorge, den Leidenszug auf. Betrachten wir uns doch gegenseitig im Leben: wo finden wir ein wirklich frohes Menschenantlitz? Nur die Kindheit hat heute die beneidenswerthe Freiheit des wirklichen Glückes, uns Anderen scheint der Gedanke nur das Gefühl der Dual und der Sorge zu verleihen.

Und dies Gefühl der allgemeinen Sorge wollen wir unserem Gemeinwesen fernhalten. Denn dort wird jedes Mitglied das Anrecht haben auf den Ertrag des menschlichen Fortschrittes und das große Erbtheil der vergangenen Jahrhunderte wird endlich Allen ungeschmälert zu Theil werden.

Noch wichtiger aber ist der moralische Fortschritt. Wir brauchen zur Gründung „Freilands“ nur ganz gewöhnliche Durchschnittsmenschen. Denn „Freiland“ wird nur begründet auf freiwaltenden, vernünftigen Eigennuß. Wohl aber sind wir überzeugt, daß unter dessen Walten die Moralität in ganz ungeahntem Maße zunehmen wird. Die Verbrechen werden bei uns zu einer verschwindend kleinen Anzahl herabsinken; denn <sup>99</sup>/<sub>100</sub> aller Verbrechen entstammen dem Elend. Die bittere Noth macht heute die Meisten zu Verbrechern. Wir dürfen uns nicht wundern, daß so Viele gegen Einrichtungen verstoßen, die ihr Elend begründen. Wir lassen unseren Mitbruder vorbeigehen an dem Ueberfluß der Anderen, von dem ihn vielleicht ein kleiner Bruchtheil aus drängender Noth befreien könnte; und, wenn er sich dann selbst davon nimmt, dann heißen wir ihn Dieb und Räuber. Wir glauben, daß die heutigen Einrichtungen im Widerspruche stehen mit der menschlichen Natur und daß unter dem Walten der freiländischen Prinzipien die Verbrecher fast gänzlich verschwinden werden.

Und nun noch Eins: Wenn man vielleicht glauben sollte, daß diese Ideen etwas ganz Neues sind, etwas noch niemals Verkündetes, von keinem Behauptetes oder Gewolltes, so sage ich, daß Das ein gewaltiger Irrthum ist.

Unser Jahrhundert allerdings hat sie vergessen, in der Eile des Hastens und in der rasenden Eile des Fortschrittes hat es den Blick für die großen Zusammenhänge der Ideen verloren. Es meint, daß diese Ideen neu und unerhört sind. Frühere Jahrhunderte und Jahrtausende haben Das nicht geglaubt; die größten Geister aller Zeiten haben das Selbe geglaubt und gewollt. Zur Erhärtung dieser Behauptung will ich drei Beispiele anführen, die Meinungen von drei der größten Männer, die je gelebt haben, und ich greife diese Beispiele mit Absicht aus den verschiedensten Zeiten und Völkern heraus. Diese drei sind: der größte Philosoph, der größte Naturforscher, der größte Mensch.

Der größte Philosoph war für mich Aristoteles. Er setzte auseinander, daß Sklaverei eigentlich unvereinbar sei mit der menschlichen Natur. Es liege im Wesen des Menschen, die Frucht seiner eigenen Arbeit zu genießen. Nun sehen wir aber, daß es Tausende dulden müssen, sich die Frucht ihrer Arbeit wegnehmen zu lassen und sich für Andere zu plagen. Das geschieht, weil es für die Kultur nothwendig ist, weil es schmutzige Arbeit giebt, weil es Menschen geben muß, die schmutzige Arbeit verrichten, und solche, die mehr haben, als zur Befriedigung der thierischen Nothdurft gehört. So sagt Aristoteles, und zwar ganz richtig. Er fügt aber hinzu: Wenn einmal die Zeit kommen sollte, wo das Weberchiffchen sich ohne Weber bewegt und der Pflug ohne Stier, dann kann es keine Sklaverei mehr geben.

Den größten aller Naturforscher nenne ich Bacon von Verulam. Er schrieb einen Staatsroman, die „Nova Atlantis“, und in diesem führte er aus: der Zweck der Wissenschaft sei es, die Elemente dem Menschen dienstbar zu machen. Wenn Das gelungen sei, dann müsse die menschliche Knechtschaft ein Ende nehmen; und den Zustand, der dann entstehen müsse, malte er ungefähr so aus wie ich in meinem „Freiland“.

Und der größte Mensch, der wurde vor 1900 Jahren auf Golgatha ans Kreuz geschlagen. Und man würde ihn heute wiederum kreuzigen, wenn er wiederkäme und seine Ideen verkündigte. Er hat den Grundsatz aufgestellt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Was heißt denn Das? Sollen wir alle Menschen gleich stark lieben? Das ist nicht gemeint. Wir können getrost unsere Verwandten und Freunde stärker lieben als die anderen Menschen: aber als gleichberechtigtes Wesen sollen wir jeden Menschen achten und lieben. Das thun wir aber wahrlich nicht. Wir Menschen sind schlimmer als die Raubthiere. Diese wüthen nur gegen die Angehörigen anderer Familien, wir aber fressen uns unter einander auf. Und im besten Falle lieben wir unsern Mitmenschen wie ein Hausthier. So halten wir den Grundsatz: „Liebe deinen Nächsten.“

Diese drei Männer also sprechen für uns. Und wir glauben, daß jetzt die Zeit gekommen ist, von der Aristoteles spricht, die Zeit, die Bacon ahnend voraussah. Das Weberchiffchen fliegt ohne Weber, der Pflug bewegt sich ohne Stier; die Elemente sind in den Dienst des Menschen gezwungen und an der Stelle der Sklaven von Fleisch und Bein harren zahllose Sklaven von Stahl und Eisen der Arbeit des Menschen. Wir könnten Alle ein Herrenbasein führen, denn die Elemente sind unsere Knechte geworden. Und wer glaubt, daß der Satz Christi von der Nächstenliebe etwas mehr ist als Unsinn, daß das Wort: „Liebe deinen Nächsten“ zur Wahrheit werden kann und muß, der wird, so glaube ich, unseren Bestrebungen seine Sympathie nicht vorenthalten können.

Dr. Theodor Herzka.

## Zwei Kunstschriftsteller.

**I**ch möchte heute unsere Leser nach Westeuropa führen. Ich halte unsere Leser für sehr belesen und bin überzeugt, daß die kunstwissenschaftlichen Werke in ihren Händen sind, die, wie man zu sagen pflegt, die Kunstgeschichte zu einer Wissenschaft erhoben haben. Wenn ich heute von einigen schön geschriebenen Werken reden will, so bin ich sie betreffend weit entfernt, solche Erwartungen rege machen zu wollen; diese Werke sind bedeutend anspruchsloser bezüglich der Objektivität. Aber sie sind dagegen viel anspruchsvoller in Bezug auf den Stil, in dem sie geschrieben sind. Ich möchte glauben, daß sie deshalb länger dauern müssen als jene Bücher, die, sobald ihre Thatsachen nicht mehr Gültigkeit haben, nicht um ihrer selbst willen mehr gelesen zu werden brauchen. Da ich aber die deutschen Schriften zur Kunstgeschichte nicht länger durch solche allgemeinen Anklagen ob ihres Stiles bloßstellen möchte, nenne ich gleich die beiden Autoren, von denen ich reden will: E. de Goncourt und Ruskin. Ich glaube nun, selbst der fleißigste Schüler von Anton Springer wird nicht sagen können, daß sein oder seines Meisters Stil mit dem Stil solcher Schriftsteller komparirt werden kann.

E. de Goncourt habe ich einmal selbst gesehen. Ich that eines Tages nichts (hélas! Das ist keine unterscheidende Bezeichnung für diesen Tag) und wandelte über den Boulevard des Capucines. Es war die Nachmittagsstunde, die Stunde des Absynthes, zu der, unter meinen Bekannten wenigstens, keiner Etwas thut; dicht bei der Madeleine, wo das Begräbniß Mac Mahons Statt hatte. Das Volk wogte; ich stand vor einer Anschlagssäule, an der ich das lithographirte Bild des Czar Pelaban fand. Und während ich es betrachtete, betrachtete es von der anderen Seite ein älterer Herr. Er schüttelte sein Haupt; dann ging er, den massigen, großen Körper auf einen Stock gestützt, einem gegenüberliegenden Blumenladen zu. Die Schaufenster der Blumenhandlungen sind entzückend in Paris. Aber nicht allein deshalb folgte ich dem alten Herrn; es zog mich Etwas in ihm an, es dämmerte Etwas wie ein Erinnern in mir auf. Er trug einen hellen Shawl, dessen Enden kampfmuthig wehten, und auf dem Kinn hob sich eine „Fliege“ weißen Haares von dem gelblich kräftigen Teint unter dem weißen Schnurbart verwegend heraus, das weiße Kopfhaar trat nachlässig, wirr, unter dem schief aufgestülpten, und trotzdem er

am Morgen noch beim Hutmacher gewesen, schon ramponirten, Cylinder hervor: das ist Goncourt, rief es in mir; die wehenden Shawlenden hatten mich geleitet, ich fand in meiner Erinnerung sein von Raffaëli gemaltes Portrait wieder. Als ich in seinem Gesicht die Augen sich erheben sah, leuchtende, sehr glänzende dunkle Augen, erkannte ich ihn auch nach der schönen Zeichnung, die von Braquemond im Luxembourge-Museum hängt; er stand noch vor der Blumenhandlung, er besah sich Rosen, und die Rosen standen in einem japanischen Gefäß.

Als er sich von den Blumen abwandte, über den Boulevard langsam davonschritt, dann verschwand, hatte ich den Eindruck von etwas Verwehtem, Vergessenem. Das Volk machte nicht Platz, kannte ihn nicht, er schob sich sacht durch die Menge, etwa einem Bohème gleich, dem aber noch das von Haus aus Gepflegte zu Grunde lag; man dachte an einen schönen Stein in wohlüberlegt gegriffener Kravatte, an guten Schnitt der nachlässig getragenen Kleider, an eine aristokratische Nuance. Ich glaube, Turgenjew war von demselben bâteau. Ich hatte, als Goncourt dahinging und verschwand, das Gefühl, daß, so hoch man ihn auch erhob, er nicht gelesen war, noch immer nicht gelesen, trotz einer Notorietät, die beinahe fünfzig Jahre währt. Nicht daß ihn der Czar Beladan ernsthaft beschämte; aber es giebt Andere, Bourget, den eleganten. Goncourt ist ferner in den Augen der revue des deux mondes nichts; doch nur Gebildete vom Schlage Derer, die die revues des deux mondes lesen, pflegen ihn zu verstehen. So verkaufen sich denn nur einige zwei- bis dreitausend Exemplare seiner Bücher; und dann giebt es jetzt eine neue Generation, die sehr geschickt ist; Lavédan, Abel Hermant, Marcel Prévost — ich weiß nicht, so traurig kam es mir in diesem Augenblick mit Goncourt bestellt vor, daß ich erwog, ob er wirklich ein Romanschriftsteller wäre? ob nicht die Verehrung, die ich seit Jahren für ihn hätte, von etwas Anderem herrührte? Mit der entscheidenden Begabung wie ein Zola ging dieser da nicht durch die Menge; und mir fiel aus der Korrespondenz Flauberts ein, wie Flaubert von dem Erscheinen eines neuen Romans von Zola durchschüttelt wurde, und wie ihn ein neuer Roman der Goncourts erfreute, eben erfreute; und die Goncourts wie Zola nennt man dabei Flauberts Freunde. Aber vor dem Blumenladen hatte nach meiner Meinung Goncourt sehr wohl an seinem Platze gestanden. Diese Rosen konnte er ganz wundervoll beschreiben, sagte ich mir; und für die Gefäße, in denen sie standen, hatte er die hellsten Augen, während sie Bourget nur angesehen (und dann auch recht fein beschrieben) hätte, nachdem ihm mitgetheilt worden wäre, welches Interesse sie haben. In Goncourt ist das Primäre der Sammler, sagte ich mir nach dem äußeren Aspekt; ein Mensch, der mit Künstlern verkehrt, aufhört, an-

geregelt ist, klug ist und neue Gebiete findet, in denen zu sammeln wäre. Er ist ein Typus eines alten Parisers, sagte ich mir, der zwischen der rue Laffitte und den Quais, wo die kleinen Buchhändler ihre Stände haben und wo man interessante Funde unter den alten Büchern macht, luftwandelt; viele seines Gleichen hatte ich gesehen. Ein Poet; ja, wahrscheinlich; aber einer, der nichts ohne Daten, Geschehnisse, Ortsbesichtigungen, kleine Dokumente anfängt, lavirte Zeichnungen, Straßenangaben, Flitter, Puder, Tand; und der dann ganz merkwürdig sein achtzehntes Jahrhundert rekonstruirt, wie Jemand von damals es schreibt. Es ringen sich aus seiner Darstellung Dinge wie Ausrufe und Geständnisse des achtzehnten Jahrhunderts los; so sehr ist er durch die Kleiderreste (von denen er ja in seinen Idées et Sensations schreibt, daß ohne sie eine verfloßene Periode nicht verstanden werden könnte), durch die Brieffschaften, Programme und Menus hindurch dem achtzehnten Jahrhundert auf den Grund gekommen.

Schließlich, so sagte ich mir, sind selbst seine Romane nichts Anderes, nur daß sie aus Materialien der Epoche, in der Goncourt lebt, zusammengesetzt sind.

Daß ein solches Naturell nun, wenn sich ihm ein Stil verbindet, daß man wähnt, er ist gesprochen, kühn und malerisch in seiner Ausdrucksweise, in den Details der Beschreibungen silberfein, einen wunderbaren Kunsstschriftsteller abgeben muß, ist sonnenklar. Auch bedauert man, wenn man seine Seiten über die französische Kunst des achtzehnten Jahrhunderts liest (das Wunderbarste ist der erste Absatz über Watteau, der weiß glänzt und knistert), bedauert man, wofern man sonst eben auch kunsthistorische Bücher ihrer Themen wegen in die Hand nimmt, daß er nicht alle Gebiete bearbeitet hat, eben so wie man es bei dem entzückenden Justi bedauert, daß nicht mehr Bücher von ihm existiren, und bei Sainte-Beuve, daß er nur ein Bißchen über Malerei geschrieben hat.

Das Bedauern wird lebhafter, sobald die Ueberzeugung sich unwiderstehlich des Lesers bemächtigt, daß in nichts so sehr wie im Schildern seiner Emotionen die dauernde Bedeutung Goncourts beruhen werde. Auch hat er sich, mit dem herankommenden Alter freilich erst, das die Phantasie schwächt und den Sammlergeist fleißiger reben läßt — siehe Goethe —, mehr dem Schreiben über Kunst zugewendet, und zu seinem und unserem Gnuße das herrliche Gebiet der japanischen Kunstleistungen so unebirt gefunden, daß es ihn interessirte, es zu beschreiben, und er uns eine lang Serie von Bänden über japanische Künstler versprochen hat.

Die Brüder Goncourt zusammen sind aber schon in jungen Jahren als Kunsstschriftsteller zeitweilig aufgetreten; in ihren früheren Schriften

zeigen sie sich empfänglich für den charme des Mittelalters, bei dem sie allerbing's auf die gráce maigre et souffrante der Baumeister ein Licht werfen, das mehr in den Goncourts sentimentale Kinder des neunzehnten Jahrhunderts beleuchtet, als den Seelenzustand der Baumeister schildert, welche die Gothik geschaffen haben. Dann begreifen sie Venedig sehr gut; endlich tritt Das, was sie von dem ihrer Zeit Angehörigen begreifen, in dem Bande zu Tage, den man soeben neu veröffentlicht hat: *Etudes d'Art. Le Salon de 1852; la peinture à l'Exposition universelle de 1855.*\*)

Ihr Salon von 1852 ist eine Art Führer; nach einer kurzen Einleitung dringen die Brüder in das Palais Royal, in dem damals diese Ausstellungen stattfanden. Sie durchheilen die verschiedenen Galerien, und in jeder schreiben sie alphabetisch die Namen der Maler auf, die ihre Reflexion erregen; nach der Malerei besprechen sie die Miniatur, das Pastell, die Zeichnungen, die architektonischen Entwürfe. Ganz anders ist der Plan bei ihrer „Malerei auf der Ausstellung von 1855.“ Hier beschäftigen sie sich mit allgemeinen Ansichten, und gleich zu Anfang rüsten sie die Frage: ist die Malerei eine Kunst des Geistes? Dann erinnern sie an die Kämpfe des Materialismus und Sentimentalismus, die durch das Hereinbrechen des „allégorisme“ verwickelter werden. Sie beweisen hiernach, weshalb die Religionmalerei nicht mehr blühen kann — damals, 1855, heute haben wir ja *Pudis de Chavannes* —, darauf wenden sie sich zur Gesichtsmalerei, von der sie sagen, daß sie durch die Gleichmäßigkeit der Tracht, die Einfarbigkeit der öffentlichen und feierlichen Szenen der Gegenwart zu den Bildern aus der Vergangenheit gedrängt werde; von der Schlachtenmalerei sagen sie natürlich, als verständige Leute, daß sie nur ein Illustriren ist, *la mise en scène panoramique d'un rapport militaire*; und endlich von der Genremalerei, daß sie nur ein Genre ist, Brot zu verdienen. Nachdem sie die Portraitmalerei gestreift haben, gelangen sie zu dem Schlusse, daß nur die Landschaftmalerei ein Triumph moderner Kunst sei; — Das ist ja selbstverständlich, war aber in den fünfziger Jahren herauszufinden nicht ganz so leicht wie eben heute, wo doch schon, allerdings mit Ausnahme einiger Orte in Deutschland, der größte Theil der Menschheit es begriffen hat. Was uns heute wichtiger ist als diese Bemerkung der Goncourts, ist die ungemaine Werthschätzung, die innerhalb des Gebietes der Landschaft die Goncourts für *Decamps* hegen; *Decamps* nennen sie freilich mit Recht den *maître du sentiment pittoresque*, er ist aber deshalb gerade, wie wir nicht zu sagen brauchen, uns ein kleinerer Meister. Denn wir lieben die Natur

\*) Ein Band. Flammarion.



nicht mehr dort, wo sie pittoresk ist; in dieser Hinsicht sind die Goncourts ihrer Epoche angehörig, wie Goethes Geschmack dem Mengs'schen, Tischbein'schen und Angelika Kaufmann'schen angehörig war. Auch haben die Goncourts auf den sehr hübschen Aquarellen, die wir von ihnen, besonders von Jules, bewundern, den Zug von Decamps; ein Goncourtsches Aquarell ist joll, joll, — weniger hübsch würde uns hübscher sein, weniger pittoresk uns besser dünken. Es ist nicht das Sentiment des Stillen, des Einfachen, einer idyllischen Stärke in ihnen. Das fehlt ihnen ganz und gar. Ich könnte sie mir vor einem Watteau'schen Idyll voll Freude denken; aber vor Millet'schen Idyllen haben sie Halt gemacht, ihn nicht verstanden, seine Größe nicht gesehen; es mußte Etwas froufrou sein, was ihnen gefallen sollte. Während Decamps für sie existirte, dann die feine Karikatur (Gavarni) sie auf das Lebhafteste anzog, Farbe und Brio, Geist und Witz, — und andererseits auch die Unmuth, die Poesie, die Grazie des achtzehnten Jahrhunderts ihr Fahrwasser war, sind sie ohne Verständniß für den Gott der modernen Kunst: für Millet. Es ist charakteristisch, hier hören sie auf, ihr Organismus kommt hier nicht mehr mit. Wir sind gezwungen, hier so entschieden uns von ihnen zu wenden, wie man sich von dem allerreizendsten petit-maitre abwenden würde, der Kniehosen trägt in unserer Zeit.

Im Jahr 1875 treffen wir Edmond von Neuem geneigt, einen Salon zu beschreiben. Diesmal will er es mit der Manie des *homme de lettres*. Er will aus dem Maler herauszerren, welches der erste Ursprung seines Werkes war, die Umstände festhalten, unter denen das Bild geboren ward, die Umwälzungen, die es erlebte, schildern; er will dem Maler die psychologische Genesis seines Werkes entreißen und in seiner Kritik von dem Sichtbaren zum *au-delà* aufsteigen, von der gehorchenden Hand abstrahiren und sich mit dem Geiste beschäftigen, der befohlen hat. Er begiebt sich auf ein gefährliches Gebiet, zu der Frage, die er sich 1855 stellte, kehrt er zurück: ist die Malerei eine Kunst des Geistes?

So wird dieser klassische Kunstschriftsteller, dieser *avocat* von Bildern ohne Gleichen, ein klassischer Zeuge, und wieder einmal den Ausruf zu bestätigen, den einer der klügsten Maler unserer Zeit, Degas, gethan hat: „Alle Schriftsteller entfernen sich von der Kunst, wenn sie über Kunst schreiben“. Selbst Goncourt unterliegt der Metiergefahr eines *homme de lettres*, er, der wirklich der Kunst ein Freund ist, sie fühlt, sie sammelt, wundervoll beschreibt, ja sogar ein artiger Künstler ist. Und wir können um so leichter jetzt sein Buch verlassen, als er in einer — wunderschön geschriebenen — Vorrede zu einem Bande von Gustave Geffroy vor zwei Jahren offiziell erklärte, daß ihm für die eigentlich moderne Malerei ein naheß Verständniß abgehe.

Einen weiten Weg legt man zurück, wenn man sich von dem raffinierten Schreiber der Spätkultur zu jenem prophetenhaften, sonoren, pathetischen Ruskin wendet, der gleichsam in einem schönen ländlichen Pfarrhause sitzt.

Ruskin hat in England und den Vereinigten Staaten eine Stellung erreicht, die auch nicht durch die Angriffe der exakt geschulten Historiker der neuesten Zeit erschüttert werden konnte, eine Stellung, die Niemand vor ihm, und Keiner unter denen, die ihm folgten, erreichte, und die ausschließlich von der dichterischen Gewalt seiner Rede, der außerordentlich reichen Sprache in seinem Naturschildern, dem starken, sittlichen Pathos des ganz ausgezeichneten Menschen und dem warmen Sonnenschein herkommt, der in seinem Herzen, das jung geblieben ist, noch immer blüht. Ihn habe ich nie gesehen; ich kenne von seiner Erscheinung nur Photographien, dann sein Selbstportrait, auf dem er sehr anziehend, etwas „streng und brav“, im Genre der Auffassung der Nazarener, wirkt, und ein Aquarell von Hubert Herkomer. Auf diesem Aquarell sieht man, wie wunderschöne blaue Augen er hat; seit ich diese Augen kenne, lese ich ihn fast noch lieber. Daß seine Kunstschriften, deren Einfluß ein so ungeheurer geworden ist und deren wegen er dem großen Haufen nur als Kunstschriftsteller bekannt wurde, fast nur die erste Hälfte seines arbeitreichen Lebens ausgefüllt haben, ist Vielen bei uns bekannt; mit seinem vierzigsten Jahr hat er über Kunstthemen zu schreiben eigentlich aufgehört und ist ein Philosoph und ein Erzieher seiner Nation im Allgemeinen geworden. Doppelt interessant ist es nun, eine Ausgrabung zu verfolgen, die ein ganz naives Buch aus seiner frühesten Jugend jetzt zu Tage förderte\*), ein Buch, das trotz der Schönheit versunken und vergessen bleiben würde, wenn sein Autor nicht mittlerweile zu einer der gefeiertsten literarischen Persönlichkeiten emporgewachsen wäre. Dies Buch giebt nicht das Maß von Ruskins Kenntnissen, es giebt fast keine Kenntnisse, es zeigt vielmehr, wie wenig Ruskin zu wissen brauchte, um sein glückliches Finden und einen warmen, gerade seiner lebenswürdigen Jugendzeit angehörenden, anschauenden, humoristischen Sinn zu bethätigen. Ich will nicht Viel von dem Buche citiren, und man sieht fast überall noch — oder sagen wir offener, überall — hinter der richterlichen und kunstkritischen Maske das persönliche Gesicht des damals noch sehr jugendlichen Autors. Um uns ägyptischer Architektur und Mythologie nahezuführen, wählt er die Vorstellung von einem Delirium, das Den befallt, der in der Hitze mit unbedecktem Haupt ginge, — für die historischen, religiösen und auch künstlerischen Fakten ist Das doch wohl zu einfach gesehen! Aber wie

\*) George Allen, London.

hübsch ist eine Note, die er über die Fenster in einer britischen Villa macht! Ich kann mich nicht enthalten, sie mitzutheilen: Der einzige Blick, sagt er, aus dem Fenster, der wirklich wichtig ist, ist vom Fenster im Frühstückszimmer. Dies mag Euch zunächst überraschend vorkommen und als eine kühne Behauptung erscheinen, es ist aber nach einer kurzen Erwägung das Einzige, was übrig bleibt. Denn es ist sehr nett, einen Blick aus seinem Schlafzimmer ins Freie zu werfen; aber schließlich schneidet man sich beim Raufen, und was die Damen betrifft, so denken sie beim Ankleiden an nichts als ans Ankleiden. Die Fenster im Speisezimmer sind absolut nutzlos; ein Mittagessen bei Tageslicht ist unbehaglich und die Möbel sind so sehr für das Essen bestimmt, daß der Raum zum Verweilen außer der Essenszeit ungeeignet ist. In der Bibliothek will man etwas Anderes, als aus dem Fenster schauen; im Wohnzimmer möchte es wohl gut sein, z. B. in der letzten, müßigen Viertelstunde vor dem Essen aus dem Fenster zu sehen, doch ist dann Jeder unruhig, Niemand hat den Zustand körperlicher und geistiger guter Laune, der allein das Sehen aus dem Fenster zu etwas Angenehmem macht; — es bleibt nur das Frühstückszimmer. Nur hier ist die Aussicht aus dem Fenster wahrhaft werthvoll; wo wir dem jungen Tag zuerst entgegentreten, wo sich beim Hereinkommen der erste Blick schöner Augensterne . . . u. s. w., u. s. w., es folgt ein lyrisches Ergehen. Aber Dem, der diese Schilderung auf Englisch liest, kommt dabei aller Zauber einer englischen Morgenstimmung, mit fröhlichen Mädchen und gesunden Jünglingen, mit gutem Appetit, mit Naturgefühl entgegen, man denkt an große Wasserbehälter, in denen diese Welt vorher für Gesundheit und körperliches Wohlbehagen sich präparirt hat, man hört sie sich „guten Morgen“ zurufen und sieht sie mit frischen, gerötheten Wangen aus Fenster eilen und einen Blick in die lachende Baum- und Wiesenlandschaft hinauswerfen — ach, sagt man sich in einer Erinnerung an die heiteren Tage, die man in England auf dem Lande verlebte: Wie schön ist doch die Erde und jubelt gern diesem Ruskin zu, der, während er seine kleine Jugendbeseler, seine „Poesie der Architektur“ schrieb, ja freilich wenig von Architektur verstand, doch über Tageszeiten mit köstlicher Anschauung und beinahe mit Poesie zu plaudern wußte.

Hamburg.

Herman Helferich.



## Ein vaterländisches Schauspiel.

Im Barnay-Theater sind jetzt sehr schöne altbrandenburgische Uniformen, Waffen und Felbbinden ausgestellt. Auch werden Zimmer aus dem Königsberger Schlosse gezeigt und kriegerische Märsche gespielt. Den Vorwand zur Ausstellung und zum Schlachtkonzert bietet das vaterländische Schauspiel „Aus eigenem Recht“, das Herr Ernst Wichert schon vor fünfundsiebenzig Jahren verfaßt haben soll, das er ganz sicher aber in der allerneuesten Zeit erst für den Modegeschmack frisch aufgearbeitet hat. Trotz der glänzenden Fülle des blanken Rüstzeuges ist es ein entwaffnendes Stück; in seiner talentlosen Nüchternheit, in seiner unkünstlerischen Handwertereierlei entzieht es sich der literarischen Kritik, und da es das Publikum offenbar ganz erschrecklich langweilt, kann es auch wenig Unheil anrichten. Man hat Vergleiche mit Wildenbruchs Hohenjollerndramen angestellt. Du lieber Gott! Herr von Wildenbruch ist gewiß nicht immer geistreich und er ist sehr häufig unglaublich geschmacklos; aber er ist auch nicht selten ein ganz starker Könner und immer ein ganz persönliches Temperament. Herr Ernst Wichert dagegen ist Kammergerichtsrath und Vorsitzender des Vereins Berliner Presse. Die Kammergerichtsreferendare bewahren wie Heiligthümer die Verse auf, die der Herr Rath während der Verhandlung so hingekritzelt hat, und die kritischen Mitglieder des Vereins Berliner Presse wünschen die Influenza herbei, wenn ein neues Schau- oder Lustspiel ihres Vorsitzenden in Sicht kommt. Aber nur die engsten ostpreussischen Bieberlandsleute des fleißigen Herrn wagen, ihn einen Dichter zu nennen.

Und doch ist das neue Stück nach zwei Seiten interessant. Erstens, weil es ein vaterländisches Schauspiel ist. Da kann ihm der Beifall aller patriotischen Kunstfremdlinge nicht fehlen. Es hat keine Handlung — aber die Gesinnung! Die Figuren sind aus Holz und Pappe gefügt — aber sie schwelgen in königtreuen Tiraden! Der Geist der Geschichte ist gröblich entstellt — aber wie belehrsam ist der Anblick für die heranwachsende Jugend! Wo im Schweiß des Angesichts so für König und Vaterland gekämpft wird — den lieben Herrgott läßt der altliberale Herr Wichert noch so ziemlich aus dem Späß —, da ist mit ästhetischen Einwendungen nichts zu erreichen. Solche vaterländischen Schauspiele waren früher eine französische Spezialität; als man vor zwanzig Jahren im Pariser Odeon den fürchterlichen Noces d'Attila von Henri de Bornier zujubelte, da wußte wenigstens Jeder, daß Attila der böse Bismarck sein sollte. Nun ist die Mode längst schon über den Rhein gelangt, und damit sie nicht fernerhin noch der trivialen Mittelmäßigkeit zu bequemen Erfolgen verhelfe, muß mit

allem Nachdruck es ausgesprochen werden, daß es in der Kunst nur einen echten und verdienstlichen Patriotismus giebt: den, aufrechte und lebendige Werke zu schaffen. Als Schiller das Heldengebild der Hirtin von Orleans schrieb und die schottische Maria feierte, als Lenbach den römischen Pontifer malte, da waren sie viel, sehr viel bessere Patrioten als Herr Wichert mit seiner geräuschvollen Maskeade vom Großen Kurfürsten und vom Königsberger Schöppenmeister, der, in der Furcht des Herrn, freiwillig für sein Vergehen im Kerker die Sühnung sucht. Um deutsche patriotische Dramen zu schaffen, muß man allermindestens doch als ein Meister die deutsche Sprache beherrschen.

Auch muß man — und das ist die andere interessante Seite der Sache — den Geist der Geschichte begreifen und respektiren. Mögen die Franzosen sich vor einem maskirten Attila-Bismarck entsetzen; wir wollen anstatt des Großen Kurfürsten nicht einen Neuen Kurs-Fürsten sehen, einen Fürsten, wie er, dem Himmel sei Dank, unter dem neuen Kurs ja nicht existirt, wie ihn in gequälten Zukunften gerade jetzt wohl aber die kümmerliche Phantastie eines dichtenswollenden Bureaukraten erschaffen möchte: einen in strahlender Glorie daherschwebenden Herrn, der seine Minister verächtlich, wie dumme Jungen, behandelt, der das Künftige ahnend erkennt, der alle lobhübelnden Biographien über sich selbst, Allerhöchst befristigt, schon gelesen hat und der mit ekstatischem Prophetenblick als ein Unfehlbarer über die Häupter der Irdischen schreitet. Den Großen Kurfürsten schuf aus derberem Stoffe die Natur, und wer ihn künstlerisch nachschaffen will, der darf nicht vergessen, daß der Begründer preussischer Größe und Macht gerade im Verhältniß zum Königsberger Schöppenmeister das Recht gebeugt und ein gegebenes Versprechen gebrochen hat, daß er kein Allesverfühner war, sondern, wie jeder Große in jeder Geschichte, ein rückwärtslos brutaler Thatenvollbringer. Dadurch wird der Große nicht kleiner, nur menschlicher, und Herr Wichert schreibt für den Helikon doch lange genug schon gereimte Akten, um wissen zu können, daß darin eben das Dichten recht eigentlich besteht: in der Größe die Menschlichkeit zu finden und in der Menschlichkeit die Größe zu suchen.

Uebrigens ist das Stück doch nur oberflächlich modernisirt. Zwar, der Bürgermeister, der vorkommt, ist ein gelenkiger Herr und wäre gewiß bereit, beim Einzug der Truppen mit sorgfältig ausgewählten und sauber angezogenen Stadträthen Spalier zu bilden. Aber die Herren von Maczorski und Leszczyński, Polen aus der Polakei, werden im Königsberger Schlosse so schlecht behandelt, daß schon deshalb im Sinne einer modernen Kunst von einem vaterländischen Schauspiel nicht die Rede sein kann. M. S.



## Mexiko in der Presse.

Am 26. November 1892 war an dieser Stelle (Artikel „Unsere Handels-Redakteure“) der folgende Passus zu lesen:

„Dabei hat es die Hochfinanz längst aufgegeben, nur durch den Mund der Handelstheile zu sprechen. So ein politischer Redakteur bekommt von seinem Korrespondenten aus London die rosige Schilderung eines tropischen Landes und hat keine Ahnung davon, daß hierüber der von ihm so einfach verachtete Kollege im Handelstheil schon vorher unterrichtet war. Oder ein als Patriot weithin gefeierter Chefredakteur erhält zu seiner wahren Genugthuung eine vernichtende Kritik des russischen Verwaltungswesens, ohne die zarte Beziehung zu einem Baisseengagement in Rubelnoten zu riechen.“

Am 6. Dezember 1893 hielt es die „Vossische Ztg.“ für nöthig, sich am Kopfe ihres Handelstheils also zu erklären:

„Aus Zeitungen und Zuschriften erfahren wir, daß der in unserer gestrigen Morgennummer enthaltene Leitartikel über die mexikanischen Finanzen schon einige Tage vorher an der Börse angefündigt, daß auch in Briefen angezeigt worden sei, daß Auslassungen über die mexikanischen Finanzen in der „Voss. Ztg.“ erscheinen würden. Wir ersuchen Alle, die solche Behauptungen austreuen und die bezeichneten Briefe empfangen haben wollen, uns die Beweise zur Verfügung zu stellen, da von der Redaktion über den Artikel bis zu seinem Erscheinen vollkommene Stillschweigen beobachtet worden ist.“

Dieser Erklärung lassen sich drei Ungenauigkeiten vorhalten: 1. Es war eigentlich gar kein Leitartikel, sondern fast nur der alte Wiederabdruck des Berichtes des mexikanischen Finanzministers vom September 1892 mit an sich recht maßvollen Redaktionbemerkungen. 2. Börsenleute behaupten in der That, wenn sie auch inzwischen die „Voss. Ztg.“ davon nicht zu überzeugen vermocht haben, daß ihr Artikel vorher bekannt gewesen sei. 3. Die Zeitung scheint anzunehmen, daß gerade ihr Blatt die ganze Sache erst wichtig mache, während man in Berlin selbst nur mit Mexikanern flau wurde, weil man hinter jenen Druckfachen Herrn Direktor Fürstenberg als Urheber ganz offen bezeichnete. Natürlich ist es nicht zu verstehen, weshalb gerade zwischen der Französischen Straße Nr. 42 und der Breiten Straße Nr. 8 ein geheimer Kanal existiren sollte, allein in Geschäftskreisen, wo eine rückhaltlos nüchterne Denkart oft die merkwürdigsten Wahngelbde erzeugt, glaubte man Herrn Fürstenberg wieder einmal an der Arbeit. Wenn aber ein solcher Mann über die Taten streicht, will er Etwas und es kann den Spekulantem höchst unangenehm werden, Dies erst gelegentlich der kommenden Ultimo-Abrechnung zu erfahren. Aber auch sonst würde eine etwaige Presscampagne zwischen der journalisirenden Handelsgesellschaft und dem journalisirenden Hause Bleichröder auf einen bedenklichen Punkt deuten, — nämlich, daß keine Aussichten auf große Operationen da sind. Nur in schlechten Zeiten werden derartige Spannungen nicht rasch fallen gelassen, sondern lieber noch verschärft. Müßigang ist eben aller Laster Anfang.

Zunächst in diese Komödie der Irrungen eine grobe Wahrheit hinein! Bei den letztmonatlichen Kurschwankungen in Mexikanern handelt es sich gar nicht um unser „armes“ Kapitalistenpublikum, sondern lediglich um die Spekulation. Bald waren die Hausfiers, bald die Baisfiers die Gerupften, und da der

eine Theil, der nichts gewonnen hatte, sich wie unter dem Drucke einer schwer greifbaren Macht vorkam, so entstand eine Differenzen-Erbitterung, die schließlich Mienen und Bewegungen des Gerechtigkeitsgeföhls kopirt hatte.

Der Ausgangspunkt des Mexikanerrückganges ist bekannt; ein Land, das an der Weltproduktion von Silber mit ca. 40 Prozent theilnimmt, mußte angesichts eines solchen Preisfalles des weißen Metalles, wie wir ihn erlebt haben, seine Papiere unbedingt sinken sehen. Daher ist der Vorwurf, Bleichröder habe die Kurse damals absichtlich zu drücken begonnen, geradezu grotesk. Im Gegentheil hat diese Firma wohl in den ersten Zeiten jener Depression den Kurs oft halten müssen und ist bei Ignoranten dann in den Verdacht gekommen, Meinungskäufe vorzunehmen. Es kann auch unmöglich ganz richtig sein, daß Bleichröder sofort auf einen gewinnreichen Anleiheabschluß gezielt habe. Ende Juli stand Silber so schlecht, daß die Coupons von mexikanischen Internals mit nur M. 2 per Dollar verrechnet wurden und die Silberbaiffe und deren Folgen waren noch ganz unabsehbar. Vor seinem laufenden Vorschuß, der nicht sehr groß gewesen sein kann, brauchte dem Emissionshause keineswegs zu bangen, desto stärker aber vor der Gewährung weiterer Vorschüsse, die das in arger Verlegenheit befindliche Mexiko absolut haben mußte. Wer das erste Communiqué Bleichröders aufmerksam las, hatte das bestimmte Gefühl, daß hier möglichst ein Konflikt konstruirt werden sollte, der den einzig möglichen Selbgebern eine weitere Hilfsaktion ersparte. Man sprach auch damals von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Firma selbst, — daß die jüngeren Partner von einer solchen neuen Transaktion nichts wissen wollten zc. zc. Aber was half's? Der Oktobercoupon mußte vorbereitet werden und es wäre eine dankbare moralische Entrüstung geworden, hätte man bei uns auf die geschlossenen Hände des reichsten Bankhauses von Berlin verweisen können. Wenn irgendwo, so ist vielleicht bei dieser Gelegenheit ein höherer Druck ausgeübt worden, denn allen Einwendungen von einem exorbitanten Emissionsgewinn hätte das Haus mit der Thatsache entgetreten können, daß auch unser Publikum exorbitanten Zinsgenuß gehabt hat (noch ganz abgesehen von vieljährigen Kurssteigerungen) und daß eine solche Silberentwerthung doch wahrhaftig nicht voraussehen war. Lächerlich ist es aber, diesen höheren Druck als ganz neu hinstellen zu wollen — bei einer angeblichen Absicht, das jüngste mexikanische Anlehen in Deutschland zur Subskription zu bringen. Ich gestehe, daß der Kreuzzeitungsartikel vom 27. November, der gegen eine derartige Emission mobil macht, in allen Details objektiv und sehr gut geschrieben ist, aber die Schlufidee, daß angesichts der Auflage der Gasglühlichtaktien (M. 800 000 mit einer Dividende von 70 Prozent hinter sich) nun auch ganz sicher die mexikanische Anleihe bei uns zur Subskription kommen müsse, ist schier unfaßbar. Die Kreuzzeitung könnte eine Serie von Lobliedern umgekehrt gefungen haben, unter alle könnte Herr von Hammerstein selbst seinen Dichternamen setzen und dennoch würde es keinem Bankier mit fünf gefunden Sinnr eingefallen sein, in jetziger Zeit mit einem erotischen Anlehen auf dem Pla zu erscheinen. Diese neueste Selbstgefälligkeit gewisser Kreise, sich höchst eigenhändig um den Bart zu streichen, weil sie ein nationales Unglück, diesmal nämlich die mexikanische Subskription, verhindert hätten, soll doch wenigstens hier in das verdiente Zwielicht gestellt werden.

Indessen, des Einen Schuld ist noch keineswegs des Anderen Unschul und sollten alle die Manipulationen, welche die Börse den Herren Bleichröder

jetzt aufbürdet, nur einen hohlen Irrthum bilden, so könnten die genannten Herren einigermaßen als Märtyrer gelten. In der That! wüßten die börsenfeindlichen Charaktere, wollte sagen: Federn, welche Herzenserquickung sie gerade dem Spekulationpublikum mit den Angriffen auf Bleichröder gereicht haben, vielleicht — würden sie sich nachträglich doch ärgern. So wenig wie Kulturkämpfer Inquisition und Jesuiten, also zwei Totfeinde, von einander zu trennen vermögen, so wenig verstehen auch die ferner Stehenden den immer strengeren Gegensatz von Bank und Börse. Aber dieser Gegensatz ist da, weil die Spekulation sich fast stets als Lamm im Rachen des Wolfes Haute Banque fühlt. So auch wieder gelegentlich dieser mexikanischen Affaire. Das Publikum nahm die Communiqués von Bleichröder als Das, was sie wirkten, nämlich als Beunruhigungen. Vorher sah man wohl die Ressourcen Mexikos als bedroht an, aber an der Integrität des Zinsendienstes wurde nicht gezweifelt. Während nun wie von ungefähr ein berattiger Argwohn wirklich entstanden war und harmlose Kinder sich den Schmerz ausmalten, den das Emissionshaus über so Etwas empfinden werde, erschien die erste öffentliche Mittheilung, die bereits Trostsworte zu spenden verstand. Die Kurs-Konsequenz war eine so widrige, daß die Meisten über die ungeschickte Abfassung bei Bleichröder erstaunt waren, während doch nur ein Blinder die überaus feine und gewandte Darstellung übersehen konnte. Von da an — es war Anfang August — begann doch erst die eigentliche kapitalistische Beängstigung und nun giebt es Leute, die da behaupten möchten, das Haus Bleichröder habe je nach seinen Communiqués Baisseoperationen im größten Stile gemacht.

Wie will man Das nun beweisen? Unbestreitbar sind in Mexikanern eben so große wie vorsichtige, d. h. verdeckte, Leerverkäufe ausgeführt worden. Aber von wem? In Berlin gab es seit August keine Ultimo-Liquidation, in der nicht sehr bemerkenswerthe Baisseengagements hervortraten, und diese hätten sich noch fühlbarer gemacht, ohne den Ausgleich mit zahlreichen kleinen Hauffepositionen, die nach Lage der Dinge da sein mußten. In Zeiten eines Kursrückganges sind nämlich überrannte Käufer stets die Hauffiers wider Willen. Große Baisseoperationen wurden auch über Paris gemacht. Auch die Deckungskäufe in London waren fast stets für Berliner und Pariser Rechnung. Die Stock-Exchange suchte immer mehr zu verkaufen, wie denn überhaupt der größte Theil der beiden mexikanischen Anleihen von 1888 und 1890 in Deutschland und keineswegs in England untergebracht sind. Damals ging es eben wie ein Kaufsüß durch unseren Anlagemarkt. Die Konversionen sowie die Russenentladungen hatten Hunderte und aber Hunderte von Millionen frei gemacht und so konnte auch der Kurs der 1888er Mexikaner schon nach den ersten 9 Monaten um ein Erkleckliches steigen. Nicht „getrieben werden“, wie es in einer jüngsten nichts weniger als sorgfältigen Zeitungspolemik heißt; man kann wohl M. 4 Millionen Gruson-Aktien in einem Monate von 128 auf 151 und in einem Jahre auf 225 treiben, aber um Aehnliches bei M. 214 Millionen Mexikanern zu treibhäufern, muß man mindestens schon ein Klingsohr sein.

Die Börse bleibt nun, wie gesagt, fest bei ihrer Ansicht, daß Bleichröder nach oben und nach unten zu, vermöge seiner Geldmacht und vermöge seines Einflusses in dieser Angelegenheit selbst, doppeltes Spiel getrieben habe und daß hierdurch fast die gesammte mittlere und kleinere Spekulation zu heftigen Aderlässen gebracht worden sei. Wäre Dies wahr, so hätte aber den ärgsten Schaden gerade Bleichröder davon gehabt. Denn jetzt, wo dieses Haus ein



leicht erkennbares Interesse an besseren Mexikaner-Kursen hat, wird es dasjenige Beunruhigtsein nicht los, das diesem Papier früher eben aufgeproppft wurde.

Aber will man einmal inquisitorisch vorgehen, so ließe sich dem Scheine einer noch ärgeren Sünde nachjagen. Da jenes vielgenannte Emissionshaus doch bereits mit weiteren Vorschüssen herausgerückt war — natürlich immer unter gehöriger Repartirung an die werthen Geschäftsfreunde —, mußte man die Hilfsaktion für Mexiko im Ganzen vornehmen. Es handelte sich also darum, Herrn Porfirio Diaz, welcher der Sage nach in seine Berliner Finanzstelle gar nicht so vernarrt ist, von der Nothwendigkeit einer neuen Anleihe zu überzeugen. Nachdem Dies einmal geschehen war, wünschte doch Bleichröder einen möglichst niedrigen Uebernahmekurs und da ist es denn in der That als ein angenehmer Zufall zu bezeichnen, daß zu der selben Zeit, wo jene Anleiheverhandlungen zwischen Berlin und Mexiko spielten, der Kurs der alten Bonds immer gedrückt wurde. Man kann auch mit dem reinsten Weißwashingtonwillen nicht behaupten, daß diese Rückgänge stets im Zusammenhange mit den Silberschwankungen standen. Mexikaner fluktuirten vielmehr oft und ganz überraschend, und zwar hieß es an den deutschen Börsen bei solchen Gelegenheiten immer: „auf London“ und in London: „auf Berlin“.

Indessen zu beweisen wäre auch diese Machenschaft viel schwerer als etwa die neuesten Käufe in London, die ganz offenbar von Bleichröder herühren. Setzt, wo das Anlehen in London bald herauskommen soll, muß dafür Meinung gemacht werden, aber es steht zu befürchten, daß die Klopsgeister, die einmal gerufen wurden, jetzt nicht mehr zu bannen sind. Gehn doch verbitterte Gemüther so weit, zu behaupten, daß, weil Bleichröder und Konsorten mit jenem Anlehen nur die eigenen Vorschüsse fundiren würden, Mexiko gar nichts davon habe, sondern Alles nur der Geh. Kommerzienrath Moloch in der Behrenstraße. Wie blendend und doch wie falsch! Zunächst giebt es wohl nur wenige Staatsanlehen und auch Industrieanlehen, die etwas Anderes als vertragsmäßig zu konsolidirende Vorschüsse darstellen. Die betreffenden Klassen können doch ihre fälligen Zahlungen unmöglich bis zur Feststellung aller Anleihemodalitäten aufschieben. Welcher Unterschied liegt nun für den gesunden Menschenverstand darin, daß Mexiko einen Theil des Geldes nicht erst im kommenden Monat, sondern schon neunzig Tage früher bekommen hat? Die Verwendung geschah doch zu den gleichen Zwecken. Und hat der Zeichner überhaupt für solche Dinge im Ernste ein Herz? Er fragt sich doch nur, ob eine derartige neue Staatsobligation sicher steht oder im Verhältniß zu der hohen Verzinsung eine gewisse Gewähr bietet, und gelangen wir erst dahin, eine Anleihe deshalb nicht zu nehmen, um die ersten großen Geldgeber stecken zu lassen, so werden eben die laufenden Millionenkredite aufhören. Derartige Gefühlsmomente richten sich auch nur ganz äußerlich gegen Bleichröder, heute wo die Wolke des Kapitalshasses an sich immer düsterer wird. Es hat Revolutionzeiten gegeben, wo es ein Verbrechen war, von Adel zu sein, und es werden Zeiten kommen, wo es für ein Verbrechen gilt, reich zu sein. Ist dann ein Millionär glücklich nach Neuseeland entronnen, so soll er es nicht wie die Dubarry machen und wegen des Ordens irgend einer Kleinigkeit wieder zurückkommen. „Monsieur le bourreau, encore un moment!“ hat bekanntlich diese Närrin, als sie geköpft werden sollte.

Den größten Schaden von allen diesen häßlichen Spekulationen Dritter trägt aber Mexiko selbst. Dieses Land, dessen Leitung sich seit sieben Jahren die größte Mühe um Ordnung und Wohlfahrt gegeben hat, ist in einen vorläufig

noch nicht zu übersehenden Mißkredit gekommen, und zwar keineswegs durch den Silberfall, sondern durch jene geheimnißvollen Baiffeoperationen, welche die mit Erfahrungen bis zum Ersticken angefüllte Börse nun einmal Bleichröder durchaus vintziren will. Es ist nun richtig, daß, wenn man reiche Mexikaner fragt, ob sie ihre Anlagen in 6prozentiger Goldanleihe oder in 3prozentigen Internals machen, die also Gefragten in ein helles Hibalgogelächter auszubrechen pfelegen. „Wir, die wir die Halbbarbarei unseres Landes kennen, sollen dessen Papiere kaufen? Wir erwerben nur Plantagen.“ Aber was beweist diese Voreingenommenheit einer Anzahl von Gewohnheitmenschen? Doch nur, daß man in einer zu großen Nähe die Dinge nicht recht sehen kann. Die Thatsache, daß Mexiko seit vielen Jahren in ruhiger und umsichtig gepflegter Entwicklung ist, läßt sich doch nicht wie mit einem Schwamme wegwischen, aber trotzdem giebt die „Woffische“ die alte Trivialität wieder von den zwei Augen des Porfirio Diaz, auf denen Mexiko stehe. Noch nicht einmal der Gewinn einer Schlacht wird durch Genie oder Fähigkeit eines Einzelnen erreicht, geschweige eine vielfährige tüchtige Staatsverwaltung. Auch die Anschauung, daß die Gesundheit der mexikanischen Finanzen nicht zu erwarten ist, so lange nicht „ein vollkommener Wandel auf dem Silbermarkte“ eintritt, bedeutet einen merkwürdigen Jongleursprung. Dann werden nämlich jene Finanzen niemals gesund — oder sieht man vielleicht im Geiste Silber wieder auf 50? In Wirklichkeit steht doch Silber mit seinem heutigen Kurse von 32 noch immer höher, als auch die gewiegtesten Edelmetallkennner nach Aufhebung der Shermanbill erwartet hatten. Das Wichtigste bei diesem Kurse ist auch gar nicht die Höhe, sondern die Stabilität. Im Uebrigen hat aber Mexiko längst begonnen, seine anderen Kulturen so stark auszubehnen, daß eine Art von Ausgleich doch immerhin in Aussicht steht.

Aber da Mexiko einmal unter die Zeitungen gerathen ist, so sei hier um Schlusse noch kurz gesagt, wie gerade diese Zeitungen in früherer Zeit hätten helfen eingreifen können. Alle Welt sah Mexiko von unverschuldeten Unglücksfällen in Verlegenheit gesetzt. Zuerst die Mißernte und dann die Silberentwerthung. Alle Welt sah, wie das Land gleichsam nach Athem rang, um nur seine nunmehr unendlich vertheuerten Goldzinsen dem Auslande bezahlen zu können. Unsere Kapitalisten haben seit fünf Jahren, noch ganz abgesehen vom Kursvorteil, den in Europa unerhörten Zinsfuß von 6 Prozent genossen (in Mexiko steht Geld allerdings zumeist über 10 Prozent); was hätte es da geschadet, wenn man diejen Kapitalisten gerathen hätte: Ihr seht, wie jenes Land sich ehrlich abmüht und im Begriffe ist, Curetwege wieder theures Geld aufzunehmen; erklärt freiwillig, für die nächsten zwei Jahre mit 4 Prozent zufrieden zu sein und den Rest in Gutscheinen zu nehmen.“ Ein solcher Vorschlag, wäre er nur von der rechten Seite gekommen, hätte bei den Interessenten wohl Gehör gefunden und er hätte den inneren Werth unserer mexikanischen Bonds besser behaupten lassen als jetzt, wo die alten Anleihen von Neuem gewässert werden mußten. Es ist für die völlige Muthlosigkeit unserer Presse charakteristisch, für deren Mangel an jeglicher großer Initiative und für deren indirekte Popularitätshascherei, daß keine noch so ehrliche deutsche Zeitung so Etwas nur zu denken wagte. Schimpfen, Verdächtigen oder selbst vornehmlich Betrachten ist leicht, aber helfen — —!

Pluto.



## Marshalls Geschöß.

Es wurde über den Handelsvertrag mit Rumänien gesprochen, im Hohen Hause natürlich. Auf einer Tribüne saß friedlich ein ruhiger Bürger, der an der Quelle auch einmal die Weisheit kosten wollte. Er langweilte sich — wieder natürlich, denn der Staatssekretär von Marshall hatte das Wort und daneben noch die Statistil und er erzählte so fürchterliche Dinge über die Folgen einer etwaigen Ablehnung des Handelsvertrages, daß der ruhige Bürger sich der ausbündigen Dummheit der Rumänen patriotisch erfreute, die für einen Vertrag, der uns doch so ganz unentbehrlich sein sollte, obendrein gar noch Konzessionen gemacht hatten. Auf die patriotische Freude aber folgte die Langesweile, und während da unten der eine Marshall sprach, dachte da oben der Zuschauer an den anderen Marshall — auch Vaillant genannt —, der mit einer Chlorkalilösung die Pariser Deputirten verängstigt hatte. Das könnte hübsch werden, wenn jetzt mitten in den Reichstagsaal auch ein solches Geschöß hereinplagen würde. Des ruhigen Bürgers solider Unterbau begann leise zu zittern und vorsichtig sah er die Gesichter der Tribünengenossen sich an, ob wohl Einer darunter sei, von dem man der That sich versehen könnte. Da — plötzlich — lebhaft Bewegung im Hause und ein summendes Geräusch von unartikulirten Lauten und Rufen. War die Bombe geplatzt? Nein; Marshall I. hatte zum Glück nur eine tönende Phrase mitten ins Hohe Haus geschleudert. Er hatte gesagt: „Die Worte der verbündeten Regierung sind mindestens eben so viel werth wie die Thaten des Bundes der Landwirthe!“ Vor Schreck hatte der ruhige Bürger mit dem Absatz auf den frisch gebügelten Cylinder getreten. Nun sammelte er sacht seine Sinne. Wie war Das? „Die Worte der verbündeten Regierungen —?“ Ja, er hatte doch allerlei Worte der verbündeten Regierungen schon vernommen. Im Parlamentsbericht seiner Morgen- und Abend-Meinung hatte er gelesen, wie der erste Geschäftsführer der verbündeten Regierungen zuerst die dreijährige und dann die zweijährige Dienstzeit als allein heilbringend gepriesen hatte, wie durch Kronstadt erst das europäische Gleichgewicht wieder hergestellt und wie dann durch die franco-russische Intimität eine Heeresverstärkung nothwendig gemacht sein sollte. Was meinte da unten der Bombentreddner nun eigentlich? Den verbündeten Regierungen ist der Beifall des Freisinn's bekanntlich doch unheimlich; aber Marshall I. — und auch sein Gebieter — blickt sehr erfreut doch eben nach links, wo die lebhaften Bravos erschallen. Vielleicht hatte der zündend redende Marshall das Wort gemeint, nach dem ein größeres Unglück uns nicht passiren könnte, als wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte. Oder das andere, daß der Bauer kein Münzrecht hat und daß er deshalb auch kein Geld haben könne. Ganz leicht war dieses Gewirr nicht zu durchdringen. Als die Sitzung geschlossen war, wurde der ruhige Bürger von der Tribüne gewiesen. Dabei benahm er sich so sonderbar, daß er zur Beobachtung seines Geisteszustandes einstweilen in die bewährte Anstalt Herzberge transportirt werden mußte. Er scheint gemeingefährlich zu sein, denn er behauptet hartnäckig, er müsse dem Bunde der Landwirthe beitreten um endlich zu erfahren, wie viel die Worte der verbündeten Regierungen eigentlich werth sind. Andere Opfer von Marshalls Geschöß sind bis zum Schluß diese Blattes polizeilich nicht angemeldet worden.



Berlin, den 23. Dezember 1893.

## Caprivinski und Marschallski.

Vor neun Jahren, als gegen die Erhöhung der Getreidezölle die Nichtsalzkonsumenten ein furchtbares Wehgeschrei erhoben, verglich Fürst Bismarck die Wünsche der unproduktiven Klassen nach möglichst billigen Lebensmittelpreisen sehr lustig und treffend dem Behagen von Krebsen, die, wenn sie in kaltem Wasser ans Feuer gesetzt sind, mit der zunehmenden Erwärmung des Wassers zuerst alle Zeichen der Munterkeit zeigen, deren Ende aber doch immer übel ist. Diese Debatte vom Februar des Jahres 1885 — die übrigens auch das jetzt vom Grafen Caprivi zur Devisen erkorene Wort des Herrn Rickert zu Tage förderte, daß erst der Städter Geld haben müsse, damit der Bauer Geld haben könne — diese Debatte drängt sich unwillkürlich dem Gedächtniß auf, wenn man die Protokolle der letzten Sitzungen des Reichstages durchliest. Es ist wieder einmal ein herrlicher Sieg erfochten worden, ein noch herrlicherer als bei der Militärvorlage, und die schwarz-roth-goldene Kanzlerschutztruppe hat bei der Verkündigung dieses Sieges ihr jauchzendes Behagen nicht zurückzuhalten vermocht. Noch fühlt, im mäßig erwärmten Wasser, das lustig plätschernde Freihandelsgethier sich sehr wohl; mit der steigenden Erwärmung aber wird das Wohlbehagen schwinden und schließlich wird selbst der schwärzeste Manchesterkrebs zu rothem Zorn gesotten werden. Denn — die Preise der Lebensmittel mögen noch so niedrig sein: in einem Lande, wo Niemand mehr kaufen kann, ist es auf die Dauer am Ende doch keine Lust, ein Kaufmann zu sein.

Die Handelsverträge mit Rumänien, Serbien und Spanien sind angenommen worden und der Handelsvertrag mit Rußland wird nach menschlicher Voraussicht auch angenommen werden. Was man den Balkanstaaten bewilligt hat, Das wird man dem Zarenreich kaum versagen dürfen, ohne den Schein der Unfreundlichkeit zu erregen. Darüber täuschen sich auch die agrarischen Führer nicht und sie suchen ganz richtig den allein noch möglichen und wenigstens einigermaßen befriedigenden Ausgleich auf dem Gebiet der Währungsfrage. Die sogenannten Konzessionen, die sonst noch von Rußland verlangt und erwartet werden, kann man nur durch die Brille des Bureaukraten als ernsthaft und ausreichende Kompensationen betrachten. Erstens nützt es der deutschen Landwirthschaft nicht, wenn auf ihre Kosten die Export-Industrie Vortheile gewinnt; und zweitens können diese Vortheile weder erheblich noch dauernd sein. Die künstlich geschaffene, mit künstlichen Mitteln begünstigte russische Großindustrie kann ohne hohe, ohne nahezu prohibitiv wirkende Schutzzölle nicht lebensfähig erhalten werden. Wohl aber kann ein russischer Finanzminister, um den für das Getreide seines Vaterlandes wichtigsten Markt zurück zu gewinnen, stattlich aussehende Konzessionen machen, weil er deren Wirkungen in jedem Augenblick wieder aufheben kann. Wird im Frühjahr 1894 die Einfuhr des deutschen Eisens nach Rußland erleichtert, so kann einige Monate später deshalb doch ein geheimer Ukas die russischen Industriellen anweisen, ihren Bedarf an Eisen durch die einheimischen Produkte zu decken. Im wirthschaftlichen Verkehr mit einem Lande, wo die Macht der Regierung nahezu unbeschränkt ist, droht einem Staate mit konstitutionellen Einrichtungen immer die Gefahr, übervorthieilt zu werden. Das kann sich vielleicht sogar schon im Verkehr mit Serbien zeigen, wo die gouvernementale Gewalt doch nicht annähernd so stabil und so unumschränkt wie in Rußland ist. Serbien hat bisher einen Theil seines Getreides an Ungarn abgelassen, das dadurch von den eigenen Brotrüchten mehr nach Deutschland verkaufen und selbst mit dem billigen serbischen Getreide seinen Bedarf decken konnte. Für Oesterreich-Ungarn war dies Zustand vortheilhaft und deshalb konnte es sich mit einem geringen Einfuhrzoll auf serbisches Getreide begnügen. Da dieser Vortheil nun zu schwinden droht, werden die Oesterreicher um so eifriger sich bemühen mit ihren industriellen Produkten auf dem serbischen Markt den ersten Platz zu behaupten. Seit dem ersten Juli 1893 hat Serbien die

Erhebung des Obrt sich vorbehalten, einer Betriebs- und Umsatzsteuer, die in der Höhe von sieben Prozent vom Werth aller Handelsartikel entrichtet werden muß. Im Grunde war Das nichts Anderes als eine vertragswidrige Erhöhung der mit Oesterreich vereinbarten Zollsätze, die den Zweck hatte, die serbischen Staatskassen künftig vor weiteren Schädigungen durch die landesüblichen Manipulationen — zu niedriger Deklarirung des Waarenwerthes, die durch Blankofakturen verschleiert wurde — zu bewahren. Oesterreich hatte wohlweislich gewünscht, daß der Obrt nach wie vor von dem Werth und nicht von dem Gewicht der eingeführten Waaren entrichtet wird, und es wird dem serbischen Vieh an der Grenze so lange Schwierigkeiten bereiten, bis auf einem Schleichwege die Möglichkeit wiederhergestellt ist, die alte Wirthschaft der Blankofakturen und Zollbetrugationen munter fortzusetzen. Gelingt Das, dann wird die deutsche Industrie, die an Solidität der österreichischen überlegen, die aber eben darum auch an solche Schwindelmandöver nicht gewöhnt ist, um einen Theil der ihr in dem jetzigen Handelsvertrage verheißenen Begünstigungen getracht sein, weil sie mit den höheren Transportkosten und mit der Valuta zu rechnen hat und weil das System der Blankofakturen, von dem Importeure, Spediteure und Zollbeamte reichlichen Vortheil haben, für die österreichischen Erzeugnisse wie eine Export-Prämie wirkt. Wer mit halbasiatischen Völkern Handelsverträge abschließen will, der darf sich eben nicht allein auf Handakten und statistische Berichte verlassen, sondern er muß das hügelige Schmugglerterrain auch genau kennen, auf dem in jenen Gegenden der geschäftliche Verkehr sich bewegt.

Die Besorgnisse, die bei den deutschen Landwirthen die Herabsetzung des Kornzolles und bei allen produktiven Ständen die Fesselung der deutschen Handelspolitik für zehn lange Jahre erregt hat und noch immer erregt, hat im Reichstage Graf Bismarck-Schönhausen in einer sorgfältig ausgearbeiteten und sachlichen Rede zum Ausdruck gebracht. Wenn der Abgeordnete für Jerichow, bei seiner persönlichen Stellung, auch manche Rücksicht nehmen und eine scharfe und prinzipielle Auseinandersetzung mit den amtlichen Vertretern des neuen Kurses möglichst vermeiden mußte, so hat er knapper und klarer doch als irgend ein anderer Redner alle politischen und wirthschaftlichen Bedenken zusammengefaßt, die gegen das Verlassen der früher gewählten Wege sich erheben. Einen praktischen Erfolg, der ja nur in der Ablehnung

der Verträge bestehen konnte, hatte er wohl selbst nicht erwartet. In einem Parlament, dessen Mehrheit mit gebundener Marschroute vorwärts strebt, ist die Macht aller Vernunftgründe wirkungslos und die Art, wie im Deutschen Reichstage neuerdings die Majoritäten zusammengetrieben werden, drückt die öffentlichen Verhandlungen vollends zu einem nur für die Wirkung auf die Menge berechneten dekorativen Beiwerk herab. Die Proteste gegen eine großstädtische und nur von der Sorge um den außerhalb der Regierungssphäre kaum irgendwo auffindbaren reinen Konsumenten getriebene Handelspolitik werden und dürfen nicht verstummen; ihre Erörterung aber darf wohl bis über die fröhliche, selige Zeit hinaus vertagt werden und die Betrachtung kann einstweilen sich dem interessanten Bilde der Truppen zuwenden, die den allerneuesten herrlichen Sieg uns erstritten haben. Mit einem heltern, einem nassen Auge blickt der Deutsche auf dieses Bild: er sieht eine Regierung, die in Worten immer wieder ihre konservativen Tendenzen betheuert, von den Parteien unterstützt, die mit der Gestaltung des Deutschen Reiches nicht zufrieden sind und nach ihrer Vergangenheit auch nicht zufrieden sein können, und es entsteht ihm die bange Frage, warum die schätzbare Geschicklichkeit, die sich in den Abschlüssen parlamentarischer Handelsverträge zeigt, im internationalen Verkehr so gar keine Erfolge zu erringen vermag.

Als vor zwei Jahren der Vertrag geschlossen werden sollte, der alten, bis in die fünfziger Jahre hinabreichenden Wünschen Oesterreichs die Erfüllung brachte, da mochte, im Laufe der Verhandlungen mit den österreichischen Zoll diplomaten, der Gedanke austauschen, nach dem Muster der Taaffeschen Politik sich wechselnde Mehrheiten für den jeweiligen Gebrauch zu schaffen. Noch im August 1889 hatte Fürst Bismarck auf die Sondirung des Herrn von Szögyenyi, der damals noch Sektionschef im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten war, jeden Gedanken an den von Oesterreich erstrebten Handelsvertrag rundweg abgelehnt. Inzwischen war Bismarck seiner Aemter entsetzt worden, der Besuch in Narwa war erfolgt, in Rohnstock hatten die Kaiser Wilhelm und Franz Joseph gemeinsam verweilt, Herr von Szögyenyi war zum Vertreter Oesterreichs in Berlin ausersehen und der Handelsvertrag, für den nun auch der Deutsche Kaiser ein plötzliches Interesse zeigte, sollte unter Dach gebracht werden. Dazu war eine Mehrheit nöthig: das preußische Volksschulgesetz trieb sie

zusammen. Aber das Volksschulgesetz wurde, in Folge von Einflüssen, die für den Historiker einst manche Erscheinung der letzten Zeit erklären werden, zurückgezogen und mit gesteigerter Hefigkeit begann die agrarische Bewegung sich durchzusetzen. Auf die Getreuen von 1891 war für weitere rettende Thaten der Zollpolitik nicht mehr zu rechnen; aber das System von 1891 sollte ausgebaut, die Differentialzölle sollten beseitigt werden und der Gedanke, daß zwischen den Schutzolltendenzen und den Währungsverhältnissen ein enger Zusammenhang besteht, dämmerte den Herren Caprivi und Marschall nicht auf, obwohl schon 1865 Wolowski, Laveleye und Andere vorausgesagt hatten, die durch die Goldwährung bewirkte Geldvertheuerung werde zu dem Versuch führen, für die Verbilligung der Handelswaaren in hohen Schutzzöllen einen Ersatz zu finden. Das lange dauernde Intermezzo der Militärvorlage brachte die wirthschaftliche Erregung zunächst zum Schweigen. Noch einmal fiel die konservative Partei um: sie opferte die dreijährige Dienstzeit, für die der alte König Wilhelm so nachdrücklich eingetreten war, als eine Art von Barbareken-Tribut, den sie willig erlegte, um zu befürchtende schlimme Verwickelungen zu vermeiden, — vielleicht auch in der Hoffnung, den agrarischen Interessen damit am Besten zu dienen. Zwei Handelsverträge, die mit den Herren von Huene, Hinz und Meyer abgeschlossen werden sollten, scheiterten; auf der einen Seite, weil die Thatsache der Unterhandlungen zu früh in die Oeffentlichkeit kam und das Centrum mit den Stimmungen seiner süddeutschen Wähler zu rechnen hatte, auf der anderen Seite, weil Herr Eugen Richter zu schwerfällig und in der Beschränktheit seiner Ueberzeugungen doch auch zu charakterfest war, um für den Schimmer gouvernementaler Huld die Jahrzehnte hindurch vertretenen Grundsätze einfach über Bord zu werfen. Im letzten Moment wurde mit der Hilfe der Antisemiten, die der General von Caprivi damals noch nicht als die Vorfrucht der Sozialdemokratie zu betrachten schien, die Militärvorlage geborgen. Die Biersteuer, die vernünftigste und am Wenigsten unbequeme von allen vorgeschlagenen Steuern, ließ der erste Exekutivbeamte des Reiches, ohne vom Bundesrath dazu autorisirt zu sein, unter den Tisch fallen und „die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft des Deutschen Reiches“ wurden schließlich dadurch gewahrt, daß einige



Parteiſchen ihre programmatiſch feſtgeſetzten Ueberzeugungen kurz entſchloſſen der höheren taktiſchen Einſicht opfert.

Jetzt ſind, mit der ſtolzen Mehrheit von vierundzwanzig Stimmen, die neuen Handelsverträge angenommen worden. Die Vertreter der groſsinduſtriellen Export-Interellen haben dafür geſtimmt; allmählich erſt wird es ſich zeigen, ob den Auftraggebern dieſer Herren die Schwächung der Kaufkraft des inneren Marktes nicht mehr ſchaden wird, als der nicht allzu erheblich erleichterte Verkehr mit den Balkanſtaaten ihnen nützen kann. Seit drei Jahren iſt den groſſen induſtriellen Unternehmern die Unbefangenheit des Urtheils verloren gegangen; ſie zittern beſtändig vor früher unbekanntem Gefahren, ſie fürchten, bei Arbeiterunruhen von der Staatshilfe verlaſſen zu werden, ſie ſehen in wüſten Viſionen ihre Beete von den Strikenden zerſtampft, ihre Häuſer zerſtört, und ſie bemühen ſich ängſtlich, den längſt ſchon nicht mehr ungefährlichen Verdacht einer ſachlichen Oppoſition zu vermeiden. Der Gegenſtand ihres Schreckens, die Sozialdemokratie, mußte natürlich für die Verträge eintreten, von denen ſie eine geſteigerte Unzufriedenheit auf dem Lande und alſo eine Erleichterung ihrer Agitation in den Dörfern zu erwarten hat. Die Zuſtimmung der Cobdeniten war ſelbſtverſtändlich und bedarf keiner Erklärung. Wer bleibt? Der nicht durch Wahlkreisrückſichten gefeſſelte Theil der katholiſchen ecclesia militans, die Welfen und die Polen. Und dieſem herrlichen Sieg wurde im Reichstag Beifall geklatſcht und am Bundesrathſtiſche, wo die geſchickten Vertheidiger ſißen, ſah man vergnügte Geſichter.

Als nach der Bewilligung der Militärvorlage Herr Lieber in den Wandelgängen des Reichſtages einen polniſchen Abgeordneten traf, ſprach er bitter zu ihm: „Ich wünſche Ihnen, daß Sie in der Regierung den treuen Bundesgenoſſen finden mögen, den Sie durch Ihre Abſtimmung heute im Centrum verloren haben.“ Der polniſche Abgeordnete war nicht Herr von Roſcielski; ſonſt hätte er vielleicht geantwortet: „Mein ſehr verehrter Herr Doktor und Theefabrikant, Sie ärgern ſich, weil Sie Ihrer Wähler nicht ſicher genug ſind, um unſer feines Spiel mitſpielen zu können. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß wir einen beſſeren Kanzler als Caprivi vorläufig noch nicht zu erwarten haben und auch gar nicht zu wünſchen brauchen; Sie möchten ihn ſo gut wie ich auf ſeinem Poſten erhalten und ſind nun, weil Huenes Tirailleurfünſte nicht verſchwiegen blieben, wider Willen gezwungen.

ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Sie sollten uns dankbar dafür sein, daß wir diese Schwierigkeiten sacht aus dem Wege räumen; und wenn wir über ein Kleines in der höheren Gemeinsamkeit der katholischen Interessen uns wieder zusammenfinden, dann werden Sie selbst darüber lächeln, daß Sie von Ihrer Verstimmung sich hinreißen ließen, mit der Aufkündigung der Centrumsfreundschaft uns zu drohen.“ Der Sprecher hätte Recht behalten: heute ist die schöne Einigkeit wieder hergestellt und Arm in Arm mit Herrn Lieber ist Herr von Koscielski nun abermals als Staatsretter aufgetreten. Die Polen haben für die Handelsverträge gestimmt, obwohl sie ausnahmslos von ländlichen Wahlfreien abgeordnet sind und obwohl ihr Vertreter in der Kommission, Herr Rittergutsbesitzer von Polczynski, in einer Zuschrift an eine polnische Zeitung kurz vorher ausdrücklich erklärt hatte, er würde für den Handelsvertrag mit Rumänien nicht zu haben sein.

Die heiße Liebe zum Deutschen Reich ist in den tapferen Polenherzen erst spät erwacht. Als die Verfassung des Norddeutschen Bundes berathen wurde, ließen sie durch den Abgeordneten Kantak einen feierlichen Protest einlegen „gegen die Kompetenz des Reichstages, durch einseitigen Beschluß internationale Verträge umzustößen und die ehemals polnischen Landestheile Preußens in den Norddeutschen Bund einzuverleiben“. Den selben Protest brachte, in unwesentlich veränderter Fassung, am ersten April 1871 der Abgeordnete von Zoltowski in der ersten Session des Deutschen Reichstages vor und bei beiden Gelegenheiten wurde die Wahrung der „nationalpolitischen Rechte“ der Polen mit pathetischem Nachdruck betont. Haben die klugen Herren mit der dritten Theilung Polens sich nun abgefunden und glauben sie endlich, daß Kosciuszko Künftiges ahnend erkannte, da er, nach der Legende, ausgerufen haben soll: Finis Poloniae? Die Polen selbst würden einen solchen Verdacht mit Entzürstung zurückweisen und sich auf den Brief berufen, in dem Kosciuszko den legendären Ausruf bestritt und die stolzen Worte schrieb: „Alles, was meine Landsleute seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie in der Zukunft noch thun werden, um ihr Vaterland wiederzugewinnen, beweist zur Genüge, daß, wenn wir, die hingebenden Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist“. Das Ziel ist unverändert geblieben und im Privatgespräch verhehlen die Polen es gar nicht, daß sie das weithin sich

streckende Land zwischen Posen und Kiew als ihren natürlichen und völlig rechtmäßigen Besitz betrachten. Nur die Methode hat sich verändert, seit die Führung der Partei an Herrn von Roscielski übergegangen ist, den klugen Hoppolen, der feinere, aber darum noch nicht ungefährlichere Waffen als seine fanatischen Vorgänger führt.

Mit dem Bedürfnis, für eine wechselnde Politik willige Mehrheiten zusammenzutreiben, haben in den letzten Jahren noch andere Stimmungen sich vereint: zuerst die Erklärung in dem Verhältnis zu Rußland und dann der begreifliche Wunsch, zu beweisen, daß für die neuen Männer auch die Hilfe der Parteien erreichbar war, die dem Fürsten Bismarck feindlich gegenüber gestanden hatten. Mit den Sozialdemokraten war kein ewiger Bund zu flechten; der Regierungsfähigkeit des Freisinns stemmte Herr Richter die feiste Gestalt entgegen und nur das Thiergartengrüppchen legte, im Banne der holden Schmeicheltöne aus der Wilhelmstraße, das längst schon unbequeme radikale Rüstzeug ab. Den Welfen klang die Ausöhnung mit dem Herzog von Cumberland immerhin angenehm und das Centrum hat von der Apotheose Windhorsts bis zu der letzten Verathung des Jesuitenantrages so manche Freude erlebt, die es früher nicht erhoffen durfte. Den größten und den sichersten Profit aber haben von dem Wechsel der Zeiten die Polen gehabt: den Stuhl des heiligen Adalberts hat, mit der Hilfe des Herrn von Roscielski, ein polnischer Priester bestiegen; der Kardinal Ledochowski ist zu ungeahnten Ehren gelangt; im Verwaltungswege ist den Polen das freundlichste Entgegenkommen gewährt worden und nun dürfen sie hoffen, in den deutschen Schulen die polnische Sprache wieder aufleben zu sehen. Ist es da ein Wunder, wenn die Polen, die auch für ihre antirussischen Wünsche an manchen nicht unwichtigen Stellen jetzt ein rasches Verständniß finden, eine ihnen so angenehme Regierung mit aller Kraft unterstützen und wenn polnische Damen, deren gefährliche Liebenswürdigkeit nach Heine auch Bismarck gerühmt hat, in scherzendem Geplauder es sichernd bedauern, daß die leitenden Männer noch immer nicht polnische Namen tragen?

Die Wechsel-Aphrobiten sind nicht nur schön, sie sind auch klug und sie möchten den Mächtigen, die ihrer Gatten Stirnen entrungelten die hohe Ehre der Polonisirung gern gönnen. Warum auch nicht? Die Polen, die so lange als ein schlimmer Pfahl im deutschen Fleisch galten, als eine Nation innerhalb der Nation, sind als die zuwei-

lässigsten Stützen des Staates nun feierlich anerkannt. Sie haben einen polnischen Erzbischof, ihre Kinder werden in der Schule wieder die polnische Sprache lernen und mit der historischen Wahrheit dann nur noch aus den Küchen der polnischen Journalistik gespeist werden. Sie haben es fertig gebracht, zugleich die treuesten Söhne des Deutschen Reiches und des päpstlichen Stuhles zu sein; und als der Cardinal Ropp neulich mit dem Erzbischof von Stablewski beisammensaß, da mögen die beiden erfahrenen Herren wohl behaglich über die naive Frage geschmunzelt haben, die immer noch die sich politisch dünkelnben Geister bewegt: welchen Lohn denn das Centrum für seine guten Dienste erwartet. Als ob der Stillstand in dem großen Werk der Germanisirung des Ostens für die katholische Sache nicht wichtiger wäre als selbst die Rückkehr der Jesuiten, die in allerlei Verummungen doch immer noch ein Plätzchen zu finden wußten.

Graf Taaffe war gewiß ein ungewöhnlich geschickter Mann und er hat lange genug mit kleinen und großen Konzeptionen die nöthigen Mehrheiten zusammengewurstelt; endlich aber ist er doch einmal auf der Strecke geblieben. Seine Spuren sollten eigentlich seine neuesten reichsdeutschen Schüler schrecken. Sie haben, obwohl sie für hohe Militärausgaben zu sorgen hatten, auf eine jährliche Zolleinnahme von vierzig Millionen verzichtet und noch ist, trotz aller Geschicklichkeit, der parlamentarische Handelsvertrag zur Deckung der Kosten nicht abgeschlossen. Aber vielleicht bringt wiederum Herr von Koscielski das belebende Licht in das trübe Dunkel der Wilhelmstraße. Wenn die Regierung mit der einen Hand die Polen zärtlich streichelt, wozu soll sie noch länger mit der andern Hand sie tragen? Wenn sie glaubt, daß das polnische Ideal — die Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772 — nicht mehr besteht, wozu sollen noch fernher dann für die Kolonisirung des polnischen Sprachgebietes Millionen ausgegeben werden, die viel nützlichere Verwendung im Militäretat finden können? Der Ehre und Freude, von schönen Lippen in wohl lautender Polonisirung ihre Namen zu hören, werden die Herren Caprivi und Marschall ganz würdig nicht eher sein, als bis sie das Hundertmillionengesetz vom Jahre 1886 beseitigt und in einem interessanten Theile des Deutschen Reiches wenigstens ihre Popularität über allen Zweifel hinaus für die polnische Ewigkeit sich gesichert haben.



## Weihnachten.

Wenn dem Menschen der Gegenwart Etwas einen Tag im Jahre lieber, festlicher machen kann als andere Tage, dann ist es neben der Zukunftsmacht der Idee, die er verkörpert, die Erinnerung an bedeutsame Ereignisse, die sich an ihn knüpfen. Vielleicht leidet die Gegenwart schon zu sehr an Rückblicken; aber wo sie selbst durch einen solchen in ein helleres Licht tritt, da mag er wohl gestattet sein. Vielleicht Wenige ahnen in dem Feste des 25. Dezembers ein gewaltiges Stück Weltanschauungsgeschichte. Denn wie kann das Weihnachtsfest einst anders gewesen sein als heute? Und doch spiegelt sich eine ganze Welt von geistigen Ereignissen der letzten 1500 Jahre in seiner Entwicklung wieder. Die Hauptstadien der christlichen Religion und ein gutes Stück deutscher Geistes- und Sittengeschichte, namentlich aber die Wandlungen der volkstümlichen Weltanschauung im Deutschland der christlichen Zeit. Aus der Geschichte der deutschen Weihnacht, die einen ganzen Band füllt,\*) will ich in flüchtiger Wanderung nur wenige Blätter aufschlagen, die zeigen mögen, was das Fest zu verschiedenen Zeiten gewesen ist und wie es Das geworden ist, was man heute in ihm feiert.

Wohl im Jahre fünf vor dem Beginn unserer heutigen Zeitrechnung war Jesus von Nazara geboren, den die christliche Religion später als ihren Stifter verehrte. Er war der Sohn eines Tischlers und seiner Gattin und hatte wohl der Sekte der Essäer angehört. Was er lehrte, war eine stark durch indische Einflüsse bestimmte Ethik. In seinen besten Jahren setzte die römische Verächtlichkeit seiner Wirksamkeit ein Ziel, da sie ihn als Kommunisten und sozialen Agitator hinrichten ließ. Sein frühes Ende mag den Hauptanlaß gegeben haben, daß seine Persönlichkeit langsam mehr in den Vordergrund trat und seine Lehren aus der ersten Stelle verdrängte. Ein Jahrhundert später, als sich die Angehörigen der kleinen neuen Religionsgemeinschaft in die neue Ethik eingelebt hatten, die dem Niedergang der Thatkraft in dem heißen Orient trefflich Rechnung trug, und man sich gewöhnt hatte, sie als etwas unendlich Großartiges zu betrachten, ward man einig mit sich, nur ein übernatürliches Wesen könne solche Dinge gelehrt haben, und erhob den Begründer der neuen Ethik zum Gotte, wenn auch nicht zum Gotte von Geburt. Die heilige Tradition hatte ihn ja zu einen Nachkommen des alten jüdischen Stammeshelden Abraham gemacht und erzählte bündig: (Evang. nach Matthäus 1, 16) Abrahams Nachkomme „Jakob zeugete Joseph, den Mann Marias, von welcher ist geboren Jesus.“ An diesem klaren Wortlaut wagte man doch nicht zu rütteln, und so lehrten

\*) Alexander Tille, Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig 1894.

die gnostischen Sekten, in der Feuertaufe am Jordan sei ein Gott in den Menschen Jesus hineingefahren, und feierten das sogenannte Epiphaniastfest als das Fest der Vereinigung des Philosophen von Nazara mit einem Gotte. Die Stelle, die damals in die heilige Tradition eingeschoben wurde, ist später wieder ausgemerzt worden. Nur eine flüchtige Erinnerung ist geblieben, das „Mit dem Heiligen Geist und mit Feuer Taufen.“

Alle die mannichfachen Zweige der christlichen Religionsgemeinschaft nahmen dieses neue Fest an. Es wurde neben Ostern das Hauptkirchenfest und blieb es bis tief ins vierte Jahrhundert ausschließlich, und überragte noch bis ins 14. Jahrhundert das neue Jesusgeburtfest.

Unterdessen drangen langsam allerhand altjüdische, griechische und andere Elemente in die neue ethische Gemeinschaft ein und schufen ihr eine völlig ausgebildete Mythologie. Im Anschluß an jüdische Opferanschauungen faßte man die Hinrichtung des milden Rabbi von Nazara als ein Opfer, das der jüdische Nationalgott seinem eigenen Gerechtigkeitsinne bringe, und bildete ihn selbst zum Weltgott um. Eine seiner Eigenschaften trat als Heiliger Geist an seine Seite und der Begründer der neuen Ueberzeugung, den die Sage schon längst umwoben hatte, gefellte sich als Dritter zu ihnen. Jetzt genügte es auch nicht mehr, in diesem ursprünglich einen Menschen zu sehen. Er mußte von Geburt an ein Gott sein. Dieser neue Schritt in der Entwicklung der christlichen Mythologie fällt in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts. Das Vorbild von Satyamuni Buddha lieferte bequem eine Reihe Geburtsagen, die mit verhältnißmäßig geringen Aenderungen den älteren Berichten von der Wirksamkeit des Weisen vorgestellt wurden, und so erhielten die christlichen Evangelien ihren vorläufigen Abschluß. Gelehrter Leichtsinns übersah dabei, daß nun nicht nur der Text sich widersprach, sondern auch die alten Weissagungen falsch wurden, auf deren Konstruirung man einst so viel Mühe und Zeit verwendet hatte. Die Stelle, die Jesus als Sohn des Nazaraer Tischlers bezeichnet, blieb trotzdem stehen. Eben so nahm man weiter den alten Sagenhelden Abraham als Stammvater des neuen Gottes in Anspruch, obgleich er Das nach der neuen Sage gar nicht mehr war. Den letzten Zug bemerkte das Mittelalter und glich ihn aus, indem es dekretirte, auch Maria habe von Abraham abstammend und sei also Josefs Stammvater gewesen. Dadurch wurden die alten Weissagungen wieder richtig.

In der christlichen Gemeinschaft der ersten Jahrhunderte galt es für eine griechisch-römische Sitte, den eigenen Geburtstag zu feiern. War die Erde nun einmal ein Jammerthal, so hatte man ja auch keinerlei Veranlassung dazu. Der Geburtstag des Religionstifters war darum auch Niemandem interessant. Man kannte ihn nicht und kümmerte sich auch

nicht darum. Erst seit dem dritten Jahrhundert begann man, sich auf dem Wege der Phantasie einen Tag dafür auszusuchen. Clemens von Alexandrien setzte ihn auf den 17. November, eine Schrift über die Osterzeit auf den 28. März, und Jeder brachte ein paar phantastische Kombinationen vor, die Das beweisen sollten. Das hatte aber keinerlei Bedeutung. Eine Wichtigkeit erhielt die Frage erst, als seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts Jesus als geborener Gott aufgefaßt wurde. Damit wurde seine Geburt gleichsam der erste Schritt zu seinem Tode, der allmählich in den Mittelpunkt des ganzen mythologischen Systems getreten war, und verdrängte somit auch eine Berücksichtigung im Kultus und ein besonderes Fest.

Der Mann, der diesen Schluß zog und auch sofort an die Schaffung eines solchen Festes ging, war der römische Bischof Liberius. Noch 353 wurde in Rom der 6. Januar römischen Stils als das Geburtsfest des Gottes in Jesus gefeiert. Ohne dieses Fest, das noch für ein Jahrtausend das höchste kirchliche Ansehen genoß, zu beseitigen, setzte Liberius auf den volksthümlichen Sonnenwendtag, mitten zwischen Saturnalien und Januar-kalenden hinein, ein neues Jesusgeburtstfest und ließ es am 25. Dezember 354 zuerst mit allem kirchlichen Pompe feiern. Von Rom aus trat das Fest dann seine Wanderung durch die christliche Welt an. Mit dem Triumph, den der Glaube des Athanasius und der Erben des heiligen Petrus in Rom errang, hielten auch die kirchlichen Gebräuche der römischen Kirche ihren Einzug in den Osten. Konstantinopel feierte das erste Jesusgeburtstfest am 25. Dezember 379, Nyssa in Kappadocien 382, Antiochien 388. Im Jahre 400 wurden Theatervorstellungen und 506 auch Gerichtsverhandlungen an dem neuen Feiertag verboten. Mit dem Christenthum kam das Fest nach Gallien, zu den Franken, Alemannen, Bayern, Sachsen, noch nicht als der Hauptfeiertag des Winters, sondern noch bis ins 14. Jahrhundert überstrahlt von Epiphania, und auch dann noch bis ins 15. Jahrhundert nur als kirchlicher Feiertag, noch nicht als Volksfesttag.

Der deutsche Bauer kannte in dieser Zeit überhaupt kein Fest; ihm begann das Jahr mit Winteranfang, ungefähr am 11. November, dem späteren Martinstage. Das war der erste große Schlachttag des Winteranfangs. Einen Mondmonat später fiel ein zweiter, der Schlachttag der männlichen Zuchtthiere. Schon seit den ersten christlichen Jahrhunderten aber war die doktrinaire römische Zeitrechnung nach Deutschland gekommen die das Jahr, statt mit dem Beginn einer neuen Jahreszeit, am 1. Januar mitten im Winter, anfang; und wenigstens in den Römerstädten am Rhein hatte auch die Feier der Januar-kalenden Boden gewonnen, obgleich sie die alte deutsche Dreitheilung des Jahres durchbrach. Der deutsche Winter reichte bis zum 12. März, der Frühsommer bis zum 10. Juli, der Spät-

sommer bis zum 11. November. Am Beginn jeder neuen Jahreszeit war Festzeit, Gerichtszeit, Terminzeit, und diese Jahresheilung war durch das Wirthschaftsleben des Weitevolles scharf bestimmt. Das Wirthschaftsleben freilich konnte der römische Kalender nicht ändern; erst das Christenthum versuchte eine solche Aenderung.

Der Kampf des Christenthums gegen das Deutchthum auf dessen heimischem Boden wird zu niedrig gefaßt, wenn man ihn nur als Kampf nimmt, den die Phantastiegestalten seiner Götter gegen diejenigen deutscher Religion fochten. Er war eben so sehr, ja noch mehr, ein Kampf gegen die durch Klima und Boden gegebene Jahresheilung, gegen die zweckmäßige Vertheilung von Arbeitszeit und Festzeit, gegen die Ausnutzung wirthschaftlichen Ueberflusses durch häufige Festmahle und die stille Hinristung des Daseins in der Zeit dürftiger Nahrung. Daraus allein erklärt sich der zähe Widerstand, den die gesammte deutsche Bauernschaft im Norden bis ins sechzehnte und im Süden stellenweise bis ins siebenzehnte Jahrhundert dem wirthschaftlich musterhaft unpraktischen Jesusgeburt-Feiertag der Kirche geleistet hat. Die Kirche mochte ihren Festkirchendienst halten, Synoden mochten eine viertägige, eine achttägige, eine zwölfwägige Feierzeit anordnen: es half Alles nichts; erst als im fünfzehnten Jahrhundert ein Theil der Bevölkerung durch die Entwicklung der Städte und durch größere Aufspeicherung von Nahrungsmittelvorräthen unabhängiger von der unmittelbaren landwirthschaftlichen Produktion geworden war, wurde eine wirkliche Festfeier im deutschen Sinne, d. h. ein tüchtiges Festessen durch eine Reihe von Tagen, allgemeiner möglich und üblich.

Die eigenthümliche Thatsache, daß fast die gesammte deutsche Literatur bis in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Munde von Priestern oder den sozial am Besten gestellten Angehörigen des Ritterstandes stammt, bei dem etwas Christenthum zur allgemeinen Bildung gehörte, erweckt den Anschein, als sei die große Menge der Deutschen von damals thatsächlich Christen gewesen. Das ist ein grober Irrthum. Selbst die Abenteuerzüge nach Jerusalem beweisen nichts weniger als die Verchristlichung des deutschen Volkes. Diese fällt vielmehr ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, erreicht im sechzehnten ihren Höhepunkt und beginnt seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sichtlich zurückzugehen. In das vierzehnte Jahrhundert fallen Pest- und Hungernöthige, die, als Strafen der christlichen Gottheiten gefaßt, wesentlich dazu beigetragen haben, dem Volk das Gefühl der Sündhaftigkeit einzuslößen und dem religiösen Leben auch in weiteren Volksschichten etwas tief Erregtes zu geben. Das Volk schrie nach dem von den Priestern gerühmten Trost der Religion und riß ihren Gehalt gewaltsam an sich, um darin Befreiung von leiblichen Nöthen zu



finden. Dieser heftige Inbrunstanfall überwand auch das Hinderniß der lateinischen Sprache und brachte die heimische Zunge zu ihrem Rechte. Erst das vierzehnte Jahrhundert kennt einen wirklich deutschen Kirchendienst, bei dem zugleich die Priesterschaft dem Volksthum weit, fast allzu weit entgegenkommt, in den sie alle Arten von volkstümlichen Zügen aufnimmt, um ihn zur wirklichen volkstümlichen Religionübung zu machen. In der Mitte dieser Bestrebungen steht die sogenannte Krippenfeier des Jesusgeburtfestes.

Der Begriff der deutschen Religionübung war ein völlig anderer als der der christlich-römischen oder vielleicht besser römisch-christlichen-Deutschland kannte keinen erblichen Priesterstand. Jeder konnte Priester sein, und eine Religionübung war nur Das, woran sich Alle beteiligten: Tanz, Schmaus und Umzug in feierlichem Aufpuß, dramatische Auführungen und Gesang. Was da in der christlichen Kirche der Priester lateinisch am Altar sagte, oder was er da vornahm, das waren für den Deutschen keine Kultushandlungen, dafür hatte er auch nichts übrig. Wenn die Sache unseren Altvordern wirklich einmal zu Herzen ging, dann singen sie in der Kirche flugs Alle mit einander ein deutsches Volkslied an und sangen es herunter, mochte der Priester noch so sauer sehen; dann reichten sie sich die Hände und tanzten ihren deutschen Reigen mitten zwischen Altären und Kreuzifixen, und die Kirche hat die Vervollständigung der fremden Wüstenreligion nicht eher erreicht, als bis sie im vierzehnten Jahrhundert all Das in ihren Kirchendienst aufgenommen hatte. Erst die spontane Beteiligung der Gemeinde am Kirchendienst mit volkmäßigen christlichen Gesängen beweist ihr wirkliches Christenthum.

Schon vorher hatte die Kirche sich einige Mühe gegeben, wenigstens deutsche Kirchenlieder zu schaffen. Im dreizehnten Jahrhundert sind deutsche Osterlieder, Pfingstlieder, Wallfahrtslieder schon nicht mehr ganz selten, aber sie scheinen nicht sonderlich beliebt bei der Menge gewesen zu sein. Deutsche Weihnachtslieder aus dieser Zeit giebt es überhaupt noch nicht. Das erste deutsche Kirchenlied, das in kurzer Zeit einen wirklichen Siegeszug durch Deutschland gehalten hat, ist das Weihnachtslied, das in enger Beziehung zu einem kirchlichen Jesusgeburtstbrauch steht. Schon das ausgehende vierte Jahrhundert kannte in Italien den Jesusgeburtstbrauch, in der Kirche eine Krippe mit einer Puppe aufzustellen, die den neugeborenen Gott darstellen sollte. Spätere Zeit erweiterte Dies zur Gruppe. Die beiden Eltern, Maria und Josef, traten als Puppen daneben. Dazu kam Ochs und Esel als ständige Mitwirkende. Schließlich wurden die Puppe der beiden Eltern durch verkleidete Priester ersetzt, die einen lateinische Wechselgesang sangen. So entstand eine lebende Gruppe, aber diese war immer noch nicht deutsch in Ausstattung und Sprache. In Deutschland

gehörte ein Kind nicht in eine Krippe, sondern in eine Wiege: erst deren Einführung in das Bild im vierzehnten Jahrhundert brachte es der deutschen Volksanschauung nahe. Ein Tritt der Mutter auf den Wiegenbügel setzte sie in Schwung. Ein deutsches Lied kam dazu, der Sang:

Josef, lieber Josef mein,  
Hilf mir wiegen das Kindelein,

und als die Menge mit einstimmte in das Lied und sich die Hände reichte zum Tanze und in weitem Bogen die Wiege umsprang und umjubelte, als sie mit wiegen half und heimische Wiegenlieder anstimmte, da war aus dem fremden Kirchenbrauch eine deutsche Religionübung geworden. Durch weitestetes Entgegenkommen auf dem Boden des Alltagslebens, durch Weckung des Elterngefühles in Denen, die dem Namen nach längst Christen hießen, war es der Kirche endlich gelungen, mit ihren Kultusformen Wiederhall in den deutschen Köpfen zu finden. In dem Umjubeln der Wiege war das Christenthum nicht mehr Fremdreigion, darin war es Volkseigenthum geworden, aber darin hatte es auch seinen früheren Kern aufgegeben. Die Vorbereitung auf ein Fortleben nach dem Tode war in den Hintergrund getreten; aus der Religion des Todes war eine Religion der Erneuerung des Lebens geworden, die sich in der Freude aussprach, daß ein Mensch, ein besonderer Mensch, unter eigenthümlichen Umständen zur Welt geboren war. Das Christkindchen war, wie der treffliche Pfarrer Pailler klug sagt, das Universalbrüderchen sämmtlicher Erdenkinder, und diese thaten nun auch danach, sie schläfernten es ein, sie liebkosten und wiegten es, sie tanzten und sprangen um seine Wiege.

Die weitere Geschichte des Christenthums als Volkreligion in Deutschland ist nichts als eine Zurücknahme dieser Zugeständnisse an die deutsche Volkart. Schritt für Schritt nehmen sich die Kirchen wieder, was sie einst als Preis für die Bevölkerungshülfe ihrer Religion gezahlt haben. Das Volk ist nicht im Stande, den Kaufpreis festzuhalten, es giebt ihn murrend hin, giebt mit ihm aber zugleich Das zurück, was es ehemals mit jenem Zugeständniß erhalten hatte. Mit der Abstreifung alles Volksmäßigen, welche die Kirche der folgenden Jahrhunderte eifrig betreibt, giebt das Volk auch ein Stück des dogmatischen Gehaltes der Religion nach dem anderen zurück. Langsam, aber sicher wird das Christenthum in Deutschland seit 1650 wieder Priesterreligion, Kirchenreligion, und damit beginnt für die Massen der Auslösungprozeß der christlichen Weltanschauung.

Mit der spontanen Betheiligung der Massen am Kirchendienst unter dem Klange deutscher christlicher Lieder beginnt die christliche Weltanschauung ihnen nahe zu treten, ja selbst leise ihr Leben, ihr Denken und Handeln zu beeinflussen. Das ganze abenteuerlich grandiose Lehrgebäude

von dem Kampfe eines guten und eines bösen Gottes, mit seiner Sage, wie der gute Gott durch den Tod seines Sohnes die Unthaten aller Menschen sühnte, bringt jetzt thatsächlich ins Volk. Der Tod des Rabbi Jeshuach am Pfahle gilt für den Mittelpunkt der gesammten Menschheitsentwicklung, sein Zeitpunkt für das Jahr Null, von dem aus vorwärts und rückwärts sich die Jahrtausende dehnen. Vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung lagen Zeiten des finsternen Heidenthums, mit ihr entsteht eine Zeit glänzenden Lichtes. Der ganze Hochmuth, den nur ein Mensch empfinden kann, der seine Anschauung für die einzig Mögliche und einzig Richtige hält, ballt sich in den besseren Köpfen der Zeit zu einer wahren Wolke von Eingebiltheit zusammen und Jeder spricht von Denen, die anders denken als er, als von bejammernswerthen Wesen. Um die Wichtigkeit seiner Anschauung zu beweisen, greift man zum Schwerte und schlägt sich ein paar Menschenalter lang wegen mythologischer Differenzen die Köpfe ein, bis endlich ein denkender Fürst einsieht, daß Das die Lande und ihre Steuerkraft ganz gewaltig entwerthet, und daher Ruhe gebietet.

Genau in der selben Weise, wie das Drängen der Menge die kirchliche Krippenfeier zum deutschen Wiegentanze umgebildet hat, hat es im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert dem kirchlichen Jesusgeburtspiel, das aus dem alten Epiphaniasspiel hervorgegangen war und in lateinischer Sprache eine weite klösterliche Verbreitung hatte, den Stempel des Volksthums aufgedrückt. Es hat ihm deutsches Gewand gegeben, den volkmäßigen Wiegentanz hineingezogen und es zur lustigen Burleske umgestaltet. Eine komische Figur war dafür von vorn herein gegeben in Josef, der, nachdem ein Gott die Vaterschaft des Kindes übernommen hatte, für das unverschulte Gefühl des ausziehenden Mittelalters eine sehr wenig beneidenswerthe Rolle spielte. Es stellte ihn als alten, gebrechlichen Weißbart dar, gab ihm gelegentlich einen Buckel und ließ ihn im Spiele von ein paar bösen Weibern weiblich verhauen. Seine Gattin war ein blühendes, junges Weib, das niemals seine Würde einbüßte. Wie Josef und Maria Herberge suchen gehen und überall abgewiesen werden, wie Josef um die Krippe tanzt, der Gattin zum Einwickeln des Kindes ein paar alte Hosen verabreicht, die neben den Löchern noch ganz sind, wie er geprügelt wird, wie die Hirten kommen und ihre Späße machen, namentlich aber um reichliches Essen bitten, wie der Oberhirt die anderen weckt und diese beim besten Willen nicht wachbekommen kann: Das sind so die Bzüge, die nahezu diese ganzen Stücke füllen.

Mit der kirchlichen Reformation des sechzehnten und den bitteren Religionenkämpfen des siebzehnten Jahrhunderts gelangte die christliche Epifode des deutschen Volkes auf ihren Höhepunkt. Das ist auch die Zeit,

wo die volksmäßigen Züge aus diesen Spielen allmählich ausgeschieden wurden. Weite Volkskreise haben sich in die grandiose Mythologie des Christenthums wirklich eingelebt und stellen sie mitunter sogar über die Interessen des Lebens. Wenigstens im Norden ist es mit der heiteren Auffassung der Schicksale von Jesu Eltern vorbei. Dadurch, daß die Reformation unter den Sagenquellen der Kirche einen scharfen Unterschied macht und die Evangelien streng von der Tradition scheidet, hebt sie die Gestalten der biblischen Sage auf einen hohen Rothurn, und ihr wachsendes Ansehen unterdrückt hier und da sogar den Spott auf die alte komische Figur Josef's. Daher kommt es, daß erst das sechzehnte Jahrhundert nicht-priesterliche Jesusgeburtsspiele geschaffen hat, in denen die Geburtsfrage auch wirklich den Kern der Handlung ausmacht und durch sich selbst das Interesse der Zuschauer gefesselt hält. Man glaubt jetzt wirklich, daß man von Grund aus schlecht sei und von dem guten Gotte nach dem Tode in einen Schwefelpfuhl geschleudert werde, wenn man nicht die Ueberzeugung gewinnen könne, daß der Gott Jesus durch seinen Tod die Schlechtigkeit aller Menschen ausgeglichen habe, und dieser mythologische Hintergrund mit seinen für damals thatsächlich weiten Perspektiven auf Schwefelbust und Engelgesang giebt der Sage von Jesu Geburt die Weihe und Bedeutung. Ohne diese Voraussetzung kann kein Jesusgeburtsspiel erheben und für den Zuschauer die Bedeutung einer Kultushandlung haben. Die Blüthezeit der christlichen Weltanschauung im sechzehnten Jahrhundert ist auch die Blüthezeit des Jesusgeburtsspieles. Nach 1650 ist diese Zeit vorbei.

In der langen Zeit, die die orientalische Wüstenreligion des Christenthums in Deutschland gebraucht hatte, um wahrhaft volksthümlich zu werden, weil sie sich der deutschen Volksart anbequeme und von ihr umhüllen ließ, war den Gebildeten schon ein neues Evangelium gekommen, das zahlreiche Bildungselemente enthielt und den arischen Deutschen anheimelnder klang als das semitische Christenthum: das wiedererwachte Studium der alten Lateiner und Griechen, auf das sich das sechzehnte Jahrhundert mit Bienenfleiß stürzte. Ganz neue Interessen traten in den Gesichtskreis der Zeit. Menschen, die nichts vom Christenthum gewußt hatten, stiegen der Zeit in ihrer ganzen anziehenden Erscheinung wieder aus dem Grabe. Es war die geistige Auferstehung einer ganzen Welt. Hatte man ehemals Christ sein wollen, so wollte man jetzt ein rechter Mensch sein nach griechischem Muster. Das Wort Humanismus verdankt ja diesem Gegensatz sein Dasein. Während all der bitteren Kämpfe über die Ausgestaltung der Götterwelt entwickelte sich die neue Strömung ruhig weiter und übte auf die Dichtung der Zeit erst formal und dann auch inhaltlich den tiefsten Einfluß. Langsam, aber stetig wirft sie die christ-

lichen Stoffe aus ihr hinaus. Immer mehr treten sie zurück, wie die christliche Mythologie aus den Köpfen der Gebildeten weicht, und endlich bleiben nur noch einige Nachzügler wie der Pastor Klopstock, der jedoch die Form ebenfalls dem Griechenthum entlehnen muß.

Die Zeit schreitet über sie hinweg. Im achtzehnten Jahrhundert gehört die Jesusgeburtssage schon nicht mehr zu den Stoffen, die die Dichter im Allgemeinen der poetischen Behandlung für würdig halten. Unter dem Aufkommen der Naturwissenschaften, die ganz andere Perspektiven in das Weltall wie in die Vergangenheit eröffnen, hat die Sage von der Geburt des neuen Gottes aufgehört, als Mittelpunkt der Weltgeschichte betrachtet zu werden. Sie ist wieder eine Sage geworden wie tausend andere. Und das volkstümliche Jesusgeburtsspiel steht still und macht diesen Umschwung nicht mit. Weber das Aufhören des Glaubens an einen bösen Gott-Teufel unter den Gebildeten um 1700, noch die Wiederabstreifung aller mythologischen Züge von der Gestalt des geschichtlichen Jesus seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, weder die Versuche des Rationalismus, die Folgerungen aus dem Dogmengebäude zu retten, während dieses selbst zusammenbrach, noch die endgiltige Erkennung des Begriffs einer Schöpfung durch den der Entwicklung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben in diesen Spielen Eindrücke hinterlassen. Immer mehr beschränken sie sich auf die stumpferen Schichten des Volkes, immer mehr flüchten sie in abgelegene Gebirgsgegenden, immer mehr werden sie zu Rudimenten einer vergangenen Weltanschauungsepoche, die unverstanden in die Gegenwart hineinragen. Die Zeit der mythologischen Weltauffassung ist vorüber, die der naturwissenschaftlichen ist angebrochen. Wäre die Feier des Jesusgeburtstages nur an diese Spiele gebunden gewesen, sie wäre vom Jahre 1700 bis 1750 zu Grunde gegangen in den gebildeten Volksschichten. Aber sie war damals seit länger als zweihundert Jahren mehr geworden als eine kirchliche Feier: ein wirklicher volkstümlicher Festtag.

Die fortschreitende landwirthschaftliche Produktion hatte die Vorbedingung zu einer solchen Wittwinterfeier geschaffen, die nöthigen Festspeisen in genügendem Borrath, und so konnten die Bemühungen der Kirche, Weihnachten zum Volksfesttag zu machen, von Erfolg gekrönt sein. Sie erreichte dies Ziel, indem sie allerhand volkstümlichen Brauch und Glaubensdahinzog, einmal von dem alten Winteranfangsfeste, das in den volkstümlichen Feiern des Martins- und Nikolaustages, den Umzügen und Kinderbesenkungen wie den fetten Schmäusen noch fortlebte, und sodann von den Januartalenden, auf denen sich allerhand Jahresanfangsbrauch und Glaube gesammelt hatten. Das geschah seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts und dauerte noch das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch. Der Protestantismus, der gegen die Heiligentage socht, so

diese Arbeit fort und zog namentlich Martinstags- und Nikolaustagsbräuche nach Weihnachten, vor Allem den ver mummt en Mann mit dem blühenden Segensbäumchen, dessen Schlag gegen Krankheit seit e. Vielerorts blieben die Martine und Nikolause dem Namen nach erhalten, anderorts aber wurden sie in einen „Heiligen Christ“ übergeführt, wie die dogmatische Gestalt von Jesus noch im fünfzehnten Jahrhundert hieß, und an noch anderen Stellen gefellte sich ein Herr Christ zu ihnen, wie das sechzehnte Jahrhundert den Gott Jesus gern volkstümlich nannte. Die ver mummt en Gestalten brachten Gaben für die Kinder und schenkten ihnen ein Segensbäumchen. Dafür erhielten sie von den Eltern entsprechende Geldgeschenke. Aber schon im sechzehnten Jahrhundert machte der Protestantismus gegen diese Umzüge Front; er bekämpfte sie und verdrängte sie vielfach ganz. Nur die Art der Kinderbesenkung blieb: in ein Bündel zusammengebunden finden die Kinder ihre Gaben meist morgens am Bett, und der pädagogische Sinn der Zeit, der den Segenszweig, den man im Zimmer aufgerichtet hatte, nicht mehr verstand oder verstehen wollte, machte daraus eine Zuchttruthe für die Unfolgsamen.

Die alten Winteranfangsumzüge und späteren Weihnachtsumzüge waren eine volkstümliche religiöse Übung. Wenn die ver mummt en Gestalten durch die Häuser zogen, dann fühlte das Volk, wenn es auch noch so gut wußte, wer sich darunter barg, seine Heiligen durch die Wohnungen ziehen, und diesen Brauch ließ es sich nicht so leicht entreißen. Erst als der Begriff des Wohlstandes sich im siebenzehnten Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege sehr rasch weiter entwickelte, gab das oft ausgelassene Wesen der Umziehenden Anlaß zu Verboten. Seit dieser Zeit fochten die Pastoren im Bunde mit der Polizei einen erbitterten Kampf gegen die „Christlarven.“ Aber sie wurden ihrer nur selten Herr. In den größeren Städten seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts; auf dem Lande und namentlich in den Gebirgsgegenden sind sie heute noch nicht ausgestorben.

Erst seit dem sechzehnten Jahrhundert entsteht die deutsche Familie im modernen Sinne. Bis dahin herrscht der Begriff der Zuchtmeister in den Eltern so stark vor, daß alles Andere zurücktritt. Die größere Anhäufung des Wissenswerthen, das der Jugend gelehrt werden mußte, und die Verheirathung der gebildetsten Söhne des Volkes, der protestantischen Pfarrherren, mögen dabei stark mitgewirkt haben. Die Art, wie gerade diese im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts die von den Umzügen losgelösten Kinderbesenkungen empfehlen und beschreiben, lateinisch und deutsch, zeigt den Familiensinn deutlich. Die Einrichtung kirchlicher Besenkungen in der gleichen Zeit beweist, welchen Werth man auf diese Feier legt. Aber noch für ein Jahrhundert ist keine Besenkung im

heutigen Sinn, keine Bescheerung als glänzender Aufbau bei Kerzenglanz. Das Christbündel oder „die Christbürden“, wie die Zeit sagt, bleibt die typische Bescheerungsform, und die Ruthe, die sonst Knecht Ruprecht führte, haftet getreu an dem Bündel. Erst um die Grenzscheide des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bricht man hier und da mit diesem Brauche. Der größere Reichthum an Gaben, die der gleichzeitig im Süden entstehende Christmarkt, der Nachfolger des alten Nikolausmarktes, bietet, sprengt seine Schranken: im Lichterglanze werden die Geschenke auf dem Tische aufgebaut, und so entsteht bald nach 1700 die förmliche Weihnachtbescheerung und tritt in Berührung mit einem anderen deutschen Brauche, dem Aufrichten eines blühenden Segensbäumchens, das, ehebem am alten deutschen Jahresanfang und dann am Martinstag und Nikolaustag geübt, mit dem Glauben an die blühenden Bäume der Jahresanfangsnacht von der kirchlichen Tendenzlage nach Weihnachten gezogen worden war. Im Wasserkübel brachte man in der Stube einen Weichselbusch, ein Kirschbäumchen zur Blüthe und ließ es die Festzeit über das Haus schmücken und segnen. Wohl seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts trat dafür als Surrogat ein Tannenbaum hervor, mit Papierblumen behängt, der wiederum den älteren Wachholzerbusch verdrängt haben mag. Äpfel und Raschwert für die Kinder hängt man an seine Zweige; das Jahr 1605 kennt den ersten solchen Weihnachtsbaum im alten Strassburg; aber erst im Jahre 1757 erscheint er als Mittelpunkt der Weihnachtbescheerung und zwar vervielfältigt und mit Kerzen geschmückt: jeder Beschenkte erhält sein eigenes Bäumchen. Seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wächst seine Verbreitung mit reißender Schnelle. In fünfzig Jahren erobert er sich ganz Deutschland und in weiteren fünfzig die Welt. Wo er die Krippe mit ihrem sagenhaften Hintergrunde noch vorfindet, da treibt sie der aus arischer Wurzel entsprossene Zweig immer weiter zurück, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, auf das Land, in die Gebirgsgegenden Süddeutschlands. Seine Lichter überstrahlen den Glanz des neugeborenen Gottes in der Wiege, die im Volksglauben längst zu erbleichen begonnen hat. Die Freude der Kinder über die Gaben des Weihnachtstisches und den Kerzenglanz des Baumes hat den Sieg über die Freude davongetragen, welche die mittelalterliche Kirche am Jesusgeburtst. verkündigte. Als Verdränger der Krippe und der Anschauungswelt, die an sie knüpft, wird der Weihnachtsbaum ein Merkzeichen geistigen Fortschritts. Aus der Erinnerungfeier an eine sagenhafte Begebenheit ist e Gegentwarteier geworden, das Fest der Kinder, das Fest der aufwachsenden Generation, das Fest der Zukunft.

Dr. Alexander Tille,

Dozent an der Universität Gießen

## Ein Mahnruf.

Die Bewilligung der viel umstrittenen Militärvorlage bringt dem deutschen Heere eine Erhöhung der Friedenspräsenz um 1796 Offiziere, 10 145 Unteroffiziere, 1549 Spielleute und 58 452 Mann. — Die beiden letzten Kategorien erreichen damit eine Friedensstärke von 470 060 Mann, wodurch wir die gleichen französischen Kategorien um etwa die selbe Zahl übertreffen, um die sie uns darin bisher voraus waren.

Vorausgesetzt, daß in einer Reihe von Jahren — sagen wir 12 oder 13, da dann die nach dem neuen Gesetz zum ersten Male ausgehobenen Rekruten in das zweite Aufgebot der Landwehr treten, auf deren Verwendung im Felde der Reichskanzler nach der Schlusswendung seines Redeturniers vom 14. Juli mit dem Grafen Herbert Bismarck verzichtet zu haben scheint — wenn also bis dahin weder eine kriegerische Verwicklung noch eine Aenderung in den gegenwärtigen Friedensstärken der deutschen und französischen Armee eingetreten ist, so würde nach sachmännischen Berechnungen\*) die deutsche Feldarmee mit aktiven, Reserve- und Landwehrformationen 1. Aufgebots der französischen Feldarmee mit 13 Jahrgängen um etwa 200 bis 300 000 Streiter überlegen sein.

Wie weit diese Mehrzahl die Ueberlegenheit in der kriegerischen Qualität auszugleichen vermag, die unter sonst gleichen Umständen die dreijährige Dienstzeit vor der zweijährigen dem Soldaten verleiht, soll hier, nachdem die Würfel einmal gefallen sind, aus loyal-patriotischen Erwägungen nicht weiter erörtert werden. — Unumwunden werden aber auch die Männer, die, wie ich, wegen der Herabsetzung der aktiven Dienstzeit Gegner der Vorlage waren, zugeben, daß ihre Durchsetzung schon jetzt eine überraschende Wirkung auf Frankreich ausgeübt hat, die die Erhaltung des Friedens noch auf längere Zeit zu verbürgen scheint.

Was ist davon Schein, was Wahrheit? —

Das „Journal des Débats“ hat vor einiger Zeit einen Artikel veröffentlicht, worin es freimüthig zugiebt, daß nach Annahme der neuen Vorlage das Uebergewicht der deutschen über die französische Militärmacht der Zahl nach endgiltig gesichert sei, da Frankreich bereits den Höhepunkt seines Kriegseffektivs erreicht habe, den es aus Mangel an Menschenmaterial nicht mehr übersteigen könne. Im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit und Sachunkennniß der Massen wird in dem Artikel eine Berechnung angestellt, wonach am Ende des Jahrhunderts die französische Feldarmee „fast um die Hälfte“ schwächer sein wird als die deutsche. Um zu diesem Resultat zu

\*) von Boguslawski schätzt die durch die ursprüngliche Regierungvorlage zu erreichende numerische Ueberlegenheit auf 300 000 Mann.



kommen, ist bei Berechnung der gegenseitigen Stärken nach ganz gleichen Grundsätzen verfahren. Das ist eine Ungerechtigkeit, die zum Trugschluß führt und führen soll.

Nach dem mit äußerster Härte verfahrenen Rekrutirungs-Gesetz von 1889 werden in Frankreich sämtliche Dienstpflichtigen mit einziger Ausnahme der durch körperliche oder geistige Gebrechen absolut Unbrauchbaren zur militärischen Ausbildung ausgehoben; bei den deutschen Dienstpflichtigen ist nicht bloß in Folge weit milderer Grundsätze bei der Beurtheilung die Zahl der endgiltig für untauglich Erklärten weit größer als in Frankreich, sondern es bleibt auch von den ganz oder bedingt Tauglichen ein hoher Prozentsatz als Unabkömmliche, Ersatzreservisten und Ueberzählige von jeder militärischen Ausbildung befreit. Für die Berechnung der Stärken der künftigen Feldarmeen kann man aber nur die wirklich ausgebildeten Mannschaften berücksichtigen; Das sind von nun an jährlich etwa 25 bis 30 000 deutsche Rekruten mehr als französische.

Aber außer dieser irreführenden Rechnung werden auch noch aus der Thatsache der beständigen Abnahme der französischen und eben so beständigen Zunahme der deutschen Knabengeburtten absichtlich übertriebene Zukunftfolgen gezogen. Da ist es nicht zu verwundern, wenn bei der Lecture des Artikels den französischen Spießbürger eine Gänsehaut überläuft, während den deutschen Philister dabei das behagliche Gefühl unsterblicher Sicherheit überfliehet.

Vielleicht — wahrscheinlich sogar — war es die Absicht des Artikelschreibers, diesen Eindruck bei beiden Nationalitäten hervorzurufen. So weit er jedoch durch das schwarz in schwarz Malen die Opferwilligkeit Frankreichs noch mehr anreizen wollte, wäre seine Anstrengung überflüssig gewesen; sie würde sogar eine große Ungerechtigkeit gegen seine Landleute in sich schließen, denn die Opfer, zu denen er sie nunmehr auffordert, um der Armee vor der deutschen die Ueberlegenheit in der Kriegstüchtigkeit und Feldbrauchbarkeit, d. h. in der Qualität, zu sichern, was er als heiligste Zukunftsaufgabe Frankreichs proklamiert, hat der französische Patriotismus schon vor Jahren wetteifernd bewilligt. Daher wird unwillkürlich der Verdacht erweckt, daß der eigentliche Zweck des Artikels war, den deutschen Rivalen einzuschläfern, ihm die Empfindung sicherster Ueberlegenheit einzusößen und ihn dadurch noch unlustiger und widerborstiger gegen spätere neue Anforderungen der Armee zu machen, als er bisher schon gewesen ist.

Der Franzose erkennt wohl mit scharfem Blick, daß die militärisch Achillesferse Deutschlands neben der zweijährigen Dienstzeit der Umsta ist, daß es auch nach der neuesten Vermehrung um 1796 Offiziere und 10 145 Unteroffiziere seinen im Felde aufzustellenden Neuformationen nicht

bei Weitem nicht den starken Rahmen verleihen kann, wie Frankreich ihn, Dank den Cadresgesetzen von 1889 und 1893, den seinigen zu geben bereits jetzt in der Lage ist.

Dieser Umstand war und ist geeignet, unsere Fachmänner zu beunruhigen. Allerdings gewährt eben der selbe Artikel eine gewisse Erleichterung, denn es scheint aus ihm hervorzugehen, daß die für die Neuformationen bestimmten Doppeloffiziere und vielleicht noch ein Theil der Unteroffiziere vorläufig mehr auf dem Papier als in Wirklichkeit vorhanden sind. Der Appell an das französische Volk beweist aber, daß, wenn die Sachlage wirklich so ist, das Versäumte mit aller Energie nachgeholt werden wird und sogar noch ein weiterer Ausbau in der Sicherung der Qualität der Truppen für die Zukunft geplant ist. Dann aber wird dieses Wettrennen in neuer Richtung uns endlich doch auch zu weiteren, ähnlichen Anstrengungen zwingen. Der heftige Volkswiderstand, den die letzte Vorlage kaum überwinden konnte, macht es gewiß, daß erst im äußersten Augenblick mit solchen Neuforderungen vor das Volk getreten werden wird. Ob mit Erfolg, — ist sehr zweifelhaft, und die im erwähnten Artikel enthaltene überschwängliche Anerkennung der numerischen Ueberlegenheit Deutschlands wird den Erfolg nicht gerade erleichtern. Wie viele Deutsche werden sich nicht bei der ersten Mehrforderung aus ehrlicher oder geheuchelter Ueberzeugung auf unsere, von den Franzosen selbst eingestandene ungeheure Ueberlegenheit berufen, um keinen Mann, kein Pferd und vor allem keinen Pfennig mehr zu bewilligen!

Diesem Augenblick will der Franzose vorarbeiten. Das ist sein gutes Recht. Je klarer man aber in Deutschland erkennt, daß wir auf absehbare Zeit hier eben so wenig Aussicht auf materielle Mittel zum weiteren Ausbau der Armee in qualitativer wie die Franzosen in quantitativer Richtung haben, um so aufmerktsamer müssen wir nach andern Mitteln ausschauen, die, ohne das Volk noch mehr zu belasten, zur Hebung der inneren Tüchtigkeit der aktiven wie der mobilen Armee geeignet sind.

Deren giebt es mancherlei. Um sie fruchtbar zu machen, dazu gehört viel: richtige Einsicht, echte Vaterlandsliebe, Charakter und Etwas von dem puritanischen Geist, der stets bereit ist, sein persönliches Interesse der Idee unterzuordnen. Das geschieht nicht immer, jedenfalls nicht ausreichend. Längere Perioden der Ruhe nach größeren Aufschwüngen führen fast stets zu rücksichtslosem, das Ganze schädigendem Egoismus der Individuen, der Klassen, der Parteien. Bei der Armee nennt man das „Militarismus“ und bezeichnet damit ihren gefährlichsten Feind.

Soll das Ansehen, der Geist und selbst die Kriegstüchtigkeit einer Armee nicht unvermerkt leiden, sondern auf ihrer einstigen Höhe erhalten,

sogar noch zeitgemäß gehoben werden, so müssen die aus den an sich berechtigten Eigenthümlichkeiten jeder besonderen Institution entstehenden Auswüchse aufmerksam im Auge behalten und rechtzeitig beseitigt werden, wenn man schweren Katastrophen entgehen will, deren Anzeichen vorher nur Wenigen zur klaren Erkenntniß kommen. Das scheidende Jahrhundert hat zwei besonders drastische Beispiele dafür gebracht. Sie trafen jedesmal die ihrer Zeit glänzendsten und gerühmtesten Armeen. Beide erhoben sich nach ihrem jähen Fall wie ein Phönix aus der Asche, denn unter den Gluthen der Schmach und des Unglücks schmolzen die vorher nicht beachteten Auswüchse und Schladen eines verderblichen Militarismus für lange Zeit dahin. Ihr Unglück diente ihnen zur Läuterung, die Läuterung schaffte ihnen die Achtung und Liebe ihres Volkes. Die Thatfache, daß die noch immer in reblicher Regeneration begriffene französische Armee das ausgesprochene Schöfkind der Nation ist, für das ihr kein Opfer groß genug erscheint, ist denn doch wohl auf tiefere Ursachen als auf bloße Nebanhegedanken des Volkes zurückzuführen.

Wenn einer Armee, wie jetzt wieder der deutschen, häufiger und aus weiter, und keineswegs nur aus grundsätzlich staats- oder militärfeindlichen Kreisen der erbitterte Vorwurf des Militarismus entgegen schallt, so ist Das eine ernste Mahnung und es ist hohe Zeit, eine Umschau bei sich zu halten und unbefangen, ohne Gereiztheit und Empfindlichkeit zu prüfen, ob die Uebertreibungen dieser anscheinend nur aus Haß, Abneigung, Neid und Sachunkentniß entspringenden Anklagen nicht doch wirklich vorhandene Schäden treffen, deren rechtzeitige abhelfende Behandlung ihr Ausarten in ein gefährliches Krebsgeschwür verhüten und der Armee im Volk neue und allgemeinere Sympathien wieder zuführen kann.

Eine Armee, die wirklich frei von falschem Militarismus ist, nimmt eine Million Soldaten mehr ins Feld mit, als ihre Effectivstärke nachweist.

Hannover.

Major C. Tottleben.



### Jesuiten in Sicht.

Ein Dezemberbild.

Du Burgberg-Säule, zerpalte,  
Nicht schützt Dein Fels mehr den Gral,  
Germania vom Niederwalde,  
Herunter vom Biedestal!

Du Zwingherr römischen Wesens  
Zu Teutoburgs Wald und Sumpf,  
Du Feind alles Federlesens,  
Dein Schwert, das deutsche, ward stumpf.

Biendorf i. Anhalt.

Schlaf, Barbarossa, nur weiter,  
S'ist Ehre und Ruhm verthan,  
Schon drängen die listigen Streiter  
Von Fiesole heran.

Die schwarzen Kutten begraben  
Der Epigonen Gezweg,  
Wald krächzen Dir wieder die Raben,  
Die römischen, um den Berg.

A. Sonnemann.



## Neurose bei Dante und Michelangelo.

Ein Beitrag zur Theorie der Genialität.

Die Veröffentlichung der Briefe Michelangelos und Darwins hat durch ihre posthumen Enthüllungen über krankhafte Seiten der Genialität erkennen lassen, daß, wenn bei echt genialen Naturen die Zeichen einer anomalen Veranlagung fehlen, eine bloße Täuschung vorliegt; man hat in solchen Fällen entweder nicht nach Anomalien gesucht oder mit lückenhaften Dokumenten zu thun gehabt. Hierher gehören die Fälle Dantes und Shakespeares, von denen man wenig oder gar nichts weiß. Nun fand ich vor Kurzem in einer neuen Studie über Dante\*) folgende Bemerkung, die mich als eben so neu wie treffend frappirte: „Er ist wahrscheinlich an Erschöpfung und Nervenkrankung gestorben und litt sicher lange Zeit an epileptischen Anfällen mit nachfolgender Bewußtlosigkeit; Das dürfte daraus hervorgehen, daß er in der göttlichen Komödie an sich selbst häufig Anfälle beschreibt, in denen er hinstürzt und das Bewußtsein verliert.“

Eine sofort vorgenommene erneute Lecture dieses allen Italienern heiligen Buches hat mir die Richtigkeit dieser Bemerkung gezeigt; derartige Anfälle werden darin außerordentlich häufig beschrieben, am Häufigsten im Inferno, seltener im Purgatorio, um schließlich im Paradies nur vereinzelt und schwach aufzutreten.

Folgende Stellen mögen Das belegen: \*\*)

Inferno Canto III, V. 44—45.

Als Dies geendigt hatte, zitterte das finstere Land so stark, daß der Schrecken der Erinnerung mich noch jetzt in Schweiß badet. Die thränenreiche Erde erbraute in einem Sturm, ein rothes Licht, das aufblühte, verdrängte jede Empfindung in mir, und ich fiel hin, wie ein Mensch, den der Schlaf überfällt.

Canto V, V. 47.

Während der eine Schatten Dieses sagte, weinte der Andere so, daß ich vor Mitleid ohnmächtig wurde, wie wenn ich stürbe, und hinfiel, wie ein toter Körper hinfällt.

\*) Durand Farber. Dante. — Nouvelle Revue 1893.

\*\*\*) Die hier citirten Verse aus der Divina Commedia sind keiner der in gebundener Sprache vorliegenden Uebersetzungen entnommen, sondern möglichst sinngemäß wiedergegeben, um dem Leser eine Kontrolle der pathologischen Interpretation zu ermöglichen.

## Purgatorio Canto XV, V. 29.

Dort sah ich mir in einer ekstatischen Vision plötzlich verzückt zu sein  
V. 40 und 41.

Was hast Du, daß Du dich nicht halten kannst, Du bist mehr als eine  
halbe Meile gegangen, mit verschleiertem Blick und wankenden Beinen, nach  
Art Eines, den Schlaf oder Wein beugt. (Anrede Virgils an Dante.)

## Canto XXXII, V. 1.

Meine Augen waren so fest gerichtet und aufmerksam, daß die andern  
Sinne mir ganz erloschen.

## Canto IV, V. 1 und 2.

Wenn, vor Lust oder vor Schmerz, denen unser Gemüth uns zuneigt,  
die Seele ganz auf diese sich hinwendet, so scheint es, als sei sie für keine andre  
Kraft mehr empfänglich.

## Canto XXXI, V. 30.

Ein solches Wiedererkennen schnitt mir ins Herz, daß ich besiegt hinfiel,  
und wie mir damals ward, weiß sie, die Dies hervorrief. Denn als das Herz  
mir wieder Kraft nach außen zu blicken gab . . .

## Canto XXXII, V. 22.

Wenn ich beschreiben könnte, wie die erbarmungslosen Augen schwer wurden,  
als ich die Sphing hörte, so würde ich malen, wie ich einschlief, aber wer kann  
das Dahinschwinden gut schildern.

## Paradiso Canto XXI, V. 45.

Sie erhoben ein so starkes Schreien, daß es mit nichts zu vergleichen ist,  
und ich verstand nichts mehr, so überwältigte mich das Brausen.

## Canto XXIII, V. 15.

So ging mein Geist, anschwellend, aus sich selbst heraus, und weiß sich  
nicht mehr zu erinnern, wie ihm wurde.

## Canto XXIII, V. 17.

Ich war wie Einer, der sich eines verbliebenen Traumgesichts erinnert  
und der sich vergebens bemüht, es dem Geiste wieder vorzuführen.

Wie man sieht, nahmen die Anfälle im Purgatorio mehr die Form  
von traumhaften und somnambulen Zuständen an, im Paradiese mehr die von  
Ekstasen. Es läßt sich dabei nicht mit Sicherheit unterscheiden, ob es sich  
um Hystero-Epilepsie oder eigentliche Epilepsie handelt; für die Diagnose  
der Epilepsie sprechen gewisse ethische Fehler, deren der Dichter sich selbst  
beschuldigt, der Hochmuth, der Hang zu Ausschweifungen und seine wilde  
Zornmüthigkeit, von der die Dante-Legende so viele Beispiele zu berichten  
hat und die auch in seiner Dichtung hervortritt, selbst im Paradiese, in dem  
sein Genie sich reifer und gemäßigter zeigt. Ich will dafür hier nur ein  
Beispiel citiren:

Jener, der auf der Erde meine Stelle usurpirt, meine Stelle,  
Stelle, hat aus meinem Grabe eine Kloake voll Blut und Roth gemacht  
woran sich der Verworfenen, der von hier oben Herabgestürzten, dort unten f-  
(Parab. XXVII, V. 9).

Aus dem Inferno und dem Purgatorio ließen sich zahlreiche Bei-

höchst unpatriotischer Zornesäußerungen anführen, wie die furchtbaren Verse, die er am Ende des sechsten Gesanges des Purgatorio seiner Vaterstadt entgegenschleudert, die Invectiven gegen die Fiesolaner u. a. (Inf. XV, 25). — Ich weiß sehr wohl, was die Philologen, die ihre stupende Gelehrsamkeit zur Lösung der Frage anbieten, ob Macchiavelli nicht eigentlich Macchiavello heißen habe, zu literarischen Studien dieser Art sagen werden; es wird heißen, man könne Alles beweisen, wenn man die Verse eines Autors, aus dem Zusammenhang gerissen, einzeln vorführt; ich weiß aber nicht, welche psychologischen Dokumente intimeren und individuelleren Aufschluß über die Persönlichkeit eines Schriftstellers gewähren können als seine Werke und ich bin deshalb überzeugt, daß die philologische Waschlappen-Literatur bald ihrem gerechten Geschick verfallen wird. Ich hätte Grund, mich in diese Fragen zu vertiefen, da meine Theorie der Genialität damit verwachsen ist, aber ich will mich hier nur auf einzelne Beispiele beschränken. Ich erinnere an Dostojewski, der bekanntlich epileptisch war; in keinem seiner Bücher fehlt ein Epileptiker, der an Krampfanfällen oder epileptischer Geistesstörung leidet, oft sind die Helden seiner Ich-Romane Epileptiker und ihre Krankheit hat für sie eine Bedeutung, die ihr bisher kein anderer Romandichter eingeräumt hat (z. B. Der Idiot, Die Befessenen).

Außer zu Dante haben mich meine Forschungen über das Vorkommen von Neurosen bei Dichtern und Künstlern (abgesehen von den zahlreichen Beispielen in meinem Buch über den genialen Menschen) auch zu einer Auffassung der Persönlichkeit Michelangelos geführt, die ihn durchaus nicht als die harmonische Natur erscheinen läßt, für die er bisher gegolten hat. Ich entnehme die hier folgenden Thatsachen den von Guasti veröffentlichten Briefen des Künstlers und einer schönen Studie von J. Klaczek (Rome et la Renaissance, 1893). Für seine Flucht aus Rom nennt Michelangelo, außer Geldverlegenheiten, Gründe, die ihn als einen zweifellosen Halluzinanten erscheinen lassen. „Noch ein anderer Grund trieb mich fort; es wird genügen, anzudeuten, daß ich glauben mußte, wenn ich in Rom bliebe, würde mein Grab früher gegraben werden als das des Papstes, und Das war die Ursache meiner plötzlichen Abreise.“ In dieser Stadt ist er dann sein halbes Leben hindurch geblieben. Stets steckte er voll krankhafter Befürchtungen. 1494 verläßt er plötzlich seinen Aufenthaltsort, weil ein Lautenspieler, Namens Corbieur, ihm einen mysteriösen Traum erzählte. — 1525 floh er aus Florenz vor dem Anblick eines Menschen, der (so schreibt er) „von der Porta San Niccolo kam, ich weiß nicht, ob von Gott oder vom Teufel gesandt“. Er hatte Wuthanfalle, wie sie nur bei Geisteskranken vorzukommen pflegen. 1567 ließ er mehrere Männer zu seinem Schutz aus Florenz kommen und schickte sie eines Tages plötzlich weg, weil sie den bösen

Blick hätten. Er insultirte Francia und beschimpfte selbst Leonardo da Vinci; als dieser ihn eines Tages ganz ahnungslos hat, ihm einen Vers von Dante zu erklären, fuhr er ihn an: „Erkläre Dir Das selber, Du Mann, der ein Reiterstandbild hat gießen wollen, ohne es zu können; nur solche Schwachköpfe wie die Mailänder konnten Dir einen solchen Auftrag geben!“ Und Das zu einem Leonardo!

Zu den wichtigsten psychischen Anomalien Michelangelos gehört seine völlige Gleichgiltigkeit gegen das Weib. Sie tritt uns selbst aus seinen Werken entgegen, denn seine Meisterwerke stellen ausschließlich Männer dar (Moses, David, das Grabmal der Medici). Er hatte nie ein lebendes weibliches Modell, arbeitete aber nach weiblichen Leichen; seine Bacchantin ist eine Virago mit männlicher Muskulatur und formlosen Brüsten, ohne den geringsten weiblichen Reiz. Nichts, was sich mit Bestimmtheit auf ein Weib beziehen ließe, findet sich in seinen Liebessonetten, die im Uebrigen weniger von Liebe inspirirt als unter dem Einfluß einer Mode geschrieben sind. Das Wort *donna* kommt nur vierzehn Mal darin vor, dagegen zeugen zwei Sonette\*) von einer lebhaften Bewunderung männlicher Schönheit, und nach *Bacchi* sind einige Verse an einen schönen und anmuthigen jungen Mann, Namens Cavalieri, gerichtet, und scheinen eine deutliche Anspielung auf seinen Namen zu enthalten.\*\*) Diese merkwürdige Anomalie hatten auch seine geniale Zeitgenossen Cellini, Sodoma und Andere; aber es ist damit das Gebiet der Abnormitäten noch nicht erschöpft. Ich citire dafür Parlagreco: „Durch seine Briefe läuft ein beständiger Gegensatz zwischen erhabenen, hochherzigen Gedanken und kindischen Einfällen, zwischen Wünschen und Wollen, zwischen Denken und Handeln; enorme Reizbarkeit, äußerste Empfindsamkeit, Wankelmuth in der Liebe, lebhafteste Aktivität im Wohlthun, plötzlich auftauchende Sympathien, hochauflorender Enthusiasmus, tiefe Beängstigungen, unbewußte und unerklärliche Handlungen, äußerste Bescheidenheit in der Würdigung eigener und fremder Kunstwerke, unbegreifliche Eitelkeit in den Neußerlichkeiten des Lebens: Das sind die Züge, in denen die Seele Michelangelos sich äußert und die mich glauben machen, daß der große Künstler an einer Nervenkrankheit, an Etwas wie Hysterie, gelitten haben muß.“ In seinem Greisenalter ist kein Tag, an dem er nicht eine seiner Jugendsünden ausfindig macht; dann schickt er nach Florenz Geld, um dafür Messen lesen zu lassen, und Geschenke verschämte Arme, oder er läßt junge Mädchen auffuchen, die er für die Ehe u

\*) Nr. 12 und 18 der Sammlung Barbera.

\*\*) *Maraviglia non è se null' e solo*

*Resto prigione d'un Cavalier armato.*

manchmal, seltsam genug, auch fürs Kloster ausstattet. Alles Das thut er, um das ewige Leben zu gewinnen (Brief 187, 214, 240, 330) und seine Seele zu retten, er, der gesagt hatte: „Es ist kein Wunder, daß die patres die sirtinische Kapelle verpfuschen, nachdem sie es verstanden haben, die ganze Welt zu verderben.“ Manchmal sieht er klar und wünscht dann zu sterben, um vor einem Rückfall in sein Leiden sicher zu sein, bald aber versinkt er wieder in Rathlosigkeit und er, Michelangelo, verwünscht selbst die Sünde, als Künstler zur Welt gekommen zu sein:

Wie sehr hat meine heiße Phantasie  
Mich irrgelitet, als sie in der Kunst  
Mich meine Herrin, Göttin, sehen ließ.

Die Tage, die in Gottbetrachtung ich  
Verbringen sollte, hat die Welt  
Geschwähig mir gestohlen.

Dann glaubte er wieder, Gott ließe ihn alt werden, nur damit er den Dom von St. Peter vollenden könne.

Seine Leitung der Vertheidigung von Florenz im Jahre 1529 zeigt ihn in einer Aufschwung von Patriotismus und bewunderungswürdigem Muth, zumal wenn man bedenkt, daß es seinem grübelnden Sinn als frech und undankbar hätte erscheinen können, die Nachkommen der großen Medicäer zu bekämpfen, nachdem er als Jüngling zu Florenz im Hause der Medicäer gelebt und in Rom die Freundschaft von Leo dem Zehnten und Clemens dem Siebenten besessen hatte. Und von ihm stammt das furchtbare Distichon gegen die Tyrannei der Medicäer:

O laßt im Schlaf, versteinert, mich vergessen  
Jammer und Schande, die nicht enden wollen!

Wenn man aber auch alles Das begreifen und entschuldigen mag, — wie kann man es vereinbaren, daß er erst dem Herzog Alexander die gewünschten Pläne zu einem Festungsturm verweigert, um die herrschende Familie nicht in ihrer Tyrannenstellung zu befestigen, und daß er kurz darauf, 1529, aus der Stadt flieht, zu einer Zeit, wo alle Florentiner, bis zum bescheidensten Bürger herab, von Patriotismus glühten? Eben so unbegreiflich ist seine Antwort an den Herzog Cosmus den Ersten, als dieser das unter der Bezeichnung *la polverina* bekannte ungerechte Gesetz gegen die Emigrirten erließ: „Ich habe mich bis jetzt gehütet, mit Emigrirten zu sprechen und umzugehen, in Zukunft werde ich mich noch mehr davor hüten.“ Schließlich glaubt er, Unrecht gethan zu haben, als er die Gastfreundschaft der Riccios im Palais Strozzi genoß, und lohnt so eine hochherzige Handlung mit niedriger Undankbarkeit; er erklärt in seinem Brief an Cosimo, nur aus



Höflichkeit hätte er bisher die Grüße Emigrirter erwidert: „Hätte ich geahnt, was für Menschen die Emigrirten sind, würde ich sie völlig ignorirt haben“.

Während er sein Leben lang kaum je gezeigt hatte, daß er auf seine künstlerischen Leistungen stolz war, und immer bescheiden von ihnen gesprochen hatte, beschäftigte er sich im hohen Alter damit, mit seiner angeblich abligen Herkunft zu prahlen und seine Abkunft von den Grafen von Canossa zu behaupten, was, wenn es wahr gewesen wäre, doch nicht einen Fingernagel seines Moses aufwöge. 1546 schrieb er an seinen Neffen Leonardo: „Ich muß ein stattliches Haus nahe dem Centrum der Stadt kaufen, denn kein Reichthum fällt so in die Augen wie das Haus, das man bewohnt, — und wir sind doch Bürger vornehmster Abkunft.“

Michelangelo liebte seine Familie zärtlich, und verschaffte seinem Vater, den Brüdern und Neffen einen höchst behaglichen Wohlstand; aber seine Briefe an diese Verwandte athmen ein maßloses Mißtrauen, einen beständigen Verdacht. Immer wieder behandelt er sie ungerecht und verlangt von ihnen, die doch nur ganz vulgäre, habfüchtige Menschen waren, Wunder von Delicatesse und Gemüthsstiefe. Am Widerspruchsvollsten zeigt er sich in Geldsachen; alle Augenblicke macht er seinen Brüdern bittere Vorwürfe wegen ihrer Forderungen, um ihnen dann regelmäßig noch mehr zu geben, als sie selbst verlangten.

1544 verfällt er in Rom in schwere Krankheit; natürlich erscheint sein Neffe, um ihn zu pflegen, er aber geräth in die größte Entrüstung und schreibt ihm: „Du bist nur gekommen, um meinen Tod zu beschleunigen und zu sehen, ob ich Dir nichts-hinterlasse. Hast Du denn nicht an Dem genug, was ich in Florenz besitze? Du kannst nicht leugnen, daß Du Deinem Vater ähnlich bist, der mich in Florenz aus meinem eignen Hause jagte. Merke Dir: es ist in meinem Testament dafür gesorgt, daß Du auf nichts von Dem zu rechnen hast, was ich in Rom besitze. Deshalb gehe mit Gott und schreibe mir nie mehr.“ Drei Monate später sind seine Absichten und sein Ton völlig geändert. „Ich werde doch nicht Das vergessen, woran ich beständig gedacht habe, nämlich Dich zu unterstützen.“

Ein merkwürdiges Geständniß seines durchaus krankhaften Trübfinns hat er schließlich in einem Brief an Sebastiano del Piombo (Nr. 97) hinterlassen. „Gestern Abend war ich froh, denn ich war einmal aus mein-“  
wirren und düstern Verstimmung herausgekommen.“

Turin.

Professor Cesare Lombroso.



## Deutsche Interessen in Centralamerika.

Die kürzlich veröffentlichte Statistik der hiesigen Regierung hat mich, wie früher schon öfter, wieder einmal zu Betrachtungen gezwungen, die auch für einen weiteren Leserkreis Deutschlands nicht ohne Interesse sein dürften. Denn mit mehr oder weniger Unterschied befinden sich fast alle Nationen romanischer Abstammung auf dem amerikanischen Kontinent in analoger Interessensbeziehung zu Europa und speziell zu Deutschland. Ich bin deshalb auch überzeugt, nicht nur die vorherrschende Meinung deutscher Kolonisten Centralamerikas hier wieder zu geben, sondern ich glaube, auch der großen Mehrzahl unserer Landsleute in Südamerika dabei aus dem Herzen zu sprechen.

Unter den Ländern Amerikas, die während der letzten zwei Jahrzehnte dem europäischen Handel größeres Interesse abgerungen haben, befinden sich — und nicht in letzter Reihe — die Centralrepubliken des Nordkontinents, und unter diesen namentlich Guatemala, Salvador und Costarica. Die jüngsten statistischen Veröffentlichungen der beiden zuletzt genannten Staaten stehen mir augenblicklich leider nicht zur Verfügung, doch kann ich, ohne Furcht, mich zu irren, versichern, daß das Ergebnis ihrer Handelsbeziehungen zu Deutschland im Speziellen, wie auch ihr Aufschwung im Allgemeinen, ein gleiches Verhältnis wie Guatemala ergibt, ja sogar noch ein günstigeres, soweit es die Importbilanz deutscher Waaren betrifft.

Wie groß aber dieser Aufschwung im Allgemeinen gewesen ist, beweist zum Beispiel die Ausfuhrtablette Guatemalas. Danach exportirte dieses Land noch im Jahre 1888/89 in Landesprodukten nur einen Werth von Pstrl. 7 239 977, dagegen im Jahre 1892/93 einen Werth von Pstrl. 14 869 324.

Welchen Antheil nun speziell Deutschland an dem Ueberschuß und Verbrauch dieser Länder genommen hat, Das mögen folgende offizielle Zahlen beweisen. Der Totalwerth der — nach Guatemala allein — eingeführten Güter belief sich im Vorjahre auf Pstrl. 6 010 233,01. Diese Summe vertheilt sich auf die verschiedenen Produktionsländer wie folgt:

Vereinigta Staaten . . . . .	Pstrl. 1 835 103,85
Deutschland . . . . .	„ 969 270,69
Frankreich . . . . .	„ 835 179,98
England . . . . .	„ 812 890,41
Italien . . . . .	„ 148 675,49
Spanien . . . . .	„ 109 095,83
Andera Länder (worunter Südamerika mit nahezu einer Million in Silber figurirt) . . . . .	„ 1 300 016,76

Deutschland nimmt also hier die erste Stelle unter den europäischen Staaten ein; es kann außerdem noch versichert werden, daß namentlich unter den aus England und Frankreich verschifften Gütern sich gar manche be-  
anden, die, deutschen Ursprungs, unter französischer und englischer Flagge ihren Einzug hielten. Was den Totalwerth im Allgemeinen anbetrifft, so dürfte auch er sich in Wahrheit um ein Beträchtliches höher stellen, da die Daten der Werthangaben von den Importeuren selten voll gegeben werden, weil auf manche Artikel der Zoll ad valorem erhoben wird.

Was nun die Ausfuhr von Landesprodukten — auch wieder aus Guatemala

allein — anbelangt, so belieft sich diese während der selben Zeit auf  
 Afrk. 14 869 324,21 und vertheilt sich, wie folgt:

Deutschland . . . . .	Afrk. 6 138 288,40
Vereinigte Staaten . . . . .	„ 4 987 968,76
England . . . . .	„ 2 179 972,59
Frankreich . . . . .	„ 937 144,69
Anderer Länder . . . . .	„ 625 949,77

Man sieht also, daß auch hier wieder Deutschland das Land ist, dem  
 der bei weitem größere Theil des Exports zugewiesen wird, diesmal sogar ohne  
 Ausschluß der Vereinigten Staaten.

Wenn man nun ferner berücksichtigt, daß es nicht allein der Handel ist,  
 der in Centralamerika vorzüglich in deutschen Händen ruht, sondern daß Aus-  
 länder, die, zunächst oft unter Entbehrungen, hier Ackerbau betreiben, auch fast  
 ohne Ausnahme nur Deutsche sind, daß z. B. die größten Kaffee- und Zucke-  
 rplantagen Anlagen und Eigenthum deutscher Gesellschaften und Privaten sind  
 und daß deren Werth sich auf viele Millionen beläuft, so wird Jedermann die  
 Ueberzeugung gewinnen, daß das hiesige Interessengebiet Deutschlands kein ge-  
 ringes ist. Wie Das unter Anderem auch von der Schifffahrt anerkannt und  
 ausgenutzt wird, beweist der Umstand, daß — abgesehen von der deutschen  
 Dampferlinie nach dem Panama-Isthmus — zwei weitere deutsche Dampfer-  
 gesellschaften, die Kosmos- und die Kirsten-Compagnie, ihre monatlichen direkten  
 Schiffe nach Centralamerika schicken und daß diese, trotz der längeren Route  
 durch die Magelhansstraße, während des vorigen Jahres — wieder nur für Guate-  
 mala allein — 95 536 Koffi Waaren brachten.

Das ist das Resultat deutschen Fleißes und deutscher Ausdauer während  
 kurzer Jahrzehnte in Centralamerika. Ueberhaupt liegt es außer allem Zweifel,  
 daß hier, wie auch in Südamerika, kein Ansiedler es wie der Deutsche versteht  
 selbst hochzukommen, dabei aber auch gleichzeitig die Interessen seines Vater-  
 landes mit hochzubringen. Vom Kap St. Lukas bis zum Kap Horn lebt und  
 strebt unser Landsmann anerkannt, wenn auch wenig begünstigt von den Ein-  
 geborenen, und bewundert, wenn auch beneidet von anderen fremden Ansiedlern.  
 Keiner thut ihm gleich an Wiederkeit, Emsigkeit und kluger Führung, und sie  
 wissen auch, unsere Landsleute, und sie sind stolz darauf, stolz auf sich selbst  
 und auf ihre deutsche Abstammung, und trotzdem — trotzdem giebt es wohl  
 keinen Einzigen, der nicht mit tiefer Bitterkeit es denkt und ausspricht,  
 wie wenig dagegen das Vaterland im Vergleich zu anderen Staaten für seine  
 Söhne in der Fremde thut. Wie kein anderer Ausgewandter zieht der Deutsche  
 seine Heimath in Wittgewinn, wie Keiner macht er seiner Flagge Ehre, und  
 doch gewährt gerade ihm diese Flagge im Falle der Noth geringeren Schutz als  
 Anderen. Das ist eine traurige Thatsache, aber eine Thatsache. Der Fälle giebt  
 es ja in diesen halbcivilisirten Ländern alljährlich gar viele, wo Fremde de  
 Willkür Eingeborener und ihrer Behörden zum Opfer fallen, seien diese Be-  
 hörden nun niederen oder höchsten Ranges, konstitutionellen oder revolutionären  
 Charakters. Dann sind es selbst Vertreter von Nationen, die sich an Macht  
 stellung mit der unseren nicht messen können, wie z. B. Italiens und Spaniens,  
 die weit energischer zu Gunsten ihrer Schutzbefohlenen eintreten als unsere Re-  
 präsentanten. Und Das ist leider kein lokales Uebel, welches etwa von meh-  
 oder weniger geeigneten Individualitäten in der deutschen Vertretung abhing

ndern es ist ein allgemeines, und das bittere Gefühl solcher Zustände erfüllt alle unsere Landsleute in gleichem Maße, sei es nun am La Plata- oder am Orinoco-Strom, sei es am Tempa- oder am La Paz-Flusse.

Es ist allerdings seit 1871 Manches besser geworden. Aber es liegt doch ganz und gar kein Grund vor, daß unsere Stellung im Auslande nicht ganz genau so günstig sei wie die eines jeden anderen Europäers oder Nordamerikaners. Dazu braucht unsere Regierung doch wohl nur die Kenntniß des Uebels und den guten Willen, ihm abzuhelpfen. Und selbst irgend welches Opfer nach dieser Seite hin würde doch der deutschen Industrie lohnende Früchte tragen, denn es würde der Hebung unseres Handels nicht geringen Vorschub leisten.

Deutschland ist hier durch einen in Guatemala residirenden Gesandten vertreten, dessen Rechtsgebiet die fünf Republiken umfaßt, welche das central-amerikanische Territorium bilden. Die geographische Ausdehnung und die Einwohnerzahl dieser Länder ist nun nicht so bedeutend, daß man etwa verlangen könnte, Deutschland solle, wie die Vereinigten Staaten, zwei residirende Minister in Centralamerika halten, von welchen dem Einen die Republiken Guatemala und Salvador, dem Anderen die von Honduras, Nicaragua und Costarica unterstehen. Jedoch sind diese fünf Staaten durch so unzulängliche Verkehrswege mit einander verbunden, daß von den meisten Handelsplätzen der einzelnen Republiken die Briefvermittlung längere Zeit nach Guatemala in Anspruch nimmt als nach Europa selbst. Außerdem sind auch die Staaten unter sich, was allgemeine Bildung, Volkssitte und Regierungswesen anbelangt, so verschieden, daß man z. B. nicht zuviel sagt, wenn man behauptet, Costarica sei Honduras um hundert und Nicaragua um fünfzig Jahre voraus. Der residirende deutsche Gesandte begnügt sich nun immer, den nähergelegenen oder mit besseren Verkehrswegen versehenen Republiken einen Antrittsbesuch abzustatten, der sich auf Tage, nicht einmal auf Wochen beschränkt und der weiter keinen Erfolg haben kann als die Bekanntheit mit den Hauptstädten und den verschiedenen Präsidenten republikanischen Namens und autokratischen Stiles. Gelangt nun nachher einmal aus einem mehr entlegenen Theile dieser Länder die verspätete Klage eines deutschen Unterthanen an die Gesandtschaft, so ist diese schwerlich im Stande, sich ein klares Urtheil über deren Begründung oder Grundlosigkeit zu bilden. Der Kläger selbst begeht natürlich dabei häufig Fehler in Form und Inhalt und eine langwierige Korrespondenz beginnt dann — sei es direct mit dem Kläger oder mit dem nächstliegenden deutschen Konsulate —, die beide Theile ermüdet, das Interesse einschläfert und ein Resultat fast unmöglich macht.

England sowohl als auch die Vereinigten Staaten haben diese Schwierigkeiten genügend gewürdigt und haben in den Hauptstädten, ja selbst dort, wo ihre Gesandtschaften residiren, Berufsconsulate eingesetzt, die mit Verständniß und Energie ihren Staatsangehörigen nahestehen, als Vermittler zu den Gesandtschaften dienen, ja in dringenden Fällen und ad interim selbst diplomatisch eintreten können. Deutschland besitzt nicht ein einziges Berufsconsulat in ganz Centralamerika. Man begnügt sich bei uns — vielleicht aus Sparsamkeitsrücksichten — Consuln, Viceconsuln oder Consularagenten ad honorem zu ernennen, — und darin gerade liegt ein großer Fehler. Zu einem solchen Posten wird fast immer der angesehenste — d. h. der reichste — Kaufmann gewählt, mithin ein Mann, der die größten persönlichen Interessen in dem betreffenden Lande besitzt. Einem solchen Manne kann man es nun nicht verübeln, wenn er

n keinem Falle sich dazu verstehen will, wegen eines Dritten seine kaufmännischen Interessen außer Acht zu lassen, durch energisches Auftreten gegen willkürliche Behörden das für ihn nothwendige gute Einvernehmen mit diesen zu fördern und eigenen Schaden zu leiden, abgesehen davon, daß es ihm dafür meistens auch an Zeit und an der nothwendigen Rechtskenntniß gebricht. Es ist ja nicht sein Beruf, Befoldung wird ihm nicht dafür, ja leider auch nicht einmal Anerkennung, wenn er es doch einmal gewagt haben sollte, seinen kaufmännischen Vortheil der besseren Ueberzeugung und einer edlen Ballung hintanzusetzen. Derartige Konsuln dienen im besten Falle nur dazu, dem Auswärtigen Amte spärliche statistische Notizen vorschristmäßig zu übermitteln, Militärpässe zu registriren und von verarmten Landsleuten um Almosen angegangen zu werden.

Dazu kommt außerdem noch, daß selbst die Einrichtung solcher Konsulatsbehörden ad honorem nur eine spärliche, selbst für ihre geringen Leistungen ungenügende ist. Unter den zehn Häfen an der Westküste Centralamerikas existirt eine derartige z. B. nur in Amapala, einem der unbedeutendsten Hafensplätze. In der ganzen für den Handel so wichtigen Republik Salvador giebt es bloß einen deutschen Konsul, der noch nicht einmal in der Hauptstadt des Landes, sondern in S. Ana seinen Wohnsitz hat. Der kaufmännische Konsul für die Republik Honduras hat sein Geschäft, also auch seinen Wohnsitz, in Amapala, d. h. auf einer Insel im Golf von Bizcaya, während auf dem Festlande und im Innern meines Wissens kein anderer Konsul existirt.

Auch in Deutschland ist es ja doch hinlänglich bekannt, und namentlich für unser Auswärtiges Amt ist es doch kein Geheimniß, welchen Kalibers die obersten Machthaber dieser Länder sind. Nicht der Geeignetste ist es gewöhnlich, sondern der Berwegenste, der dort den Präsidentenstuhl an sich reißt; ein solcher Mann sucht dann krasse Unwissenheit und andere moralische Mängel mit Despotismus und Prosenthum zu bemänteln, und es ist nur zu natürlich, daß diesem parodirten Republikanerthum gegenüber auch die diplomatischste Diplomatie nur Erfolge zu gewinnen vermag, wenn sie zu imponiren versteht. Nicht die bessere Einsicht, sondern Furcht und Eigennutz sind es da, die das Recht zu Ehren bringen. Weshalb sind nun gerade der deutschen Vertretung allein die Mittel verjagt, auf diesem Wege glückliche Erfolge zu erringen?

Es vergeht kein Jahr, wo nicht wenigstens einmal französische, englische und nordamerikanische Kriegsschiffe in den Häfen Centralamerikas erscheinen und ihr mahnendes „cave canem“ in der Erinnerung der Gewalthaber auffrischt; ein deutsches Kriegsschiff dagegen hat sich in langen Jahren hier nicht blicken lassen. Kein regirender Glücksmacher der fünf Republiken kann wenigstens bis jetzt sagen, daß er mit eigenen Augen gesehen hätte, wie ein deutscher Marinejoldat uniformirt ist. Und doch ist wiederholt — ich weiß Das bestimmt — dem Auswärtigen Amt die Nothwendigkeit nahegelegt und die Bitte vorgetragen worden, auch unsere Marineflagge einmal in centralamerikanischen Gewässern auftauchen zu lassen. Solche Vorstellungen sind a umsonst gewesen und mancher hiesige Deutsche hat sich wohl kopfschüttel fragen müssen, ob trotz seiner besseren Kenntnisse nicht am Ende doch die deutsch Handelsinteressen anderswo, z. B. in den Samoa-Inseln, wichtiger sein müßten da dort einer unserer Kriegsdampfer so zu sagen jahraus, jahrein stationirt

Ich wiederhole: die größten Handelshäuser in ganz Centralamerika tragen ohne Ausnahme deutsche Firmen; das deutsche Kapital auch im Ackerbau ist das so unbedingt vorwiegende, daß z. B. in Guatemala allein welt ü

hundert der größeren Plantagen — worunter solche von mehreren Millionen Mark Werth — deutscher Unterthanen Eigenthum sind; und dennoch kann man täglich mit ansehen, wie von sämmtlichen Behörden, selbst vom schwärzesten Indianerrichter des letzten Fleckens, jede andere Nationalität mehr respektirt wird als die unsere. Die Folge davon ist denn auch, daß kontraktliche Lieferungen oder industrielle Unternehmungen, die hiesige Regirungen zu vergeben haben, meist dem deutschen Kapital und der deutschen Industrie entgegen, weil andere, hauptsächlich amerikanische Prätendenten entweder freiwillig vorgezogen werden oder weil diese Bewerber es vermögen, durch diplomatische Fürsprache eine derartige Präferenz nachdrücklich zu beeinflussen.

Eine gewisse, wenn auch kleine Schuld ist natürlich auch einzelnen Vertretungen beizumessen, die es noch immer nicht unterlassen wollen, die Affirmation deutschen Kanakstiles und steifnackiger Formenumständlichkeit in dieser exotischen Tropenvegetation zu versuchen, — Versuche, die natürlich von hiesigen Regierungsmännern mit heimlichem Händerelben beobachtet werden. Der Fall ist noch nicht vergessen, wo beim Ableben eines deutschen Vertreters in Balparaiso die deutsche Liedertafel sich zwar weigerte, am Grabe des Hingeshiedenen zu singen, wo dieses Grab dagegen aus chilenischen Staatsgeldern mit einem Obelisken geschmückt wurde. Langjährige traurige Erfahrungen haben es überhaupt bei einem größeren Prozentsatz der Deutschen dahin gebracht, daß sie das Vertrauen zu ihren Vertretern verloren haben; sie ziehen es vor, sich in den meisten Fällen allein und mit eigenen Mitteln gegen obrigkeitliche Eingriffe zu vertheidigen, und sie werden nur in sehr seltenen Fällen überhaupt noch daran denken, sich um die Vermittelung unserer Diplomatie zu bewerben.

Leider ist ein solches Verhalten manchmal logisch folgerichtig. Habe ich doch wiederholt selbst mit angehört, wie hiesigen Deutschen von berufener Seite erklärt wurde, „die Gesandtschaft Guatemalas sei nicht da, um die Interessen der hier lebenden Deutschen, sondern um die der in Deutschland lebenden Deutschen zu vertreten.“ Als ob das Andere ohne das Eine möglich wäre! Und bei einer anderen Gelegenheit, als man darauf hinwies, daß Deutschland gewisse Vortheile des jüngsten Handelsvertrages zwischen Guatemala und den Vereinigten Staaten auch für sich beanspruchen müsse, da unser Vertrag doch den Paragraphen der „meist begünstigten Nation“ enthielte, hieß es von der selben berufenen Seite: „daß die Gesandtschaft nicht befugt sei, ex officio eine Reklamation anzustrengen, sondern Dies nur in Folge einer individuellen Klage thun könne; daß aber in jedem Falle die Befugniß des deutschen Gesandten nicht weiter reiche, als eine Klage präliminär zu instruiren und dann dem Auswärtigen Amte behufs weiterer Instruktion zu übersenden.“ Bei anderen Nationen ist Das anders. Sollte denn wirklich unser Auswärtiges Amt so wenig Vertrauen zu seinen Beamten haben, daß es ihnen solche Machtbefugnisse verweigert, die es z. B. nordamerikanischen Vertretern ermöglichen, durch schnelles Eingreifen das gefährdete Recht ihrer Schutzbefohlenen zur Geltung zu bringen?

Vielleicht werden diese Zeilen genügen, um die Idee in Anregung zu bringen, daß es doch wohl, auch außer der Bewaffnung und Mehrung unseres Militärs, noch Dinge giebt, die einer stetigen Verbesserung bedürfen, wenn Deutschlands Hegemonie nach Außen gesichert und gestärkt werden soll.

Guatemala, im November 1893.

Richard Jordan.



## Das Abschlußexamen.

Die Reform der höheren Unterrichtsanstalten hat eine Anzahl von Verbesserungen gebracht, die allseitig mit Dank anerkannt worden sind; über die Zweckmäßigkeit anderer Einrichtungen sind die Meinungen sehr getheilt, einzelne sind von vorn herein auf Widerspruch gestoßen und werden nach kurzer Probezeit fast allgemein als Neuerungen angesehen, denen die schwersten Bedenken entgegenstehen. Zu diesen gehört die sogenannte Abschlußprüfung nach dem sechsten Jahreskursus an den Vollanstalten. (Anstalten mit neunjährigem Kursus.)

Schon die Begründung ihrer Einrichtung ist wenig überzeugend. Sie soll ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit sein gegenüber den sechsstufigen Anstalten, deren Abschlußprüfung die Reife für die Ober-Sekunda der entsprechenden Vollanstalten und anderweitige ins praktische Leben hinüberreichende Berechtigungen, besonders das viel erstrebte Militärzeugniß, gewährt. In den Erläuterungen heißt es, daß bisher die höheren Bürgerschulen (lateinlose Realschulen) gegenüber den Vollanstalten und den siebenstufigen Progymnasien und Realprogymnasien durch die Existenz dieses Examens (resp. weil die anderen Anstalten es nicht hatten) in ihrer Entwicklung schwer benachtheiligt und überdies eine große Masse von Schülern zu ihrem Schaden auf lateintreibende Schulen gedrängt worden seien. Daran soll also der Umstand Schuld sein, daß die Schüler der Realschulen nach dem sechsten Jahreskursus — bei ihrem Abgang — sich einer Prüfung unterziehen mußten, während die Schüler der übrigen höheren Anstalten auf dieser Stufe von einem besonderen Examen befreit waren. Wie viele solcher mit Berechtigungen versehenen lateinlosen Schulen gab es denn überhaupt? Und haben diese fast ausschließlich in größeren Städten bestehenden Schulen etwa über spärlichen Besuch zu klagen gehabt? Man vergleiche doch einmal die Zahl der Klassen, der Schüler, der Abiturienten an diesen Anstalten mit denen der Progymnasien und Realprogymnasien, und man wird an der Stichhaltigkeit jener Begründung stark zweifeln. Der Zubrang zu einer Schule, Das ist eine alte Erfahrung, hängt weit mehr von dem Umfang ihrer Berechtigungen und der Schätzung des Publikums als von anderen Gründen ab. Wenn jetzt, wie es den Anschein hat, die lateinlosen Realschulen sich eines besonderen Zuspruchs erfreuen, so ist Das schwerlich der Beseitigung jener Examen-Ungleichheit zuzuschreiben, sondern vielmehr dem Umstand, daß augenblicklich gerade die das Maturitätzeugniß erfordernden Berufsarten so ungünstige Aussichten eröffnen. Ob diese Strömung lange vorhalten wird, muß abgewartet werden, eben so, ob nach Einrichtung solcher Schulen — ihre Zahl wird wohl trotz ihrer Zweckmäßigkeit hinter den gehegten Erwartungen zurückbleiben — die Vollanstalten

von ungeeigneten Schülern befreit werden. Wer Jahrzehnte hindurch die Erfahrung gemacht hat, wie schwer Eltern in bevorzugter Stellung oder solche, die „es haben“, sich davon überzeugen lassen, daß ihre Söhne sich fürs Gymnasium nicht eignen und nur „Ballast“ sind, der wird nicht hoffen, daß nunmehr, nach Einrichtung der Abschlußprüfung auch an den Vollanstalten, jene unbegabten Schüler zu ihrem eigenen Besten in die lateinlosen Realschulen hinübergebrängt werden. Bei der Wahl der Anstalt, wenn sie überhaupt geboten ist, spricht die Voreingenommenheit der Eltern bedeutend mit, und nur selten, oft erst nach wiederholten Enttäuschungen, wird ein wohlmeinender Rath befolgt. Die Abschlußprüfung der Vollanstalten ist für das Gedeihen der Realschulen ganz belanglos und ihre Einrichtung an sich wird eben so wenig die Blüthe jener Schulen fördern, wie ihr Fehlen — sie hat doch, wenn auch in weniger offizieller Form, an den meisten Anstalten als Versetzungsprüfung existirt — ihrer Entwicklung hinderlich gewesen ist.

Aber die billige Rücksicht auf die Progymnasien und Realprogymnasien, die jetzt auch nur einen sechsjährigen Kursus haben, erforderte die Einrichtung der Prüfung auch in den Vollanstalten! So einleuchtend der Grund ist, keinerlei Ungleichheit zu dulden und deshalb auch die Schüler der Vollanstalten nach Beendigung des sechsten Jahreskursus einem besonders geregelten Examen zu unterwerfen, ganz einwandfrei ist er nicht. Bisher fand an den vorhin genannten Anstalten eine Prüfung nach dem siebenten Jahreskursus Statt, deren Bestehen zum Eintritt in die Prima der entsprechenden Vollanstalt berechnigte, aber es hat deshalb Niemand die Forderung einer gleichen Prüfung an den neunklassigen Anstalten erhoben. Die Richtigkeit dieses Verfahrens zeigt sich aber auch auf den ersten Blick.

Jede Anstalt hatte für die Schüler, welche die betreffende oberste Klasse durchgemacht hatten, eine entsprechende Schlußprüfung, die darthun sollte, ob das Erforderliche geleistet werde. Gegen diese Einrichtung ließ sich nichts einwenden, und wenn auch die Vereinfachung der Maturitätsprüfung allseitig mit Dank begrüßt worden ist, so ist doch ihre völlige Beseitigung nur vereinzelt als wünschenswerth bezeichnet worden. Jedenfalls würden die dann als Ersatz eintretenden umfangreicheren und in kürzeren Zwischenräumen wiederkehrenden Revisionen von den Lehrerkollegien störender empfunden werden als die Maturitätsprüfungen, die eine althergebrachte Einrichtung sind und die, wie auch ihre entschiedensten Gegner zugeben werden, mancherlei Gutes haben.

Man sollte also annehmen, daß die Schlußprüfung, wie für jede Anstalt, auch für die neunstufige ausreiche und daß eine besondere Zwischenprüfung um so weniger nöthig wäre, als die Kollegien bei der Versetzung nach Ober-Secunda das Endziel der Anstalt stets im Auge behalten und mit gewissenhafter Strenge verfahren müssen. Hält man aber, um jeden Verdacht ungleicher Behandlung und einer milderen Beurtheilung der mit dem Zeugniß abgehenden Schüler auszuschließen, die Einrichtung für nöthig — gut! Daß aber ohne sie die unvollständigen Anstalten in ihrer Entwicklung beeinträchtigt würden, scheint nur eine unbegründete Besorgniß; die Frequenz der Progymnasien und Realprogymnasien, die meist nur in kleineren Orten bestehen, wird stets in erster Linie von lokalen Verhältnissen abhängig sein.

Eben so zweifelhaft wie die Nothwendigkeit des Examens ist der Vorzug, der ihm zugesprochen wird, der den offenbaren Zweck aber, eine unliebsame Einrichtung den betreffenden Lehrerkollegien schwachhaft zu machen, nicht



erreichen dürfte. Die Abschlußprüfung soll die Möglichkeit bieten, „die Reifeprüfung von einer bedeutenden Masse von Gedächtnißstoff zu befreien und die Primazeit für ihre eigentliche wissenschaftliche Aufgabe voll anzunutzen.“ Nun hat allerdings die Maturitätsprüfung eine bedeutende Erleichterung und Vereinfachung durch die Beschränkung der Fächer in einzelnen Fächern, besonders in der Geschichte, erfahren; aber der Beweis, daß diese erfreuliche Neuerung lediglich oder doch wesentlich der Abschlußprüfung zuzuschreiben sei, dürfte nicht leicht erbracht werden.

In den Lehrkreisen herrscht namentlich aus pädagogischen Gründen, deren Erörterung hier nicht am Platze ist, gegen die Abschlußprüfung große Abneigung. Am Wenigsten erbaut sind diejenigen, welche in der Ertheilung des Militärzeugnisses den Uraquell alles Übels, des Zubrangs und der Kleinsthaftigkeit geistig unbegabter Elemente, erblickten und dieses Recht der Schule überhaupt beseitigt und ausschließlich besonderen Prüfungskommissionen übertragen sehen wollten.

Ich habe diese Forderung nie recht verstehen können. Zunächst handelt es sich doch nicht bloß um das Militärzeugniß, wenn es auch Brauch geworden ist, schon durch die Bezeichnung gerade diese Eigenschaft besonders zu betonen; für eine große Zahl subalternen Karrieren und bürgerlicher Berufsarten wird dieses Zeugniß verlangt. Wenn aber die Schule anderweltige Berechtigungen an andere von ihr ausgestellte Zeugnisse geknüpft sieht, warum will sie die Ertheilung dieses einen Zeugnisses von sich ablehnen?

Sodann fragt man sich auch, wo denn die jenes Ziel erstrebenden jungen Leute sich die erforderliche Vorbildung aneignen sollen. Unzweifelhaft würde es, da die sogenannten „Pressen“ schon wegen ihrer Kostspieligkeit den Meisten verschlossen sind, ganz in der bisherigen Weise geschehen. Mit der Hoffnung also, den Ballast los zu werden, wäre es nichts. Wohl aber könnten recht verdrüßliche Verlegenheiten eintreten. Es ist z. B. sehr wohl denkbar, daß ein guter, aber besangener Schüler, an dessen Reife für Ober-Secunda seine Lehrer nicht zweifeln, vor einer ihm fremden Kommission nicht bestände, daß ein schwacher, vom Glück begünstigter Schüler dagegen das Zeugniß erhielt. Soll nun das Lehrerkollegium, vorausgesetzt, daß beide Schüler die Anstalt weiter besuchen wollen, jenen sitzen lassen, diesen verjagen? Wird es nicht vielmehr sein auf langjährige Kenntniß der Schüler gestütztes Urtheil maßgebend sein lassen und sich an das Ergebnis jenes Examins vor der Kommission gar nicht binden? Die Schwierigkeit, die erforderliche Zahl von Kommissionen einzurichten, will ich nur beiläufig erwähnen.

Der Wunsch, mit der Ertheilung des Militärzeugnisses nichts mehr zu thun haben, ist also durch die Reform nicht nur nicht erfüllt worden, sondern die Zuerkennung des Zeugnisses ist sogar von einem besonderen, durch genaue Bestimmungen geregelten Examen abhängig gemacht und bei strenger Beachtung des Reglements unzweifelhaft erschwert worden. Durch die neue Verfügung des Kultusministers sind die ursprünglichen Bestimmungen dieses Reglements nun freilich gemildert worden. Die Hoffnung aber, dieses Zwischenglied wieder los zu werden, wird wach bleiben. Wer sich die mancherlei Wandlungen, die unsere höheren Schulen in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben, vergegenwärtigt und sich vor Allem erinnert, wie häufig gerade ganz entgegengesetzte Anschauungen einander abgelöst haben, der wird es für wohl möglich halten, daß die Ueberflüssigkeit dieser Abschlußprüfung an

den Vorkanften über kurz oder lang anerkannt und der frühere Brauch wieder hergestellt wird.

Ein Uebelstand aber erheischt baldige Abstellung. Die frühere Bestimmung, nach der das Militärzeugniß nur solchen Schülern verabfolgt werden durfte, die ein ganzes Jahr in der Secunda geseßen hatten, ist beibehalten worden und sie hat auch durch den neuesten Ministerialerlaß keine Aenderung erfahren. Es kann aber der Fall eintreten — auch die Behörden rechnen mit der Möglichkeit — daß zu Michaelis ein Schüler auf Grund eines besonderen Examens in die Unter-Secunda eintritt und nach einem halben Jahr nach Ober-Secunda versetzt wird. Er erhält dann das Ablußzeugniß und alle damit verbundenen Rechte, nur nicht das Militärzeugniß. Um dieses zu erwerben, muß er noch ein halbes Jahr sitzen. Diese Forderung ist unverständlich. Man sollte doch meinen, daß der Nachweis der wissenschaftlichen Vorbildung durch ein besonders dazu eingerichtetes Examen auch den Militärbehörden völlig genügen, dem Schüler aber das halbe Jahr erspart werden könne. Was in aller Welt soll denn das halbe Jahr im militärischen Interesse noch wirken? Im Besiß des wissenschaftlichen Zeugnisses ist der Schüler bereits; wozu soll er sich noch sehr anstrengen? Er wird also das halbe Jahr gemächlich „absitzen“, wahrscheinlich ohne weitere wissenschaftliche Förderung, ganz sicher ohne irgend welche Erhöhung seiner militärischen Brauchbarkeit.

Diese Bestimmung veranlaßt aber auch eine Ungleichheit, die um so fremdlicher ist, als die ganze Einrichtung des Ablußexamens offenbar der Absicht, Ungleichheiten zu vermeiden, ihre Entstehung verdankt. Diejenigen Aspiranten, welche vor einer Kommission die Prüfung bestehen, erhalten ohne Weiteres das Zeugniß, lediglich auf Grund der nachgewiesenen Kenntnisse. Warum gilt dies Prinzip nicht in den Anstalten, namentlich jetzt, wo ein durch ganz bestimmte Vorschriften geregeltes Examen überall stattfindet? Daß jene Prüfungskommissionen strenger verfahren als die Lehrerkollegien, wird von vorn herein nicht anzunehmen sein. Liegt aber der Verdacht einer gewissen Nachsichtigkeit bei einer Anstalt vor, so ermöglichen ja, auch wenn der Schulrath bei der Prüfung nicht den Vorsitz gehabt hat, die Arbeiten und Protokolle jederzeit, selbstzustellen, ob die Forderungen zu niedrig waren und ob eine Verschärfung nöthig ist. Es könnten auch von der vorgelegten Schulbehörde über solche Schüler, die nach halbjährigem Besuch der Untersecunda sich der Prüfung unterziehen wollen, eben so wie bei Abiturienten, die nicht zwei Jahre in der Prima geseßen haben, besondere Gutachten vorher eingefordert werden; daß aber einem Schüler, der die Prüfung bestanden hat, noch ein Semester das Militärzeugniß vorenthalten wird, dafür läßt sich jetzt kein einleuchtender Grund mehr beibringen.

Ein Schulvorsteher.





## Übungen und Werke.

Einem meiner Freunde fühlte unlängst das Bedürfnis, sein Heim durch ein malerisches Kunstwerk zu schmücken, und zog mich deshalb zu Rathe. Ich führte ihn in die Kunstausstellung und empfahl ihm die Studie eines englischen, in Paris lebenden Malers. Sie stellte einen nackten Jüngling dar, der unter dichtem Laub am Rande eines Weihers stand. Die Füße sperrten sich, die perspektivische Entfernung gerechnet, über einen Meter auseinander, und eine rechte Veranlassung für die ganze Situation war überhaupt nicht ersichtlich; aber die Sonne spielte durch das Laub in gleichsam greifbaren Flecken auf der braunen Haut, die kurzen Wellen des Wassers erschienen wirklich rund und feucht, man fragte kaum nach dem Ursprung mancher verbläffenden rothen und gelben Töne, die über die Leinwand zerstreut waren. Mein Freund, ein tüchtiger Fabrikant mit viel gesundem Menschenverstande, aber jedem literarischen Raffinement fremd, lachte und rief: „Das? Nein, lieber Sohn, — wenn ich schon mein Geld ausgabe, will ich dafür wenigstens was Ganzes haben!“ Und dabei machte er mit der wie zum Greifen geöffneten Rechten eine halbkreisförmig schwingende Bewegung durch die Luft.

Diese nette Ablehnung gab mir zu denken; denn es handelte sich um ein von der gesammten Kritik anerkanntes Meisterwerk der sogenannten neuen Richtung in der Malerei. Ich untersuchte das Gebiet der „neuen Kunst“ näher und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß das Interesse für die moderne Malerei wie die moderne Literatur über einen ganz bestimmten engen Cirkel nicht hinaus geht, daß die große Masse des sich gebildet nennenden Publikums allen diesen Bestrebungen feindlich, ja sogar theilnahmlos gegenüber steht, sie bestenfalls mit jenen zweifelnden Blicken betrachtet, die wir auf Jahrmärkten problematischen Kuriositäten zu widmen pflegen.

Mir lag zunächst die Literatur nahe und ich suchte den Gründen solcher Ablehnung nachzubohren.

Die Masse hält sich zumeist nur an die Stoffe und die Ideen. Das, was uns Schaffenden zur Hauptsache wird, das Künstlerische, bleibt ihr ewig unverständlich. Und auch jene Seiten befüßt sie nur darauf, ob sie aus ihnen Bekräftigungen ihrer eigenen Wünsche und Bestrebungen heraus zu lösen vermag. Mit Recht sagt Cassalle, unsere Klassiker seien nur darum volksthümlich, weil das Volk sie glücklicherweise mißverstehe. Verstände es ihren wahren Sinn, so würde es ihre Asche in die Winde streuen und ihre Schriften verbrennen. Von Schiller mag Das nicht gelten; aber beinahe für jedes Wort, das Goethe geschrieben hat; zum Glück mußte Goethe, als Künstler, seine Tendenzen unter Bildern und Handlungen zu verschleiern, deren geniale Form der Masse den staatsgefährlichen Inhalt nicht verrieth.

Der „modernen“ Literatur fehlt diese Genialität der Kunstdiplomatie. Ihre politischen und sozialen Tendenzen läßt sie offen zu Tage treten. Der eine Theil, die Realisten, sind nur Verneiner: sie üben zeretzende Kritik an der heutigen Gesellschaft, sie zeigen das Bürgerthum beraubt vom Glanze seiner Erfolge, bis zur Unerfülltheit geplagt vom „verfluchten Goldhunger“, den

Stärkeren unbarmherzig auf den Schwächeren losbrechend, und den vierten Stand faul vor der Meise, brutal, hinterlistig und undankbar: kurz allenthalben die Bestie aus dem Menschen brechend und den ehrenhaften und genialen Einzelnen der Verdorbenheit der Masse gegenüber verloren. Daß die Majorität sich nicht für Dichter einsetzen wird, die ihr mit rücksichtloser Hand den Wahrheit zeigenden Spiegel vorhalten, ist klar.

Radikaler und positiver zugleich geberden sich die Naturalisten. Aber ihr Selbstbewußtsein ist Selbstüberschätzung. Sie sind Dogmatiker. Sie glauben an die Selbsterlösung des Individuums durch unbehinderte Entfaltung seiner Persönlichkeit. Aber das angebliche Recht, sich auszuleben, ist nichts Anderes als eine neu aufgearbeitete Fassung des „Laissez aller“; der Anarchismus ist die Nachgeburt des Liberalismus. Ich weiß sehr wohl, daß Nietzsche, als er die Reinkultur der Instinkte empfahl, nicht an Goldberger oder Rickert gedacht hat. Aber schon vor Jahren hat mein Freund, Professor Georg Adler, Schlimmes ahnend, auf die Leichtigkeit hingewiesen, mit der die Plutokratie die Lehre Nietzsches adoptiren und adaptiren könnte. Wir sehen ja auf unseren Bühnen, daß sich sogar der Heimath entlaufene Offiziersstöchter mit ihr schminken, um nicht zu erröthen, wenn sie sich auf dem Umweg durch die Kunst verbürgerlichen. Es ging Nietzsche wie Goethe: um volksthümlich zu werden, mußte er erst mißverstanden werden. Denn jeder große Mann hat drei Epochen durchzumachen: die Zeit, da er unbekannt ist, weil Niemand ihn versteht — die Zeit seiner Berühmtheit, da er mißverstanden wird — und die Zeit, da er von der Minderheit verstanden wird, wenn er von der Mehrheit schon wieder vergessen ist.

Jede Epoche der menschlichen Kultur hatte bisher noch ihr soziales Ideal: das Alterthum die Kalotagathie, die Renaissance die Universalität, der Sozialismus sucht uns für die Solidarität zu gewinnen: nur der Anarchismus leugnet jedes Ideal. Man braucht sich wahrhaftig nicht für den Kommunismus zu begeistern, um im Anarchismus einen Rückschritt gegen ihn zu sehen. Er ist der entartete Liberalismus. Die Spirale der Kulturentwicklung ist mit ihm wieder einmal bei einem Punkte angelangt, wo sie sich für das Auge des Betrachters — scheinbar — zurückbiegt. Das Recht der Persönlichkeit rufen wir heut mit Carlyle dem Helden zu. Weh' uns, sobald es auch der Schuster vernimmt! Was wir Bismarck bewilligen, werden wir Baginski nicht wehren können, sobald der Anspruch des Individuums von der Masse erkämpft werden wird.

So sehen wir das Bürgerthum mit dem Anarchismus heute literarisch kotettiren und doch ein leises Grauen vor seinen Bomben empfinden. Man fühlt sich so einem Verwandten gegenüber, der vor ein paar Jahren übers Wasser, nach Nebraska oder Wyoming, gezogen ist und der jetzt mit den Manieren eines Hinterwäldlers zurückkommt. Er ist interessant, zumal er Blut ist von unserem Blut, aber nur zögernd schlägt man in seine dargebotene Schmelhand, an der Gott weiß wie viel fremdes Blut klebt. Man heißt ihn „Bettler“ — aber, wie der Koupletist singt: „Die wahre Liebe ist Das nicht.“

Hier liegt auch der Grund, warum heutzutage verbotene oder konfiszierte Bücher und Stücke das Publikum bei Weitem nicht mehr so reizen wie früher: denn einst waren Beschlagnahme und Verbot sichere Gewähr für den Erfolg, heute aber sinkt ein unterdrücktes Werk meist klanglos in den Orkus. Was 1848 und vorher gefährlich erschien, vertrat die Tendenzen des aufsteigenden, kämpfenden Bürgerthums gegen die damalige Feudalherrschaft. Die schlimmsten Bücher von heute richten sich gegen den Uebermuth des herrschenden Kapitals,

gegen die Leerheit der liberalen Doktrin, und die Gesellschaft hat natürlich kein Interesse daran, ihren eigenen Sitz zu unterwählen.

Noch weit ungünstiger steht es mit der Form der modernen Literatur. Die Klassiker, als letzte Erben eines Jahrhunderte langen Trainings, einer seit der Renaissance unablässig ausgeprobten Technik, bieten formreife, in sich abgeschlossene Werke. Der Realismus, der diese Formen übernommen und, namentlich im Roman, verfeinert hat, ist da immer noch im Vortheil vor dem Naturalismus, der nach neuen Kristallisationen sucht und bis jetzt nur Skizzen und gestaltlose Uebungen bieten kann. Niemand kann ernstlich behaupten, daß die „Weber“ oder der „Wibberpelz“ Dramen seien. Es sind fünf oder vier Studienblätter, vielleicht sehr fein ausgeführt, — aber jedes könnte noch ruhig fünf Akte weiter gehen, ohne auch da zu einem Abschluß zu kommen. Die Naturalisten schreiben Akte, wie der Maler Akte zeichnet: dort sind sie so wenig ein Stück, wie hier Bilder, sondern bloße Atelierübungen. Aus den „Einsamen Menschen“ hat man einen ganzen Akt für das Theater heraus gestrichen: Niemand bemerkte eine Lücke, und mit der gleichen Wirkung hätte man noch zwei streichen können. Man versuche doch einmal, den dritten Akt des „Hamlet“ oder des „Wallenstein“ zu kastriren! Die Welt und die Kunst verlangen organische Werke, die durch ihre eigene Schwere fest stehen, durch den inneren Zusammenhang, die gegenseitige Anziehung der Theile; die Naturalisten schleppen stöhnend und schweigend nur Stückmaterial zu exträurten Kunstwerken der Zukunft herbei. So bildet sich der Steinträger, die schwere Ziegelmulde auf steilen Leitern zur Höhe des Gerüstes balancirend, ein, er sei es, der das Haus baue, und spottet des Architekten, der scheinbar träge seitab mit dem Polier plaudert. Und ist es in der Malerei besser? Was geben die Modernen Anderes als die Erinnerung zufällig beobachteter Farbenspiele aus der Natur? Ihre Bilder kann nur würdigen, wer glücklich genug ist, die eigenthümlichen Farbenwerthe des Künstlers mit denen zu vergleichen, die der selbe Gegenstand dem gewöhnlichen Menschen zu gewöhnlicher Tagesstunde zeigt. Selbstsame Farbeindrücke allein scheinen mir so wenig ein malerisches Kunstwerk zu verbürgen wie Genetische Konturstudien. Aber heutzutage ist Corot, einer der Väter der modernen Malerei, für die Allmodernsten fast schon ein Reaktionsär, denn er war so beschränkt, Bilder zu malen.

Das Schlimme ist, daß der Naturalismus noch vollkommen in der Analyse steckt, ohne den geringsten Versuch, sich zur Synthese aufzuarbeiten. Da laufen Leute in der märkischen Ebene und im schlesischen Gebirge mit Notizbüchern umher, nehmen jedes drollige Wort, jede örtliche Redensart auf, und haben sie zehn Duzend gesammelt, so glauben sie, ein Drama geschrieben zu haben. Die Kunst feiert ihre höchsten Triumphe, denn jede Gestalt spricht und bewegt sich in jedem Augenblicke „charakteristisch“.

Allein wenn der Weg zur wahren Kunst mitten durch die Natur führt, so irrt, wer ohne Pause die konsequente Charakteristik seiner Gestalten in den Vordergrund rückt. Der Mensch der Wirklichkeit ist nichts weniger als konsequenter Charakteristischer. Im Verkehr des Alltags streben die Menschen von heute frei nach Gleichartigkeit. Bewußt oder unbewußt sucht Jeder sein Wesen zu verstecken. Der Gutmüthige will nicht ausgebeutet werden, der Schurke um jeden Preis als Ehrenmann gelten. Nur in besonderen, durch Zusammentreffen mannichfacher Umstände herbeigeführten Momenten, in Sekunden plötzlicher Erregung klappt der tiefste Grund des wahren Charakters auf. Die Natur zeigt überhaupt keine „Charaktere“, sondern nur Menschen, Menschen voller Wider-

sprüche, Konventionalismen, Unaufklärbarkeiten. Da unsere Naturalisten nur Charaktere zeichnen, beweisen sie, daß sie keine Menschen kennen. So unkünstlerisch wie das absichtliche Vordringen der Tendenz ist auch das der Charakteristik. Jede Systematik, jede Doktrin ist in der Kunst ein Rückschritt. Es ist bei den Naturalisten wie bei den Symbolisten, die für jeden Klangwerth den angeblich korrespondirenden Farbenwerth setzen. Auch Das wird auf die Dauer unerträglich. Alle diese Leute gehen von der Theorie aus, nicht von der Anschauung; die Naturalisten sind die unerträglichsten aller Bedanten. Der Eindruck des Kunstwerks soll dem Eindruck der Natur dadurch nahe kommen, daß es — wie diese — scheinbar als freies Spiel einer göttlichen Einbildungskraft sich darstellt, das immer den Charakter des Unberechneten, Unwillkürlichen hat. Nirgends wirkt die Natur künstlerischer, als wo sie scheinbar regellos arbeitet: in den Thälern der wildzerrissenen Dolomiten, bei tobendem Gewitter, in den phantastischen Blütenformen der Orchideen. Nur da reißt die Kunst fort, wo sie Ernst ist und Spiel scheint, oder wie es Goethe ausdrückt, wo

„— auf wohlgestimmter Laute wilb

Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint — und doch

Zu schönsten Takt sich mäßig hält.“

Ich sehe bei den Naturalisten wohl den schönen Takt, aber den wilb wühlenden Wahnsinn vermissen ich. Mir scheinen Hauptmanns Johannes Wockeraß und die Hanna Jagert des Herrn Hartleben unwahr, gerade weil sie sich überall offenerzig geben, weil sie immer sie selbst sind; denn gerade dadurch haben ihre Schöpfer die „Bescheidenheit der Natur“ verletzt. Welche unendliche Fülle von Mitteln wendet nicht Shakespeare an, um die Stimmung des Freien, Ungewollten, Unmittelbaren, also der höchsten Natur zu erzielen: den Zufall, die Abwechselung von Vers und Prosa!

Genau so große Bedanten wie unsere Naturalisten sind manche Romantiker, sobald sie ihren Gestalten nicht die Sprache der Leidenschaft, sondern die der Philosophie geben. Selbst ein Dichter wie Richard Wagner verfällt oft in diesen Fehler. Oder glaubt man, daß Urmenschen, Kinder der Natur und der wilben Leidenschaft, wie Tristan und Isolde, je wirklich jene buddhistischen Nirvana-Ideen miteinander austauschen würden, wie sie im Liebesbueett un-mittelbar an die erhabensten und unmittelbarsten Ausbrüche naiven Herzens-lebens gefügt sind?

Woher ist nun der Irrthum entstanden, daß das Aneinanderperlen charakteristischer Momente ein dichterisches Kunstwerk mache? Ich glaube: aus einem Mißverstehen und einem Irrthum eines der größten modernen Denker, Schopenhauers. Der Mensch ist ihm Fleisch gewordener Wille und der Charakter unveränderlich. Die neuere Wissenschaft bestreitet die Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters. Sie bestreitet sogar die Einheitlichkeit des Charakters. Sie verweist das Doppel-Ich nicht schlechthin in das Reich der Seeschlange. Aber selbst wenn der innere Mensch sich immer gleich bliebe: sein äußeres Verhalten, auf das es in der Kunst allein ankommt, wechselt unaufhörlich mit der Tageszeit, der Stimmung, dem Verkehr, mit tausend berechenbaren Ursachen und Millionen Imponderabilien, und nur auf dem Wege der inneren Anschauung kann es der Dichter finden.

Die Leistung, nicht das Können entscheidet in der Kunst — die That, das Werk, die Wirkung. Des Dichters Schöpfung ist wie Gottes Schöpfung ein in sich geschlossenes Univerfum, für sich, voll von Harmonie, Rätsheln, schein-



baren Widersprüchen, die feinste innere Wahrheit sind, geheimnißvollen Tiefen die sich immer abgründiger aufthun, je öfter man sie betrachtet. Ein Bild, ein Drama, ein Buch, die beim ersten Genießen sogleich ihre volle Wirkung ausgießen, sind häufig platt. Homer, Shakespeare haben uns heute noch immer Neues zu sagen und werden über tausend Jahre in ihrer jungfräulichen Fülle noch nicht erschöpft sein. Die hundert verschiedenen Auffassungen vom Hamlet haben alle Recht; er ist so mannichfaltig wie die Welt. Er ist kein aus einzelnen Steinen zusammengesetztes Mosaikbild, keine naturalistische Schöpfung, sondern aus der inneren Anschauung, aus der poetischen Stimmung heraus entfloßen. Dem Naturalismus geht es wie der Chemie —: er hat die Theile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band. Das aber ist die Natur aller Analyse. Und hier stoßen Anarchismus und Naturalismus wieder zusammen, in der Auflösung der Einheitlichkeit der Psyche, wie drüben in der Auflösung der sozialen und künstlerischen Form. Die metaphysische Einheitlichkeit des Individuums wird zerstört, das freie Gleichgewicht der Theile genügt allein, die logische Harmonie der Charakterzüge erzieht die unbewußte Centripetalität des Seelenlebens, das geschlossene An-und-für-sich des Charakters.

Ich hoffe, Niemand wird mir hier den albernsten Einwand machen, daß ich dem Dilettantismus das Wort rede. Ich spreche natürlich nur von künstlerischem Schaffen, ich will Vertiefung, nicht Verflachung. Wo giebt es eine Theorie, die der Dilettantismus nicht für sich mitdeuten könnte? Er häufe eine Masse unzusammenhängender Züge wie Kraut und Rüben durcheinander und sage, Dies sei eben das Feine und Poetische: wir verachten ihn.

Ueber den Banterott des Naturalismus ist außer den parteilich Interessirten und den Claqueurbrüllern wohl heute Niemand mehr im Zweifel. Er kann nur Uebungen bieten, keine Werke. Er erzeugt Künstler und wir wollen Künstler. Man will nicht mehr Dokumente, man will Leben. Es geht uns sonst wie den Wäckern in der Lessingschen Parabel, die den Palast ruhig abbrennen lassen und nur die Risse retten. Vom Papier haben wir jetzt das ganze Haus voll: der Naturalismus ist durch und durch papieren. Darum wendet sich die Welt von ihm ab. Das warmblütige Leben, das sie sucht, glaubt sie heute noch im Märchen zu finden. Aber die bunten Kleider, die klingelnden Verse, die seltsamen Namen thun es wahrhaftig nicht, wenn noch dazu dahinter ein papierner Geist steckt. Das schönste, liebenswürdigste und ergreifendste aller Märchen bleibt immer das, wie Hans die Grete kriegte. Die Vorgänge des Alltags, aber vom Schimmer der Poesie, des wahren Menschenthums umflimmert — vom Athem der Ewigkeit umspielt, wie der Aether jeden Theil des Menschenleibes umwallt — in jung leuchtenden Farben, deren Frische nie sich abschwächt, gleich den Farben Sizians und Veroneses — jene heimliche Technik, die hinter dem Widerspruch die vollendetste Einheitlichkeit, hinter der Einfachheit die saftigste Fülle, hinter der Bücke den üppigsten Ueberfluß, hinter dem Zufall die weiteste Vorsehung, hinter dem Räthsel göttliche Klarheit wahr — jene Poesie des Alltags märchens zu der Ibsen und Berga, die Dichter des Volkslebens und der Bauernlehre, ihre Häupter wenden —: sie reicht uns, Dichter der Zukunft!  
Conrad Alberki.



## Ein Weihnachtgruß in den Sachsenwald.

Der Tag geht still zur Neige  
In holdem Weihnachtschein;  
Die Nacht schlüpft durchs Gezweige  
Und hüllt die Erde ein.  
In Feld, auf Flur und Halde,  
Im tiefen Sachsenwalde,  
Bricht nun die heil'ge Nacht herein.

Es hebt ein sanftes Klingen  
Hernieder auf's Gefild:  
Die Wintervöglein singen  
Ihr Lied noch weich und mild.  
Zur Weihnacht baut Kreuzschnabel  
Sein Nest, der nach der Fabel  
Als Christi lieber Vogel gilt.

Im Winter singt Haunkönig  
Sein helles Jubellied,  
Das innig, wundertönig  
Durch dunkle Wipfel zieht.  
Tief in dem Flaum das Köpfchen,  
Mit aufgeblähtem Kröpfchen  
Schlüpft er gewandt durch Strauch  
und Nied.

Nothflehchen auch und Meise  
In Busch, in Dorn und Wald,  
Sie singen Dir die Weise  
Ins Ohr mit Allgewalt:  
Wie einst Dein alter Kaiser,  
Du Kühner, Großer, Weiser,  
In Lieb' die Treue Dir vergalt.

Du Fester von den Großen  
Aus Deutschlands größter Zeit,  
Gefeiert einst, — verstoßen  
Und jetzt in Einsamkeit.  
Nein, heiß geliebt, bewundert!  
Im spätesten Jahrhundert  
Macht noch Dein Werk die Herzen weit.

Es geht durch alle Zonen  
Wie goldner Märchentraum;  
Wo ferne Deutsche wohnen,  
Verstreut im Erdenraum,  
Da glühn Dir alle Herzen  
Als lichte Dankeskerzen:  
Ein schön geschmückter Weihnachtsbaum.

Der strahlt und steht in Schimmer  
In Liebesrosenschein,  
Und wirft Dir in Dein Zimmer  
Das hellste Licht hinein.  
Wenn hoch die Sterne funkeln,  
Wird's Dir im Wald, dem dunkeln,  
Die schönste Weihnachtfeier sein.

Nun ist im Deutschen Reiche,  
In Hütte und Balast,  
Des Herzens Schlag der gleiche:  
Wie einst Du ohne Mast,  
In Drang, in Kampf und Sorgen  
Das Köstlichste geborgen:  
Das Deutsche Reich geschaffen hast. —

Mir ist's zur Weihnachtstunde,  
Als wenn die Lippe hebt,  
Als ob aus jedem Munde  
Ein Segenswunsch sich hebt,  
Als ob Dein theurer Namen  
Leis wie ein frommes Amen  
Auf allen deutschen Rippen schwebt.

Oskar Spring.





## Die Schule von Athen.

Das unter dem Beifall der Kammer von seinem ersten Minister zum Bankerotteur gestempelte Griechenland hat uns in einem gewissen Sinne einen wichtigen Dienst erwiesen. Es überzeugt vielleicht diejenigen deutschen Mittelklassen, welche durchaus exotische Papiere kaufen wollten, selbst wenn ihr Bankier ihnen noch abrieth, von dem Truggold solcher Anlagen und von dem Unvermögen der Hochfinanz, im Brandfalle die nöthigen Spritzen auffahren zu lassen. Wie aber die Hamburger Löschanstalten bei dem großen Brande von 1842 ihren Ruf verloren hatten, so haben jetzt die fremden Gläubiger der verschiedensten Staaten ihren Respekt eingebüßt, seitdem ihnen gegenüber Portugal nahezu Alles mißglückt ist. Hier, wo Deutschland, England und Frankreich die größten gemeinschaftlichen Kapitalinteressen besaßen, war eine Kraftprobe ersten Ranges zu machen, aber da sich weder an der Themse noch an der Seine noch selbstverständlich an der Spree ein wirklicher Finanz-Bismarck fand, so löste sich die einheitliche Aktion in eine Reihe von Schauspielen auf, von denen immer nur der erste Akt Einiges versprach. Glaubt man wirklich, daß die Griechen nicht in der vordersten Zuschauerloge saßen, als Portugal für das viele Geld, das es sich geliehen hatte, dem Auslande auf der Nase herumtanzte? Derartigen bis zur Verführung schönen Beispielen folgen zweifelhafte Personen mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Vielleicht ist sogar in Athen eine Uebersetzung der bekannten Bambergerischen Darlegung „Papier und Kanonen“ erschienen, in welcher der Manchestermann par excellence sehr zur Unzeit erklärt hat, wie falsch eine Reichsintervention zu Gunsten der portugiesischen Gläubiger sein würde. Es hört sich ja auf den ersten Ton ganz demokratisch an, daß das Wohl und Wehe der Kapitalisten, ihre Spekulationen und ihre Enttäuschungen, den Staat als Vertreter der Gesamtheit nicht das Mindeste angingen; aber diese Bambergerische Weisheit scheint eben nur weise. Wenn zahllose Vermögensbesitzer durch einen Treubruch um viele Hunderte von Millionen geschädigt werden, so erfolgen unübersehbare Gebrauchs-Einschränkungen, unter denen der Absatz aufs Empfindlichste leidet. Ist es doch auch gelegentlich der ersten neuen Steuerbeklaration vorgekommen, daß einer der reichsten deutschen Bankiers keinen Gewinn zu versteuern hatte, weil sein Verlust an Portugiesen nach kurzfristiger Aufnahme nicht weniger als eine Million Mark betrug. Also doch wenigstens auf die eigene Steuerkraft wird eine Regierung achten dürfen.

Noch in den letzten vierzehn Tagen wäre es möglich gewesen, von Lissabon aus ein heilsames Exempel zu statuiren. Wie lange ist Graf Bray wieder auf seinem Posten und wie energisch sollen seine Instruktionen gelautet haben! Man sprach es aufs Bestimmteste aus, daß jede französische Flottendemonstration vor Portugals Häfen unseren sofortigen thatsächlichen Anschluß finden würde; aber Eingeweihte lachten dazu. Sie meinten nämlich, daß m. dabei noch gar keinen Dampf auszulassen brauche: es genüge vollständig, d. der deutsche und französische Gesandte gemeinsam ihre kategorische Forderung stellten, um sofort das Menschenmögliche bewilligt zu erhalten. Hätte Herr Trikupsis gesehen, daß Portugal endlich zur Ehrlichkeit gezwungen wurde, würde er sich wahrscheinlich gehütet haben, an einem schönen Mittwoch Nachmittag einen offenen Raubanzug auf seine Staatsgläubiger zu machen. Je bedeutungsvolle Beispiel hat aber gefehlt.

So hatte man in Athen gut lachen, man kennt dort die Schwäche der auswärtigen Aktionen, die Zerfahrenheit der einzelnen Regierungen, wo es sich um einmüthiges Zusammengehen mit anderen Ländern handelt und man — richtete sich danach. An dieser Stelle soll gewiß kein Mißmuth gegen irgend ein Zusammentreten der Interessenten gesäet werden, aber leider dürften alle Mühen auch hier nur einem Begräbniß erster Klasse gleich zu stellen sein. Sind die Berliner so naiv, mit einer Petition an den Kaiser und unter Anziehung seiner neuen Verwandtschaft mit Georgios auch nur  $\frac{1}{8}$  Prozent mehr erzielen zu wollen? Jener gute König hatte ja auch bei der Eröffnung des Kanales von Korinth, wo nur Sekt, aber kein Wasser floß, von der Unantastbarkeit des Couponsdienstes gesprochen. Was ging Dies Herrn Delhanis und was ging es später Herrn Trikupis an? Kein Minister in der ganzen Welt fürchtet heute eine auswärtige Einmischung, wenn er einfach zum Räuber wird, und zwar noch keineswegs pro patria, sondern für Freunde und Parteigenossen.

Gesetzt nun, es wäre überhaupt möglich, z. B. das Pfandrecht bei der Piräus-Sarissabahn (M. 72 Millionen) auszuüben, was hätten wir an dieser noch ganz unausgebauten Bahn? Wie die Regierung in Athen mit den Geldern umsprang, die sie zum Bau jener Bahn erhalten hatte, ist schon oft geschildert worden; dieses Verfahren beweist jedenfalls, daß die Bewohner des heutigen Hellas nicht erst in der Noth, sondern schon in den fetten Jahren unehrlich werden.

Es scheint auch, als ob Herr Trikupis das Monopolanlehen verlegen, d. h. die aus Salz, Tabak, Schmirgel zc. verpfändeten und selbständig verwalteten Eingänge einfach konfisziren wolle. Die Handhabe hierfür ist eben so frech wie kaiserlich. Falls nämlich jene Eingänge für die Zinsen nicht genügen, ist Griechenland vertragsmäßig zur Kompletirung verpflichtet. Hieraus leitet nun Herr Trikupis sein Recht ab, überhaupt diesen Zinsendienst wie die andern zu reduzieren, während doch die Verpflichtung, den Coupon unter allen Umständen voll zu ergänzen, die ganze peinliche Schärfe der betreffenden Sicherheit erweist. Auch hierbei wird wohl nur mit Geschicklichkeit und nicht mit Kraftaufwand Etwas zu retten sein, — „aber fragt mich nur nicht wie?“

Wie gesagt, auf die Selbsthilfe der Kapitalisten ist nicht ein Heller zu geben, jene jüdischen Regierungen haben sich auch vor der Anleiheera Geld zu verschaffen gewußt und sie werden Dies später wieder gegen theuere Wechsel erhalten; Furcht bleicht daher die Lebern jener edlen Hellenen keineswegs. Im Gegentheil! je tiefer der Sumpf, desto mehr Heimlichkeit und desto mehr Untersehlif. Nur die Regierungen könnten hier helfen. Allein mit dem bloßen heiligen Ernst ist nichts gethan. Große Gewandtheit, nicht bloß — gesprochene Energie und vor Allem die Fähigkeit, sich in Prestige zu setzen, sind dazu unbedingt erforderlich. „Il ne ferra que piasser“ pflegte Napoleon von Bernabotte zu sagen, wenn ihm während des Freiheitkrieges irgend eine kühne Bewegung des Herrn Kronprinzen von Schweden gemeldet wurde. Vielleicht sprechen auch die Herren Hinge Mibeiro und Trikupis so, falls ihnen mit einem Ultimatum der Großmachtgesandten Angst gemacht wird.

Zwar kann Graf Bray oder sein Instruktor nichts dafür, daß er in den jüngst verfloßenen Wochen zu Lissabon auch für Athen mitzuarbeiten hatte; aber es ist nun einmal so: daß von dort kein Erfolg verlautete, hat bei den Griechen den Wecher zum Ueberschäumen gebracht.

Pluto.



## Die Duse.

In Berlin giebt es einige Herren, die dafür bezahlt werden, daß sie an die Verfasser neuer Stücke und an die Schauspieler, die diese Stücke gespielt haben, gleich nach der Vorstellung Censuren vertheilen, und die man deshalb, weiß fremd und gut klingt, Theaterkritiker nennt. Diese Herren empfinden mitunter die trostlose Langeweile ihres total überflüssigen Berufes und sie beginnen dann, der Abwechslung halber und auch, um zu zeigen, daß sie gar nicht so unproduktiv sind, wie man immer behauptet, als die Entdecker künstlerischer Neuheiten sich aufzuthun und mit den dreifachen Superlativen Fangball zu spielen. Im vorigen Winter hatten sie plötzlich die Schauspielkunst entdeckt, die neue, die noch nicht dagewesene, in der das Unbeschreibliche Ereigniß wurde. Diese Schauspielkunst hieß: Eleonora Duse. Als ich diese Dame nur so gerabehin eine ausgezeichnete Schauspielerin nannte, die man ernsthaft aber nicht mit Kossi, mit Albert und Hedwig Niemann vergleichen dürfe, da wurde ich von den Literaturmännchen wie ein Gotteslästerer angeblickt und in den Kaffeehäusern riefen Empörte: „Denken Sie, dieser Kerl erfrecht sich, die Duse zu verreißen!“ So weit sind nämlich die braven Knaben schon, daß sie zwischen einer maßvoll anerkennenden — und übrigens anspruchslos subjektiven — Beurtheilung und einer schändlichen „Verreißung“ nicht mehr unterscheiden können. Nun ist Frau Duse nach Berlin zurückgekehrt; sie hat wieder die selben Virtuosenrollen in den selben französischen Stücken gespielt, die sie seit Jahren schon von Petersburg bis nach Montevideo zerrt, und nun ist auf den großen Taumelrausch vom vorigen Jahre eine öbe Kagenjämmerlichkeit gefolgt. Selbst die jungen Männer fürs Feuilleton getrauen sich nicht mehr, vom Beginn einer neuen Schauspielkunst zu radotiren; sie bedauern höchstens, daß Frau Duse nicht die Kleopatra spielt — mit der sie doch fogar vor den Russen durchgefallen ist —, und sie suchen im Uebrigen die schlimme Blamage mit klugem Schweigen zu bedecken. Die neue Rolle, die Frau Duse vorführte, Frou-Frou, soll mißlungen sein, weil das Stück ein „jämmerliches Nachwerk“ ist. So faseln die Ganzmodernen und ahnen nicht, daß der doch auch nicht ganz unmoderne und unverständige Zola, als er über die große Desclée schrieb, deren Lieblingsrolle Frou-Frou war, das Schauspiel der Herren Meilhac und Halévy une peinture charmante d'un coin de notre société, avec les détails d'une observation très fine et très vraie genannt hat. Nur ein Einziger von allen Duse-Schwärmern, Hermann Bahr, hat den Muth gehabt, auf einen Kreuzweg zu treten und vor allem Volke offen einzugestehen, daß seine jähe Eindrucksfähigkeit ihn in die Irre geleitet hatte und daß er um einen schönen Enthusiasmus deshalb nun ärmer ist. Aber Das geschah auch in Wien. In Berlin wird man übermorgen eine neue Duse erfinden, und wieder einige Monate lang von d Entdeckung irgend einer allerneuesten Kunst unterhalten, jeden Dissidentenfür einen erbärmlichen Schimpfgesellen erklären und darauf rechnen, daß 1 Zeitungleser ein kurzes Gedächtniß haben und heute schon nichts mehr von de Glauben wissen, der ihnen gestern zur heiligsten Pflicht gemacht wurde.



Berlin, den 30. Dezember 1893.

### Duncans Kämmerlinge.

Das neue Jahr festlich zu begrüßen, sind die Bowlen gebräut, die Pfannkuchen gebacken und die Leitartikel geschrieben, pünktlich, wie der Kalender es verlangt, genau nach der Kochbuchvorschrift, die heute gilt, weil sie gestern galt und weil sie namentlich auch der Mühe des selbständigen Denkens überhebt. Vor dem heißen und fetten Silvesterchmause ist ein beruhigendes Pulver der Verdauung sehr zuträglich und die große politische Apotheke, die vom Heilmittelschwindel lebt, stellt rechtzeitig mit einem bewährten Rezept sich ein, das alle Uebelkeiten beseitigen und einen gesunden Schlummer ins neue Jahr unter Garantie gewähren soll. Da werden die bekannten Errungenschaften hübsch nach der Reihe aufgezählt, die Unvollkommenheit dieser Welt wird mit philosophischer Miene beklagt, das Mißgeschick, das andere Völker betroffen hat, wird mit breitem Behagen geschildert, und wenn der Verfasser gebildet erscheinen will, dann erinnert er an den Pathen des Tages, an den Papst Silvester, der berühmt wurde, weil er den Kaiser Konstantin getauft haben soll, und von da findet er einen bequemen Uebergang zu der immer wieder angenehm klingenden Verkündigung, daß die Tage vorüber sind, wo im Deutschen Reich die Kaiser des päpstlichen Segens bedurften. Hat Das der Leser geduldig verschluckt, dann setzt er sich mit dem Frohgefühl zur Tafel, daß in dieser besten der Welten doch eigentlich Alles aufs Beste bestellt ist und daß, was das alte Jahr zu wünschen noch übrig ließ, das neue ganz sicher bescheeren werde. So hatte in Macbeths Schloß der greise König Duncan an der milden

Lust und an dem fleißigen Nesterbau zierlicher Schwalben sich erfreut und war vom Schmause dann in höchlicher Zufriedenheit zum letzten Schlummer geschritten; die Warnung des Kämmerlings hätte er lächelnd wohl abgewehrt und den Warner obenbrein noch einen ewig mißvergnügten Mörgler gescholten. Aber die Kämmerlinge waren bequeme Herren: sie thaten, ohne viel nachzudenken, ihren mühelosen Dienst und legten sich dann aufs Ohr; und während des Mörders Dolch ihren König traf, rief der Eine schlaftrunken den Schutz des Himmels an und der Andere röchelte mit schwerer Zunge: „Amen!“

Vielleicht ist es doch ganz nützlich, wenn auch während der Punschdunststimmung hier oder da Einer den klaren Kopf bewahrt und mit verzuickerten Schlafpülverchen sich nicht einlullen läßt. Von den Tafelnden mag keiner schmerzende Wahrheit vernehmen: die Kämmerlinge sind ja für den Wachdienst bezahlt, sie werden zur rechten Stunde schon warnen und wecken und — eben las mans noch Schwarz auf Weiß — irgend eine Gefahr ist ringsum überhaupt nicht zu erblicken; sorgfältig bewahrt ist Feuer und Licht, dem Reich geht es ganz vortrefflich und das Volk strözt von Gesundheit, — Proßt Neujahr also und gute Nacht!

Auf der einsamen Nachtwache zwischen zwei Zeitabschnitten ist zum Nachdenken reichliche Muße. Das Getöse des Tages ist verhallt, selten nur taumelt lallend ein später Becher vorbei und in Ruhe darf man der Frage nachsinnen, was dem Vaterlande das scheidende Jahr gebracht hat und welche Aussicht das aus dem Dunkel sich nahende ihm eröffnet. Der Einzelne mag geirrt haben, da er dem breitspurig durch alle Gassen prunkenden Jubel mißtrauisch sich entzog und nur durch eine ernstliche und nüchterne Prüfung der Ereignisse und der von ihnen hinterlassenen Stimmungen kann er erfahren, ob sein Blick getrübt war oder hell, als er in der lauten Bergnüglichkeit einen ruchlosen Optimismus zu erkennen glaubte und in dem Gepränge eine lairdte Herrlichkeit. Die beamteten Wächter haben am Ende doch auch gute Augen, und da sie, ohne Sorge um den kommenden Tag, mit leichten Herzen und in schönem Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand! behaglich zur Ruhe strecken, sollte beschränkter Unterthanenversta eigentlich höherer Weisheit sich nicht vermessen. Das Deutsche Reich ist besser als irgend ein anderes bewacht; es hat neue Soldaten, hat mit benachbarten Völkern neue wirthschaftliche Freundschaften a

geknüpft und es steht, in unangetasteter Kraft, zwischen mächtigen Bundesgenossen, deren treue Liebe und Anhänglichkeit bis in die fernste Zukunft ihm gesichert bleibt.

Unterdessen lehnt im italienischen Parlament Herr Francesco Crispi die Verantwortlichkeit für die vorzeitige Erneuerung des Dreibundes ab und er spricht in frostigem Ton von der Achtung bestehender Verträge. Unterdessen segnet der römische Priester den Herzensbund Frankreichs und Rußlands und gelehrige Schüler des längst schon leise katholisirenden Herrn Pobedonoszew bemühen sich, zwischen Rom und Byzanz die welthistorische Kluft ganz in der Stille auszufüllen. In Oesterreich wird mit einer parlamentarischen Regierung der erste Versuch gemacht, der über kurz oder lang zu einem Siege des Slaventhumes führen muß. Und während im ganzen Reich die Werthe schaffenden Stände gegen dilettantische Massenbeglückungsperimente sich zur Wehr setzen, während im deutschen Süden immer mehr nur die Unbequemlichkeiten der Reichsgemeinschaft empfunden werden, wächst allen auf kapitalistische Gliederungen gegründeten Staaten drohend eine internationale Gefahr heran. Der Trant muß schon recht stark sein, der in solcher Lage erquickenden und von schreckenden Träumen nicht gestörten Schlummer gewährt; aber die beschwichtigenden Pulver und Pillen sind so geschickt durch das ganze Jahr vertheilt worden, daß am letzten Tage schließlich eine süß duftende Bowle genügt, um den letzten Sorgenrest ins Vergessen zu scheuchen.

Die Tröster und die Getrösteten bedenken nicht, daß dem Deutschen Reich andere Lebensbedingungen als seinen Nachbarn vorgezeichnet sind. Es ist eine künstliche Schöpfung und es ist der Barbenu unter den Staatengebilden. Aus der Art seiner Entstehung ergeben sich schwer zu erfüllende Pflichten und die ringsum erregte Eifersucht heischt unablässige Wachsamkeit, weil alte Wünsche und Hoffnungen nicht leicht für die Ewigkeit eingespart, sondern meist nur auf günstigere Zeiten vertagt zu werden pflegen. Das reiche Erbtheil, das dem jungen Reich die Geschichte und die Legende vermacht hatte, ist in drei kurzen Jahren fast völlig aufgezehrt worden und nirgends ist auch nur das erste Dämmern eines großen Gedankens zu sehen, der dem Dasein der Nation einen neuen Lebensinhalt geben könnte. Eine Politik, die mit dem äußersten Kraftaufwand nur und auf Wegen, die früher nicht als gangbar betrachtet wurden, das unbeträchtliche Ziel einer

mechanischen Kopfbahlvermehrung im Heere zu erreichen vermag, die unschlüssig tastet, wie sie für diese in ihren Folgen durchaus nicht unzweifelhafte Ausgabe die Deckung verschaffen soll, und die auf alle drängenden Fragen der Zeit nur ein rathloses Achselzucken als Antwort hat, eine solche Politik ist zu unfruchtbar und zu armsällig, als daß sie bei längerer Dauer dem Bedürfniß eines Volkes genügen könnte, das in seiner ganzen Geschichte immer nur da groß war, wo ein starkes Wollen und ein mächtiges Sehnen in ihm lebendig wurde.

Alexis de Tocqueville erzählt in den Erinnerungen aus der Zeit seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, er habe in einem Bericht des beim russischen Hofe beglaubigten französischen Botschafters einst diese Aeußerung des hochmüthigen Nikolaus gefunden: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire, il faudrait encore pour la manier un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter, et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Der Mann hat zur rechten Stunde sich eingestellt und drei Jahrzehnte sind eben vergangen, seit er den steilen Weg beschritt, der Preußen zur Erfüllung seiner Geschichte führen sollte; niemals aber hat er dem Wahn sich hingegeben, seine ganz persönliche Schöpfung, zu deren Vollenbung er Schritt für Schritt den gewissenhaften und vorsichtigen Monarchen drängen mußte, werde durch ihre eigene Schwerkraft nun so gesichert sein, daß sie auch ohne die Leitung durch einen schaffenden Geist in Behaglichkeit sich erhalten könnte. So unähnlich der märtische Junker dem korrischen Barbenu sonst auch war, so hat er gleich ihm doch erkannt, daß jedes vom Genie fester als von der Legitimität gestützte Staatengebilde nur durch die Furcht sich behaupten kann und daß ein Mann nicht genügt, um den Bestand so geschaffener Reiche zu begründen. Man muß es bedauern, daß die letzte Denkschrift des Fürsten Bismarck noch immer in den jetzt mit gedoppelter Angst gehüteten Archiven aufbewahrt wi denn gerade die Thatsache, daß der Fürst dieses Dokument, das und sein Verhältniß zum Reich doch zunächst angeht, nicht veröffentlichen läßt, erweckt die Vermuthung, es möchte vielleicht hochpolitisch Erwägungen und Warnungen enthalten, deren Mittheilung persönl Bedenken verbieten. Aber auch ohne die Kenntniß dieses politisch

Testaments darf man überzeugt sein, daß eine so unerschöpflich produktive Natur nicht daran gedacht hat, die Zukunft des Deutschen Reiches an liberalisirende Handelsverträge und an Bündnisse von begrenzter Dauer und Wirksamkeit zu ketten.

Die Nachfolger Bismarcks haben bis jetzt sich damit begnügt, wohlthätig Bestehendes aus ihrem Wege zu räumen und da nur konservativ zu sein, wo das Erhalten kaum noch die Mühe belohnt. Sie haben das mühsam und künstlich Geschaffene wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen, von der Hand in den Mund gelebt und niemals sich mit der stacheligen Frage gequält, ob denn wirklich das Sehnen und Wünschen für immer verschwunden sei, das bis vor dreißig Jahren den Osten und Süden und Westen des alten Welttheils erfüllte. Das scheidende Jahr ersparte ihnen die Sturmzeichen nicht: der nikolaitische Traum wurde Wirklichkeit, die franco-russische Verbrüderung wurde feierlich besiegelt, zwischen Petersburg, Wien und Rom wurden geheime Verhandlungen angeknüpft, deren Gegenstand und Ergebnis der diplomatischen Unzulänglichkeit in Berlin offenbar nicht bekannt geworden ist, und schließlich konnte der Dritte im Bunde seine Erschöpfung und sein Bedürfnis nach Ruhe nicht mehr verbergen. Aber die Zeichen wurden nicht beachtet, ein wohlfeiler Scherz, eine tönende Phrase half aus flüchtiger Verlegenheit, die gefällige Presse war rastlos im einschläfernden Bemühen und unmittelbar vor dem Jahresende konnte sie in hohem Ton noch eine Jubelhymne darüber anstimmen, daß Herr Crispi wieder, des Dreibundes getreuester Pfleger, in Rom zur Herrschaft gelangt war.

Es stände schlimm um das Deutsche Reich, wenn wir wirklich dahin gekommen wären, auf den guten Willen des Herrn Crispi uns verlassen zu müssen. Dieser ungewöhnlich begabte Mann hat in seinem bewegten Leben schon so ziemlich jede politische Ansicht vertreten; er hat wundervoll klingende Reden zum Lobe des Dreibundes gehalten und nicht viel später dann gesagt: „Wir haben diesem Ungeheuer die großen Prinzipien unserer Revolution geopfert und wir sind, statt die Vertheidiger der Nationalitäten zu sein, die Gensdarmen einer neuen Heiligen Alliance geworden“. Er ist immer nur die mächtig tönende Glocke gewesen, deren Strang die gerade von der Mode begünstigten Ideen zogen, und er wird jetzt, da er müde ist und nicht mehr unter der hypnotisirenden Wirkung Bismarcks steht, erst recht fortfahren,



nur der Exponent der Stimmungen und Wünsche seines Volkes zu sein. Italien brauchte die Hilfe der Vormacht des Protestantismus, um mit dem weltlichen Gelüsten des Papstthums fertig werden zu können; aber die Zeiten dieses Kampfes sind vorbei, heute denkt weder Leo XIII. noch sein Kampolla ernstlich an die Wiederherstellung des Kirchenstaates, heute kann der mit gepackten Koffern regirende König Humbert nur durch ein kluges Verschwinden die Tage seiner Dynastie hinfristen und die vatikanischen Politiker sehen deshalb vielleicht gar nicht ungern die Zügel der italienischen Politik wieder in den Händen des Mannes, dessen erste Liebe das republikanische Ideal war und der nur der Noth gehorchend mit dem Hause Savoyen dann eine Vernunftehe schloß. Für uns ist es jedenfalls ganz gleichgiltig, ob der leitende Minister in Italien Giolitti oder Crispi heißt: das wirtschaftlich zerrüttete und sozial aufgewühlte Land ist für absehbare Zeit nicht mehr bündnißfähig, es kann dem finanziellen Feldzug, den die Pariser Börse gegen die italienischen Werthe führt, nicht länger Stand halten und es muß froh sein, fern von dem Lärm der großen internationalen Fragen im Schatten der Garantie, die das Zarenreich seinen Grenzen gegen Frankreich versprochen hat, einstweilen einen sicheren Unterschlupf zu finden.

Andere Kombinationen fordert gebieterisch eine veränderte Zeit und vergebens schweift doch der fragende Blick des Volkes in die Kunde, um die Männer zu entdecken, die neuer Gedanken Väter sein könnten. Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Tage vergangen, da Bismarck vor der Schlaftrunkenheit der Kämmerlinge Duncans warnte und für die Regierung eines großen und jungen Reiches die Pflicht unermüdblicher Wachsamkeit in Anspruch nahm. Heute liegt, von heißen Freudenpünschen betäubt, Alles in tiefem Schlaf, und wenn die Silbesterglocken die zu früh Ermatteten nicht erwecken, wird der schleichende Tritt des Mörders im weiten Gemach nirgends ein Hinderniß finden.



## Das heutige französische Schulwesen.

Das napoleonische Schulsystem vom Jahre X hat in allerneuester Zeit seltsame Wirkungen und Ergebnisse herbeigeführt. Sie sind dem von oberflächlicher Gleichmacherei beherrschten Jakobinergeist zuzuschreiben. Seit 1871 und namentlich seit 1879 guckt dieser thatsächlich aus allen Winkeln und Ecken der napoleonischen Schöpfung heraus; er hat die Oberhand und die Form dieser Schöpfung gefällt ihm. Ueber den Grundsatz, daß der Unterricht Sache des Staates sei, waren die alten Jakobiner mit dem Korzen einig; dieser führte nur aus, was jene als unerläßlich verkündet hatten, und daher konnten sie gegen sein Schulwesen keine Einwendung erheben, — im Gegentheil, es paßte ihnen ganz gut. Da nun die modernen Jakobiner die Erben der Instinkte und Dogmen der alten sind, haben sie nicht gezögert, das herrschende System anzunehmen oder beizubehalten. Sie kannten kein bequemeres, keines, das ihren Zwecken besser gedient hätte und zu ihrer Benutzung geeigneter gewesen wäre. Demgemäß bewegt sich die ätzende Schulmaschine unter der dritten Republik in dem selben Gleise wie unter den vorherigen Regirungen. Der Mechanismus ist der gleiche und er arbeitet unter dem Anstoß der selben einzigen Centraltriebkraft. Dabei wird die Vorstellung von den Aufgaben des lehrenden Staates immer umfassender, immer strenger gelangt sie zur Anwendung und schließt immer mehr die entgegengesetzte Vorstellung aus: die Ueberlassung des Unterrichts an die Betheiligten und Berechtigten — an die Eltern, an freie, nur von den Familien abhängige Privatunternehmer oder an selbständige, auf eignen Füßen stehende örtliche Fachkörperschaften mit eignem Besitz und eignen Satzungen.

Auf solcher Grundlage wollen einige geist- und gemüthvolle Männer, die sich die einschlägigen Einrichtungen des Auslandes zum Muster nehmen, den Versuch machen, an den Mittelpunkten unserer Akademien Regional-Universitäten zu gründen, und der Staat wird ihnen Das vielleicht gestatten, wenn auch nicht in der Sache selbst, so doch wenigstens bezüglich des Namens und des Scheins. Weiter nicht, denn er steht in Folge seines öffentlichen Rechts, der Befugnisse seines Staatsrathes, seiner Fiskalgesetzgebung, seines Bureaumatismus und der uralten Vorurtheile seiner Juristen

den Kollektiv-Individuen feindselig gegenüber. Diese werden ihn nie als wirkliche Individuen gelten, und wenn er sich herbeiläßt, sie zu Civilpersonen zu machen, so geschieht Das mit dem Vorbehalt strenger Beaufsichtigung, wie wenn sie minderjährige Kinder wären. Uebrigens würden die geplanten Universtitäten selbst dann, wenn man sie als volljährig behandeln sollte, nichts weiter sein als Graduirung-Kammern. Es wäre ihnen bei den heutigen Verhältnissen unmöglich, Zufluchtsstätten des Geistes, Dasen am Ende der Mittelschulwüste, Behelfe der Befriedigung einer unabhängigen selbstlosen Lernlust zu werden. Seit der Abschaffung des Einjährig-Freiwilligendienstes hat der junge Franzose nicht mehr die Zeit, an uneigennützig Selbstbildung zu denken; das greifbare Interesse, nicht drei Jahre in der Kaserne zubringen zu müssen, folglich das Verlangen nach Graden und Diplomen, die Prüfungsforgen, die Altersgrenze —: das Alles quält ihn so sehr, daß er sich die Lust an Versuchen, geistigen Exkursen und reiner Spekulation vergehen lassen muß. Das herrschende System zwingt ihn, sich der Abrihtung und einem geheßten Lernen zu unterziehen, auf einer bestimmten Fährte ohne Unterlaß dahinzugaloppiren und in Zwischenräumen über gefährliche, numerirte Hindernisse hinwegzusetzen. Statt schwächer zu werden, verschärfen sich die Schattenseiten des napoleonischen Unterrichtssystems immer mehr.

Die Schuld liegt an der Art, wie die jetzigen Machtthaber dieses System auffassen, an dem ursprünglichen und vererbten Verfahren des jakobinischen Geistes. Als Bonaparte sein Schulwesen erfann, handelte er wie ein Staats- und Geschäftsmann, wie ein umsichtiger Unternehmer und Praktiker. Er berechnete die Kosten und das Erträgniß im Hinblick auf die möglichst schleunige und billige Herstellung der erforderlichen militärischen und bürgerlichen Werkzeuge, an denen er stets Mangel hatte, weil sein Verbrauch ein riesiger war. Diesem klaren und bestimmten Zweck paßte er Alles an, ordnete er Alles unter — auch die Theorie vom lehrenden Staat, die ihm nur als Schlagwort und Zierphrase galt. Für die alten Jakobiner jedoch war sie ein Axiom, ein Grundsatz, ein Artikel des „Gesellschaftsvertrags“. Dieser Vertrag verpflichtete und ermächtigte den Staat zur Uebernahme und Leitung des Unterrichtswesens. Hieraus zogen sie als überzeugte Theoretiker auf blindlings deduktivem Weg die Konsequenzen und stürzten sich mit geschlossenen Augen, großer Uebereilung und noch größre Starrheit in die Praxis, ohne sich um die Beschaffenheit des Mensch materials, die verfügbaren Hilfsquellen, die sonstigen obwaltenden Verhältnisse und die etwaigen Folgen zu bekümmern. Aehnlich machen heutzutage die neuen Jakobiner. Sie glauben, daß der Unterricht, w an sich gut, desto besser sein werde, je umfassender und grünblischer er i

und weil eine umfassende, gründliche Bildung etwas sehr Gutes sei, müsse der Staat nach Kräften und mit allen Mitteln trachten, sie möglichst Vielen angedeihen zu lassen. Dieses Lobungswort hat heute auf allen drei Stufen des Schulwesens Geltung.

Die Folge ist, daß der Staat bloß an Bauten für den höheren Unterricht in den Jahren 1876 bis 1890 99 Mill. Frcs. gewandt hat. Einst reichten die Einnahmen der Fakultäten ungefähr zur Deckung der Ausgaben hin; heute bedürfen sie eines jährlichen Zuschusses von  $6\frac{1}{2}$  Millionen aus der Kasse des Staates. Dieser hat 221 neue Lehrstühle, 168 Ergänzungskurse und 129 Vortragsstellen gegründet und bestreitet die gesammten Kosten. Zur Beschaffung von Hörern stiftete er 1877 dreihundert Freiplätze für künftige Licentiaten und 1881 zweihundert für künftige Bewerber um außerordentliche Professuren. Was die Mittelschule betrifft, so gab es 1876 nur 81 Lyceen mit 3820 Freischülern, elf Jahre später schon 100 mit 10 528. Während 1857 die Lyceen den Staat nur 2 200 000 Frcs. kosteten, gab er 1889 für sie bereits 18 Millionen aus.

Die Ueberlastung des Schulwesens hat zur Ueberbürdung aller Prüfung-Erfordernisse geführt. Die Verleihung der Grade mußte „überall, wo es nöthig schien“, wie Liard sich ausdrückt, „an größere Kenntnisse als früher geknüpft werden“. Mit dieser „Nothwendigkeit“ steckte der höhere Unterricht naturgemäß die Mittelschule an. Daher rührt es, daß jetzt die neokantische Philosophie vom höchsten metaphysischen Aether herab auf die letzte Lycealklasse niederhagelt und die siebzehnjährigen Schülerköpfe unheilbar verleht. Daher rührt in der Klasse für Spezialmathematik ein derartiges Ueberwuchern und Wirrsal des dornigen Wachsthums verwickelter Theoreme, daß die heutige Aufnahmeprüfung des Polytechnikums Kenntnisse erfordert, die die Väter des jetzigen Geschlechts erst an dieser Schule erwarben. Daher rühren die „Schachteln und Defen“, die Pensionate, die weltlichen und geistlichen Vorbereitungskurse und die übrigen „geistigen Mastungsanstalten“. Daher rührt das fortgesetzte mechanische Bestreben, jedes Hirn schwammgleich mit dem vollen Maß wissenschaftlicher Flüssigkeit zu durchtränken und es wenigstens bis nach der Prüfung ganz gefüllt zu erhalten, — auf die Gefahr hin, daß der Schwamm sich nachher rasch und vollständig entleere. Daher rührt die vorzeitige, übermäßige Verschwendung und Ausbeutung der geistigen Spannkraft, das ganze verderbliche Verfahren, das zum Schaden des späteren Alters einen so andauernden Druck auf die Jugend ausübt.

Um das Ohr und die Einbildungskraft des Volkes zu fesseln, bedarf es einfacher, leicht faßlicher Schlagwörter. Ein sehr geeignetes ist dasjenige, welches den Volksschulunterricht sämmtlichen Kindern verspricht und

ihn allen unentgeltlich darbietet. Für diese Zwecke hat der Staat zwischen 1878 und 1891 an den Bau und die Einrichtung von Schulhäusern 582 und an Gehaltskosten 1891 rund 131 Millionen gewandt. Das Alles wird aus den Taschen der Steuerträger bestritten. Der Steuer-Einnehmer zwingt selbst die Aermsten, mit ihren Sous jene Millionen zusammenbringen zu helfen. „Unentgeltlicher Unterricht“ — wie gut Das klingt! Es klingt wie ein wirkliches Geschenk, wie eine Freigebigkeit jener hohen, nebelhaften Persönlichkeit, die man „Staat“ nennt und die den Massen aus der Ferne wie ein unabhängiger Vorgesetzter, also wie ein erhabener Wohltäter, erscheint. In Wirklichkeit kann er nur auf Kosten der Steuerzahler Geschenke machen und mit dem schönen Namen „Großmuth“ deckt er seine fiskalischen Forderungen, die zu dem vielfältigen Zwang, den er uns auferlegt und unter dem wir leiden, nur eine neue Art fügen.

Uebrigens ist der Staat aus Instinkt und Ueberlieferung naturgemäß geneigt, möglichst viel Zwang auszuüben, und diesmal macht er aus dem Zwang kein Hehl. Das Gesetz vom 28. März 1882 erklärt sämtliche Kinder von sechs bis dreizehn Jahren für schulpflichtig. Jeder Vater muß nachweisen, daß seine Kinder entweder an einer öffentlichen oder an einer Privatschule oder daheim Unterricht empfangen, und zwar während jener sieben Jahre mindestens je sechs Monate hindurch. Die Schule nimmt das Kind vormittags und nachmittags je drei Stunden in Anspruch und füllt den kleinen Kopf mit Allem, was irgendwie hineingeht — und mit mehr: mit Rechtschreibung, Syntax, grammatischer und logischer Analyse, Gedankenausdruck, Geschichte, Geographie, Rechnen, Geometrie, Zeichnen, Anfangsgründen der Literatur, der Politik und des Rechts, endlich mit der vollständigen dogmatischen „Bürgermoral“.

Unleugbar ist es für jeden Erwachsenen sehr nützlich, lesen, schreiben und rechnen zu können, und aus diesem Grunde kann man es nicht mißbilligen, daß der Staat von jedem Kind ein Mindestmaß von Kenntnissen verlangt. Aus dem selben Grund aber sollte und mit dem gleichen Recht könnte er in allen Städten und Dörfern, die an Meeren, Seen, Flüssen oder Strömen liegen, Schwimmschulen errichten und alle Kinder zum Schwimmenlernen zwingen. Daß es in den Vereinigten Staaten für jedes Mädchen und jeden Knaben nützlich ist, eine sehr umfassende Elementarbildung zu empfangen hängt mit den dortigen Verhältnissen zusammen; das Land ist neu und ausgedehnt, allenthalben bieten sich vielerlei Aussichten und Anwartschaften, jede Laufbahn kann auf die höchsten Gipfel führen — konnte doch ein Holzhauer Prääsident der Republik werden —, der Erwachsene wechselt sehr häufig seinen Beruf mehrmals und muß daher von vorn herein in vielen Sätteln gerecht sein, die Frau ist für den Mann ein Luxusgegenstand und arbeitet im Hause wenig, in

der Landwirthschaft gar nicht. In Frankreich aber liegen die Dinge anders. Hier schlagen neun Zehntel der Volksschüler, die meisten Söhne und Töchter der Bauern und der Arbeiter, die Laufbahn der Eltern ein. Die Tochter wird lebenslänglich eine Wäscherin oder eine Köchin sein — sei es daheim oder in fremden Häusern —, der Sohn jederzeit in einer Fabrik, einer Werkstätte oder auf dem Felde — dem eigenen oder einem fremden — arbeiten. Zwischen der Bestimmung der meisten Erwachsenen und dem Umfang des Elementar-Unterrichts, den alle Kinder erhalten, besteht ein schreiendes Mißverhältniß. Eine solche Schulung bereitet nicht für das Leben vor, das die Mehrheit führt, sondern auf minder eintönige und eng begrenzte, auf mehr geistige Berufe, und sie muß die weniger Glücklichen mit ihrem Geschick unzufrieden machen, — so lange unzufrieden, bis die erworbenen Kenntnisse, ohnehin nicht sehr tief, sich verflüchtigen und ihrem einstigen Besitzer nur noch wie leere Phrasen vorkommen.

In Frankreich ist es für den gewöhnlichen Bauern oder Arbeiter desto besser, je früher diese Verflüchtigung eintritt. Mindestens drei Viertel dieser Kenntnisse sind für ihn überflüssig. Sie fördern weder sein inneres Glück noch sein Fortkommen, und dennoch muß er sie sich aneignen. So gern der Familienvater auch möchte, es ist ihm nicht gestattet, ihren Umfang auf das Nothwendige — Lesen, Schreiben, Rechnen — zu beschränken, die Lernzeit auf das unerläßliche Maß herabzumindern — und zwar auf je drei Monate in zwei bis drei Wintern —, die zwölfjährige Tochter als Stütze der Mutter und Wärterin der Kleinsten daheim zu behalten, den zehnjährigen Sohn zur Beaufsichtigung des weibenden Viehes oder zum Antreiben der pflügenden Ochsen zu verwenden. Der Staat findet, daß die Eltern über ihre eigenen Bedürfnisse nicht urtheilsfähig und in der Wahrnehmung der Interessen ihrer Kinder nicht unbefangen seien, daß er selber mehr Einsicht und bessere Absichten habe und daher das Recht besitze, einen Zwang auszuüben. Wie im Jahre 1793, so haben die Gesetzgeber auch diesmal das despotisch-doktrinaire Verfahren des Jakobinismus eingeschlagen und sich abermals einen einheitlichen, allgemeinen, einfachen Typus zurechtgelegt —: den des Kindes von sechs bis dreizehn Jahren, wie sie es als vorhanden wünschen, — ohne die Schulung, die sie ihm aufzwingen, mit den Erfordernissen der jeweiligen Umstände in Einklang zu bringen, ohne die wirklichen und persönlichen Interessen zu berücksichtigen, ohne an die Zukunft der meisten Kinder zu denken, ohne den Vater in Betracht zu ziehen, der ja eigentlich allein zu beurtheilen vermag, welche Ausbildung für seinen Sohn oder seine Tochter paßt und der doch der allein maßgebende, weil natürliche Richter ist über die Menge, die Beschaffenheit, die Dauer, die Umstände und das Gegengewicht der geistigen und moralischen Bearbeitung, denen

die von dem feinigem unzertrennlichen jungen Leben außerhalb seines Hauses unterzogen werden sollen.

Seit der Revolution ist es nicht mehr vorgekommen, daß der Staat seine Allmacht so sehr geltend gemacht und seine Fangarme so weit ins Privatgebiet des Bürgers hineingestreckt hätte, — bis ins häusliche Leben. Der seit etwa einem Jahrzehnt befolgte Plan geht weiter als die Pläne Lepelletiers de Saint-Fargeau und Saint-Justs von 1793—94, die übrigens, was man beachten wolle, auf dem Papier blieben.

Im Grunde genommen, ist der Jakobiner ein Sektirer, der seinen eigenen Glauben verbreiten will und jeden anderen befehdet. Statt die Möglichkeit verschiedener Weltanschauungen zuzugeben und sich des Bestehens mehrerer zu freuen, deren jede sich einer anderen Menschengruppe anpaßt und ihr das Leben erleichtert, läßt er nur Eine gelten, die seinige, und benützt seine Macht dazu, ihr Anhänger zu verschaffen. Auch er hat seine Glaubensartikel, seinen Katechismus, seine gebieterischen Formeln, und er drängt sie den Leuten auf. Durch die Gesetze vom 28. März 1882 und 30. Oktober 1886 führt er den Schulzwang, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und die Verweltlichung des ganzen Schulwesens ein. Dabei beachtet er nicht, daß bisher die weitaus meisten Eltern eine Beimischung von geistlichem Element gewünscht haben. Nicht nur die frommen Christen, sondern auch viele in religiöser Hinsicht laue oder skeptische Familienhäupter haben eine solche Beimischung als für die Kinder, insbesondere die Mädchen, erspriesslich betrachtet. Diese Kreise sind der Ansicht, daß die ganz jungen Geister die Wissenschaft und den Glauben nicht getrennt, sondern im Zusammenhange in sich aufnehmen sollen und daß Dies für die Kinder, die Eltern, das Familienleben, die häusliche Zucht und das Gedeihen der Sittlichkeit besser sei. Daher übertrugen vor 1882 und 1886 viele Gemeinden den Unterricht vertragsmäßig auf eine Anzahl von Jahren und zu bestimmten — sehr niedrigen — Preisen Mönchen oder Nonnen, so daß noch 1886 an öffentlichen Schulen über zehntausend Mönche und beinahe vierzigtausend Nonnen wirkten. Das Gesetz von 1886 aber will nicht nur, daß der Unterricht rein weltlich sei, sondern auch, daß er ausschließlich von Laien erteilt werde. Namentlich alle Gemeindeschulen müssen verweltlicht werden. Nach Ablauf der festgesetzten Uebergangsfrist wird kein Mönch und keine Nonne mehr an einer öffentlichen Schule thätig sein dürfen.

Inzwischen geht die vorgeschriebene Verweltlichung der Gemeindeschulen stetig ihren Gang, — nöthigenfalls sehr gegen den Willen der Gemeinden; obgleich Das eine höchst wichtige örtliche Angelegenheit ist, wer die örtlichen Behörden nicht zu Rathe gezogen. Eben so wenig Familienhäupter, trotzdem es sich um eines ihrer nächsten Privat-Inter-

handelt. Auch die Kosten werden festgestellt und erhoben, ohne daß die Beteiligten mitzureden hätten. Zu dem heutigen Jahres-Erforderniß von 131 Millionen für die Volksschule tragen die Gemeinden etwa 50 Millionen bei und zu den 582 Millionen, die von 1878 bis 1891 für Schulbauten ausgegeben worden sind, haben sie 312 Millionen beigetragen.

Diejenigen Eltern, denen diese Wirthschaft mißfällt, dürfen sich mit Gleichgesinnten zur Errichtung und Erhaltung geistlicher Privatschulen zusammenthun, wenn sie das nöthige Geld aufbringen können. Von der Bezahlung der vollständigen Gemeinde-, Departemental- und Staatssteuern werden sie dadurch in keiner Weise befreit; für den ihnen nicht passenden Unterricht müssen sie genau so viel bezahlen, wie wenn sie von ihm Gebrauch machten. Diese Nothwendigkeit, doppelt zu bezahlen, hat nicht verhindert, daß Tausende solcher Privatschulen entstanden sind, die 1887 nahezu 1100000 Schüler hatten, d. h. ungefähr ein Fünftel aller Volksschüler, — ein Beweis dafür, daß sehr viele Eltern von der weltlichen Schule nichts wissen wollen und die geistliche vorziehen, wenn sie sie haben können. Um sie ihnen in so großem Maßstab bieten zu können, hat es beträchtlicher Spenden, einer Menge freiwilliger Beiträge bedurft. Der Umfang dieser Opfer zeugt für die Größe der Abneigung gegen das vom Staat beliebte Zwangssystem. Die Abneigung und das Mißtrauen verhindern nicht, daß überall dort, wo die Freigebigkeit der Leute nicht zur Errichtung von Privatschulen hinreicht, die Gegner des weltlichen Unterrichts gezwungen sind, ihre Kinder in die verhaßten öffentlichen Schulen zu schicken.

Man denke sich, daß in Frankreich eine vom Staat gegründete und erhaltene amtliche Tageszeitung erschiene, die den Titel führen würde: „Laienblatt. Für alle Kinder von sechs bis dreizehn Jahren obligatorisch und unentgeltlich.“ Man setze den Fall, daß die Gründungskosten 582 und die jährlichen Ausgaben 131 Millionen betragen und daß diese Summen vollständig aus den Steuergeldern bestritten werden. Man nehme an, daß alle sechs Millionen Mädchen und Knaben von sechs bis dreizehn Jahren diese Zeitung täglich, mit Ausnahme des Sonntags, von Amts wegen gestellt erhalten und sie sechs Stunden lang lesen müssen. Allerdings gestattet der duldsame Staat denjenigen Eltern, die sein Blatt nicht mögen, ein anderes, ihnen besser zusagendes, zu bestellen; dieses muß aber erst von örtlichen Wohlthätern ins Leben gerufen werden, und finden sich keine Wohlthäter, so müssen die Kinder eben das offizielle Blatt lesen, das die Eltern als schlecht redigirt, in einem verderblichen Geist geschrieben und durch Lücken und Ueberflüssigkeiten verunstaltet betrachten. Diese Zeitung ist das moderne französische Schulwesen, das beweist, wie wenig der jakobinische Staat die persönliche Freiheit achtet.



Dagegen hat er durch dieses Verfahren seine Befugnisse ausgedehnt, seine Macht vergrößert und die Anzahl der ihm unterstehenden Einrichtungen und Personen vermehrt. Das Material zur Leitung, Beaufsichtigung und Ertheilung des Elementarunterrichts wird ihm jetzt von 173 Volksschullehrerpräparanden, 736 anderen Lehrerbildungskursen, 66784 Elementar-, 3597 Kleinkinderschulen und etwa 115000 Beamten beider Geschlechter geliefert. Durch den Mund dieser 115000 Vertreter und Sprachrohre bringt die Stimme der in Paris thronenden Laienvernunft bis in die kleinsten und entlegensten Körper, — die Vernunft, die unsere Machthaber meinen, die Vernunft mit dem ihnen passend dünkenden Zuschnitt, d. h. den geboten scheinenden Beschränkungen und Vorurtheilen, die kurzfristige und halbgezügelmte Enkelin jener anderen, fürchtbaren, blinden Vernunft, der rohen, rasenden Großmutter, die in den Jahren 1793 und 1794 unter dem selben Namen auf dem selben Platz thronte. Mit weniger Heftigkeit und Ungeglichlichkeit, aber mit Hilfe des selben Instinkts und der selben Entschlossenheit betreibt die Enkelin die alte Propaganda. Auch sie will sich der neuen Geschlechter bemächtigen. Auch sie verherrlicht in und mit ihren Programmen und Handbüchern, ihrem Geschichtsunterricht, ihren moralischen, politischen und sozialen Lehren ausschließlich sich selbst.

Wenn eine Angelegenheit den Betheiligten aus den Händen genommen wird, um von Leuten, deren Interessen andere sind, durchgeführt zu werden, kann sie nicht gut enden. Früher oder später tritt in Gestalt unvorhergesehener Folgen der Grundfehler zu Tage. Die hauptsächlichste und schließliche Wirkung des französischen Staatschulwesens besteht in dem wachsenden Mißverhältniß zwischen der Erziehung und dem Leben. Auf allen drei Stufen des Unterrichts hat die theoretische Schulung der Jugend mit Hilfe von Schulbänken und Büchern eine, nur durch die Rücksicht auf Prüfungen, Grade und Diplome hervorgerufene Ueberbürdung und Dauerverlängerung erfahren, und zwar mit den ärgsten Mitteln: durch die Anwendung eines natur- und gesellschaftwidrigen Systems, durch die übermäßige Verzögerung der praktischen Lehrzeit, durch das Internat und die Uebearbeitung, durch die künstliche Abrihtung und die mechanische Mästung des Geistes, durch die Nichtbeachtung der Zukunft des Lernenden und der wirklichen Welt, in der zu leben er berufen ist, durch das Vergessen des Kampfes ums Dasein zu dessen tüchtiger Bestehung der erwachsene Mensch von vornherein eine angemessenen Einübung, Abhärtung und Ausrüstung bedarf.

Diese unentbehrliche Ausrüstung an Kenntnissen und Erfahrungskraft die alle anderen an Wichtigkeit übertreffen, diese Kräftigung des gesunden Sinnes, des persönlichen Willens und der Nerven, bieten unsere Schulen der Jugend leider nicht. Im Gegentheil: statt sie für ihre durchschnittliche

Bestimmung geeignet zu machen, machen sie sie dafür ungeeignet. Deshalb ist der Eintritt des jungen Mannes in die Welt oft kein glücklicher und seine ersten Versuche auf dem Felde praktischer Thätigkeit scheitern in der Regel, — nicht selten in so schmerzlicher Weise, daß die Wunden lange offen bleiben oder gar dauernde Verkrüppelung sich einstellt. Das ist eine rauhe, gefährliche Prüfung, die eine Verschiebung des sittlichen und geistigen Gleichgewichts herbeiführt. Dieses Gleichgewicht läßt sich dann vielleicht nicht wiederherstellen, denn die Enttäuschung pflegt eben so vollständig wie unerwartet und der Katzenjammer pflegt zu stark zu sein, um noch weichen zu können. Dem jungen Mann widerfährt zu viel Herzeleid und er fühlt sich in seiner Verbitterung und seinem Verdruß versucht, dem Staat zuzurufen: „Du hast mich durch Dein Erziehungssystem zu dem Glauben verleitet, daß die Welt so und so beschaffen sei. Du hast mich getäuscht, denn sie ist viel häßlicher, schaler, schmutziger, trauriger und grausamer. Wenigstens scheint es meinen Empfindungen und meiner Einbildungskraft so, und wenn dieses Empfinden und diese Einbildungskraft, wie Du behauptest, überreizt und in Unordnung sind, so ist das Deine eigne Schuld, darum verfluche und verhöhne ich Deine ganze Welt und verwerfe Deine vermeintlichen Wahrheiten, die ich für Lügen halten muß — nicht ausgenommen jene wichtigen Grundwahrheiten, die von Deinen Werkzeugen für selbstverständlich und erwiesen erklärt werden und auf die Du Deine Geseze und Einrichtungen, Deine Gesellschaft und Deine Philosophie, Deine Wissenschaften und Deine Künste begründest!“ \*)

Und seit anderthalb Jahrzehnten sagt unsere französische Jugend Das ganz laut, — zwar nicht wörtlich, aber mittelbar durch ihren Geschmack, durch ihre Ansichten und ihre Anwandlungen in Sachen der Literatur, der Kunst und des Lebens.

Hippolyte Taine.

\*) In dieser Beziehung finden sich sehr lehrreiche Andeutungen in Jules Vallès' Selbstbiographie, die in drei Bänden erschienen ist, welche die Titel führen: „Das Kind“, „Der Baccalaureus“, „Der Insurgent“. — Seit 1871 deuten nicht nur die gelungenen Werke der begabten Schriftsteller, sondern auch die mißglückten Versuche der ohnmächtigen Neuerer und der irregeleiteten Halb-talente immer wieder nach der selben Richtung.



## Die Stimmung in Württemberg.

**I**n den letzten Wochen erhielten die deutschen Reichsbürger, denen die Unverdaulichkeit der vorgesezten Kost das Zeitunglesen noch nicht ganz verleibet hat, täglich mehrmals ein höchst pikantes Gericht aufgetischt, den sogenannten „Fall Moser“. Den Ausgangspunkt der journalistischen Bewegung bildete die einfache Thatsache, daß der württembergische Gesandte in Berlin zu einer Zeit, da die politische Lage die Anwesenheit des stimmführenden Bevollmächtigten beim Bundesrath bringend zu erfordern schien, einen längeren Urlaub antrat. Das gab zu denken. Und als man nun vollends die Entdeckung machte, daß Herr von Moser gleichzeitig sein Hauswesen in Berlin aufgelöst hatte, da galt es als sicher, daß der Urlaub nur die Einleitung zum endgiltigen Rücktritt des Gesandten sei. Nun erhob sich natürlich die Frage, was diese plötzliche Aenderung in der diplomatischen Vertretung Württembergs verursacht habe. Ein wahrer Stattenkönig von unsinnigen Behauptungen und albernen Erfindungen wurde zu Tage gefördert. „Herr von Moser ist in Berlin in Ungnade gefallen“, versicherten die Einen. „Nein, in Stuttgart“, meinten die Anderen. Diese wußten von Differenzen zwischen dem württembergischen und dem preussischen Hofe zu erzählen, Jene hatten „aus bester Quelle“ erfahren, daß Reibungen nur zwischen den Regierungen stattgefunden hätten, und eine dritte Gruppe endlich erklärte es für ganz zweifellos, daß es sich lediglich um einen internen württembergischen Konflikt zwischen dem Ministerpräsidenten und seinem Gesandten handle. Eben so sehr gingen die Meinungen der Zeitungschreiber über die Ursachen, die den Streitfall herbeigeführt haben sollten, auseinander. Bald mußte die Weinststeuer herhalten, bald das Kaisermandöver. Man zog sogar Herrn von Mittnachts Kissingen Besuch in die Debatte, der allerdings in Berlin nicht wenig verschmupft haben mag, während er dem Ministerpräsidenten hier, selbst unter Gegnern des Altkanzlers, 1 Ruhm des Mannesmutheß und der Charakterfestigkeit eingetragen hat. 2 diese Dinge waren aber noch nicht sensationell genug, und so verfiel schließlich auf den Gedanken, den bevorstehenden Abschluß einer neuen Militärkonvention nach badischem Muster als den Anlaß zum Rücktritt des Herrn von Moser hinzustellen.

Das waren harte, leidvolle Tage für die Stuttgarter Berichterstatter. Noch häufiger als sonst mußten sie die Bierhäuser aufsuchen und noch schärfer als gewöhnlich dort die Ohren spitzen. Mit welchem Eifer wurden subalterne Persönlichkeiten, die verdächtig waren, mit „maßgebenden“ in irgendwelchen Beziehungen zu stehen, ausgeforscht, mit welcher Andacht wurde jedes Wort von ihnen aufgenommen! Wo man sich in den Häusern der Großen die Bordertreppen nicht hinauf wagte, schlich man sich wenigstens die Hintertreppe empor. Die äußere Lebensführung der Helden in der Tragikomoedie war Gegenstand eingehenden Studiums. Wurde Herr von Moser vom König empfangen, so war er ohne Zweifel persona grata, wurde er mit seiner Gemahlin zur Hofstafel gezogen, mußte die lateinische Redensart unfehlbar im Superlativ gebraucht werden; wenn man aber gar etwa von einem Lakaien erkundet hatte, daß der König dem Gesandten zugetrunknen habe, so war diesem ein Ministerportefeulle so gut wie sicher. Nicht geringere Aufmerksamkeit wurde dem äußeren Verkehr zwischen den Herren von Mittnacht und von Moser gewidmet. Namentlich sollte die Thatsache, daß bei der Beerbigung des früheren Minister des Innern, von Schmid beide Herren in Einem Wagen fuhren, ein wichtiges Beweisstück sein. So pflegen ja ungefähr die Zeitungschreiber Politik zu machen, in Deutschland — und anderswo. Uebrigens besleißigten sich einige Blätter in der ganzen Angelegenheit einer achtbaren Zurückhaltung und andere zeigten sich verhältnißmäßig gut — die Frankfurter Zeitung sogar auffallend gut — über die wirklichen Vorgänge unterrichtet.

Der „Fall Moser“, an und für sich lehrreich genug, ist durch die Verquickung mit Dingen, die ihm völlig fremd sind, ungebührlich aufgebaußt worden. Weder mit der Weinsteuer noch mit etwa gewünschten militärpolitischen Verhandlungen zwischen Preußen und Württemberg steht er im Zusammenhang. Der Rücktritt des Gesandten ist lediglich auf Differenzen wegen Einschränkung der letzten Kaisermanöver zurückzuführen, — Differenzen, von denen indessen die Träger der Kronen völlig unberührt geblieben sein sollen. Als der Kaiser im Herbst 1893 nach Stuttgart kam, glaubte er, vielleicht nicht ganz unbeeinflusst von militärischer Seite, nachträglich die Stichhaltigkeit der Gründe, die zur Aufgabe der Manöver in dem ursprünglich geplanten Umfang geführt hatten, anzweifeln zu müssen. Daraus ergaben sich zwischen dem Reichskanzler auf der einen und der württembergischen Regierung auf der anderen Seite Erörterungen, die durch die vorläufige Beurteilung und spätere Abberufung des Herrn von Moser ihren Abschluß fanden oder finden werden. Die Formen, in denen sich die Angelegenheit vollzog, haben verhältnißmäßig nur geringes öffentliches Interesse; vielleicht hat Graf Caprivi die Unannehmlichkeiten, die ihm selbst

aus der Abbestellung der Mandöver erwachsen waren, nicht immer völlig zu verbergen gewußt. Daß unser Ministerpräsident und sein Gesandter in allen großen politischen Fragen einig sind und immer waren, daß sie die denkbar besten persönlichen Beziehungen unterhalten, ist Jedem, der halbwegs mit den Verhältnissen vertraut ist, hinlänglich bekannt und kaum etwas Anderes hat hier so unangenehm berührt wie die Versuche gewisser preussischer Zeitungen, eine Segnerschaft zwischen den Herren Mittnacht und Moser herauszurechnen. Dem Anschein nach hat man auch am Berliner Hof dem bisherigen Gesandten persönlich das frühere Wohlwollen bewahrt; jedenfalls genießt er das Vertrauen seines Landesherrn nach wie vor in hohem Grade. Das durch den Tod des Herrn von Schmid erledigte Ministerium wurde Herrn von Moser zuerst angeboten; er lehnte es wiederholt — aus rein sachlichen Rücksichten — ab; aber noch immer gilt er in eingeweihten Kreisen als der wahrscheinlichste Erbe des Herrn von Mittnacht, falls dessen Amtsmäßigkeit, von der man schon lange munkelt, über kurz oder lang zum endgiltigen Rücktritt führen sollte.

Diese ganze Geschichte ist nun an sich weit weniger wichtig als die Erscheinungen, die sie begleitet haben. Die tiefe Verstimmung, die große partikularistische Reizbarkeit in ganz Württemberg ist bei dieser Gelegenheit auch für fern Stehende zu deutlichem Ausdruck gelangt. Um die Verhältnisse, die im übrigen Süddeutschland ähnlich liegen dürften, ganz zu verstehen, muß man sich der Geschichte des Reichsgedankens im deutschen Süden erinnern. Der glänzende Verlauf der von der nationalen Partei in Württemberg verfolgten Sache hatte dieser seit 1871 auf Jahre hinaus das Übergewicht verschafft; die Demokraten, von jeher zugleich Partikularisten und Preußenfeinde, zogen sich zurück und warteten auf günstigere Zeiten. Die idealen Zustände, deren sich mitunter ein Volk unmittelbar nach erhebenden Thaten und glänzenden Siegen zu erfreuen hat, pflegen aber auf die Dauer nicht vorzuhalten, und so folgte auch auf die frohe Stimmung, die in den siebziger Jahren im neuen Deutschen Reich herrschte, allmählich eine gewisse Ernüchterung. Der Ausbau, die innere Festigung des stolzen Gebäudes schuf ernste Sorgen; selbst der Größe kann die Kunst nicht besitzern, es Jedem recht zu machen; so gab es da und dort mancherlei Unzufriedenheit. Diese wußte die Demokratie in Württemberg zu benutzen: da sie den Reichsgedanken als zu fest eingewurzelt erkannte, als daß sie dagegen ankämpfen ließ, wählte sie ein anderes Verfahren. Sie stellte sich äußerlich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt, so wenig die Häupte es im Innern sein mochten, und es gelang ihr um so eher, alle irgendwo Unzufriedenen an sich zu ziehen, als die nationalliberale Partei ihre schwankenden und unselbständigen Haltung wegen mehr und mehr an

Boden verlor. Bei den Septennatswahlen des Jahres 1887 gelang es zwar vorübergehend, die Demokratie völlig aus dem Felde zu schlagen. Inbessen folgte auf die patriotische Erregung naturgemäß wieder ein Rückschlag, der in den Reichstagswahlen vom Jahre 1890 zum Ausdruck kam. Seit Bismarcks Entlassung hat die Demokratie in Württemberg vollends leichtes Spiel. Natürlich, denn ihre Gegner widerstehen ihr nicht mehr mit der selben Energie, mit dem selben frohen Kampfesmuthe wie damals, da sie mit Bismarck Schulter an Schulter in den Streit gezogen sind. Viele Anhänger der nationalen Sache waren nur noch mit halbem Herzen dabei oder zogen sich ganz vom politischen Leben zurück. Man kann sagen, daß außer einem Häuflein unverbesserlicher Optimisten ganz Württemberg über die Verhältnisse im Reich verstimmt ist. Die Zahl der schon vorher aus den verschiedensten Gründen Unzufriedenen hat sich seit Bismarcks Absetzung um die Masse Derer vermehrt, die eben über jene Maßregel mißvergüßt sind. Wenn man von einem Rückschlag des Reichsgebantens in Württemberg redet, darf man Dies freilich nicht etwa dahin verstehen, daß Jemand im Land eine Lostrennung vom Reich wünsche; solche sinnlosen Gedanken bergen selbst die extremsten Demokraten höchstens im verborgensten Winkel ihres Herzens. Ein Bismarck fügt das Werk seines Lebens so fest, daß es auch in ungeschickten Händen nicht so leicht zerbrechen kann. Aber wenn jeder Schwabe heute wie früher unter allen Umständen entschlossen ist, die Verbindung mit dem Reich aufrechtzuhalten, so thut er Das, weil es eine politische Nothwendigkeit ist; die alte Freudigkeit fehlt. Die Heirath, die Württemberg im Jahre 1871 aus Zuneigung mit dem Reich eingegangen ist, hat sich zu einer frostigen Vernunftthe abgefühlt. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß heutzutage das ganze Land über die Erhaltung der Reservatrechte eifersüchtig wacht. Man sagt sich einfach, daß die in Frage stehenden Rechte bei der Landesregierung, zu der man Vertrauen hat, heute besser aufgehoben sind als bei den im Reich leitenden Männern, die noch keine sonderlichen Proben von Stetigkeit und Festigkeit gegeben haben. Aus diesen Erwägungen heraus ist augenblicklich fast ganz Württemberg bis zu einem gewissen Grad partikularistisch oder richtiger ausgedrückt, konserpativ im Sinne des alten Fürses.

Auf diese Stimmung mußte die „Reichsregierung“ so gut wie das württembergische Ministerium Rücksicht nehmen. Die Futternoth war in der That nach dem Urtheil Sachverständiger so groß, daß sie eine Einschränkung der Mandover wünschenswerth machte. Aber selbst wenn dieser Punkt zweifelhaft gewesen wäre, hätte im Hinblick auf die im Lande herrschende Erregung dem Verlangen aller Parteien nachgegeben werden müssen. Im entgegengesetzten Falle hätte die Demokratie vollends Ober-

wasser erhalten, wären die nationalen Parteien um den Rest ihres Kredites im Lande gebracht worden. Die württembergische Regierung hat die Sachlage klar und richtig erfaßt. Wenn sie die Beschränkung der Kaisermandöver veranlaßte, handelte sie mit Klugheit und Vorsicht und erfüllte ihre Pflicht nicht nur dem Lande, sondern vor Allem auch dem Kaiser und dem König gegenüber, deren Popularität in Württemberg durch Abhalten der Manöver in vollem Umfang aufs Schwerste gefährdet worden wäre. Gerade deshalb mußten die Schwierigkeiten, die in Berlin dem württembergischen Vertreter nachträglich in dieser Angelegenheit bereitet wurden, und die Unannehmlichkeiten, denen er ausgesetzt war, hier aufs Empfindlichste verlesen. Daß die Gerüchte, welche zu gleicher Zeit über die bevorstehende Aenderung der Militärkonvention umzulaufen begannen, zur Beschwichtigung der allgemeinen Aufregung nicht beitragen, kann man sich vorstellen. Die angebliche Vernichtung der militärischen Selbständigkeit Württembergs hat sich nun einstweilen als eine verhältnismäßig harmlose Maßregel entpuppt: es sollen zahlreiche preussische Offiziere nach Württemberg und württembergische nach Preußen versetzt werden. Das ist keine Frage von politischer Bedeutung, sondern eine militärtechnische. Aber sie in der gegenwärtigen Zeit, bei der augenblicklichen Verstimmung, die sich nicht auf Württemberg beschränkt, sondern ganz Süddeutschland in annähernd dem selben Grade erfaßt hat, aufzuwerfen, ist zum Mindesten unzumutbar. Mehr als je gilt heute Bismarcks Mahnung: *quieta non movere*, mehr als je muß bei der jetzigen inneren Lage die „Reichsregierung“ eifrig darauf bedacht sein, auch nur den leichtesten Schatten des Verdachts von sich fern zu halten, als ob sie unitarische Absichten verfolge. Man weiß hier genau, wie konservativ gesinnt in Bezug auf die Abgrenzung der Rechte zwischen dem Reich und den Einzelstaaten der erste deutsche Reichskanzler ist. Falls man seinem Nachfolger das Gegentheil zutrauen würde, so könnte es sich leicht ereignen, daß in Süddeutschland Bismarcks ehemalige Feinde so gut wie seine Freunde ihn als den Vorkämpfer ihrer Sonderrechte auf den Schilb erheben. Sollte Das Graf Caprivi beabsichtigen?

Ein Gutes haben die Vorgänge der letzten Wochen, so wenig erbaulich sie sonst gewesen sind, doch gehabt: sie haben die Stimmung, die in einem der größten deutschen Bundesstaaten herrscht, auch dem blödesten Auge erkenntlich gemacht und gezeigt, daß im Süden nun einmal die Befürchtung vorhanden ist, man wolle von Berlin aus jetzt auf Kosten der Einzelstaaten die Kompetenzen des Reiches erweitern. Hoffentlich wird man daraus die Lehre ziehen, daß gerade im Interesse des Reiches berechnete Empfindlichkeiten der süddeutschen Verbündeten geschont werden müsse

Stuttgart.



## Egypten.

Das moderne Egypten zieht die Blicke der Welt auf sich, da es das erste muslimänische Reich darstellt, welches den Eindruck macht, als wolle es entschieden den Weg der Reform betreten und die überlebte, erstarrte Kultur des Ostens in die des Westens umwandeln. Von tiefem Interesse, aber auch von großer praktischer Bedeutung ist es, zu erforschen, ob dieser Versuch durchschlagende Erfolge erwarten läßt oder ob anzunehmen ist, daß er in ein Mißlingen auslaufen werde, wie wir Dies an anderen mohammedanischen Staaten, beispielsweise an der Türkei und Persien, sehen. An der Hand eines kürzlich erschienenen Werkes, „Das moderne Egypten“ (Leipzig 1893) aus der Feder des Oesterreichischen Konsuls a. D. Theodor Neumann, läßt sich diese Frage so ziemlich sicher beantworten:

Die schwache geistige und materielle Nachblüthe, die Egypten im Mittelalter unter der arabischen Herrschaft erlebte, dauerte nicht lange und endete, als das Land türkisch wurde. Dies und die ziemlich gleichzeitige Entdeckung des Seeweges nach Ostindien unterbanden den letzten Lebensfaden des bis dahin relativ noch bedeutenden Transithandels zwischen Europa und Indien, so daß Egypten für Europa nahezu zu existiren aufhörte.

Nach Jahrhunderten erst war es wieder die französische Expedition unter Bonaparte, die die Aufmerksamkeit Europas auf Egypten lenkte. Sie war es, die die Veranlassung abgab, daß Mehemed Ali, der Gründer des modernen Egypten, in das Land kam. Durch seine geistige Ueberlegenheit, gepaart mit einer in Grausamkeit auslaufenden Energie, machte sich Mehemed Ali in wenigen Jahren zum Herrn des Landes und wurde auch als solcher von der Pforte zum Gouverneur bestellt. Seiner Gegner, der Mameluken, durch Mord entledigt und dadurch in seiner Macht gefestigt, begann er mit Hilfe von in das Land gezogenen Europäern Reformen auf allen Gebieten der Verwaltung vorzunehmen. Er ließ es sich angelegen sein, den Handel zu heben, die Basis für eine Industrie zu schaffen und gleichzeitig sein Heer nach europäischem Muster zu organisiren und zu vermehren. Wenn er auch späterhin von den Großmächten in seinem Siegeslaufe verhindert wurde, den Thron seines Oberherrn zu stürzen, und sich einige Einschränkungen seiner Herrschaft gefallen lassen mußte, so errang er doch, abgesehen von der Erweiterung seiner Herrschaft tief in den Süden hinein, 1841 den großen Erfolg, daß er die Zusicherung der Erblichkeit der Regierung in seiner Familie erhielt. Die ihm folgenden Regenten waren sein Sohn Ibrahim Pascha und sein Enkel Abbas Pascha. Der Erste regirte nur wenige Monate, der Zweite wurde, durch seine Grausamkeit verhaßt, 1854 ermordet. Hierauf kam Said Pascha, der vierte Sohn



Mehemed Ali, auf den Thron. Von 1854—1863 regierend, zeigte er, der eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, sich als humaner und talentvoller Regent. Er war ein warmer Freund der Europäer und zog diese in seine Nähe. Er war es auch, der Lesseps die Konzession zum Bau des Suezkanals erteilte. Der nächste Regent, Ismail Pascha, war aufgeklärt und dabei maßlos ehrgeizig. Er förderte die Fortschritte der modernen Kultur auf alle Weise und vergrößerte abermals sein Reich durch große Eroberungen bis zum Aequator hin. Gegen große Geldopfer in Konstantinopel erhielt er 1866 die Anerkennung der direkten Erbfolge nach der Erstgeburt in seiner Familie und den Titel eines Khedive, der ihm den ersten Rang unter den Bejiren sicherte. 1873 wurden seine Privilegien noch dadurch wesentlich erweitert, daß er die gänzliche Unabhängigkeit in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung und das Recht zum Abschlusse von Handelskonventionen sowie zur Aufnahme von Anlehen erhielt. Unter ihm stand Egypten eine Zeit lang auf dem Höhepunkte seines scheinbaren Glanzes, namentlich als er 1869, gleich einem mächtigen Regenten, die hervorragendsten europäischen Fürstlichkeiten bei sich zu Gast sah und die Eröffnung des Suezkanals unter unerhörter Prachtentfaltung feierte. Doch dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Zwei Jahre schon nach Eröffnung des Suezkanals stellten sich die bösen Folgen der verschwenderischen Finanzpolitik ein. Die vielfachen unnöthigen immensen Bauten, die vielen meist nicht einmal zur Ausführung gelangten industriellen Unternehmungen, der verunglückte abessinische Feldzug, die enormen Kosten der Feierlichkeiten zur Eröffnung des Suezkanals hatten die finanziellen Kräfte des Staates so in Anspruch genommen, daß bei dem großen Anschwellen der äußeren Staatsschulden eine Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen unmöglich wurde. Die Differenzen zwischen den internationalen, im Interesse der europäischen Staatsgläubiger eingesetzten Staatsschuldenkommissionen und dem Khedive veranlaßten die Großmächte, die Absetzung Ismails bei der Pforte durchzusetzen, wodurch dessen Sohn Mehemed Tewfik Pascha auf den Thron gelangte. Von da an sank Egypten, trotz seinem de jure fortbestehenden Vasallenverhältnisse zur Pforte, auf den Stand eines England unterthänigen Staates herab, gleich den verschiedenen ostindischen Schutzstaaten. Den letzten Anlaß hierzu gab das nationale und militärische Pronunciamento unter Führer Arabi Paschas mit seinem Gemekel der Europäer in Alexandrien im Jahr 1882, das zum englischen Bombardement von Alexandrien, zur Ausschiffung englischer Truppen, zum Siege von Tell-el-Kebir über Arabi Pascha und schließlich zur militärischen und administrativen Okkupation des Landes von Seite Englands führte, die heute noch besteht und deren Jügel seit kurz, noch straffer angezogen wurden, als der jetzige Khedive, der jugendlich

Abbas Pascha, Neigungen zu selbständigem Handeln zeigte und diese Fesseln zu lockern versuchte.

Hält man im Auge, daß kaum 50 Jahre verfloßen sind, seitdem Mehemet Ali das bis dahin völlig orientalische Land in einen modernen Staat umzuwandeln begann und daß von da an die Verwaltung des Staates nach allen Richtungen hin, ausgenommen die parlamentarische Vertretung, nach europäischem Muster zugeschnitten und umgemobelt wurde, so ergiebt es sich wohl von selbst, daß alle diese Reformen überstürzt wurden und das orientalische Volk für sie nicht reif sein kann. Vielleicht wäre es theilweise möglich gewesen, daß die Reformen, oder wenigstens manche von ihnen, feste Wurzeln gefaßt hätten, wenn auf dem Thron Männer gesessen hätten, die thatsächlich das Wohl des Volkes in erster Linie im Auge gehalten hätten. Dies war aber nicht der Fall und konnte es auch nicht sein. Mehemet Ali war ein, wenn auch geistig begabter, so doch roher Tyrann und alle seine Reformen hatten nur den Ehrgeiz, die Habsucht, und das Streben nach selbständiger Herrschaft zu Triebfedern. Ein Verständnis oder gar eine Rücksicht für das Wohl des Volkes lag ihm vollkommen fern; brachte er es ja in seiner Regierung so weit, den Handel mit den Bodenprodukten als Monopol zu erklären, so daß die Fellahs ihre Ernten zu voraus bestimmten Preisen an den Staat abtreten mußten und er sich zum einzigen Kaufmann und Exporteur des Landes machte.

Seine Nachfolger, wenn auch weniger roh und bereits von europäischer Kultur etwas belehrt, blieben trotzdem immer noch die altorientalischen Herrscher mit der entsprechenden Anschauung, der Staat sei ihr persönliches Eigenthum. Demzufolge wurden die Staatseinnahmen in unvernünftiger Weise auf ein viel zu großes Heer, auf überflüssige Kriege, unnütze Bauten, Anlagen und Einrichtungen sich unmöglich rentirender industrieller Unternehmungen u. Dergl. m. vergeudet. Hand in Hand damit verschlangen die Unredlichkeit der Beamten und die Projekte abenteuernder Europäer gleichfalls nicht unbeträchtliche Summen. Als trotz dem enormen Steuerdruck, der es schließlich dahin brachte, daß 20 000 Fellahs ihren Besitz im Stiche ließen und nach Syrien flohen, die Staatseinnahmen zum Aufrechterhaltung des Scheins eines europäischen Kulturstaates nicht ausreichten und weiterhin auch die Hilfe auswärtiger Anleihen verstiegt war, brach der Staat in sich selbst zusammen. Er mußte sich in Bezug auf die Finanzen und die Justizgebarung einer internationalen europäischen Vormundschaft anbequemen. Alles Dies zusammen entflammte den stets gährenden Haß des mohammedanischen Volkes gegen die Fremden, führte aber schließlich zur nahezu vollständigen Okkupation des Landes.

Es stellte sich demnach schließlich heraus, daß die einheimischen

Regenten nicht im Stande waren, die gesetzte Aufgabe, die europäische Kultur einzuführen und Egypten in einen modernen Staat umzuwandeln, kraftvoll zu bewältigen.

Seitdem England die Zügel der Regierung ergriffen hat, trat eine entschiedene Besserung der trostlosen Verhältnisse des ausgezogenen Landes ein. Binnen wenig mehr als einem Jahrzehnt wurden die verfahrenen Finanzen des Landes geregelt, so daß es nicht nur seinen Verpflichtungen nach außen nachzukommen vermag, sondern sogar noch einen Ueberschuß seiner Einnahmen über die Ausgaben zeigt. Dies gelang nur auf dem Wege der strengsten Sparsamkeit. Das Heer wurde auf ein Minimum reduziert, eben so wurde das überflüssig große Beamtenheer vermindert und wurden die centralafrikanischen Provinzen als wenig ertragsfähig preisgegeben. Daneben wurde die arme Landbevölkerung dadurch theilweise entlastet, daß eine geregelte Steuererhebung, die die früheren Exproressionen unmöglich macht, eingeführt, die Frohnarbeiten an den Kanälen aufgehoben wurden und Dergleichen mehr.

Leider ist England in seinen Reformen ziemlich engherzig vorgegangen und hat es unterlassen, die arme, am Meisten ausgebeutete Landbevölkerung von dem enormen Steuerdrucke zu befreien. Ein Beweis dafür ist die traurige Erscheinung, daß noch 1890 2000 Grundbesitzern ihr Boden wegen Steuerrückständen verkauft wurde. Die arme Landbevölkerung, welche die enorme Steuerlast am Schwersten trägt, wird nicht entlastet, damit die auswärtigen Staatsgläubiger nicht zu Verlust kommen. In den Staatskassen liegen als Reservefonds über 65 Millionen Francs aufgespeichert und diese nutzlose Ansammlung so großer Kapitalien steht im grellen Widerspruch mit der traurigen Lage der Landbevölkerung. Die allzu weit gegangene Reduzirung des Heeres brachte eine nicht geringe Verschlimmerung der öffentlichen Sicherheit. Ein weiterer Uebelstand, der bisher gleichfalls noch nicht gehoben wurde, ist die enorm kostspielige Justizverwaltung und der Umstand, daß bisher keine Maßregeln getroffen wurden, dem hohen Zinsfuße und dem weit verbreiteten Wucher auf irgend eine Weise entgegen zu wirken.

Die materielle Zukunft des Landes ist durchaus keine rosige. Die Keime zur Entwicklung einer großen Industrie fehlen ihm vollkommen. Vor Allem fehlt die nothwendigste Vorbedingung hierzu, die Kohle, oder gar das Holz. Die einheimische Bevölkerung ist zu andauernder Gewerthätigkeit nicht geeignet, weil physisch zu schwach und ohne genügende Sinn für Kunst, demnach nach dieser Richtung hin der Entwicklung unfähig. Es gedeihen nur industrielle Betriebe, die mit der Bodenproduktion in Verbindung stehen, wie Zuckerrfabriken, mit Dampf betriebene Werkstätten zur Fällung der Baumwolle und ähnliche Unternehmungen. Aber auch in Bezi-

auf den Ackerbau sind die Ausichten für die Zukunft nicht günstig. Durch den seit Jahrtausenden fortwährend betriebenen Anbau von Weizen geht der Boden, trotz der befruchtenden Nilüberschwemmungen, seiner Erfröpfung entgegen. Die Baumwollkultur entzieht dem Boden so enorm viele nährrende Stoffe, daß ihr Rückgang in nicht zu langer Zeit zu erwarten steht. Eine gesicherte Zukunft als Ackerbaustaat hätte Egypten nach Neumann nur dann, wenn der Sudan wieder gewonnen wäre und sich in geordneten staatlichen Verhältnissen befände, weil dort der Boden von großer Fruchtbarkeit ist. Aber auch in dem Falle hätte die ägyptische Landbevölkerung keinen direkten Vortheil davon, da in diesen heißen Himmelsstrichen selbst der Fellah nicht als Felbarbeiter zu gebrauchen ist. Diese Möglichkeit fehlt gleichfalls in Folge der Engherzigkeit Englands, das diese Länder, und mit ihnen das Leben zahlreicher dort lebender Europäer, aus Sparsamkeitrücksichten aufgab. Der Suezkanal brachte dem Lande keinen Vortheil, sondern nur schwere Schäden. Vom starken Transitverkehr, der sich auf ihm entwickelte, fällt für Egypten absolut nichts ab, wohl aber zehrt es an den schweren Lasten der Verzinsung jener enormen Summen, welche die Erbauung dieses Kanales erforderten und die zum Theil den Verlust der Selbständigkeit des Landes nach sich zogen. Die Ausichten des Landes sind demnach nach allen Richtungen hin ziemlich trübe.

Einer raschen Umwandlung des Landes in einen europäischen Kulturstaat steht aber ein noch viel größeres und schwer zu überwindendes Hinderniß entgegen, und zwar der Koran.

Die Mohammedaner sind ein theokratisch regirtes Volk, dessen sämtliche Verhältnisse, die religiösen, die staatlichen eben so wie die in der Familie, durch den Koran festgesetzt werden. Das religiöse Gesetz ist demnach gleichzeitig die einzige Quelle des bürgerlichen Rechtes. Der ganze Staat ist auf den Koran aufgebaut. Unsere Kulturverhältnisse müssen nach allen Seiten hin mit dem Koran in Konflikt gerathen. Dies ist der wichtigste Grund, daß sich ein mohammedanischer Staat nicht in einen Kulturstaat nach unserem Sinne umwandeln kann. Soll Das dennoch geschehen, so muß der mahomedanische Staat seine Religion opfern. Da Dies nicht so bald zu erwarten ist, so sind die eingeführten Reformen nur ein haltloses Stückwerk, sie bleiben unvollständig und können keine Wurzel fassen.

Ein Kulturstaat unter einheimischen Fürsten kann Egypten nicht werden. Es könnte, und auch Das nur im Verlaufe einer längeren Zeit, bloß dann vielleicht der Kultur zugeführt werden, wenn es unter christlicher Oberherrschaft verbliebe und diese das Volk in materieller Beziehung allmählich versöhnte und durch die kulturellen Reformen den Wurzeln des Mohammedanismus nach und nach die Lebenskraft entzöge. Welche Folgen

die vorläufig seit Kurzem erst bestehende Fremdherrschaft in religiöser und anderer Beziehung nach sich zieht, schildert Neumann in anschaulicher Weise. So lange die Satzungen des Koran in ihrer ganzen Strenge beobachtet wurden und die Frauen mit der Außenwelt nur sehr wenig in Berührung kamen, fühlten sie sich nicht unglücklich und verbrachten ihr Leben in Unwissenheit und Unthätigkeit. Als jedoch durch den fortwährenden Verkehr mit Europäern und seit der durch Mehemed Ali zur Geltung gelangten Toleranz sich der Fanatismus minderte und auch für die muslimische Frau ein höherer Bildungsgrad wünschenswerth erschien, als namentlich die Töchter der höheren Stände von europäischen Lehrerinnen erzogen, ja manche in den großen Instituten von Paris ganz im modernen Geiste herangebildet wurden, änderte sich die Sachlage. Als das herangewachsene Mädchen, nachdem es Jahre lang vollkommene Freiheit genossen und sich in ganz anderen Kreisen bewegt hatte, plötzlich wieder in den Harem zurückkehren, ihr Gesicht verschleiern und sich der lästigen Aufsicht der Eunuchen unterwerfen mußte, fühlte sie sich namenlos unglücklich. Es entstanden daraus seelische Konflikte, die oft zu einem tragischen Ende führten, da manche junge Mädchen aus den höchsten Familien sich überhaupt zu Heirathen weigerten, während andere in der Ehe ein unglückliches Dasein führten. Es beginnt sich in den höheren Ständen in neuester Zeit die Sitte einzubürgern, daß die Braut ihrem Bräutigam kontraktlich die Pflicht auferlegt, außer ihr keine andere Frau zu nehmen.

Im Schlußworte seines Werkes meint Neumann, der die Verdienste, die sich England um das Land erworben hat, seitdem es in die Beschützerrolle getreten ist, anerkennt, daß England in dieser Beschützerrolle bleiben müsse und keine exklusive Machtstellung anstreben dürfe, denn nur in dieser Stellung sei die Anwesenheit der Briten von Nutzen für das Land. Eben so wenig wie Konstantinopel könne auch das den Eingang zu drei Welttheilen beherrschende Egypten in den ausschließlichen Besitz nur einer Macht gelangen. Dies würde nicht nur den Weltfrieden, sondern auch den Wohlstand Europas in hohem Grade gefährden. Gewiß sind diese Worte Neumanns vollkommen richtig, im Interesse Egyptens aber wäre es, wenn diese Beschützerrolle noch lange währte, damit das Land sich allmählich in die neuen Verhältnisse einfände und schließlich wirklich zum Kulturlande werde, was es bisher nicht ist. Egypten mag dem Zufalle danken, daß sich Frankreich 1882 weigerte, der Okkupation mit Theil zu nehmen, da die Gegenwart zweier Beschützer dem Wohle des Landes nicht förderlich gewesen wäre und da England öfter und besser als Frankreich bewiesen hat, daß es fremden Völkern die Kultur zuzuführen vermag.

Czernowitz.

Professor Dr. Ludwig Kleinwächter



## Kriminalistische Schulen.

Die Internationale Kriminalistische Vereinigung segelt im Fahrwasser „der italienischen Schule. Dies ist nicht nur meine Auffassung, sondern auch die vieler Anderer“ — wenn ein solcher Ausspruch aus den Kreisen nicht-viel-leser-wollender Laien oder nicht-viel-leser-wönnender Journalisten ertönte, so würde er uns Wissende nicht weiter beunruhigen: das Volk hat von fern Etwas läuten hören und rubrizirt mit gewohnter Bequemlichkeit das eine Unverständliche unter das andere. Leider ist nur auf den Gegensatz zwischen Denen, die jenes Urtheil fällen, und Denen, die es treffen soll, der alte gnostische Unterschied der *σαφῆς* und der *νοητοί* nicht anzuwenden; leider sind es tonangebende Praktiker, die solchen Irrthum verbreiten. Und gegenüber der Beharrlichkeit, mit der jene Phrase ungeachtet der fortwährenden schon fast eintönig gewordenen Abwehr wiederholt wird, stockt mir fast der Muth des Belehren-Wollens. Denn man kann doch nur von Neuem aussprechen: die Internationale Kriminalistische Vereinigung ist weder selbst eine „Schule“ noch einer der vorhandenen „Schulen“ zu unterstellen. Und nun gar der „italienischen Schule!“

Freilich, das klassische Land für diese „Schulen“ ist Italien; doch auch dort ist man des Ausdrucks „Schulen“ auf allen Seiten herzlich müde. Wenden wir ihn aber im alten Sinne an, so haben wir es nicht mit einer, sondern mit drei Schulen zu thun. Wenn ich hier diese kurz charakterisire, so geschieht Das keineswegs mit wissenschaftlicher Genauigkeit.

Die Schule der „verstaubten Schuljuristerei“ ist die erste und ihr Führer ist der Professor Lucchini in Bologna.

Die zweite ist die der Kriminalanthropologie und auf sie zielt das an die Spitze dieser Zeilen gestellte Urtheil nicht-viel-gelesen-habender Praktiker ab. Als Repräsentanten hat man den in dieser Zeitschrift wohlbekannten Professor Cesare Lombroso in Turin anzusehen. Das Wesen der Schule liegt nicht in dem von diesen Herren viel ausgeschrieenen „Positivismus“ — weder die ersten noch die einzigen sind sie (wie sie glauben machen möchten), die das Strafrecht als Erfahrungswissenschaft proklamiren, die ihren richtigen Ausgangspunkt allein in der Beobachtung der Thatfachen des Lebens findet. In solchem Realismus liegt nicht das Scheidende, sondern viel eher das alle „Schulen“ etnende Merkmal, und bei klarer Erfassung dieses Begriffs wird die Nützlichkeit des Streits um „Schulen“ am Besten ersichtlich.

Das Wesen des Lombrosianismus liegt in dem Begriff und Wort: Kriminalanthropologie. Wie etwa die Entomologie eine Spezialwissenschaft von den Kerbtieren ist, so sucht man hier eine Sonderwissenschaft von der

Unterart homo delinquens des sonst so weisen Säugethieres herauszubilden. Es giebt eine solche scharf zu unterscheidende Unterart, es giebt einen Typus des verbrecherischen Menschen —: so lautet das eine Hauptdogma und: dieser Typus ist eine Art zurückgebliebener Entwicklungsstufe, dem Verbindungsglied nach dem „Thierreich“ hin sich nähernd, die Verbrecher sind durch einen Rückschlag, durch Atavismus, den wilden, ursprünglichen Naturvölkern ähnlich —: das ist das zweite Hauptdogma dieses neuen Glaubens, der leider in etwas verschiedener Weise von drei verschiedenen Glaubensboten in drei verschiedenen Evangelien gepredigt wird. Mit welchem Mörkel und Stein indessen diese Lehrgebäude aufgeführt werden, welches die Beobachtungen sind, die jenen mitunter recht dreisten Behauptungen zum Grunde liegen, Das mag man in dem Aufsatz des Herrn Professors Eulenburg in Nummer 62 der „Zukunft“ nachlesen und man mag das Urtheil eines Landsmannes unfres neuen Spinnröders, Paolo Mantegazza, daneben halten, nach dem Lombroso keine Knochenlänge und keinen Temperaturgrad ordentlich zu messen versteht. Zwar ist Mantegazza von Eulenburg neuerlich nicht viel besser als Lombroso behandelt worden; — um so beweisender: eine Krähc hat sonst der anderen die Augen nicht aus.

Wer fest diesen alten Dogmen anhängt, wen die Schule noch nicht verloren hat, der muß der Auffassung des Verbrechens als eines durch bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse bedingten, mit diesen auftretenden, mit diesen verschwindenden Phänomens durchaus abhold sein. Von Grund aus zuwider muß ihm der Satz sein: „Aufgabe der Strafe ist die Bekämpfung des Verbrechens als sozialer Erscheinung“, der in Artikel II, 1 der Satzungen unserer Vereinigung zu lesen ist. Ober der Betreffende ist inkonsequent, — was allerdings in der Wissenschaft nichts Neues wäre.

Also das soziale Moment fehlt dieser scuola positiva, — und dadurch scheidet sie sich scharf von uns, dadurch tritt sie schroff gegenüber auch der dritten und neuesten unter den italienischen Schulen, deren Namensgeber Carnevale von dem feinfühligen Schweizer Gautier das „tempérament moyen“ der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung zugeschrieben wird. Es ist danach nicht etwa lediglich meine Ansicht, wenn ich die Zusammengehörigkeit der Terza Scuola mit unserer Vereinigung stark betone, obgleich bis vor Kurzem auf keiner Seite diese Zusammengehörigkeit klar erkannt war. Gemeint ist von den Urhebern des h von mir bekämpften Urtheils diese Terza Scuola natürlich schon dem einfachen Grunde nicht, weil Existenz und Wesen dieser Richtung ik kaum bekannt sind. Zur Charakteristik und gleichzeitigen Ablehnung der dritten Schule sei an dieser Stelle das Eine bemerkt, daß sie in It. in starker Verquickung mit radikalen politischen Richtungen auftritt, währ

unsere Auffassung von Verbrechensbekämpfung und Verbrechensverbütung sich unschwer mit jeder politischen Tendenz in Deutschland vereinigen ließe, — ausgenommen höchstens den Ultraliberalismus, bei dem ja der Staat alles Mögliche nicht darf“.

Gemeinsame Kampfesstellung hat die Terza Scuola mit der I.R.V. gegenüber der „Schule“ Lombrosos einzunehmen. Und da die Noth nicht nur Beten, sondern auch Fechten lehrt, so hat die Daseinsbedrängniß der jungen Truppschaar die bisher schneidigsten Argumente gegen die Gedankenwelt der Kriminalanthropologen gezeitigt. Wie eine Sprengbombe mußte in das niebliche Schloß Lombrosos, das mit Gräben und Zugbrücken, Pallisaden und Fußangeln, so wohl verwahrt schien, eine einfach logische Betrachtung hineinfallen. Eine Betrachtung, die Liszt, ohne Verstandniß zu finden, schon seit Jahren in ähnlicher Weise verfocht und die sodann in übrigens völlig selbständiger Formulirung der Mächternste unter den Männern der dritten Schule, der Bibliotheksdirektor Vaccaro in Rom, etwa dahin gab: Bekanntlich verbüßt in dem einen Lande schwere Zuchthausstrafe, wer wegen der gleichen Handlung anderswo nur mehr oder minder edle Metallstücke zu entrichten braucht. Bekanntlich sind auch die Strafgesetzbücher der Verbesserung bedürftig. Wer drei Streichhölzer nimmt, mag bei Wasser und Brot darüber nachdenken, während der schlaue Depotdieb sich der bekannten schwärzlichen Trüffel-Tunte weiter erfreut. Bald bestraft also das Gesetz eine unschädliche Handlung, bald läßt es eine gefährliche ungehört. Es ist danach eine blasse Fiktion, zu glauben, daß hinter den Anstaltmauern lauter Verbrecher sitzen und daß lauter Ehrbare auf Gummirädern durch den Thiergarten führen. Wenn nun die Anthropologen die nach dem jeweils geltenden Gesetz Verurtheilten einerseits und die nicht Verurtheilten andererseits mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nach allen ihren Schönheitsfehlern untersuchen und in Tabellen schildern, so kann dabei nie ein wahres Bild vom Verbrecher und vom Ehrbaren herauskommen, und der ganze Typus eines homo delinquens ist also Widerfynn.

Den gleichen Schlag hat im engeren anthropologischen Kreise der tiefe französische Forscher Manouvrier gegen das Monstrum aus dem Lombrososchen Maritätentabinet geführt. Dazu kommt die stetig wachsende Erkenntniß, daß die ganze Beweisführung Lombrosos oft auf Anekdotenentram hinausläuft und auf eine schier ungläubliche Reihe von Autosuggestionen: wie er denn z. B. über die ganze Psychologeneinheit Dostojewski's weglieft und Rasokolnikows konsequent aus einer dauernd treibenden idéo-force heraus geborne That so schildert: „Er hörte von einer Wucherin sprechen und von einigen Freunden vorschlagen, man solle sie töten. Allmählich setzte sich der Gedanke bei ihm fest, er verschafft sich ein Alibi und eine Waffe und tötet unesehen



die Frau“ — oder wie er einen Bericht Macaulays darüber, Friedrich der Große habe um der vermeinten Gerechtigkeit willen seine Richter mit Füßen getreten, wörtlich nimmt, Friedrich unter die Gelegenheitsverbrecher, Gruppe geheime Verbrecher, Untergruppe gelehrte Verbrecher, steckt und folglich auch den Preußenkönig als Epileptoiden behandelt.

Kann man sich wirklich wundern, wenn endlich dieses Untwesen von anthropologischer Forschung in den Augen aller Einsichtsvollen abgewirthschaftet hat? Ueber die von ihnen eröffneten „neuen Horizonte“ des Strafrechts ist die Tagessonne längst emporgestiegen und an das von ihr beleuchtete Leben klammern wir uns. In eigener Brust suchen wir des Räthfels Lösung, nicht das Ausnahmeweise, sondern das Allgemein-Menschliche rufen wir an. Nicht die anthropologischen „Stigmata“, sondern das soziale „Milieu“ erscheint uns ausschlaggebend — und die Errichtung einer Volksküche dünkt uns nützlicher als die Messung von 383 Schädeln. Mag ein Mensch Hentelohren, niedrige, fliehende Stirn, vorspringende Backenknochen und Kinnlaben, Zahnlücken und abgeplattetes Hinterhaupt und bleiche Gesichtsfarbe haben, mag der Bart ihm fehlen und mag er schielen, mag er linkshändig und meinetwegen obendrein noch „imbecil“ sein — er wird nicht stehlen, wenn er im übrigen ein satter Bourgeois ist. Daß Cesare Lombroso diesen Abstand auch empfindet und in seiner Zeitschrift, auf gut deutsch gesagt, wie ein Rohrperling darob schimpft, vermag den Satz nur zu bestätigen, daß er und unsere Vereinigung mit einander nichts zu thun haben.

Wird also der K.B. der Vorwurf gemacht, sie segle im Fahrwasser der italienischen Schule, so müßte Das nach dem eben Erörterten entweder von wenig Wiß oder von wenig Wissen zeugen, wenn sich die betreffenden Herren Praktiker nicht doch Etwas dabei gedacht haben. Und das nehme ich an. Dieses Bestimmte dürfte ein tiefer und instinktiver Widerwille gegen — den Determinismus sein. Die K.B. — das ist der innerste Kern jenes Urtheils — leugnet die Willensfreiheit, die doch immer noch allen einfachen Gemüthern als die Hochburg des Strafrechts gilt — la forteresse gothique, sagt ein Franzose . . . Aber soll jenes Urtheil brandmarken? Dann heraus aus eurer Ruhe, die ihr mitgetroffen werdet, ihr Zeugen der deterministischen Anschauung: Augustinus und Luther, Hobbes und Spinoza, Anselm von Feuerbach, Kleinschrod und Klein! Erinnerung das schwache Gedächtniß der Epigonen daran, wie ewig alt das Strel folgerechter Durchführung des Kausalitätsgesetzes ist! —

Vollends geschmacklos muß ich es nennen, der „italienischen Schul“ diese neueste Entdeckung zusprechen zu wollen. Uebrigens hat (um nur einmal in den Schulmeisterston zu fallen) keine der „Schulen“ den Determinismus im Alleinbesitz: Vertheidiger wie Leugner der Willensfrei-

finden sich so gut innerhalb wie außerhalb der *IKW.* oder der klassischen Schule oder der *Terza Scuola*. Ja selbst die Anthropologen haben neuerdings ihren Indeterministen in der Person von Sillóy Cortes erhalten wobei ich allerdings zugeben will, daß Dies mit Eigenheiten des spanischen Geistes zusammenhängen mag. Die Vermuthung liegt indessen nahe, daß die ganze Frage für das Strafrecht gleichgiltig sein könnte. Diese Ansicht vertritt denn auch der Vorkämpfer — gerade der „Klassizisten“ in Italien, der vorhin genannte Professor Lucchini. Genau die selbe Ansicht vertrat vor hundert Jahren Immanuel Kant, über den wir eben immer noch nicht hinaus sind. „Die menschlichen Handlungen müssen wir nach einer unverlethlichen Grundmaxime niemals anders als alle übrigen Erscheinungen der Natur, nämlich nach unwandelbaren Gesetzen derselben, erklären“. Dieser Satz leugnet nicht die intelligible Freiheit des Menschen, aber er behauptet seine Geltung für den Menschen als Stück der Erfahrungswelt, als Phänomenon, und Das ist für den Kriminalisten genug. Wenn wir dieses Phänomenon dazu bringen, weniger Straftaten zu begehen; wenn wir dahinstreben, daß weniger Jugendliche die süße Gewohnheit des Delinquirens annehmen und daß weniger Bestrafte rückfällig werden —: mehr können wir nicht erreichen; und die Annahme, daß dieses Phänomenon traitabel ist, fördert solche irdischen Zwecke gewiß. Professor von Liszt hat es sich nicht verdrücken lassen, die gleiche Auffassung stets aufs Neue zu wiederholen, und als man ihn immer wieder mißverstand, sie Buchstabe für Buchstabe in der gleichen Fassung nochmals zu bringen.

Indessen, abgesehen von der Werthlosigkeit des Kampfes um die Willensfreiheit für die „Schulen“, einen mit diesem Thema zusammenhängenden Unterschied grundlegender Art zwischen der Kriminalanthropologie und unserem auf das reale Leben zugeschnittenen Standpunkt möchte ich zum Schlusse nicht unerwähnt lassen. Dem Grundgedanken Lombrosos entspricht es, eine blinde, unerbittliche Nothwendigkeit anzunehmen, die den Verbrecher auf seiner dunklen Bahn vorwärts stößt und die uns irgend einen Erfolg im Kampfe gegen das Verbrechertum nur im Ausrotten jener ganzen Spezies erblicken läßt. Ganz anders die *Terza Scuola*, die sogar als eines ihrer großen Prinzipien die Parole gegen solchen Fatalismus ausgiebt; ganz anders wir. Ist das Verbrechen das Erzeugniß gesellschaftlicher Ursachen, so muß die Aenderung der Ursache auch die Wirkung ändern. Auf die sozialen Faktoren aber können wir einwirken, auch durch Maßnahmen, die direkt auf den Einzelmenschen berechnet sind; an den anthropologischen Faktoren könnten wir nicht rütteln. Die soziale Auffassung giebt unserer Bewegung eine nicht zu zerstörende Hoffnungsfreudigkeit.

Halle.

Dr. Ernst Rosenfeld.



## Die kunstwirthschaftliche Frage.

Die Abende wurden kühl; der Aufenthalt im Freien bot keine Annehmlichkeiten mehr; die Große Berliner Kunstausstellung wurde geschlossen. Verkäufe waren die Weisen der unverbrochenen Militärkapellen, verzapft waren das Bier und die Kunstberichte. In den herbftlichen Lüften nur flatterten noch eine Weile unverkaufte Lotterieloose, die an das Ereigniß des Sommers erinnerten. Sonst ward es still ringsum, kein Blättchen regte sich mehr.

Die Ueberschüsse, die durch die Einnahme der mit Herrn Dreher redlich getheilten Konzerteintrittsgelder erzielt wurden, sind um so größer, je mehr an Ausgaben für die künstlerische Inszenirung der Ausstellung gespart wird. Gemäß den neuen Bestimmungen kommt nach Abzug von 5000 bezw. 2000 Mark für den Berliner resp. Düsseldorfser Künstler-Unterstützungsverein der bedeutende Rest der Genossenschaft der Akademie und dem Verein Berliner Künstler zu gleichen Theilen zu. Jene aber hat das Geld auf der nächstjährigen Ausstellung zum Ankauf von Kunstwerken zu verwenden. Wenn die damit betrauten Männer etwas zeitiger aufstehen werden als die Landes-Kunst-Kommission, um nicht hinter dem aufgeweckteren Direktor der Dresdener Galerie das Nachsehen zu haben, dann könnte die Verwendung nicht sogar mit dem Erwerb des Hafengeidengeldes versöhnen. Dem Verein Berliner Künstler sind keine Vorschriften gemacht, wie er sein Geld unter die Leute zu bringen hat. Aber sollte er wirklich nach den seit Jahren sprichwörtlich gemüthlichen Zusammenkünften und permanent leeren permanenten Ausstellungen noch die Absicht haben, sich ein eigenes trautes Heim mit behaglichen Trinkstuben, Salotacken, Billardzimmern und Ausstellungssälen zu bauen? Wäre ein Erbegräbniß nicht zeitgemäßer? In dem Berlin der vierziger Jahre mochte es der kleinen ungemischten Künstlerschaar Bedürfniß sein, sich zu freundschaftlichem Verkehr und geistiger Anregung aneinanzuschließen. In der Millionenstadt mit ihren bunten Bestrebungen und vielverzweigten gesellschaftlichen Beziehungen hat eine Künstlerschaft von mehreren hundert Häuptern verschiedensten Inhaltes ernstere Ziele zu verfolgen als irgend ein Rauchklub müßiger Weißbierphilister.

Die Berliner Kunstausstellung von 1893 war, was ihre Veranstalter betrifft, die erste in ihrer Art. Man hatte sich viel von der neuen Ordnung versprochen: der akademische Damm, der mehr als hundert Jahre hindurch die Entwicklung der Berliner Kunst gelähmt hätte, würde endlich gebrochen werden; die Künste würden blühen, daß es eine Lust sein müßte, in Berlin zu leben. Denn das Wunderbare war Ereigniß geworden: die bisher allein konzessionirte Akademie der Künste ging mit dem Verein Berliner Künstler bei der Veranstaltung der jährlichen Kunstschau Hand in Hand. Nun ist es aber so ganz anders gekommen, als man sich hatte träumen lassen, und der Aufenthalt in der Reichshauptstadt ist nicht behaglicher geworden. Kaum hatten sich die Pforten der Ausstellung geöffnet, als Alles aus einem Munde rief, so könne es nicht weiter gehen. Alle riefen es, die Angenommenen und die Zurückgewiesenen, die Hängenden und die Verhängten, die Großen und die Kleinen.

Durch die Fusion der beiden Körperschaften ist eine Konfusion entsta.. Das ließ sich voraussehen. Die „Genossenschaft der Mitglieder der Königl. Akademie“ als „Sektion für die bildenden Künste“ ist ein einheitlicher Z<sup>nt</sup>

menhang von Elementen, die sich durch Affinität verbunden haben. Diese gleichartige Masse sollte sich mit dem lockeren Konglomerat Derjenigen, die sich Berliner Künstler nennen, verschmelzen. Ein organisches Gefüge konnte Das nicht geben. Die akademischen Ausstellungen boten niemals das Bild einer Vollkommenheit, aber das Unvollkommene hatte Methode; ihr Prinzip war die konsequente Einseitigkeit. Das Herkommen hatte ein hundertjähriges Alter geheiligt, so daß kein Unzufriedener ihm widerfahrenes Unrecht laut zu beklagen sich erdreistet hätte. Eine höhere Instanz, Berufung einzulegen, gab es nicht; der Senat war die einzige, die Berliner Kunstausstellung war das Unternehmen der akademischen Genossenschaft, die nur einen kleinen Theil der Berliner Künstlerschaft umfaßte. Wem von den vielen Uebrigen es nicht paßte, der mochte fern bleiben. Zu verlangen hatte Niemand ein Recht. Nun haben die gemischten Kommissionen der diesjährigen Bilderschau nicht anders ausgewählt und nicht anders aufgehängt, als es immer der Brauch war; aber jetzt hat sich der Sturm erhoben, denn „der Verein ist ja doch bei den jetzt stattfindenden Ausstellungen mit seinem Vermögen als Mitunternehmer theilhaftig“. Also braucht sich Keiner mehr Etwas gefallen zu lassen.

Zu einem Protest gegen die Vergewaltigung der Kunst that sich alsbald ein Häuflein Zurückgewiesener zusammen und machte mit einigen Freunden, die es eigentlich gar nicht nöthig hatten, auf eigene Rechnung und Gefahr in einer anderen benachbarten Gartenwirthschaft eine „Freie Kunstausstellung“ auf. Solch ein Unternehmen — so wenig es seinen Zweck erreichte — wäre noch im vergangenen Jahre gescheitert; daß es heute gelang, ist doch wieder ein erfreuliches Symptom der wachsenden Regsamkeit künstlerischer Interessen. Nicht mit dieser That allein, auch in Worten und Schriften hat man seine Meinungsverschiedenheit und Unzufriedenheit mit der Geschäftsführung der Jury und der Pängekommission so reichlich Luft gemacht, daß sich künftig für dieses undankbare Ehrenamt kaum noch die nöthigen Männer finden werden. Damit ergäbe sich ganz von selbst die Erfüllung des Herzenswunsches der Vielen, die von der Befreiung kommender Ausstellungen von der ihnen theils parteiisch, theils überflüssig, meist aber lästig erscheinenden Aufnahmejury das goldene Zeitalter der Kunst oder ihres Geldbeutels erwarten.

Der Geldbeutel! Das, worauf es gerade in den Anträgen für eine Ausstellungsreform abgesehen war, sind weniger künstlerische Interessen als die Interessen der Künstler. Auch Das pflegt selten das Selbe zu sein. In diesem Falle wurde offen und rückhaltlos die Profrage aufgeworfen, — in der Kunst eine soziale Frage! Als ob auf dem Barnack auch Proletarier wohnten! Wenn Einer ein Künstler werden will, so mag ers wohl in dem Hoffen thun, daß er mit der Befriedigung seiner idealen Neigung auch sein tägliches Brot verdiene. Denn seine rechtschaffene Arbeit lasse er sich nur brav mit rothem Golde aufwiegen, so viel er irgend bekommen kann; aber wundern darf er sich nicht, wenn der klingende Lohn für seine unverlangte Mühe ausbleibt, und er hat Niemanden dafür verantwortlich zu machen als schließlich sich selbst.

Herr von Werner bezeichnete im Frühjahr des vergangenen Jahres die Interpellation der jungen schaffenden Künstlerschaft an den Berliner Magistrat, wodurch der Ankauf preisgekrönter Kunstwerke angeregt wurde, als eine sozialdemokratische Kundgebung. Nicht nur, weil damals gerade die Arbeitslosen demonstrierend vor das Rother Haus gezogen waren. Loyale

Gefinnungen beflissen zur Schau zu tragen, ist eben das natürliche Geschäftsprinzip aller Hoflieferanten. Ein Anderes ist schon, daß gar der Kunsttrath der Kreuzzeitung in einem seiner Berichte über die letzte Ausstellung schreibt: „Und wenn wir eine etwas ruhigere Betrachtung nicht bei Berliner Künstlern, sondern bei auswärtigen finden, so beweist Das nur, daß die nunmehr durch fünf sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete vertretene Stadt Berlin gegenwärtig nicht den rechten gedeihlichen Boden für eine selbständige und edlere Kunstausübung in der Malerei bietet“. Diese Divination zeugt dafür, daß selbst den harmlosen Beobachtern von der Berliner Kunstproduktion der Eindruck geworden ist, daß der Ernst des Lebens das heitere Antlitz der Kunst verzerrt hat.

Wahrlich, ein Tempel ist das Berliner Kunstausstellung-Gebäude in seinen vielfachen Wandlungen und Wanderungen zu keiner Zeit gewesen. Einen ausgesprochen bildenden Zweck für das Publikum sollten die Ausstellungen in erster Linie wohl niemals erfüllen, es sei denn vielleicht, daß man auch das abschreckende Beispiel erziehllich wirken lassen wollte. Immerhin hielt man noch auf gewisse vornehme Alluren. War es kein Tempel, sollte es doch Salon sein. Zu dergleichen Umständen giebt man sich jetzt nicht mehr die Mühe. Man stelle sich eine Ausstellung vor, zu der ein Jeder Das, was er nicht unterlassen konnte, zu malen oder zu formen, herbeigeschleppt hat; frei Geschaffenes, ohne Wangen vor den Bedenken eines Künstlerkriteriums. Und dann die weibliche Handarbeit, Alles, was der emsige Hausfleiß hoffender und hoffungsloser Jungfrauen der gebildeten Stände aus Mangel an anderem Zeitvertreib erzeugt hat! Die Wände von der Decke bis zum Boden voll von — aber noch hängt ja nichts. Wer ordnet das Chaos? Sollen die guten Bilder die schlechten und die schlechten Bilder die guten Plätze haben? Soll Gleichheit herrschen? Und die Brüderlichkeit? Wird die Hängelkommission Allen ein Wohlfahrtsschutz sein? Will man aber Unterschiede gemacht wissen, dann muß eben wieder die Abschätzung der Werke stattfinden, für die man eine Aufnahmejury doch als unmaßgeblich und inkonsequent erklärte. Wer besorgte auch wohl die Verlosungankäufe zu allgemeiner Zufriedenheit und wer erkannte die Medaillen den einzigen Gerechten zu? Die Urheber der Ausstellung der Zurückgebliebenen machten am Chefsen die Erfahrung von der Unentbehrlichkeit Dessen, was sie kämpfend vernichten wollten. Sie hatten fleißig zu thun, um die Sachen, die auch ihnen unzureichend erschienen, den geehrten Absendern zurückzuschicken. Das war die „Freie Kunst-Ausstellung.“ Auch ein Sieb, nur die Löcher waren ein klein wenig enger. Nun aber will man Alles in einen Topf schütten.

Was würde das Publikum sagen zu dieser Ersten rationalen Großen Berliner Kunstausstellung? Ob die Bilder den Konzertbesuchern des Landes-Ausstellungsparkes dann noch der genügende Ersatz für Kunstbahnen und Karussells wären? Die seltenen Kunstfreunde, die bisher schon mühsam genug ihr Bißchen Erbauung zusammen suchten, würden noch seltener und die vieler Befangenen, die bisher schon rathlos in der gemischten Bildergesellschaft umh irrten, würden noch befangener werden. Aber die Käufer, auf die es abgesehen ist! Werden die in Schaaren herbeiströmen, sich drängen und überbieten vielstellige Zahlen? Herr Hofrath Paulus in München weiß es und jeder Kunsthändler, daß Bilderverkaufen eine ganz eigene Sache ist, zu der man Stimmung machen muß, mit viel Takt und noch mehr Geschmaç. Die Künstler sollten Das am Besten selber wissen. Mit einer frei beschieden Berlin

Ausstellung aber begingen sie einfach einen Selbstmord. Freilich, die Jury der bestehenden alten Künstlergesellschaften ist eine Farce. Sie mußte lächerlich werden gleichzeitig mit der bunt zusammen gewürfelten vielmäuligen Menge, deren Vertrauensmänner sie sein sollten. Die Verständigeren verlangen allerdings eine bedingte Juryfreiheit, die nur den ministeriell anerkannten Vereinigungen zu Gute kommen soll, den „selbständigen“ Künstlern. Aber an der schauerlichen Perspektive wird durch diese Beschränkung wenig verrückt. Nach den Doppelausstellungen in Paris und in München hat man nicht mehr nöthig, am Phantom zu demonstrieren. Die höchst vollendeten Thatsachen beweisen. Nur durch die konsequente Abweisung aller zweifelhaften Elemente konnten sich in den Ausstellungen auf dem Champ-de-Mars und an der Prinzregentenstraße der ernste Kunstbegriff so scharf und durchsichtig herauskristallisieren. Das hohe Niveau des technischen Könnens und das trotz den verschiedenartigen Neuerungen Allen gemeinsame gleiche Streben führt in diesen organischen Verbindungen dann schließlich von selbst einen Idealzustand herbei, in dem eine Kontrolle der künstlerischen Leistungen durch ein Schiedsgericht überflüssig erscheint. Doch zum eigenen Wohle — hier gleichbedeutend mit künstlerischem Interesse — ist man klug genug, sich nicht des Rechtes, eine unerbittlich strenge Selbstzucht zu üben, lässig zu begeben. Die große Pariser Sezession, die Sociétés nationale des Beaux-arts hat, um allen Einwänden zu begegnen, nicht weniger als fünf Commissions d'examen, die je getrennt aus Malern Bildhauern, Kupferstechern zc., Architekten und den höheren Kunstgewerblichen für jedes Fach bestehen. Durch ein solches Schiedsgericht, wirkliche Vertreter einer ernst-schaffenden Künstlergemeinde, werden freilich seltener Inkongruenzen und Differenzen entstehen, wie sie bei Begriffen, zwischen denen eine bestimmte Grenze sich nicht ziehen läßt, nie vermieden werden können, — geschweige denn bei einem vielstimmigen Wirrsal zweifelhafter Elemente.

Jrgendwo soll noch eine „Freie Künstlerische Vereinigung“ existiren. Wird in Tagen, da die Akademiker sich einer künstlerischen Mission wieder bewußt werden und den Ehrgeiz haben, durch repräsentative Ausstellungen sich geschlossen über das Durchschnittsniveau zu stellen, wird in solchen Tagen der Selbsterhaltungstrieb endlich die junge ernsthafte Künstlerschaft zur Emanzipation von der niederen Gemeinschaft zwingen? Will man den Münchenern, die merken konnten, daß hier in Berlin noch Etwas zu holen ist, daß hier ein Kapital steckt, welches interessiert werden kann, den Ruhm der Initiative lassen? Berlin ist noch zu erobern von der Kunst. Wäre es nicht schon eine dankenswerthe Aufgabe, einer Landes-Kunst-Kommission von Kunst einen Begriff zu geben? Nicht durch eine lärmende Propaganda — was thut's, ob Herr von Werner Vorsitzender eines gleichgiltigen Vereins ist —: im Stillen wähle und werbe man und knüpfe intime künstlerische Freundschaftsbände, auch mit der fortgeschrittenen Kultur des Auslandes, die erst die feile Berliner Volksmasse in ihrer ganzen auswärtigen Dürftigkeit vor der noch ahnungslosen Bevölkerung kompromittiren wird. Es bleibt der Beweis zu führen, daß in Berlin eine Vereinigung von Künstlern ohne Rücksicht auf tanzlustige oder penslonbedürftige Familienmitglieder zu Stande kommen kann. Auf den Sezessionisten-Ausstellungen gilt als einzige Auszeichnung, zum Mitgliede der Vereinigung ernannt zu werden. Von den „XI“ abgesehen, soll in Berlin aber erst ein Künstlerbund entstehen, dem anzugehören eine besondere Ehre ist. Friedrich Fuchs.

## Die Bilanz von Chicago.

Der nunmehr vorliegende Bericht des Auditors Adermann schließt die ganze Zeit vom Anfange des Ausstellung-Unternehmens an bis zum 12. November 1893 in sich.

Nach seinen Zahlen betragen die Gesamteinkünfte der Ausstellung-Compagnie 28 238 828,85 Dollars und die Gesamtausgaben 25 540 537,85 Dollars. Die noch ausstehenden Verbindlichkeiten betragen 748 147 Dollars, so daß die Bestände sich, vorläufig wenigstens, auf 1 862 483,08 Dollars belaufen.

Bei allem Respekt vor Herrn Adermanns Rechenkunst und gewissenhaften Zusammenstellung der ihm von den Behörden gelieferten Buchungen, Ausweise und Ziffern kann man aber nicht darauf schwören, daß sich schließlich, wie die „Illinois Staatszeitung“ schon vor längerer Zeit behauptet hat, statt eines Ueberschusses nicht ein Defizit von etwa sieben und einer halben Million herausstellt, wenn man Dies offiziell auch nicht zugeben wird.

Die Totaleinnahmen für Eintrittsgebühren betragen bis zum 12. November 10 626 330,76 Dollars. Für Gerechtfamen aller Art wurden 3 699 581,43 Dollars gelöst. Da die Ausstellung-Compagnie durchschnittlich nur 25 Prozent der sich aus dem Verlaufe der Gerechtfame ergebenden Einnahmen erhält, so zeigt die genannte Summe, daß die Konzeßionäre etwa 15 Millionen Dollars für ihre Privilegien bezahlten.

Hier ein Auszug der Schlußbilanz:

A u s g a b e n :	
Für Bauten . . . . .	13 322 622,56 Dollars
Für Betrieb, Gehalte zc. . . . .	7 127 240,32 "
Für Vorarbeiten, Organisationen . . . . .	90 674,97 "
Bestände . . . . .	2 698 291,01 Dollars
Verbindlichkeiten . . . . .	87 660,11 "
Netto-Bestände . . . . .	2 610 630,90 "
	28 151 168,75 Dollars
E i n n a h m e n :	
Eintrittsgebühren . . . . .	10 626 330,76 Dollars
Einnahmen aus den Gerechtfamen . . . . .	3 699 581,43 "
Verschiedene andere Einnahmen . . . . .	686 070,49 "
Zinsen . . . . .	86 981,82 "
Denkmünzen (Halbe Dollarsstücke) und die dafür bezahlten Prämien . . . . .	2 448 082,28 "
Stammkapital . . . . .	5 604 171,97 "
Zuschuß der Stadt Chicago . . . . .	5 000 000,00 "
	28 151 168,75 Dollars

Von den Netto-Beständen müssen jedoch 748 147 Dollars für die noch ausstehenden Verbindlichkeiten in Abzug gebracht werden.

Die Einnahmen für Eintrittskarten vor der Eröffnung der Ausstellung betragen 282 449 Dollars; diejenigen während der Ausstellung selb 10 317 814 Dollars und die nach Schluß der Ausstellung bis zum 12. November 26 066 Dollars. Die Zahl der während der Ausstellung auf Freikarten eingelassenen Personen betrug 5 953 818.

Nach Monaten zusammengestellt, beliefen sich die Einnahmen an den Eingangsthüren auf folgende Beträge:

Mai . . . . .	583 081	Dollars
Juni . . . . .	1 256 180	"
Juli . . . . .	1 325 376	"
August . . . . .	1 604 518	"
September . . . . .	2 263 038	"
Oktober . . . . .	3 195 670	"

Auf Monate vertheilt, betragen die Einnahmen, Ausgaben und Ueberschüsse:

Monat	Einnahmen.	Ausgaben.	Ueberschüsse.
Mai . . . . .	616 140 Dollars	593 757 Dollars	22 383 Dollars
Juni . . . . .	1 647 644 "	630 505 "	1 017 049 "
Juli . . . . .	1 967 194 "	598 319 "	1 368 874 "
August . . . . .	2 337 856 "	569 708 "	1 768 058 "
September . . . . .	3 169 934 "	537 566 "	2 632 372 "
Oktober . . . . .	4 402 467 "	610 000 "	3 792 467 "
	<u>14 141 242 Dollars</u>	<u>3 340 037 Dollars</u>	<u>10 601 205 Dollars</u>

Die täglichen Durchschnittseinnahmen, mit Ausnahme der Sonntage, waren 89 501,53 Dollars und die entsprechenden Ausgaben 22 405 30 Dollars.

Die Bureaustkosten des Generaldirektors Davis beliefen sich auf 13 136 Dollars, die für die Lokalpolizei, (Kolumbische Garde genannt) auf 1 194 189 Dollars und die für die Feuerwehr, deren Dienste 95 mal in Anspruch genommen wurden und die eine ganze Anzahl von bössartig drohenden Feuerbrünsten im Keime erstickte, auf 249 332 Dollars.

Die Ausgaben für die Kongresse betragen 74 014 Dollars; das Ceremonien-Komitee erhielt 343 851 Dollars und für Volksbelustigungen wurden 122 493 Dollars, darunter allein für Feuerwerk 103 088 Dollars, ausgegeben.

Für Feuerversicherungsprämien wurden 249 332 Dollars bezahlt; für Advokaten, ohne deren gütige und meist schwer bezahlte Mithilfe hier überhaupt nichts geschehen kann, die verhältnißmäßig noch sehr bescheiden zu nennende Summe von 36 988 Dollars; für Aerzte 44 035 und für Privat-Bedürfnis-Anstalten 29 310 Dollars, wogegen an Eintrittsgebühren in diesen Anstalten 1 900 Dollars vereinnahmt wurden.

An allgemeinen Ausgaben für die Ausstellung, wie Bureaumiethe, Gehälter, Annoncen und einige kleinere Posten finden wir in dem Rapport 1 294 565,92 Dollars verzeichnet. Der elektrische Dienst mit den dazu gehörigen Apparaten, Drähten u. s. w. kostete 1 911 857,04 Dollars.

Generaldirektor Davis und seine Beamten haben den Ausstellungsplatz am ersten Dezember verlassen und ihre Bureaux nach dem achten Stockwerke des Freimaurertempels, eines der neuen Riesengebäude Chicagos, die man skyscratcher nennt, verlegt. Uebrigens haben die Verwaltungsbeamten des Südparks am 16. November beschlossen, daß die großen Gebäude im Jackson-Park noch ein Jahr und selbst länger stehen bleiben dürfen, wenn das Volk es wünscht und sich Jemand findet, der die Gebäude in einem solchen Zustande erhält, daß sie nicht häßlich aussehen und nicht baufällig werden. Nur Oberst Rice nebst Stab und zehn Linienoffiziere mit einer entsprechenden Anzahl von Columbischen Gardes bleiben zur Bewachung der Gebäude zurück.

Auf den Lagunen, wo während des vergangenen Sommers die venetianischen Gondeln ihre Furchen zogen, üben sich jetzt die Gardes im Schlittschuhlaufen.



## Das Börsenjahr 1893.

Im Anfang war der Strike! Den Grubenleuten an der Saar kam, wie später Herr von Bötticher herausfinden wollte, der Uebermuth und selbst die Ruhrzehen bedauerten Dies tief. Nicht etwa, weil sie ahnen konnten, daß die württembergischen Staatsbahnen später ihren ganzen Bedarf in der billigeren Saarkohle decken würden, sondern weil sie mit Recht auch in Essen, Dortmund und Bochum Ausstände befürchteten. Gleichzeitig versenden Spekulanten von seltener Uneigennüchternheit düstere Rundschreiben über den Eisenmarkt. Die Neujahrrede des Kaisers wird auf die Möglichkeit einer Reichstagsauflösung hin gar nicht weiter studirt, da die Börse vorläufig Wichtigeres und Unpolitischeres zu thun hat. Einerseits macht der Sieg der Diskontogesellschaft über den englisch gesinnten Dr. Romero, Gesandten Argentinien's in London, einen günstigen Eindruck, andererseits spannt die ungewöhnlich schwierige Liquidation in Paris unsere Aufmerksamkeit an und dann, wie im Gefolge von Panama, enthüllt sich am Liber die große Bankenverderbniß.

Noch in der ersten Februarwoche beginnt der Aufschwung. Aber nicht allein die Valuta-Anleihen sind da, sondern auch der russische Thronfolger, auf den dann der Kaiser einen Trinkspruch ausbringt, der von der Börse mit heller Freude aufgenommen wird. Dazwischen einige Unbehaglichkeiten wie den kleinen Belagerungszustand, den Herr Witte über die Baissespekulation in Rubelnoten verhängt, oder wie die neueren Halsstarrigkeiten, die von Bissabon aus dem bereits arrangirten Couponsdienst drohen. So um die Mitte des Monats wenden sich viele ehemalige Besitzer von österreichischer und ungarischer Rente dem Industrie- und Montanmarkte zu. Da der Earl of Roseberry durch seine Festigkeit das kurze Bangen der ägyptischen Bondsbesitzer zu Schanden macht, so animirt Dies die Westbörsen, während unsere Industrie von den noch ganz ernst geführten Tarifverhandlungen mit Petersburg Glänzendes erwartet und auch von dem Zollkrieg zwischen Frankreich und der Schweiz hübschen Profit erhofft. In den immer lebhafteren Verkehr fallen noch die guten Abschlüsse unserer Großbanken hinein, bis der Stimmung auch wieder kleine Dämpfer aufgesetzt werden. Es kommen aus Köln Querschwellenpreise, die unserem Eisenbahnminister nicht gefallen. Durch den Tod Bleichröders ist ein geschickter Mann weniger in Berlin vorhanden. Herr von Marschall redet eine Rede über Portugal, deren gute Folgen auch heute, nach zehn Monaten, noch nicht zu merken sind. Endlich wird von New-York's Börse eine Art von Débâcle gemeldet, als der Fall der Readingbahn dem Publikum bekannt wird.

Ungewisses Wetter wie immer im März. Trotz den erstaunlich großen Baarsubskriptionen auf die neue Kronenrente beschränkt sich das Geschäft bereits auf Montanwerthe, wo noch Gerüchte wie die Fusion des Bochumer Vereins anregen können. Andererseits erschnappt die Contremine die psychologischen Momente, wo Hansemann in seiner Generalversammlung über die Druckluft — schweigt und der Reichstag die englischen Kohlenanschaffungen unserer Marine gutheißt. Indessen wird diesmal die Baisse noch zurückgedrängt. Denn es gelingt, Kreditaktien auf die Gewinnberechnungen der Anstalt hin

zu steigern, eben so Diskonto-Kommandit auf die Anleihen von Krupp und endlich neigt man auch einem von Natur eben so gefegneten Reiche sich wieder zu: Brasilien. Nunmehr treten Bergwerkswerthe wieder mehr zurück. Dann wird aber auch der Rentenmarkt verflocht. Silber fällt, in Paris werden deutsche Journalisten ausgewiesen; überall schlechte Laune.

Im April ein abermaliger Umzug. Man pouffirt nunmehr Schweizerbahnen; warum, wird in Basel und Zürich erst später erlannt, da man von Seiten der Schweizer Kreditanstalt eine Verschmelzung der Nordostbahn mit der Centralbahn anregt. Gleichzeitig vernimmt man von Oberschlesien aus Freudenschreie über große russische Aufträge, was eigentlich als Vorbereitung zum Bruche beurtheilt werden mußte. Das glänzende Resultat auf die neue Reichsanleihe und Preuß. Konsols wird durch die kolportirte Zwistigkeit zwischen N. M. Rothschild und Sons und der Diskontogesellschaft wieder ausgeglichen. Die Bank Hansemanns wird nämlich von einer öffentlichen Subskription der brasilianischen Anleihe — sagen wir einmal: abgehalten. Die Verschlechterung der österreichischen Valuta verstimmt bereits, als der Staatsstreich von Jung-Alexander an einem schönen Wiener Börsentage die Panik zum Ausbruche bringt. Nur ein glücklich niederfallender Regen mit seinem Aufweichten bereits erstikter Erntehoffnungen belebt den österreichischen Markt wieder. Inzwischen reist das Kaiserpaar in Italien und frühstückt später in der Schweiz. Die hessischen Bahnen vergeben Eisenbahnschwellen an Kockerill, die russischen aber solche nach Rheinland-Westfalen; sonst ist es still.

Kaufen die Konservativen Konsols, als der Reichstag im Mai aufgelöst wird? Nein! Aber Schwärmer hatten so Etwas im Ernste geschrieben. Dabel drückt die Voraussicht der Börsensteuer mehr als eine etwaige stürmische Wahl-campagne. Wichtiger als alle Wahlen erscheint sogar die australische Krisis für die auch New-York viel Gold nach London sendet. Zum Glück hat Wien wieder seinen Optimismus zurückgewonnen. Die letzten Tage des Monats sehen die nicht sehr günstige Vereinbarung mit Portugal und Anlehnswünsche des damals noch als anständig ausgeschrieenen Griechenlands.

Da anfangs Juni die Kommanditgesellschaft Schudert-Nürnberg in eine Aktiengesellschaft verwandelt wird, wird die Tendenz elektrisch und man spricht auch von der Gründung Siemens und Halske u. s. w. Daneben pouffirt man aber Diskonto lieber wegen der rumänischen Anleihe. Natürlich geht Dies nur bei dem überraschend ruhigen Verlaufe unserer Reichstagswahlen an. Bald kommen aber arge Verstimmungen. Schlechter Saatenstand überall, mit Ausnahme von Rußland, Arbeiterunruhen in Schlesien, Belgien, Oesterreich zc. Auch die frühzeitige Hitze lähmt den Verkehr; es muß schon eine Panik mit Silber kommen wie die, als Indien die freie Rupees-Ausprägung verbietet. Und nun erscheint auch der Geist Mexikos!

Im Juli konnte binnen einer Woche Silber wieder von 30 auf 34 steigen. Die Erklärung Bekerles, daß er sich in seiner Aufnahme der Goldwährung durch keinerlei Zwischenfall beirren lassen werde, übt einige Wirkung. Paris bleibt fest trotz der Unruhen im quartier latin. Indessen geht die Empfehlung von Italienern weit mehr von Berlin aus. Interesse erregen noch der neue Geldbedarf der Gelsenkirchener sowie die 4½ stündige Generalversammlung der Schweizer Nordostbahn. Ohne die Berliner Baisseengagements wäre übrigens ein Ausgleich der Londoner Depression unmöglich gewesen. Silberwerthe, vor Allem Mexikaner, interessiren zumeist und man verlangt die Auf-

hebung der Sherman-Bill. Unsere Verhandlungen mit Rußland werden als besser hingestellt, trotz des zwischen Petersburg und Paris eben erst abgeschlossenen glänzenden Tarifvertrages. Unser Kohlenmarkt hat eine große Lieferung nach Brüssel erhalten. Allerlei Kolonialpolitisches beginnt. Die Franzosen liegen vor Bangkok, die Ägypter bäumen sich gegen England auf. London erlebt Ueberraschungen in südamerikanischen Werthen, aber selbst die unerwartete Verschlechterung der österreichischen Valuta genirt die deutsche Börsenstimmung nicht. Unerklärliche Pausse in Montanwerthen, vielleicht zunächst auf das Nahen des englischen Kohlenstrikes. Auch die Annahme der Militärvorlage wird vielleicht auf Neu-Beschäftigung unserer Eisenwerke ausgelegt. Gegen Monatsende blickt Alles auf die eventuellen Chancen der Aufhebung der Sherman-Bill. Dazu kommt noch die ungünstige Handelsbilanz der Union. Gladstones große Parlamentsrede für die Goldwährung. Unsere schleppenden Vertragsverhandlungen mit Spanien verstimmen den deutschen Handelsstand. Unmittelbar vor seinem Inkrafttreten wird dann noch Rußlands Maximaltarif bekannt und wirkt natürlich verstimmend.

Allgemeine Entrüstung über die peinliche Situation unserer Exportindustrie, die Das, was von Petersburg her drohte, unmöglich aus sich selbst heraus wissen konnte. Dagegen scheinen anfangs August unsere Eisenwerke die österreichische Konkurrenz hart zu bedrängen. Die Börsensteuer wirft ihre Schatten voraus und zwingt Herrn Miquel, auf verschiedenen seiner Reisen würdige Deputationen anzuhören. Einer sagte der Finanzminister aus Bernehen: „Wir leben in einem eisernen Zeitalter“, anstatt, wie es wirklich der Fall ist, in einem geschmeidigen. Dann eröffnet Gott weiß wer die Serie der Mexikaner-Rückgänge mit wilden Gerüchten über die Haltung des Reichsöbersthen Hauses. Nur über die Aktivität des Kohlen-Syndikates verlautet der Börse Angenehmes. Aber — eine neue Verdüsterung! Die Northern-Pacific-Bahn kommt in Arge und entscheidende Verlegenheiten. Auch aus Serbien lautet vorübergehend Zweifelhaftes. Unser Walzwerkverband setzt nöthgedrungen die Preise herab. Stohlen in Folge des englischen Strite überaus lebhaft gefragt. Die Vorgänge in Niques-Mortes verstimmen. Unsere Getreideverlegenheit in Folge des russischen Zollkrieges wird durch die Abladungen aus New-York mehr als ausgeglichen. Sonst Sommerschwüle und Badereisen.

Der September gehört zunächst der hohen Politik. Unsere Manöver in Lothringen unter kavalleristischer Begleitung des italienischen Kronprinzen. Die Vorbereitungen der Pariser zum Empfange der russischen Flotte zc. Jedenfalls wirft man von nun an von der Seine den Kurs der italienischen Rente weiter und weiter. In der „kölnischen Zeitung“ wird eine Gegen-demonstration unserer Flotte wegen Toulon erwogen. Wegen Italien hegt man zu Giolitti noch immer ein höchst bedauernswerthes Vertrauen. Der Grubenstrike wächst auch in Belgien und Frankreich, in England geht er zu Ende. Die Kammer zu Athen wird bald wieder zusammentreten und mindestens fünf mehr oder minder wichtige Abschlagszahlungen zu präsen haben. I Geldklemme Italiens wächst. New-York hegt Furcht vor Goldpre Gleichzeitig wird ein vorläufiger Stillstand in der österreichischen Goldbeschr für notwendig erklärt.

Zu Beginn des Oktobers redet Herr Bekerle höchst Beachtenswerthe. seine Finanzgebarung. Die deutschen Kapitalisten regen sich wegen des it nischen Affidavit auf. Der ungünstige Bericht des Bochumer Vereins 87

ziemlich eindrucklos. Die Franzosen gehen von Italienern jetzt schon zum Anzweifeln der Annuität der lombardischen Bahn über. Die Unsicherheit über das Weiterbestehen des Walzeisenverbandes drückt die Preise. Gegen Ende des Monats nahezu Ferienstille. Auffällig vermerkt wird eine Erklärung der Dresdener Bank wegen der Affaire Nagel in Hamburg. Unser Kohlensyndikat erhöht den Preis um 5 Mark. Der Laurabericht wirkt verstimmend. Endlich überrascht noch die Oesterreichische Wahlreform, deren Folgen aber von der Börse nicht gleich übersehen werden.

Die Russen sind im November in Paris, werden aber relativ mehr lokalen-freundlich als deutsch-feindlich empfangen. Die Sherman-Bill fällt endlich bedingungslos und eröffnet der Union einen klaren Ausweg aus einer so heftigen Krise. Verstimmend wirkt die Gefährdung der Stellung des Ministers Steinbach in Folge der Wahlreform. Sodann absorbiert unsere neue Stempelsteuer alle Aufmerksamkeit, während daneben Italiens Lage noch immer mit Besorgnissen erfüllt. Chemische Aktien erleiden aus irrthümlicher Angst vor der Tarifreform in Washington vorübergehende Rückgänge. Die Rheinland-Westfälinger drohen mit Errichtung eines großen Walzwerkes zwischen Auzig und Bodenbach. Die Liquidirung eines alten Frankfurter Bankhauses verstimmt in seiner angeblich symptomatischen Bedeutung. Das Ministerium Windischgrätz wirkt auf Wien beruhigend, wohingegen das neue Ministerium Trikupis höchst beunruhigend wirkt. Die Agitation gegen die Börsensteuer wird nunmehr von den großen Banken betrieben. Auf den neuen Finanzminister Plener setzt man die Hoffnung großer Anleihegeschäfte. Zum Schluß sehen wir das italienische Cabinet unter Lärm und Loben auseinanderbersten. Portugal macht hinsichtlich seiner Eisenbahnverpflichtungen einen neuen Staatsstreich.

Der Beginn des Dezember ist nicht ohne Genugthuung; man hatte die Debatte über die Börsensteuer wilder erwartet. In Rom, wo man sogar mit Hilfe des Königs einen Finanzminister sucht, brechen einige große Banken zusammen. Cleveland's 16000wortige Botschaft betont energisch die Tarifreform. In Paris wird der große und ehemals so reiche Kaltbach exekutirt. Der Kohlenmarkt erscheint ruhig, erhöht aber dennoch zum ersten Januar seine Syndikatspreise. Crispis Ernennung wird sogar von den Franzosen mit festeren Kurfen begrüßt, indessen verpricht sein späteres Debut in der Kammer nicht allzu viel Gutes. Die Bombe im Palais Bourbon drückt französische Rente nur um 20 Centimes. Von der Vermehrung der englischen Flotte erhoffen unsere Eisenwerke wenigstens ein Nachlassen der ihnen so furchtbaren Konkurrenz. Die Annahme des rumänischen Vertrags würde ohne die plötzliche griechische Republikirung auf die Börse ihren guten Eindruck bewahrt haben. Von der griechischen Schelmerrei jetzt aber die Gesamtmittendenz wieder deprimirt. Das Jahr 1893, das mit der Aussicht auf die österreichisch-ungarischen Konversionen begann, schließt angeichts der französischen Konversionen, zu deren Vorbereitung Paris eine Art Aufschwung in Szene setzen will. Ob Das aber uns hilft? Paris steht nicht so brüderlich zu uns wie Wien, die deutsche Bankwelt ist auch nicht daran gewöhnt, von der Seine große Geschäfte zu bekommen, und so trauert die Börse noch immer in Sack und Asche. Pluto.



## Sappho.

**V**ier schmale Bände, deren grelles Gelb neben dem ruhigen Dunkelgrün der deutschen Tanne wie eine mit lärmender Menschheit bepactete Postkutsche in einer heimlichen Waldstraße wirkt. Von der höchsten Spitze der Tanne winkt frieblich ein schneeweißer Weihnachtengel herab und Schnee soll die auf die schlanken Zweige gehäufte Watte uns vorlügen, die sorgfältig imprägnirt ist, damit durch die tropfenden Kerzen kein Unheil geschehe. Mit dem schwärzlichen Dunkelgrün giebt das fettige Weiß eine etwas kühle Pracht, einen milden, resignirten Glanz, der nicht aufregt, nur eine wohlthuend stille Feierstimmung weckt. Im oberen Stockwerk läßt am Klavier die Tochter mit den kleinen Geschwistern das Lied von der stillen, heiligen Nacht und das Jüngste brummt mit dem Walbteufel disharmonisch dazwischen. Dann ein frohes Lärmen — die Thür zum Wundergemach der Bescheerung that sich wohl auf — und in die jauchzende Harmonie lauter Familienvergünstlichkeit löst sich Alles. Auf meinem Tisch aber kreischen die vier gelben Bände, in denen von Liebe zu lesen ist, von reiner und roher, von vergeistigter und sehr brutaler Liebe, von ihrem raschen, zehrenden Glück und von leise und langsam fortfressendem Gram, den sie um schwache Herzen und gierige Sinne immer wieder schlau schlingt.

Vielleicht hätte ich eine andere Weihnachtlecture gewählt. Aber im Neuen Theater, wo Herr Lautenburg jetzt sein Glück versuchen will, war eine abscheuliche Verarbeitung von Daubets Sappho aufgeführt worden und von den gemeinen Reizen des bretternen Getobes zog es unwiderstehlich mich zu dem Roman zurück, zu seinen Ahnen und seiner Nachkommenschaft. Vier schmale Bände griff ich heraus: zuerst Manon Lescaut vom Abbé Prévost, Hugos Marion Delorme, dann Sappho, und endlich Zolas gräßlich strotzende Mana. Dem nickenden Weihnachtengel mochte die Wahl mißfallen, denn die Liebe, die da vor seinen sanften Blick breitet ward, schrie und schluchzte zu schrill in die wehe Zärtlichkeit seiner Festes hinein. Mich aber nahm, nach kurzem Zaubern, der fremde Gesag von Grün und Gelb doch gefangen, der zwei Welten die Farbe gab. Und beim Lesen, während mitunter ein Wachsstropfen fiel oder leis Nadel knackte und vom oberen Stockwerk ein summendes Singen oder Kinderklichern herunterklang, war mirs, als könnte man ein gutes

von der Geschichte zweier Völker aufzubauen, auch wenn nichts weiter von ihnen erhalten wäre als dieses Tannenbaumfest und die vier schwefelgelben Dokumente. In stiller Nacht und in der gefunden Verbtheit häuslichen Behagens ist den Deutschen immer das Beste gelungen und immer konnten die Franzosen nur unter den gelben Blitzen unheiliger Leidenschaft auf ihrem steilen Wege sich vorwärts tasten, von dem aus Sümpfen und Gründen schlimme Sirenen auch immer sie abzulenken versuchten.

Der duldsame Weltgeistliche Präbost d'Eriles zürnte der zierlichen Sirene Manon nicht. Er war ein Kind seiner Zeit, hatte die allzu menschlichen Sitten des Klosterlebens, die politische und die aesthetische Prostitution am Hof und in der Gesellschaft kennen gelernt und scheute sich gar nicht, vor keuschen Ohren zu nennen, was keusche Herzen nicht entehren können. Manon Lescaut gehört nicht einmal zu den meretricios honestas, sie betrügt und stiehlt nach der Kunst und zieht ihren Chevalier des Orieux in die tiefste Schlammsticht hinab, — und dennoch bleibt ihr, weil sie schön ist und heiß und ein armes, verlorenes Menschenkind, der gute Abbé freundlich gesinnt und vom Liebsten läßt er ihr jenseits des Wassers das wärmende Grab schaufeln. Noch milder war dieser weltliche Diener der heiligen Kirche als der indische Gott, der die reuige Bajadere zum Himmel erhob: er verzichtete auf die Neue und fand schon durch irdisches Leiden das sündige Irren reichlich gesühnt. Die Zeit und das Klima waren strengerer Sittlichkeit auch nicht günstig: Frankreich seufzte unter seinem fünfzehnten Louis und suchte in verliebten Spielen betäubendes Amusement; noch herrschten die fabelhaft vorurtheilsfreien Anschauungen Brantômes und in der feudalen Gesellschaft hätte Niemand verstanden, warum ein junger Edelmann und sein leichtes Liebchen auf ewig verdammt sein sollten, nur weil sie ein Bißchen falsch gespielt und da oder dort einen lusternen Alten gerupft hatten. Selbst der robuste und kluge Tiberge, des geistlichen Dichters praktischer Raifonneur, von dem Muffets Desgenais und in allen französischen Stücken die glatt und sicher schwadronirenden Herren abstammen, selbst er denkt nicht einen Augenblick daran, die große Orgel der sittlichen Ermahnungen zu spielen. Er meint nur, man müsse von den Manons nicht sein Leben und seine Karriere zerstören lassen, und er spricht ungesähr wie Goethes Carlos, der nie ohne Weiber leben kann und den sie doch an der Arbeit nicht hindern. Erst mit der Geburt der bürgerlichen Gesellschaft kam auch die bürgerliche Moral in die Welt; vorher waren die hoch Gestellten zum Genießen da, die Anderen, um zum Genuße zu dienen, und Beide waren damit zufrieden; die Sitte schuf sich, wie immer, die Sittlichkeit, ohne um etwa folgende himmlischen Strafen sich zu härmern, denn sogar die Abbés verkündeten: Il est avec le ciel des accomodements.

In die lustige Überlichkeit mitten hinein rief Rousseau: Zurück zur Natur, zu den Urzuständen! Die künstliche Welt, deren rostige Schlüssel die Encyclopädisten gesprengt hatten und deren verblichene Sobelins vom scharfen Mattenjahn Voltaires längst zernagt waren, brach krachend zusammen und über das morsche Gebälk, über die splitternden Pfosten des ancien régime wälzte sich die vom Königsblut trunkene Hunnenschaar. Die alte, naive Heiterkeit, deren Sitte sich diesseits von Gut und Böse gehalten hatte, war für immer begraben und an die Stelle der nackt dem Schaum entstiegene Göttin traten ausgezogene Mädchen, deren frecher Blick unter der phrygischen Mütze sich dem vorübertaumelnden Menschenbruder anbot. Dem Chaos machte der dröhnende Tritt des kleinen Korporals ein Ende, Madame Sans-Gêne löste Madame Barras ab und die Liebe wurde handfest und brutal; zu galantem Getändel fehlte die Zeit und eilig, wie Bonaparte zwischen zwei Briefen vom Adjutanten sich eine Holbe vorführen ließ, nahm und gab man hastige Genüsse. Dann wurde die Welt bürgerlich, Bérangers Lifette trällerte durch die Straßen, der rothe Regenschirm wurde aufgespannt und Guizot machte Philisternmienen. Das Laster kroch in die finstersten Jammerreden, weil Wohlstandigkeit auf den Thron gesetzt war, und es wagte sich erst wieder hervor, als der Troß der Romantiker die mitternächtigen Lampen ansteckte. Eine Literatur, die der fröhstehenden Pflicht die heißen Rechte der Leidenschaft entgegenstellte, mußte in allen Gassen nach gefallenen Mädchen spähen, die sie aufrichten und erlösen konnte. Alfred de Musset war ein zu großer und ein zu menschlicher Dichter, um an die Mode sich zu verlieren: er lachte mit Musette, er weinte mit Marco und Mimi, doch seine Thräne näßte nicht das Gefühl der Gottähnlichkeit, die sich vermaß, verlorene Kinder mit feurigen Armen empor zum Himmel zu heben. Das überließ er dem mächtigen Glöckner Victor Hugo; der schwelgte in der rédemption de la fille, suchte im Eschlamm die Verkommenen und hauchte mit heiligendem Kuß neue Reine ihnen ein und neue Jungfräulichkeit. Marion Delorme mußte der Liebling einer Zeit werden, die der Wohlstandigkeit müde war und die in prachtvoll tönenden Versen einen lyrischen Rausch suchte, ein kurzes Vergessen doch wenigstens der grauen Alltäglichkeit. Der Abbé Prévost hatte die zierliche Sünderin genommen, wie sie eber <sup>war</sup> als ein nicht einmal besonders auffälliges Naturprodukt, dem ma... Drohen und Zürnen und Strafen doch nicht beikommen kann. W' Hugo fühlte sich einen Erlöser; er fand seine Marion schwarz und schwarz sie noch gar, in romantischer Lust an möglichst starken Antitthesen; aber nahm er den großen Schwamm, tauchte ihn tief in die Liebe, wo am Feinsten ist, und wusch damit die Sündige sorgfältig ab. Ger-<sup>re</sup>

gab dabei die Entföhrnte unter den Händen des Reinigers den unbeträchtlichen Geist auf; aber dafür bekam sie dann auch einen Heiligenschein und auf ihre Bahre tropfte das Mitleid aller Genossinnen, die sicherlich auch gesündigt hätten, wenn ihnen nicht doch ein Zweifel geblieben wäre, ob der Mann mit dem Schwamm auch pünktlich zur Stelle sein würde.

Da, um die Mitte des Jahrhunderts, besann die Bourgeoise sich auf ihre Pflichten. Diese ewige Wäscherei konnte nicht fortbauern, denn schließlich war kein Ehemann mehr davor sicher, daß eines Tages ihm nicht die ehrlich und rechtmäßig gekaufte Frau mit dem modischen Recht der Leidenschaft das Leben verbittern würde. Die Herren Barrière und Thibouft schufen die Filles de Marbre, die kalten, schreckenden Dirnengestalten, sie priesen die anständige Frau, die zu Fuße geht, und sie übergaben den erprobten Faden dann an den kräftigeren und besseren Bourgeois Emile Augier, der im *Mariage d'Olympe* die Dirne herrisch wieder in ihren Pfuhl wies und die ehrbare Bürgertugend — im Grafen Hause — bekränzte. Das war die dritte Etappe: nicht mehr Manon, an der ihre Zeit Schuld und Fehle nicht fand, auch nicht Marion, die glorreich durch die Liebe Entföhrnte, sondern Olympia, die nie erlöst werden kann, die nach dem Schmutz in Sehnsucht vergeht und die — wie das fehlerhafte Pferd — das unverkennbare Zeichen jeder ausbündigen Gemeinheit trägt. Man war sehr mild, als die Pompadour und die du Barry herrschten, und man wurde sehr sittenstreng, als Cora Pearl die Moden bittirte und Eugenie Montijo von Thérésas Liebern sich angenehm kitzeln ließ. Und es war gewiß kein Zufall, daß dem Kaiserthum der Heuchler gerade der Priesterkönig der Romantiker das höhrende Sterbelied sang.

Der Eisgang war vorüber und die Wasser hatten sich verlaufen, da kam Emile Zola des Weges gestampft. Für einen Franzosen war er leidlich naiv, aber vom Abbé Prévost trennte ihn doch eine Welt. Auch er hielt Tugend und Laster für Naturprodukte, aber er wollte, anstatt ganz gelassen sie hinzunehmen, auf diese Produkte wirken, nicht, wie Hugo, als Priester, sondern als Arzt, wie sein Lehrer Claude Bernard, der gesagt hat: *On a compris qu'il ne suffit pas de rester spectateur inerte du bien et du mal, en jouissant de l'un et en se préservant de l'autre. La morale moderne aspire à un rôle plus grand: elle cherche les causes, veut es expliquer et agir sur elles; elle veut, en un mot, dominer le bien et le mal, faire naître l'un et le développer, lutter avec l'autre pour l'extirper et le détruire.* Zola hielt es weder mit Hugo noch mit Augier, mit dem Erlöser nicht und nicht mit dem Verdammer; er zeigte die Schäden, aus denen Verwesung keimt, und die Sitte, die selbst erst Unstittlichkeit schafft. So werden sie, sprach er, weil sie so werden müssen, weil Ihr sie



so braucht, weil ohne Prostituirte Cure bürgerliche Gesellschaft bald ein einziges großes Bordell sein würde und weil Ihr der Proletarierin nur ein Werkzeug laßt, mit dem sie ohne zerreibende Arbeit ihr Brot verdienen kann: ihren Leib. Die Noth treibt Gerwaise auf die Straße; und wenn die Tochter sie rächt und Zerstörung und Elend bis tief hinein in die bourgeoise Gesellschaft trägt, dann nützt kein lyrisches Lallen und kein Gezerer, sondern nur die gründliche Ausmistung des Stalles, in dem so lange schon Däse und Esel und rüsselnde Schweine Cure goldene Krippe umblöten. Eine Herkulesarbeit war zu vollbringen; aber Zola hat sie vollbracht und er kann guten Muthes jetzt, um den Gestank aus den Kleibern zu lüften und in geweihtem Wasser die berben Fäuste zu waschen, nach Lourdes die Pilgerfahrt wagen. Nana ist nicht nur der beste, beinahe der einzige Theaterroman, es ist auch die getreueste Naturgeschichte der modernen Dirne und die furchtbarste Anklageschrift gegen die Bourgeoise — von Frankreich natürlich, denn bei uns geht die Tugend mit der Sitte prunelos immer Hand in Hand. Leider verbarb die absichtliche Tendenz den Kunstwerth des Wertes und schließlich entmenschte Nana sich mehr und mehr zum Symbol der imperialistischen Fäulniß.

Auch Sappho ist ein Geschöpf der Tendenz, auch sie soll warnen und schrecken und ihre Geschichte trägt die lehrhafte Widmung: Pour mes fils, quand ils auront vingt ans. Die Tendenz ist die Augiers, der Stoff ist ganz einfach dem Abbé Prévost entlehnt. Aber Alphonse Daudet ist zu sehr Künstler und Literaturmensch, als daß er an eine soziale Tendenz sich ganz verlieren könnte. Und so vergißt man, mag ers noch so deutlich auch zeigen, rasch und gern, was er gewollt hat, und freut sich an dem Geschaffenen, an Daudets herrlich vollendetem Werk, dem feinsten, stärksten, persönlichsten, das allein, auch ohne Tartarin und Koumestan, dem Schöpfer die Unsterblichkeit zu sichern vermöchte. Ich gestehe ganz offen, daß ich diese Sappho sehr hoch über die griechische Primadonna Grillparzers stelle; das Lesbos des Oesterreichers ist eine Theaterdekoration ohne Perspektive, Sapphos Haus, ihr Leben im Hause, wird dem Zuschauer ängstlich verborgen, und was sie spricht, ist lauwarmes Wasser im Vergleich mit den heißen Rhythmen der wirklichen Sappho und ihrer Ode an die Listen ersinnende Aphrobite. Die Geschichte der griechischen Sängerin, die um einen dummen Jungen von der Klippe springt, ist unerträglich banal neben der Trago des armen, verkommenen Weibes, das im Manne immer die Liebe li das nicht allein sein kann, weil es kein eigenes Leben hat, und das eine Klette deshalb sich an den Mann hängt, den es endlich ganz und verlierbar zu besitzen hofft.

Zugendwo habe ich gelesen: Sappho ist die Dirne aus Leidenschaft

Immer müssen die Feuilletonknaben Schlagwörter prägen und immer tappen sie daneben. Fräulein Bertens, die sehr routinirte und theatertemperamentvolle Schauspielerin, die gewaltsam jetzt zu einer großen Künstlerin gestempelt werden soll wie die schon wieder vergessenen Damen Petri, Bipsier, Lehmann und alle die anderen, schien an die Dirne aus Leidenschaft ernstlich zu glauben; sie bemühte sich, die bekannten Register der Bühnensinnlichkeit und der Theatergemeinheit zu ziehen und eine Gestalt zu geben, auf die besser die parobistische Warnung des Witzbolbes gepaßt hätte: *Pour mes fils, quand ils auront vingt francs.* So billige Reize sind nicht gefährlich, am Wenigsten für den forschen, mit edigen Anfängerbewegungen grob zufahrenden Dengel, den Herr Ritter dem zärtlichen Blondkopf Jean unterschob. Vielleicht kannten die Schauspieler den Roman gar nicht; manche Kritiker kannten ihn sicher nicht, denn sonst hätte z. B. Herr Schlenker wohl nicht behauptet, der Inhalt des Stückes sei genau der selbe wie der des Romans, während gerade die eigentliche „Handlung“ doch fast völlig verändert ist. Allerdings kommt es auf diese Handlung nicht an: der Reiz und der Werth des Werkes liegt allein in den beiden Menschengeschöpfen, die der Zufall zusammentreibt und die von einander nicht lassen können. Alles, was sonst noch gewollt ist — der Gegensatz von Nord und Süd, von Bürgerlichkeit und künstlerischer Bohème —, wirkt daneben wie eine gute Lehre auf einem kunstvoll geschliffenen Glase.

Fanny Legrand, die Tochter des Kutschers, hat nie eine Heimath gekannt. Von der Straße nahm sie ein Bildhauer, sie wurde ihm Modell und Geliebte und von der Statue, die ihm den großen Lebenserfolg brachte, empfing sie den Namen: Sappho. So kannten die Ateliers sie und die Literatur, so glitt sie von einem Arm in den anderen und wurde berühmt als Eine, die wohl verläßt, die man aber nicht lassen kann. Aber auch sie verließ nur, weil alle diese Künstler und Literaten zu viel eigenes Leben hatten, weil sie nirgends das Heim fand, das sie suchte, nirgends die Möglichkeit, behaglich auf einem Menschenschicksal endlich auszuruhen. Schon altert sie, ist in allen perversten Lüsten erfahren, hat mit Flickern aus den Kleidern ihrer Liebhaber eine Bildung sich zurechtgemacht, da trifft sie Jean, den schlaffen, weichlichen Provenzalen, der in Paris sich auf die Konsulatskarriere vorbereiten soll. Er ist jung, er ist hübsch, er läßt sich lieben: sie nimmt ihn ganz und gar, sie wird sein Diener, sein Hund, und bettet ihn weich — im Schlamm. Wie er sich aufrichten will, wie er durch die Eifersucht erst lieben lernt, wie er eitel wird auf die schmähligen Triumphe der schlimmen Frau und immer wieder in ihre Ketten zurückfällt, bis sie selbst müde wird und den Kampf aufgibt, weil sie sich zu zerbrochen fühlt und nun selbst einen Diener braucht, einen Hund, der wedelt und ihre